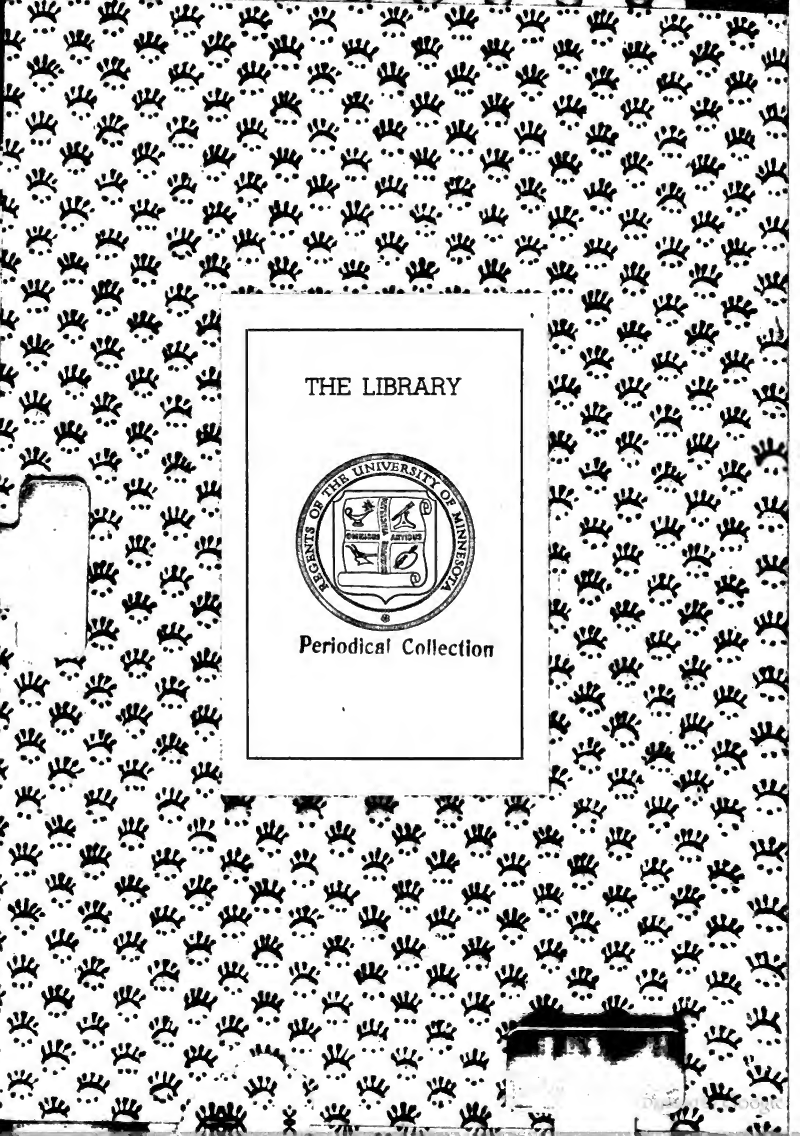
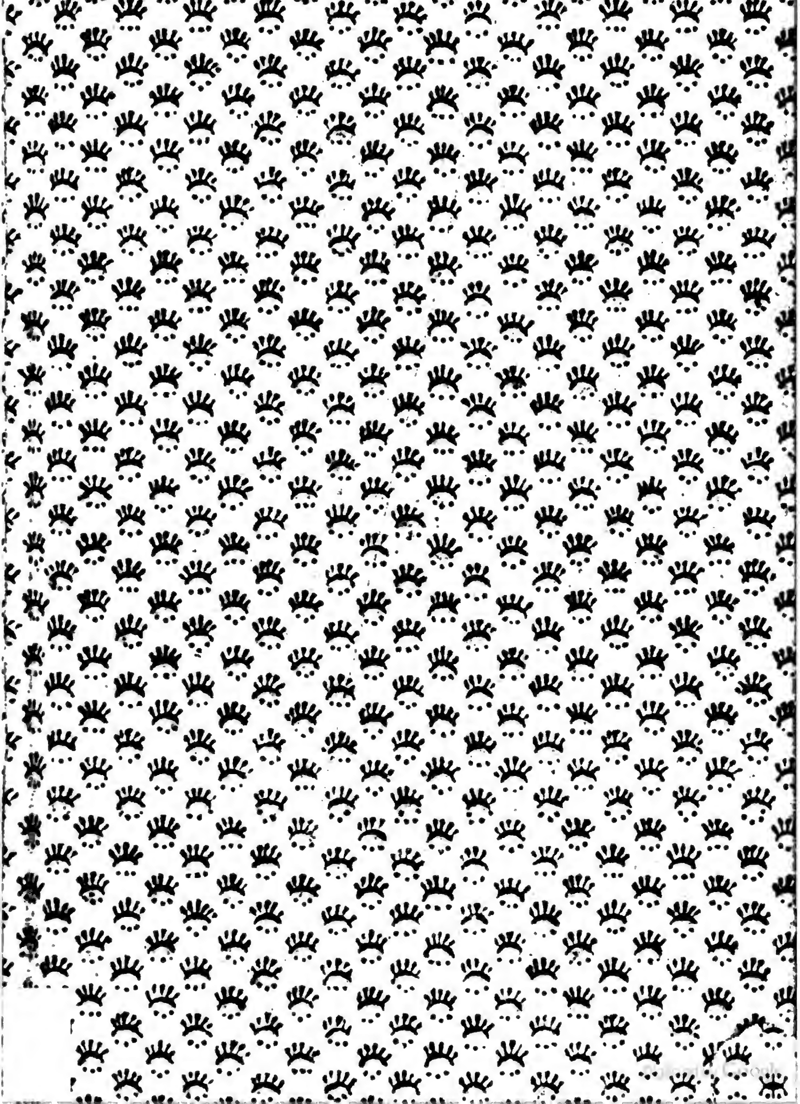

THE LIBRARY
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
Periodical Collection



März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram

Zweiter Jahrgang 1908
Erster Band
(Januar bis März)



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

Inhalt des ersten Bandes 1908

Hauptteil

Politik

Volkswirtschaft

Wissenschaft

Kunst und Kultur

Erzählungen

Illustrationen

Rundschau

Politik

Volkswirtschaft

Kunst und Kultur

Erzählungen

Glossen

Was ist uns Bülow?

Von Theodor Barth

> Worfeln soll man, beuteln, sieben,
> Was der Krankheit Spuren trägt;
> Tüchtig werd' es durchgetrieben,
> Abgegerbt und ausgefegt!
> Weg den Wust, besonders aber
> Schwindelhaber, Dippelhaber!
>
> Uhland



er feierliche Eidschwur" der drei Redner des Blocks in der Reichstagssitzung vom vierten Dezember, durch den der Zorn des Peliden Bernhard von Bülow besänftigt wurde, war, wie der Reichstagsabgeordnete von Payer im letzten Heft des „März" als Augen- und Ohrenzeuge bekundet, „mit einem Stich ins Komische behaftet." Diese Komik trat nicht bloß in den Äußerlichkeiten der Handlung hervor. Die Vertreter der drei Gruppen des Bülowschen Blocks legten dem Reichskanzler ein Vertrauensvotum zu Füßen, weil jede Gruppe das Vertrauen zum Fürsten Bülow hat, daß er das Vertrauen der andern Gruppen täuschen werde. Ein prachtvolles Lustspielmotiv! Die Konservativen rechnen darauf, daß ihr Vertrauensmann den Liberalen keine irgendwie ernst zu nehmende Konzession machen, die Freisinnigen, daß er diese konservative Rechnung durchkreuzen, die Nationalliberalen, daß er die Mittellinie zwischen zwei getäuschten Erwartungen einhalten werde. Holder Friede, süße Eintracht! Wer wird in diesem Spiel der schließlich Betrogene sein? Der Vertrauensseligste! Nie war deshalb Mißtrauen angebrachter, nie gerechtfertigter, besonders für den Linksliberalismus. Wenn der Grandseigneur den kleinen Bankier aufsucht, um ihn mit seiner Kundschaft zu beehren, dann ist es Zeit, die Augen

recht weit auf und die Taschen recht eng zuzumachen. Vor allem empfiehlt es sich, über das Vorleben des Kreditsuchenden Erkundigungen einzuziehen. Was aber weiß die politische Auskunftei über den Fürsten Bülow zu berichten? Der Kreditsucher ist jetzt volle sieben Jahre erster Direktor des Deutschen Reichs und Preußens. Ein gewandter diplomatischer Geschäftsmann, unablässig bemüht, alle Welt durch unverbindliche Redensarten bei Laune zu erhalten, hat er es stets so einzurichten gewußt, daß alle Früchte seiner Regierungstätigkeit ausschließlich den Konservativen zugute gekommen sind. Die beiden Großtaten seiner siebenjährigen Regierung sind ein ultraprotektionistischer Zolltarif im Reich und ein weitgehenden klerikalen Ansprüchen genügeleistendes Schulgesetz in Preußen. Sechs Jahre von den sieben seiner Kanzlerschaft blieb er bemüht, eine Politik zu treiben, die den Konservativen und dem Zentrum in gleicher Weise genehm war. Die stille Liebe zum Liberalismus, die angeblich immer in seinem Herzen geschlummert hat, wußte er so vortrefflich zu verbergen, daß er bei den Klerikal-Reaktionären nicht den geringsten Anstoß erregte. Dann aber, im siebenten Jahre seiner Herrschaft, kam, wie uns die Historiker des Blocks berichten, die Peripetie. Der Held zerbricht die Fesseln des Klerikalismus und strebt der Freiheit entgegen. Man sollte nun meinen, daß er dabei auch die Freundschaft derjenigen eingebüßt haben müsse, die mit dem Zentrum ein Herz und eine Seele waren. Aber die Konservativen denken nicht daran, ihm ihr Vertrauen zu entziehen. Sie sind davon durchdrungen, daß der Kurs in allem Wesentlichen der alte bleibt und nur ein Teil der Schiffsmannschaft ausgewechselt ist. Dieses ungeminderte Vertrauen des preußischen Junkertums hätte den Freisinn von vornherein stutzig machen müssen. Wie sich der preußische Junker zu einem konservativen Minister stellt, der wirklich bereit ist, dem Liberalismus entgegenzukommen, das hat das Schicksal des Grafen Caprivi deutlich genug erwiesen.

Caprivi hatte das Sozialistengesetz ablaufen lassen, ohne dessen Verlängerung zu beantragen. Er hatte die höfischen und militärischen Widerstände gebrochen, die sich der zweijährigen Dienstzeit entgegenstellten. Er hatte die frevelnde Hand sogar an die Getreidezölle gelegt und sie um volle dreißig Prozent verringert. Bei dem ausgebildeten staatsmännischen Pflichtgefühl dieses Generals war gar nicht abzusehen, wie weit er schließlich noch der liberalen

Staatsauffassung entgegenkommen werde. Das Junkertum verfolgte Caprivi deshalb mit fanatischem Haß, und es gehörte die ganze politische Unreife des liberalen Bürgertums dazu, einen Kanzler, der sich um die Feindschaft dieses Junkertums so wohl verdient gemacht hatte, nicht nachdrücklich zu unterstützen. Glaubt man, daß diese Junker den Fürsten Bülow nicht gerade so hassen würden, wie seinerzeit den Grafen Caprivi, wenn sie nicht überzeugt wären, daß er ihnen ebensowenig zu Leide, wie den Liberalen zu Liebe tun wird? Das bißchen liberalisierendes Getue in Reden oder in wenig oder nichts besagenden Gesetzentwürfen macht sie in keiner Weise irre. Der Schein von Zugeständnissen an den Liberalismus geniert sie nicht, solange nur ihr realer politischer Einfluß respektiert wird. Sie sind durchaus nicht an dem Kanzler irre geworden, der dem Liberalismus eine Börsengesetznovelle und einen Vereinsgesetzentwurf konzediert hat. Das berührt ja die Machtfrage gar nicht. Aber da, wo diese ins Spiel kommt, wie bei der Reform des Dreiklassenwahlsystems in Preußen, werden sie ihm keine liberalen Seitensprünge gestatten. Fürst Bülow hat ja auch im Reichstage bereits darauf vorbereitet, daß der Freisinn sich hier mit recht vagen Vertröstungen auf die Zukunft wird zufrieden geben müssen. Er hat gemeint, es sei doktrinär, die Blockpolitik ohne weiteres vom Reich auf Preußen übertragen zu wollen. Diese Theorie einer Doppelpolitik, die von ein und demselben Staatsmann im Reich nach vorwärts, in Preußen dagegen nach rückwärts gerichtet sein könne, erinnert an das Gelübde des tugendhaften Jünglings, der einen moralischen Lebenswandel bei Tage versprach, es aber für eitel Pedanterie erklärte, von ihm ein solches Versprechen auch für die Nacht zu verlangen.

Im Reich kann niemals wirklich liberal regiert werden, solange in Preußen die reaktionären Kräfte entscheidend sind. Nichts spricht für die Notwendigkeit der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen so überzeugend wie der Mangel an Einheitlichkeit, der in der Politik des Reichs und Preußens herrscht. Mit vollem Recht sind die Ämter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten vereinigt. Da außerdem der Kaiser von Deutschland und der König von Preußen verfassungsmäßig ein und dieselbe Person sein muß, so erscheint es ausgeschlossen, daß der Monarch und dessen erster Berater als Repräsentanten der Reichspolitik Regierungsgrundsätze nachdrücklich verfolgen können, die in zwei Dritteln ihres Herrschergebietes unter

ihrem Konsens mißachtet werden. Diese Anomalie kann nur dadurch gehoben werden, daß die Volksvertretung im Reich und in Preußen auf das gleiche Wahlrecht gestellt und somit erst die Möglichkeit für eine einheitliche Politik geschaffen wird.

Der Umstand, daß es dem Reichskanzler keine Überwindung kostet, in Preußen eine andere Politik zu treiben wie im Reich, zeigt mit völliger Deutlichkeit, daß seine sogenannte Blockpolitik kein Produkt staatsmännischer Überzeugungen, sondern nur das Ergebnis diplomatischer Verlegenheiten ist. Da er sich mit dem Zentrum überworfen hat, sieht er sich im Reich nach parlamentarischen Ersatzkräften um. Indem er dabei auch den Freisinn zur Stützung seiner wacklig gewordenen Stellung heranzuziehen sucht, beabsichtigt er keineswegs, seiner bisherigen konservativen Politik eine andere Richtung zu geben. Selbst wenn er es wollte, könnte er es nicht durchsetzen, ohne sich mit den konservativen Parteien zu überwerfen. Das zu riskieren, liegt ihm aber heute ferner als je. Sein politisches Aktionsfeld erstreckt sich danach nur über das schmale Gebiet, das zwischen dem tolerari posse der konservativ-agrarisch-klerikal-antisemitischen Reaktion und der geduldigen Anspruchlosigkeit des Liberalismus liegt. Da er seine preußischen Junker kennt, so weiß er, daß er von deren Nachgiebigkeit äußerst wenig zu erwarten hat. Alle seine diplomatischen Künste werden deshalb aufgeboten, um den Liberalismus und besonders den Freisinn in Geduld und Bescheidenheit zu erhalten.

Daß bei dieser Diplomatie für den Freisinn selbst im günstigsten Falle nur etwas Geringfügiges an politischen Reformen herauskommen kann, darüber täuschen sich wohl nur wenige besonders naive Politiker. Aber, heißt es: das Blockexperiment muß dennoch weitergeführt werden, damit — so sagen die einen — die öffentliche Meinung klar erkenne, daß auf diesem Wege nicht weiterzukommen ist; und weil — so sagen die anderen — der Zerfall des Blocks den Sturz Bülows und die Wiederkehr des Zentrums zur Macht bedeute. In dieser Argumentation steckt, wie mir scheint, viel Unklarheit. Selbst wer das Scheitern des Blockexperiments für ein Übel hält, der sollte sich, wenn es ihm unvermeidlich erscheint, der staatsmännischen Mahnung Wilhelms von Oranien erinnern: „Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehen." Eine Partei handelt stets unklug, wenn sie im politischen Drama eine passive Rolle übernimmt und sich von den Er-

eignissen treiben läßt. Besser, andre hinauswerfen, als selbst hinausgeworfen werden! Außerdem bedeutet jedes Abwarten und Gewehr bei Fuß Stehenbleiben eine Einbuße an politischer Stoßkraft und damit auch eine Einbuße an Vertrauen bei der Gefolgschaft. Endlich ist keine längere Waffenbrüderschaft mit politischen Gegnern möglich, ohne daß die eigne politische Moral Schaden leidet. „On l'épouse peu à peu" — sagte der französische Professor, als man ihn fragte, wie es nur zu erklären sei, daß er seine Köchin geheiratet habe.

Nicht minder anfechtbar ist jenes andere Argument, das darauf hinausläuft: Es kann nur schlimmer werden, wenn der Block zerbricht. Daß Fürst Bülow als Reichskanzler den Block nicht überleben wird, ist ja allerdings höchst wahrscheinlich. Er wird den Weg zum Herzen des Zentrums schwerlich wiederfinden. Selbst das Schreiben an den katholischen Pfarrer Reiter in Holzhausen, in welchem dessen „Belehrungs- und Gebetbuch" ein voller Erfolg gewünscht wird, obgleich in diesem Buch Luther recht schnöde behandelt und seine Reformation als ein bloßer Ausfluß von „Eitelkeit und Dünkel" bezeichnet wird, kann nicht als ein Versuch der Wiederannäherung an das Zentrum betrachtet werden. Wenn Fürst Bülow nun auch wirklich an der Unmöglichkeit der Durchführung seiner Blockpolitik zu Falle kommt, weshalb sollte der Linksliberalismus sich deswegen Asche aufs Haupt streuen?

Fürst Bülow ist der Träger einer innerlich unwahren, die natürlichen Parteigegensätze verschleiernden, der Ideenverwirrung Vorschub leistenden Politik. Daß sie mit großer formaler Geschicklichkeit, gelegentlich sogar mit einer gewissen Grazie betrieben wird, macht sie nicht gesunder sondern bloß gefährlicher. Die bürgerliche Demokratie kann deshalb nur wünschen, daß an die Stelle der gefälligen Lüge recht bald wieder die rauhe Wahrheit tritt, aber — so versichert man uns —, wenn Fürst Bülow den kurulischen Sessel verlassen muß, so kommt der schwarze Mann und setzt sich drauf. Das Zentrum kehrt als Sieger zurück. Mit Verlaub, was hat sich denn eigentlich seit Inaugurierung der Blockpolitik im Reich und in Preußen geändert, soweit das Zentrum und Fürst Bülow in Betracht kommen? In den Worten manches, in den Taten so gut wie nichts. Niemand kann doch im Ernst behaupten, daß Fürst Bülow dem Klerikalismus zu Leibe gehe. Das wäre ja auch nicht gut möglich, ohne die Konservativen vor den Kopf zu stoßen, und diese will

die Bülowsche Blockpolitik ja schonen. Das, was das Zentrum in Gegensatz zum Liberalismus bringt, hat es mit den Konservativen gemein. Schonung der Konservativen heißt deshalb zugleich Schonung alles dessen, was in der Zentrumspolitik reaktionär ist. Soweit von einer Gegnerschaft des Fürsten Bülow zur Zentrumspolitik gesprochen werden kann, bezieht sie sich nur auf die demokratischen Tendenzen dieser Partei. Als das Schlagwort von dem schwarz-roten Kartell ausgegeben wurde, hatte man den Kampf gegen diese demokratischen Tendenzen im Auge. Wenn sich etwas in der sachlichen Haltung des Kanzlers dem Zentrum gegenüber geändert hat, so liegt der Unterschied nur in der stärkeren Abneigung gegen die Zentrumsdemokratie. Daß die bürgerliche Demokratie in dieser Art von Kampf gegen das Zentrum einen Grund zu gesteigerter Befriedigung finden könnte, will mir nicht einleuchten. Der Ruf: der schwarze Mann kommt! kann danach nur auf sehr schreckhafte Gemüter eine erschütternde Wirkung üben.

Wenn sich die bürgerliche Demokratie einmal darüber völlig klar geworden ist, wie wenig sie bei einem Bleiben des Fürsten Bülow zu hoffen, wie wenig sie bei seinem Scheiden zu fürchten hat, so sollte es ihr auch nicht schwer werden, eine sichere Haltung wieder zu gewinnen. Die Freisinnigen aller Richtungen haben immer wieder betont, daß ihre Beteiligung an der Bülowschen Blockpolitik keinen Verzicht auf die Geltendmachung ihrer politischen Grundsätze bedeute. Es kommt alles darauf an, was hier unter dem Wort Geltendmachung zu verstehen ist. Man wird das unbehagliche Gefühl nicht los, daß gar manche freisinnige Politiker durch die Blockpolitik so fasziniert sind, daß sie die Geltendmachung demokratischer Grundsätze vergessen. Nicht daß diese Grundsätze direkt verleugnet werden, ist zu fürchten, wohl aber, daß man deren resolute Geltendmachung vertagt und sich so nach und nach mit dem Fortbestehen der reaktionären Herrschaft abfindet. Eben deshalb war es nie notwendiger als gerade jetzt, daß die Kritik nicht müde wird, die Blockpolitik in allen ihren Phasen rücksichtslos zu beleuchten. Zu retten ist dieses unnatürliche politische Gebilde so wie so nicht; sorge man wenigstens dafür, daß der Freisinn bei der Liquidation nicht gar zu schlecht abschneide.

Neu-Berlin / Von Hermann Konsbrück

Mit vier Abbildungen

it Staunen sah ich einst in einem Hüttenwerk, wie man den Schmelzofen mit Eisen in jeder Form — ganze Öfen verschwanden in den Gluten — fütterte. Die hochschlagenden Flammen ließen das Feuerloch wie einen quadratmetergroßen Amethyst erscheinen. In der Gießerei flossen die glühenden Erzströme zischend und sprühend in große und kleine Formen und verursachten die schönsten Feuerwerke der Welt. Die später aus der Erde kommenden abgekühlten Gußstücke waren hauptsächlich gebrauchsfähige Dinge, Maschinenteile, — die selbst Arbeit zu leisten, Nutzen zu bringen vermochten.

Ganz nebenbei wurden kleine Kunstwerke gegossen — Figuren und Medaillen: — die Kunst kam bescheiden hinterher!

Als ich Berlin kürzlich wiedersah, suchte ich vergeblich nach einem treffenden Vergleich. Nichts auf Erden vermag als vollkommenes Gleichnis zu dienen für dieses sich nach außen stets ausbreitende Stadtungeheuer — dessen ewige innere Veränderung sich in jeder Richtung und Hinsicht im gleichen Tempo vollzieht. Das Tempo des Wachstums ist rasend — beängstigend und begeisternd zugleich. Es ist amerikanisch — denn jede europäische Großstadt braucht, brauchte zu ähnlicher Leistung längere Zeit. Berlin explodiert gleichsam!

Aber der großen Eisenhütte — deren Bewohner unermüdlich Nutzwerte schufen — diesem heißen, licht- und funkenerfüllten, prachtvollen Getriebe, diesem vulkanartigen Gebilde kann man Berlin in seiner rastlosen Arbeit und Tätigkeit allenfalls vergleichen.

Die Kunst kommt bescheiden hinterher!

Menzel hat das Walzwerk gemalt — das Bild kann, sogar seinem künstlerischen Wert nach, als Symbol der Stadt gelten, in der es entstand, in der es lebt.

Ich bin in der glücklichen Lage, keine Zahlen angeben zu können: Zahlen langweilen, da man sich mühsam übersetzen muß, was sie bedeuten; großen Zahlen kommt die Vorstellung meist nicht einmal nach. Sieht man Groß-Berlin — denn für den Zuschauer gibt es keine Verwaltungsbezirksgrenzen — dann fühlt man, daß Zahlen genau so unzulänglich sind wie die Begriffe: Großstadt, Weltstadt. Das hier vorhandene Kräftespiel ist unmeßbar und unnennbar.

An der Peripherie entstehen in dreihundertfünfundsechzig Tagen neue Stadtteile, wo man vor einem Jahr über Wiesen spazierte. Fabriken — die in der Dunkelheit Lichtfluten ausstrahlen wie riesige Feenschlösser — wachsen aus dem Boden wie auf ein Zauberwort. Häusergruppen der Innenstadt — die unsere Väter neu bauten — machen, als altes Gerümpel, großartigeren Neubauten Platz. Verkehrsmittel, die vor zehn Jahren noch höchst amerikanisch erschienen, reichen längst nicht mehr aus. Die heute vorliegenden Pläne für Hoch- und Untergrundbahnen erforderten ein Sonderstudium, wollte man sie nur aufzählen. Die Verkehrsfluten schwellen derart an, daß Millionenprojekte durchberaten werden, um das Meer in andere Kanäle zu leiten. Es gibt Straßen, deren Pflaster aus Brettern besteht — es sind Brücken, unter denen sich Tunnel für neue Schienenwege bilden.

Die Formen der Verkehrsmittel verraten die Steigerung des Verkehrs am deutlichsten: Die Wagen der Stadt- und Ringbahn wuchsen zu langen Fahrzeugen zusammen, die Züge wuchsen um ein Viertel bis ein Drittel ihrer Länge; Generationen von Dampfrossen kamen und verschwanden, um stets gigantischeren Nachkommen Feld und Arbeit zu überlassen. Die elektrisch betriebene Hoch- und Untergrundbahn nahm einen Teil des Verkehrs auf sich — aber das sind nur kleine Aushilfsmittel, denkt man an die Erweiterungspläne, die der unerbittlich wachsende Verkehr den Behörden aufdrängt, aufzwingt!

Berlin, die Stadt, kennt keine Ruhe, gönnt keine Rast; sie kennt keinen Schlaf und — keine süddeutsche Gemütlichkeit!

Berlin wächst! Presto! Prestissimo!!



Fassade des Weinhauses Trarbach

Im Leben, in der Entwicklung dieses Riesen gibt es keine unmöglichen Dinge — und darum glaube ich an die kommende, werdende Verschönerung, an die wirkliche Verbesserung der äußeren Erscheinung des Stadtbildes. Das

Streben Berlins war bisher — wie der Sinn der Hüttenleute — auf Nützlichkeitswerte gerichtet; man versuchte wohl Kunstgüsse; — sie kamen aber sehr im Nachtrab daher und waren meistens mißlungen.

Die notwendigen Bewegungen und Veränderungen des Gesamtorganismus gingen, wie überall, der Verschönerung voraus.

* * *

Vom historischen, preußischen Berlin gibt es in der deutschen Reichshauptstadt nur noch wenige Reste. Sicherlich reicht deren Wirkung nicht in die Gegenwart hinein. Aus der Plötzlichkeit und Schnelligkeit der Entfaltung sind die häßlichen Kinderkrankheiten der Stadt zu erklären, die heute noch die Physiognomie verunstalten. Berlin kam nach dem Frankfurter Frieden auf einmal in die unangenehme, hilflose Lage eines schnell steinreich gewordenen Menschen, der vordem relativ arm und bedeutungslos war. Berlin wußte mit sich, mit seinem anschwellenden Reichtum, mit seiner Macht nichts Vernünftiges zu beginnen. Es entwickelte sich, wild wuchernd, arbeitend, erwerbend, suchend — zum unangenehmen Parvenu. Berlin protzte! Eine lebendige Überlieferung fehlte, der Untergrund der langsam gewordenen Kultur war zu schwach, um den sich plötzlich betätigenden Gigantenkräften als Fundament dienen zu können.

Ohne jede Kultur, ja ohne jede Kulturtendenz stampfte eine wilde Spekulation entsetzliche Bauten jeder Art aus dem märkischen Sandboden; und selbst wo man — Behörden oder Private — nach Schmuck oder gar Kunst strebte, mißglückte jede gute Absicht.

Gut schien, was teuer war, der Kostenpunkt war der einzige Wertmesser — und so verunstalteten die Parvenuallüren ganze Stadtteile; — sogar solche Straßen und Plätze, die — in früherer Zeit zu einheitlichem Ganzen zusammengewachsen — keine frevelhaften Störungen verdient hatten. Ein Monstrum entstand, das Berliner Wohnhaus; und gleichgültig, ob es im ärmeren Osten oder im reicheren Westen stand, — es war von rührender, unbeschreiblicher innerer Armut und Geschmacklosigkeit. Im feudaleren Westen war die Wohnstätte des reichen Mannes kostspieliger; es wurde mehr mit Material, mit Formen, mit Geld geschleudert als im Osten und Norden,

— im wesentlichen standen alle Bauten — leider auch die Staatsbauten — auf gleicher Höhe unter Null. Echter Geschmack, wirkliche Vornehmheit — Kultur also — fehlten allüberall. Ein ungezügelter Fabrikantengeist und -Geschmack herrschte auf allen Gebieten, in allen Sphären; die Bauleute, zum Teil noch aus der guten alten Zeit stammend, mußten den schreckhaften Umschwung des gemütlichen Tempos in das Prestissimo mitmachen. Bei dem Hetzen und Drängen um Notwendigkeiten wäre für Künstlertaten zunächst wohl kaum Zeit gewesen, selbst wenn den Leuten der alten Schule und der ungeschulten Jugend der Künstlersinn nicht so vollkommen gefehlt hätte, wie es der Fall war. Auch die dem Schnellbahntempo Berlins angepaßten Bestrebungen des Kaisers, die Stadt durch Bauten und Monumente zu verschönern, mißrieten fast restlos. Die Aufgaben, die Fragen waren oft schon



Fassade des Weinhauses Rheingold



Das Hotel Fürstenhof

fehlerhaft gestellt — es fehlte auch hier nicht nur an Zeit — es fehlte, was weit schlimmer war, am „Künstler", trotzdem er scheinbar in Massenauflage vorhanden war. Werke, an denen mit Fug und weisem Verstand früher ganze Generationen schufen, entstanden in Berlin in wenigen Jahren. Es äußerte sich auch hier der echte, neuberliner Fabrikantengeist mit seiner gefährlichen Tendenz, nach außenhin zu prunken. Noch nie hat sich die Zeit ungestraft ausschalten lassen, weder im Dasein eines einzelnen oder eines Volkes, noch im Leben eines Werkes, im Gang einer Entwicklung, einer Bewegung.

Es ist herrlich, entfesselte, freiwirkende Mächte zu sehen — seien es Naturgewalten oder Menschenkräfte: herrlicher ist es, wenn sie gezähmt, gebändigt sind; die schönste und stärkste Lokomotive ist ohne Bremse oder Führer nur ein höchst unheilvolles Wesen.

Etwa um die Jahrhundertwende — Neu-Berlin hatte also gerade die kurze Spanne eines Menschenalters hinter sich — sah man Zeichen und Dinge, die andeuteten, daß es einige Männer erfolgreich versuchten, dem wilden Stadtwesen Zügel anzulegen. Einige Werke entstanden: die Hoch- und Untergrundbahn, das schönste Kaufhaus der Welt, einige Schulen, ein Krankenhaus. Sie waren so beschaffen, daß man die Zeit ihrer Vollendung wohl als einen der wichtigsten Abschnitte in der Baugeschichte Berlins, als

den Wendepunkt zum Besseren bezeichnen kann. Diese Werke stehen genau zwischen den ersten dreißig kulturlosen Flegeljahren der Reichshauptstadt und der nun kommenden Jugendzeit, in der eine weitere Entwicklung nicht denkbar ist ohne den Einfluß der genannten Grenzwerke.

Bei der Hoch- und Untergrundbahn verbot der nüchterne, auf das Praktische, auf das Konstruktive gerichtete Sinn der Schöpfer ein sinnloses Spielen mit Formen am ehesten. Die ganze Eisentechnik ist trotz ihrer Jugend verhältnismäßig zu hoch ausgebildet, ihr Wesen ist zu eigenartig, um plumpe Anlehnung an historische Formen zu gestatten. Bei Maschinen, Zügen, Bahnhöfen, Brücken, Waffen und Schiffen wird heute am leichtesten die Nutzform zur Kunstform.

Von dem Wesen und den Werken der beiden Baukünstler Berlins kann hier ausführlich nicht gesprochen werden. Sicherlich sind sie es, die durch ihre Werke die Grundsteine zu einem zukünftigen, veredelten Äußeren der Stadt gelegt haben. Machen sie Schule — was zu hoffen und zu wünschen ist — dann kann — ich betone, dann kann Berlin in hundert oder zweihundert Jahren eine der schönsten Städte der Erde sein. Diese Zeitangabe ist freilich völlig willkürlich, denn uns fehlen die Faktoren zu einer genauen Berechnung; aber trotzdem die Meisterwerke Messels und Hoffmanns erst seit kurzem vollendet sind, — zum Teil sind sie, wie das neue Rathaus, noch im Bau begriffen — trotzdem macht sich ihre gesunde Wirkung heute schon geltend. Die hier veröffentlichten Abbildungen zeigen Bauten eines „Übergangsstiles" und als solche im Gegensatz zu der bisher vorhandenen Unkultur und Kunstlosigkeit ein deutliches Streben nach Vereinfachung, nach einer geistvollen und doch prachtvollen Formensprache. Sie zeigen, daß ein verfeinertes Gefühl für Materialbehandlung im Gegensatz zu der früher beliebten Materialmißhandlung wach geworden ist. Das Gefühl für den Rhythmus der Massen ist nun vorhanden, die Tendenz tritt auf, alles Überflüssige, Protzenhafte, Unvornehme zu vermeiden.

Das ist wesentlich und wichtig!

Aufgebaut auf den hier in Stein und Erz ausgesprochenen gesunden Lehren absolut künstlerisch empfindender Männer wird sich nicht nur ein einwandfreier Typus des Wohn-, Geschäfts- und Fabrikgebäudes entwickeln, der die Bedürfnisse der Neuzeit in einfacher, schlichter und gediegener Weise zu

erfüllen versteht, — es besteht sogar die schöne Hoffnung, daß der stets lernwillige Kaiser, angeregt durch diese Erzeugnisse „moderner Kunst“ sein wirksames Wort für „Richtungen“ einsetzt, die von den bisher anerkannten und befürworteten ganz außerordentlich und wesentlich verschieden sind. Messel, der Schöpfer des Wertheimhauses, ist mit Plänen für neue Museumsbauten beschäftigt! — Diese erfreuliche Tatsache gehörte vor wenigen Jahren zu dem bloß Wünschenswerten und scheinbar Unmöglichen.

Freilich werden die häßlichen Bauten und Werke aus den Flegeljahren Berlins nicht ohne weiteres aus dem Stadtbilde verschwinden! Wie man etwa den Dom — und anderes — entfernen oder unschädlich machen könnte, dazu will mir kein Mittel einfallen. Wie sehr aber dieses böse Beispiel wirkt — das zeigen am deutlichsten einige neue Kneipen, deren wahnsinnige Pracht ebenso beängstigend wie lächerlich wirkt. Säle, in denen biedere Bürger Wein und Bier vertilgen, sind architektonisch ausgestattet wie festliche Räume, in denen die feierlichsten Staatshandlungen abgehalten werden



Das Hotel Adlon

könnten. Eine schlimmere übertreibung, ein tolleres Verkennen der Bestimmung eines Baues ist nicht gut vorstellbar — da aber die Architektenleistung als solche oft nicht einmal minderwertig ist, so wirkt der innere Widerspruch zwischen Zweck und Behandlung der Bauten um so krasser. Der kommenden Zeit fehlt es in Berlin nicht an „Gegenbeispielen". —

* * *

Als ich Berlin verließ, schlief ich naturgemäß schon, ehe der Zug das Weichbild der Stadt verlassen hatte. Aber der Traumgott ließ mich die überreichen Eindrücke in einer sehr drolligen Form wiedererleben.

Ich spazierte an der Seite — des alten Fritzen durch die Stadt und zeigte ihm auf seinen Befehl hin, was man zur vermeintlichen Verschönerung seiner ehemaligen Hauptstadt in letzter Zeit getan hatte. Er sah die Siegesallee, den Rolandbrunnen, die Denkmäler der beiden ersten Kaiser und Kaiserinnen; er betrachtete die Monumente Bismarcks, Moltkes und Roons, die Berolina und die unzähligeu anderen Gruppen aus Stein und Erz, im Tiergarten und anderswo. Ich zeigte ihm die Kaiser-Wilhelm-Gedächniskirche und andere Kultstätten. Ich führte ihn durch die Sammlungen und sogar durch die Bildergalerie des alten Schlosses, trotzdem ich die neueste Nummer des Simplicissimus in der Tasche trug. Ich kann unmöglich verraten, was Seine Majestät sagte oder brummte. Der König stieß nur des öfteren heftig mit seinem Stock auf die Erde und hielt mir noch häufiger gnädigst seine goldene Dose hin, mit den regelmäßig wiederkehrenden Worten: Starker Tabak! Nehm er!!! — Als ich ihm aber als Clou des Ganzen den Dom gezeigt hatte und wir wieder im Lustgarten standen — da ereignete sich eine Szene, die Detlev von Liliencron am Schluß seines ersten Poggfred-Kantus — vorahnend — geschildert hat:

> Da schwang den Krückstock noch der alte Fritze:
> „Laß er hinfüro solche Schelmenwitze!"

Solch komische Träume kann man haben, wenn man das moderne Berlin verläßt!

Gefährliches Treiben / Von André Tardieu


In den wechselseitigen Beziehungen der Völker wie der Individuen geht nichts über Offenheit. Man wird also hoffentlich nicht erstaunt sein, daß ein Franzose von der Gastfreundlichkeit einer großen deutschen Revue Gebrauch macht, um sehr bestimmt und gerade heraus gegen heimliche Umtriebe zu protestieren, die im Falle ihrer Verallgemeinerung nicht nur das Bestehen guter, korrekter und normaler Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland unmöglich machen, sondern überdies auf gegenwärtige oder zukünftige Streitfragen der beiden Länder mit dem Gewicht einer abscheulichen Zweideutigkeit lasten würden. Soll ich verschweigen, welche Überraschung — um nicht mehr zu sagen — mir seit langer Zeit diese Umtriebe verursachen, die sich für mich und für alle Franzosen, die sie aus der Nähe verfolgt haben, durch die Tatsache noch verschlimmern, daß sie das Werk einer bayrischen Zeitung sind, daß sie sich immer zu und mit perfider Hartnäckigkeit fortsetzen in einer Stadt wie München, die durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre aufrichtige Gastfreundlichkeit, ihre Kultur und Biederkeit mit Recht in hohem Rufe steht. Nach diesen wenigen Andeutungen haben meine Leser erraten, daß ich von den gehässigen, täglichen und planmäßigen Angriffen reden will, die die „Münchner Neuesten Nachrichten" gegen Frankreich richten.

Ich gehöre sicherlich nicht zu denen, die einer Zeitung das Recht bestreiten, energisch die Interessen ihres Landes zu verteidigen. Ich habe für meinen Teil von diesem Recht einen ausgiebigen Gebrauch gemacht, namentlich gegen Deutschland zur Zeit der marokkanischen Krisis. Und manche meiner Landsleute mochten finden, daß ich für einen alten Diplomaten wirklich sehr kampflustig wäre. Indessen: wenn Polemiken lebhaft sein dürfen, wenn sie es sogar sein sollen, wo es sich um eine ernste Sache handelt, so sollen sie trotzdem und in noch höherem Grade ehrlich sein. Man kann sich über Tatsachen verbreiten und sie interpretieren; aber man darf sie nicht entstellen. Man kann in der Diskussion gegenseitig seine Argumente vorbringen; man hat aber nicht das Recht, Nachrichten zu fälschen und sie mit schwarzem

Hasse zu vergiften, die Leser zu täuschen und sie durch Lügen gegeneinander zu erbittern. Es kann unter den Völkern gewichtige Ursachen der Verstimmung geben. Und wenn diese ernsten Verstimmungen sich schließlich auf dem Schlachtfeld entscheiden, so liegt Vornehmheit in dieser Lösung, so gut wie im Privatleben in manchen unvermeidlichen Duellen. Hingegen ist es eine Ungeheuerlichkeit, daß ein Krieg aus einem bloßen Mißverständnis entstehen kann, daß zwei Nationen sich schließlich erdrosseln, weil sie sich durch ein Werk der Verleumdung und der Falschheit voreinander entstellt sahen. An diesem Werk arbeiten die „Münchner Neuesten Nachrichten"; und um es zu enthüllen, wende ich mich vertrauensvoll an die Rechtlichkeit der bayrischen Leser.

Ein ganzer Band — ich meine: ein Jahresband dieser Zeitschrift — würde nicht genügen, alle tendenziösen und absichtlichen Unrichtigkeiten in den Artikeln und Informationen bloßzustellen, die die „Münchner Neuesten Nachrichten" Frankreich widmen. Um meine Behauptung zu erweisen, will ich mich begnügen, in den Nummern zu blättern, die in den letzten drei Monaten, seit den Ereignissen in Casablanca, erschienen sind.

Vom ersten Tage an, unmittelbar nach einem Massaker, das alle europäischen Kolonien dort bedroht hatte, ist ihr Ton gehässig und aggressiv. Kein Wort des Mitleids: nichts als Unterstellungen, aus gleichviel welchen Quellen geschöpft und dazu angetan, von Frankreich, seiner Politik, seinen Absichten das falscheste, verletzendste, mißgünstigste Bild zu geben.

Berlin, 21. August. (Privattelegramm.) Die „Tägliche Rundschau" bespricht die Haltung Deutschlands in der Marokko-Angelegenheit und schreibt: Die sachlich und ruhig vorgetragenen Angaben des Kapitäns des deutschen Dampfers „Arcadia" besagen, daß die Franzosen vor Casablanca sich Deutschland gegenüber eine geradezu geringschätzende Behandlung erlaubt haben, da sie, die die Rolle der Sachwalter für alle Europäer in Marokko beanspruchen, die Deutschen geflissentlich vernachlässigt und gefährdet haben. Entweder sie widerlegen das, wenn sie können, oder ihre Regierung gibt die für das so unerhörte Benehmen Verantwortlichen preis. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß unsere Regierung fühlt, wo die eigene Würde es gebietet, der diplomatischen Zurückhaltung etwas Abbruch zu tun. Es gibt noch wertvollere Dinge als die „Freundschaft Frankreichs", zum Beispiel die Achtung vor uns selber und eines Volkes Geltung vor der Welt. Zwischen diesem und jenem ist, so scheint es, hier die Wahl.

Auf diese unrichtige Behauptung habe ich nur eine Antwort. Am fünften August hatte M. de Carbonnel, Frankreichs Vertreter in Berlin, Herrn von Tschirschky von den in Casablanca getroffenen militärischen Maßnahmen in Kenntnis gesetzt. Dieser antwortete mit Ausdrücken des Dankes. „Vor solchen Ereignissen," fügte er hinzu, „sind wir sehr solidarisch, zweifeln Sie daran nicht: man wird sich unter diesen Umständen von der Redlichkeit unserer Politik überzeugen können."[1]

Einige Tage nachher beginnen die „Münchner Neuesten Nachrichten" in einem angeblichen „Tagebuch aus Casablanca" eine Kampagne gegen die französischen Truppen und zugunsten des spanischen Detachements, das bekanntlich durch die Macht der Umstände erst ankam, nachdem die Gefahr bereits durch die Landung der französischen Marine beschworen war.

> Gestern Abend wurden 320 Mann spanischer Infanterie gelandet und mit Jubel begrüßt, zum großen Ärger der französischen Besatzung. Wie in den bösen Tagen, so benehmen sich die spanischen Truppen auch jetzt ausgezeichnet.[2]

Der Vergleich zwischen den spanischen und den französischen Truppen wird fortgesetzt: man wird sofort sehen, in welchem Geist.

> Die Transport-Maultiere und die Zugtiere der Artillerie sind vorzüglich, ebenso deren Sattelzeug. Überhaupt, zwar nicht ganz nach deutschem Maßstabe, ist ein Zug unter den Leuten, der bei dem französischen Militär vollständig fehlt. Die algerischen Truppen sind uns aus dem Kriege 1870/71 noch nicht aus dem Gedächtnis, und vielleicht stehen sie heute noch auf demselben Niveau, vielleicht aber auch tiefer. Die zwei Kompagnien der Fremdenlegion mußten gleich am Tage nach der Ankunft aus naheliegenden Gründen außerhalb der Stadt untergebracht werden, denn mit dem Raubgesindel konnten selbst die französischen Militärbehörden in der Stadt nicht mehr fertig werden. Die französischen Militärbehörden haben versucht, die spanischen Truppen „außerhalb der Stadt" zu verwenden, aber damit hatten sie wenig Glück. Die Spanier behaupten das Feld, lassen sich also nicht hinausbringen. Vielleicht müssen sie sich bequemen, ihre Kavallerie außerhalb der Tore zu verwenden.
>
> Die französischen Truppen und deren Pferde sind schlecht versorgt, eine mangelhafte Organisation ist unverkennbar. Außer an Nahrung leiden die französischen Truppen in jeder weiteren Beziehung, die Uniformen kleben von

[1] Gelbbuch Seite 304: vor dem Druck der deutschen Reichskanzlei vorgelegte Depesche.

[2] Münchner Neueste Nachrichten, 27. August 1907.

Schmutz und sind zerrissen; es ist eben der Abschaum der Menschheit, den man hieher geschickt hat.[1])

Der erwähnte Versuch, die spanische Abteilung außerhalb der Stadt zu beschäftigen, stellte sich übrigens bloß als eine loyale Probe auf die Anwendbarkeit der in Algeciras festgesetzten Polizeibestimmungen dar, die in Casablanca eine gemischte Polizei verlangten, eine spanische in der Umgebung, eine französische in der Stadt.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" begnügen sich in dieser Nummer nicht damit, die Franzosen einer übermäßigen Strenge in der Unterdrückung der Unruhen anzuklagen: sie machen sie für alles verantwortlich.

Und all dieses Elend, alles Unglück hätte erspart werden, jeder Brand, der Ruin von vielen Tausenden von Menschen, die Hab und Gut verloren haben, der Tod von etwa zweitausend Menschen hätte vermieden werden können, wenn die Franzosen eines menschlichen Gefühls fähig gewesen wären. Am dreißigsten Juli sind ja neun Menschenleben zum Opfer gefallen: drei Franzosen, drei Spanier und drei Italiener. Solche traurige Ereignisse kommen auch in anderen Ländern vor, aber darum eine Stadt mit etwa dreißigtausend Einwohnern und deren Hab und Gut sowie das Eigentum der Europäer zu opfern, ist unverantwortlich. Die allernächste Zeit wird die Ereignisse im wahren Lichte an die Öffentlichkeit bringen, dafür ist bereits Sorge getragen.[2])

Die Grausamkeit der Franzosen erstreckt sich sogar auf die Tiere!

Bei der Ausladung der spanischen Kavalleriepferde heute hatten die Spanier zusammengefügte Balken an die mit Pferden beladenen Leichter angelegt, um die Pferde darüber an Land zu bringen. Der von den Franzosen eingesetzte Offizier für die Aufsicht des Hafens ließ diese Brücke wieder entfernen, weil sie beschädigt werden könnte. Die Franzosen haben ihre Pferde mit der Brücke gelandet. Auf die diesbezügliche Beschwerde des spanischen Kommandanten bei dem französischen Kommandanten wurde der Vorfall auf ein Mißverständnis zurückgeführt, aber eine Änderung wurde nicht getroffen, und die armen Pferde mußten aus den hohen Leichterfahrzeugen mit vielen Schlägen hinausgejagt werden, wobei fast alle Pferde mehr oder weniger an den Hinterschenkeln verletzt wurden. Den Vorgang haben viele Europäer beobachtet und ihre Entrüstung darüber zum Ausdruck gebracht.[3])

[1]) Münchner Neueste Nachrichten, 27. August 1907.
[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 27. August.
[3]) Münchner Neueste Nachrichten, 27. August.

Ohne Rücksicht auf die Äußerung des Herrn von Tschirschky fahren die „Münchener Neuesten Nachrichten" in den nächsten Tagen fort, Frankreich anzuklagen und über seine militärische Aktion unzutreffende Nachrichten zu veröffentlichen. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, diese Ungenauigkeiten zu berichtigen: „wahrscheinlich haben die Franzosen den ersten Schuß abgegeben."

Dann fiel ein einziger Schuß, ob von den Mohammedanern oder von den französischen Truppen, wer weiß es, ganz höchst wahrscheinlich von den Franzosen, und sofort darauf knatterten die Gewehrsalven. Alles wurde niedergemetzelt, von dem berühmten Bajonettangriff, den die Franzosen gemacht haben sollen, ist keine Rede.[1])

Die Franzosen liefen bei der Sache nicht die geringste Gefahr.

Auch die berühmte Beschießung des Hafentors, um den Landungstruppen den Eingang zu ermöglichen, hat gar nicht stattgefunden, denn dieses ist noch heute intakt und keine einzige Kugelspur daran bemerkbar. Daß die Landungstruppen mit Gewehrsalven empfangen wurden, ist ebenfalls eine offenbare Unwahrheit. Verwundet ist nur ein Offizier der Landungstruppen; ihm wurde das Hafentor vor der Nase zugeschlagen, und weil er versuchte, es zu verhindern, wurden ihm einige Finger geklemmt.[2])

Ich zitiere aus den amtlichen Schriftstücken nur, daß der kommandierende Offizier der Truppe durch einen Schuß verletzt wurde.[3]) Aber wenig verschlägt's dem Fabrikanten der falschen Nachrichten, der die „Münchner Neuesten Nachrichten" auch weiterhin damit versorgt und die französischen Truppen unaufhörlich beschimpft:

Heute, am neunzehnten August, ist der Ort ruhig, von den Kabylen ist in der Umgebung nichts zu sehen. Lebensmittel sind nach wie vor teuer und kaum aufzutreiben. Die spanischen Truppen sind außerordentlich gut versorgt; die französischen desto schlechter. Die ersteren sehen reinlich und gut aus, die letzteren starren meistens vor Schmutz, und meistens sind ihre Uniformen zerrissen.[4])

---

[1]) Münchner Neueste Nachrichten, 30. August.

[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 30. August.

[3]) Gelbbuch, S. 305.

[4]) Münchner Neueste Nachrichten, 1. September.

Handelt es sich um Kämpfe außerhalb der Stadtmauern, dann schöpfen die „Münchner Neuesten Nachrichten" aus „englischer Quelle", die sie übrigens anzugeben vergessen, die folgende Betrachtung, der übrigens alle Ereignisse widersprechen:

London, 31. August. (Privattelegramm.) Die Gefechtsberichte aus Casablanca werden immer komischer, sie schildern das kleine Rekognoszierungsgefecht vom Mittwoch, worin die Franzosen drei Tote und neun Verwundete hatten, als eine desperate Schlacht. Ein englischer Augenzeuge konstatiert, daß die Stämme in ihrer Taktik viel gelernt haben; sie griffen in weitester Formation an und boten der Artillerie nirgends ein Ziel. Die französische Infanterie habe schlecht geschossen und den Arabern nur ganz geringe Verluste zugefügt. Die englische Kolonie in Tanger ist sehr entrüstet darüber, daß ihre Regierung sich weigert, Kriegsschiffe zu ihrem Schutz zu entsenden.[1])

Dann tauchen nach diesen Beschuldigungen der Unwissenheit und der Unfähigkeit noch viel schwerere und nicht weniger grundlose Unterstellungen auf:

Die Franzosen tun ihr Möglichstes, um alle Flüchtlinge von Casablanca fernzuhalten, das heißt ihnen die Rückkehr zu erschweren, um sich deren Grundeigentum anzueignen. Ist das auch in den Algecirasakten vorgeschrieben?[2])

Wenn die Franzosen Vorsichtsmaßregeln treffen, wirft man ihnen ihre Tätigkeit vor; halten sie sich in der Reserve, beschuldigt man sie der Untätigkeit.

Am vierten September werden die Verleumdungen fortgesetzt. Sie sind an diesem Tage militärischer und kaufmännischer Art zugleich:

Die französischen Zeitungen verbreiteten die Meldung, daß weitere Truppensendungen nach Casablanca nicht stattfinden würden; General Drude habe gesagt, daß er Verstärkungen nicht bedürfe. Also wieder eine Unwahrheit, denn die schlechte Organisation der französischen Truppen scheint sie noch nicht zu befähigen, gegen einige zügellose Horden das Feld zu behaupten.

Die umliegenden Stämme Medinna und Uled Hariz wollen sich seit einiger Zeit der Stadt unterwerfen, aber General Drude

[1]) Münchner Neueste Nachrichten, 1. September.

[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 1. September.

will sie nicht annehmen! Diese Stämme sind imstande, die weiter wohnenden Stämme von dem Marsch auf Casablanca abzuhalten, und warum nimmt General Drude ihre bedingungslose Unterwerfung nicht an? Um weitere „Lorbeeren" zu ernten, die trostlosen Zustände aufrecht zu erhalten, die Flüchtlinge von der Stadt fern zu halten, wo es doch so sehr an Arbeitern und Handwerkern in jeder Hinsicht fehlt?!

Heute früh traf der deutsche Dampfer „Saffi" hier ein, aber es war nicht möglich, die für Casablanca bestimmte Sendung, darunter Lebensmittel, zu landen. Ist das die Freihaltung des Handels? Alle Franzosen landen, was sie wollen. So werden unsere Waren in irgendeinem Küstenorte oder in Gibraltar gelandet, mit unnützen Kosten überbürdet und warum? Weil es den Franzosen so gefällt.

Ist es nötig, daran zu erinnern, daß von amtlicher Stelle aus in Deutschland niemals ein derartiger Vorwurf erhoben worden ist?

Vom gleichen Tage zitiere ich den folgenden hübschen Scherz:

Gestern Abend etwas nach zehn Uhr fielen in der Stadt einige wenige Gewehrschüsse von den Franzosen, wahrscheinlich, um zu zeigen, daß sie noch wach sind.

Am siebenten September melden die „Münchner Neuesten Nachrichten" „eine regelrechte Niederlage der Franzosen, mit schweren Verlusten, Rückzug und Flucht".

Vergeblich suche ich in den veröffentlichten Dokumenten nach einer Spur dieser ernsten und schimpflichen Niederlage. Wie hätten übrigens die „paar unbedeutenden Haufen", die, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" einige Tage vorher sagten, in keiner Weise gefährlich waren, jemand eine solche Niederlage beibringen können? Geheimnis, Geheimnis, Geheimnis!

Am gleichen Tag meldet diese gut informierte Zeitung, daß die Lage sehr ernst sei, weil die französischen Kammern unverzüglich einberufen werden sollen: bekanntlich ist es auch damit nichts gewesen!

Und mit einem Male wird dann eine große Anklagerede gegen das „marokkanische Syndikat" losgelassen. Ich zitiere sie vollständig.

Wie gerechtfertigt das Drängen der öffentlichen Meinung in Frankreich nach der Einberufung des Parlaments ist, zeigt die heute eingetroffene Meldung von

der Besetzung von Mazagan. Es kommt, wie vorauszusehen war: Zuerst lag den Kolonialfanatikern nur daran, eine „ganz kleine Expedition, streng im Rahmen der Abmachungen von Algeciras und lediglich zur Sühnung begangener Verbrechen“ durchzusetzen. Sie wußten genau, daß die Republik, wenn sie erst einmal einen Finger in das marokkanische Räderwerk gesteckt hatte, bald mit der ganzen Hand erfaßt sein würde. Hierin liegt auch die Erklärung für das übereilte Bombardement von Casablanca. Die nach Ruhm dürstenden Militärs und die Financiers des Marokkosyndikats haben, was sie wollten: Le drapeau est en marche! Schon ist das Blut nicht nur von Fremdenlegionären und Spahis — um dessentwillen man nicht viel Aufhebens machen würde —, sondern auch von französischen Offizieren geflossen. Die Nation wird bei ihrem Ehrgefühl gepackt und sieht sich über Nacht vor einem Kriege. Es ist dies wieder eine Lehre dafür, wie wenig die papierenen Bestimmungen einer Verfassung, die dem Parlament die Entscheidung über Krieg und Frieden anheimgibt, ein Volk gegen die Unternehmungen einzelner aktionslustiger Cliquen zu schützen vermögen, wenn diese Bestimmungen nicht durch ein starkes, in seinen Entscheidungen unabhängiges Staatsoberhaupt erst ihren wahren Wert erhalten. Man kann getrost behaupten: die große Mehrheit des französischen Volkes hat von einer Expedition nach Marokko nichts wissen wollen. Und doch sieht es sich jetzt vor der Notwendigkeit, ein so kostspieliges und langwieriges Abenteuer zu unternehmen, weil eine Gruppe von Politikern und Geschäftsleuten das Land hineingelockt hat. Wenn die sozialdemokratischen Doktrinäre überhaupt aus der Praxis etwas lernen wollten, müßten sie hieraus ersehen, wie albern die spitzfindige Unterscheidung von Angriffs- und Abwehrkrieg ist, die erst jetzt wieder in Stuttgart aufgestellt worden ist. Wer ist in diesem Falle der Angreifer und wer der Angegriffene? Die Marokkaner sagen, wir haben die Franzosen nicht ins Land gerufen, und die Franzosen werden sagen, wir haben bis zuletzt keine Expedition gewollt. Vielleicht wird erst die Geschichte klarstellen, daß ein französisches Finanzsyndikat im Bunde mit aktionsgierigen Militärs die treibende Kraft gewesen ist.

Auch hier kann ich nichts Besseres tun als die „Münchner Neuesten Nachrichten“ auf die offiziellen Erklärungen der deutschen Regierung verweisen.

Zu dieser Zeit, Ende August, Anfang September, glaubte die französische Regierung den Mächten Mitteilung machen zu müssen von den Maßregeln, die sie ergreifen würde, falls eine Besetzung der Häfen sich nötig erweisen sollte: eine loyale Vorsicht ohne Hintergedanken, zumal es, wie bekannt, zur

Ausführung überhaupt nicht kam. Das hindert aber die „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht, am zehnten September zu schreiben:

Der Beschluß scheint, wie dies auch die „Münchner Neuesten Nachrichten" ausgesprochen haben, in der Tat nur damit erklärlich, daß gewisse Kreise in Paris eine Situation schaffen wollen, die Frankreich schließlich zwingen wird, zur Eroberung Marokkos zu schreiten, ob es das will oder nicht.

Einigen Kritiken, die in einer englischen Zeitung erschienen waren, entnahmen die „Münchner Neuesten Nachrichten" ein kleines Bruchstück, in dem von einem englischen Protest gegen die Aktion Frankreichs die Rede war. Das Gegenteil ist richtig: wenn England etwas bedauert hat, ist es gerade dies, daß Frankreich nicht energisch genug handelte. König Eduard sprach sich in Marienbad so aus, zuerst gegenüber M. Clémenceau und dann auch gegenüber anderen Personen. M. Paul Cambon schrieb das gleiche an M. Pichon, als Ansicht des Sir Charles Haldane.[1])

Am zwölften September wirft man den Franzosen wieder ihre Unfähigkeit vor.

Die Verluste der Araber sind noch nicht bekannt, weil sie ihre Toten und Verwundeten immer gleich mitschleppen. Groß sind ihre Verluste kaum gewesen, denn die Franzosen schießen miserabel. Die vierstündige Beschießung aus den großen Schiffsgeschützen hat, soweit man sehen konnte, auch nicht den geringsten Erfolg gehabt.

Als wir im Gefecht von Taddert einen tatsächlichen Vorteil errungen hatten — der die obenstehende Behauptung widerlegt — fanden sich die „Münchner Neuesten Nachrichten" damit ab, daß sie sich über uns mit einer glatten Grobheit lustig machten.

Die Erstürmung des Lagers von Taddert

hat, wie vorauszusehen, die französischen Geister in einige Verwirrung gebracht und sie wieder einmal der Kaltblütigkeit sowie der Fähigkeit einer richtigen Beurteilung der Wirklich-

---

[1]) Gelbbuch Seite 394.

keit in bedenklichem Maße beraubt. Daß die ganze Affäre brav gemacht war, ist gewiß, aber sie zu einer Heldentat aufzubauschen, ist ein Unternehmen von geschmackloser Lächerlichkeit. Wenn es Helden bei Taddert gab, so sind es sicher eher die Mauren als die Franzosen, deren Tapferkeit bei einem Gefecht, zu dessen Entscheidung die Artillerie genügte, gar nicht in Anspruch genommen wurde. Wenn das bramarbasierende Säbelrasseln der Franzosen sich auch gegen Deutschland richtet, so interessiert das nur völkerpsychologisch und weil es uns zeigt, wessen wir uns von Frankreich zu versehen haben. Was würde erst geschehen, wenn die Franzosen einmal einen ebenbürtigen Feind besiegten? — Die einzige wirkliche Bedeutung des Sieges liegt nicht an den Fraubasereien, mit denen ein Teil der Pariser Presse ihn, was sie gar nicht zu bemerken scheint und was er doch auch nicht verdient, zu einer Operettentat herabwürdigt, sondern darin, daß er die Kabylen und Mauren von der Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt; darum wird auch dieser Sieg in Deutschland allerdings nicht bewundert, wie die Franzosen sich einbilden, aber doch nicht ungern gesehen, weil er die endgültige Regelung der hoffnungslos verfahrenen Marokkogeschichte ein wenig näher rückt. Im übrigen ist zu konstatieren, daß drei Viertel aller heute einlaufenden marokkanischen Meldungen von erschreckender Inhaltlosigkeit sind und sich vor den bekannten Podbielskischen Meldungen, daß es vor Paris nichts Neues gebe, nur durch einen anspruchsvollen Wortschwall unvorteilhaft auszeichnen, was sie aber vor einem unrühmlichen Ende im Orkus des Papierkorbs nicht bewahrt. Wenn ein Dutzend Depeschen konstatiert, daß die Lage unverändert ist, ein anderes Dutzend über belanglose Schiffsbewegungen oder über kleine Diebereien und Gerüchte berichtet, die, selbst wenn sie wahr wären, nichts bedeuteten, so ist es wirklich schade um das Papier, das damit bedruckt wird. [1])

Als dann dieser „Operettenerfolg" den Franzosenfresser der „Münchner Neuesten Nachrichten" erbittert hatte, schrieb er unter Hintansetzung der Wahrheit — alle fremden Konsuln haben dies bezeugt — folgendes:

Heute nachmittag machten drei deutsche Damen in Begleitung eines deutschen Herrn einen kleinen Spaziergang außerhalb der Stadt, wie es viele andere Europäer auch tun. Auf dem Rückwege beim Eintritt in das Stadttor wurde ihnen das Passieren durch einen Tirailleur verweigert. Tirailleurs und Turkos

1) Münchner Neueste Nachrichten, 17. September.

stehen bei uns von 1870/71 her in „bestem Angedenken", und seitdem hat sich diese verrufene Kaste keineswegs verbessert, eher verschlechtert. Der Eintritt wurde durch ein energisches, aber keineswegs unfreundliches Wort des deutschen Kaufmanns durchgesetzt. Stehen wir Deutsche unter französischer Oberherrschaft oder unter deutscher Jurisdiktion wie früher?! Wäre rechtzeitig ein deutsches Kriegsschiff in Casablanca eingetroffen, wäre alles Unheil, Blutvergießen, Plünderung und so weiter verhindert worden.

Dem eingangs erwähnten deutschen Kaufmann waren die Tirailleurs am neunten August im Begriff, die Tür seines Wohnhauses mit ihren Flintenkolben einzuschlagen, um das Haus zu plündern, sie wurden aber von einem vorbeigehenden Angestellten des englischen Konsulats daran gehindert.

Noch heute werden die Plünderungen durch französische Soldaten während der Nacht fortgesetzt.

Einige Wochen später, in Sachen der Beni Snassen, wiederholt sich das Spiel: die Franzosen provozieren, die Marokkaner sind wackere Leute, sie sind Opfer. Man spricht niemals von den Leuten, die von ihnen hingemordet wurden, ebensowenig wie kurz zuvor von den neun europäischen Lastträgern, die in Casablanca getötet wurden. Beispiel:

[Bei diesen Erörterungen wird übersehen, daß die Franzosen die Angreifer sind; die bösen Kabylen haben sich nur gewehrt. Außerhalb Frankreichs wird der Eindruck vorherrschen, daß man diese neue Auflage der Krumirpolitik ebenso ungeschickt wie brutal inszeniert hat; die Heldentaten der französischen Artillerie gegen die Kabylen mögen noch so erfolgreich sein, eine Mehrung des französischen Waffenruhms bedeuten sie nicht. D. Red.] [1])

Die englische Presse billigt in ihrer Gesamtheit bestimmt und klar das Verhalten Frankreichs; aber die „Münchner Neuesten Nachrichten" zitieren hartnäckig nur eine einzige Zeitung — die einzige, welche es kritisiert — den „Manchester Guardian".[2]) Und das heißt: die Leser auf dem laufenden halten.

Jeden Tag serviert man ihnen wie eine tägliche Speise einige Zeilen über die Perfidie Frankreichs: anbei unter anderem das „Menu" vom dreißigsten November:

---

[1]) Münchner Neueste Nachrichten, 29. November.

[2]) Münchner Neueste Nachrichten, 21. November.

Mittlerweile gehen die marokkanischen Krumirs, die Beni Snassen, in die von den Franzosen gelegte Falle mit großem Elan hinein; der Vorwand für eine große militärische Unternehmung ist durch diese Raufereien in Udschda gegeben, und die Franzosen schicken sich an, ihn mit der Erfahrung, die sie im Arrangement solcher Dinge besitzen, auszunutzen.

Dies ist ein ungeheuerliches Verfahren, welches die Leute entehrt, die es anwenden, das aber auch leichtgläubige Leser täuschen kann. Die Deutschen haben auch Schwierigkeiten in den Kolonien gehabt. Ich wage zu behaupten, daß niemals eine große französische Zeitung Partei gegen die deutschen Offiziere und Soldaten für die Barbaren genommen hat, von denen sie ermordet wurden.

Ich füge bei, daß — zum großen Glück — die „Münchner Neuesten Nachrichten" in der deutschen Presse eine Ausnahme bilden. Ich begegne in dieser Presse oft schreienden Widersprüchen. Aber der Redlichkeit ihrer Diskussion zolle ich alle Achtung. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" hingegen sind eine Zeitung, mit der die Diskussion unmöglich ist, weil sie gerade die Tatsachen, die Grundlage der Diskussion, beharrlich fälscht.

Vor einigen Monaten habe ich in einer französischen Revue, der „Revue bleue", an der Hand von Beweisen dargelegt, mit welcher Unredlichkeit ein wohlbekannter deutscher Publizist, Herr Theodor Schiemann, seit Jahren von Frankreich spricht. Heute habe ich, an der Hand von Beweisen, darlegen wollen, wie — in analoger Art — die „Münchner Neuesten Nachrichten" vorgehen. Und ich schätze mich glücklich, daß ich es in einer deutschen Zeitschrift habe tun können. Der Fürst Bülow sagte im letzten Sommer, daß Franzosen und Deutsche ein Interesse daran haben, sich besser kennen zu lernen. Nichts ist richtiger. Aber wie sollen sie sich kennen lernen, wenn man zwischen sie, wie eine Mauer, systematische Lügen baut. Diese Mauer niederzureißen, werde ich bei jeder Gelegenheit bestrebt sein.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)


antilener setzte sich in die andere Ecke des Zimmers auf den härtesten Sessel; so fühlte er, daß man jetzt brav sein müsse. Aber ansehen mußte er sie doch und wünschen, ein Bild von ihr in diesem Augenblick zu haben, in diesem weichen, dunkeln, bebenden Augenblick.

Sie aber blieb eine ganze Weile so. Da stand sie auf, trat zu ihm und stand bei ihm. Gegenüber war ein Spiegel, da besah sie alle beide; sich und den Geliebten. Er fühlte ihre Kleider, und bald danach die Wärme, welche von ihr strömte. Und gleich darauf huschte, wie ein Lichtlein durchs Gezweig, ihr uneinfangbarer Duft an ihm vorüber. Er dachte an den Sommer, da er sich so sehr nach ihr gesehnt, und wie der Brief kam! Und jetzt! Ihm war es, als begänne in seinem Inneren ein Falter die Hülle seiner Körperlichkeit zu durchbrechen, so sehr rieselte es in ihm.

Es war nicht zu ertragen, und dennoch hielt er still; nur ganz leise drängte er sich gegen sie, um zu fühlen, ob sie noch da sei. Sie aber wußte, er werde sich nicht weiter rühren. Darum blieb sie an ihm, minutenlang.

Und das war beider Liebeserklärung — — —

Dann rückte sie ein wenig fort, und er stand auf. Mit heißen Augen schauten sie sich an, nur ein kurzes Ja! Ja! lang. Dann suchte sie seinen Hut, er ging, und sie selber ließ ihn hinaus; huschend, leise, geheim. Und während er vor der Türe aus lauter Herzklopfen noch ein Weilchen verzog, sperrte sie ihr Zimmer ab, rückte den Sitz, darauf er gesessen, an ihr Lager, setzte sich auf den Diwan und streckte sich dann aus, die Augen geschlossen, die Arme weit auseinander, mit langsamem Atemzug, und litt jeden Traum, der nur immer kommen wollte.

Er aber trat auf die Gasse mit dem ruhigen Glückstrotz der Schuld. Wieder sang die Amsel wie einst im März.

Die erste Amsel im Jahre, aber er hörte keine überirdischen Mahnungen mehr. Vergessen seine Armen, vergessen er selber, vergessen die heitere Liebe, die er noch vor Stunden war. Freudig und bewußt trat er aus seiner Welt

in den Berg der Göttin, aus dem betörend die Unterirdischen singen. Er wußte, daß er versinke, und war selig, daß es geschah.

Noch ein kleineres Wunder widerfuhr ihm. Kurze Zeit nachher, am Jahrestage, da sie sich kennen gelernt, kam mit der Post ihr Bild; ihr Bild, wie sie auf dem Diwan saß, im Hauskleid, und zur Erde hinab schaute. Ganz in der Frühe war es gekommen, und als die vielen Mittagsglocken sangen, saß er immer noch auf seinem Bett, und seine Augen streichelten Zug um Zug längs der Linien des feinen, geneigten Antlitzes und des wunderschönen Körpers. Das blieb zart an ihrer Liebe, daß sie schon an dem Glücksgefühl, zu wissen, wie es stehe, ein reiches Genüge fand. Nicht einmal die Hände küßte Kantilener der geliebten Frau. Geschähe das, so zerrisse leichtlich die Hülle der Leidenschaft mit einem Male, und wohin die entfesselten Sinne ihn dann rissen, wer wußte das?

Dann entsann er sich doch wieder, was er seinen Kranken und Beladenen schuldig sei, und eilte, die Zeit einzuholen, welche er verträumt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Arbeiten am Heim der Genesung hatten wegen Geldmangel gestockt. Unter Dach und Verputz stand es; aber die Innendekoration war noch nicht recht gediehen, und eine der großen Wichtigkeiten, die Seelenapotheke, stand noch mit leeren Regalen, auf unsterbliche Werke wartend, da.

Die Bücherei! Seit das Haus gebaut wurde, arbeitete Kantilener an Zusammenstellung der köstlichsten Geschenke menschlichen Geistes. Denn selbst der Regenhimmel sollte leuchten und reich sein über dem Hause auf der Ries.

Viel wurde geschenkt, das ist wahr. Aber meist aus Händen, wie jener der Gesellschaft für ethische Kultur, der Freireligiösen, der Spiritualisten, der Vereine „Eden", „Befreiung", „Hilfe", „Luft" und „Windharfe". Es schenkten Bücher die „Friedenskrieger", die „Frauenbündler", die „Unterirdischen", die „überirdischen", die „Irdischen" — Theosophen, Vegetarianer, und „die Enthaltsamen" sandten die Werke all ihrer Mitglieder. Wahrlich, in dieser Bibliothek hielten sie Frieden, die sich sonst weniger vertrugen als die gesamte andere, beladene und verderbte menschliche Gesellschaft. Hier zausten einander nicht, „die guten Willens waren".

Wehmütig musterte Kantilener die dünnen Heftlein, rot, gelb, blau und grün eingeschlagene Notschreie moderner Menschheit. Viel Talent, uner-

meßlich viel guter Wille und noch mehr Torheit und Verblendung! Wie wertvoll, das zu überblicken. —

Wer da Zeit fände, alles zu sammeln; alles in hellem, gesundem Geiste zu prüfen und mit der Redlichkeit der guten Holzkohle die Reduktion, im Feuer heiligen Ernstes, vorzunehmen? Viel edles Metall bliebe dann aus wirrem Erfindsel. Wird er den Ordner machen, allen Autoren zu Undank und der Menschheit zum Besten?

Nach Durchsicht dieser gänseschnattrigen Apostelei empfand Othmar das innige Bedürfnis, große Ironisten in die Nachbarschaft des Regales „Neue Menschen" zu stellen. Jener seltene Mensch, welcher es in sich hatte, so hoch zu gelangen, der sollte gänzlich gesund im Genesungsheim werden. Und Othmar notierte den kleinen Lügenbold Tom Sawyer des Twain, und einiges vom lächelnden Dickens und vom mokanten Rabelais, vom groben Fischart, vom nebensachen-hauptsächlichen Jean Paul, dem breitbehaglichen Gottfried Keller — — — warum haben die Deutschen so wenig schmunzelnde Dichter?!

Daneben sollte dann das Fach „Gesunde" kommen. Gesunde —! Mein Gott, also Homer — — — Äschylos? Nein, der nicht; ist schwer beladen mit Mauersteinen, um in sonniger Welt düstere Heiligtümer zu bauen. Sophokles? Vielleicht Ödipus auf Kolonos. Euripides? Nein. Aristophanes gewiß, und Holberg daneben. Und Molière, den Gesündesten? So gesund, daß er die Ärzte nicht leiden konnte . . . Dann Goethe: Die Reisen, Wilhelm Meister, Götz, — — — gar manches, lange nicht alles. Shakespeare: Die Falstaffkomödien, „Romeo", und aber wieder „Sturm"; denn das andere kommt in das nächste Fach, wo der Faust obenan steht: Große Sehnsüchtige! Also ist Sehnsucht schon nicht mehr Gesundheit.

Ach Gott, das dauerte Wochen; es wäre eine lange Geschichte. — — — So sehr verlor sich Kantilener bei seinem Eifer, der süßen Frau reinster Geliebter zu bleiben, in sein Feuer, die Weltliteratur vom Standpunkt einer Bibliothek für Genesende zu betrachten, daß er vergaß, von dem Gebäude auf der Ries ihr, der Reichen, für deren Schmuck ihm alle Perlen des Meeres zu wenig gewesen wären, zu schweigen.

Wendelin Zimbal hatte ihn begleitet, vom Heim der Genesenden bis zu Frau Else. Zimbal lebte, da es beim Theater nur wenig Stellproben für ihn gab, ganz in der Rolle des treuen Beschützers ungesetzlich Liebender, und es

wäre ihm durch das Herz gegangen, wenn seine treue Botschafterei nicht mit dem Glücke leuchtender Menschenaugen bezahlt worden wäre. Er selbst hatte noch nie eine Liebe gehabt; stets liebte er mit anderen; er, der ja ohnehin wie ein Schatten aussah!

Und als Kantilener in das Haus der schönen, reichen, leuchtenden Frau ging, blieb Zimbal wie die Witwe eines heiligen Brahminen am Scheiterhaufen zurück, um von der Seligkeit nur sehr unbequeme Vorstudien zu absolvieren.

Der gute Othmar aber erzählte drinnen! Erzählte obenan von seiner Bibliothek, klagte, fragte um Rat, verwirrte unter dem Blicke der klugen, süßen, glücklichen, verliebten, grauen Augen das Buch Sirach mit Ovids Ars amandi und schwieg zuletzt, schwieg ein ganzes Hohes Lied seligen Anschauens!

Glücklich duldete Frau Else dieses besiegte Verstummen des ideenvoll Gekommenen. Sie duldete es, bis ihr selber heiß und ängstlich wurde, — ängstlich bis zu jenem sehnsüchtigen Ausstrecken der beiden schlanken Arme, das sie sich immer wieder verbot!

Aber heute hatte er sich verraten. Und das war ein Glück, ihm Schrecken und eine Freude zu machen! Gab sie ihm denn nach kurzem, hastigen Kramen in einem zerwühlten Weiberschreibtisch, an dem geträumt, geweint, bespiegelt, still gelacht, nur nicht geschrieben wurde — ein großes Kuvert: für Herrn Doktor Urbans Sanatorium.

Streitend, traurig, gekränkt, aber gewissenhaft nahm es Kantilener mit. Es war wirklich das beste Mittel gewesen, ihn sicher zur Tür hinaus zu bringen und abzukühlen, sonst hätten sie beide sich vor Glück und Liebe nicht zu fassen gewußt und hätten sich aus dem Paradiese geküßt . . .

Und wie er in seinem ganzen Unglück an der Haustüre stand, stürmte Zimbal auf ihn ein: „Was hat sie dir gegeben?"

Mit verhaltenem Schluchzen zog Othmar drei große Banknoten von erschütternder Ziffernmajestät am Ohr aus dem Kuvert.

Zimbal erstarrte. So weit also ging opfervolle Liebe? Bis zu jenen blauen Bildern, welche sonst nur Schauspieler wie Sonnenthal und Kainz einnehmen? Göttlich! Man bedenke, daß Zimbal ein naives Gemüt war und also Geld zu den heiligsten Gütern der Menschheit rechnete.

Sein Leben hatte einen Wendestoß empfangen. Hinfort war der Tempel der Liebe in seinen Augen angefüllt mit Weihegeschenken und Präsenten. Er

war, ohne es zu ahnen, zu den Erkenntnissen wissenschaftlich ausgebildeter Konservatoristen gekommen.

Durch die wuchtige Spende der in allem andern so zarten Frau vollendete sich das Haus der Genesung auf der Ries, wie von kleinen, unsichtbaren Geistern bedient.

Himmelblau war es angestrichen, im Giebel eine große, aufgehende, vergoldete Sonne. Von einer Seite blies, im Relief, ein pausbäckiger Wind, auf der anderen Seite sendete eine schöne, pralldicke Wolke Regenschauer herunter. So waren alle drei Naturheilmittel kinderfroh beisammen wie auf einem alten Bauernkalender.

Die Einweihung des Hauses war festlich und rührend. Der Verein Windharfe, gemischter Chor, sang wie Cherubim und Seraphin, und Doktor Urban hielt eine beweinenswert schöne Rede über die erste Burg des neuen geheiligten Menschentumes in deutschen Landen, mit dem Wunsche, daß auf vielen seligen Hügeln ähnliche Grâlsburgen des einzigen Heiles entstehen möchten.

Die Rede, der Tag und die Gegend waren so schön, daß ein, nicht einmal unvermögender Sonderling sich sofort bereit erklärte, als erster Patient einzuziehen. Das Haus sei im Ziegelrohbau über den Winter durchgefroren, also wage er es, im Vertrauen auf ein zugfreies und trockenes Zimmer.

Nach und nach meldeten sich sieben Gäste, alle als Mitglieder der beteiligten Vereine mit derart ermäßigten Preisen bevorzugt, daß schon mit ihnen ein idealistisches Defizit in die Sonnenhalle einzog.

Gewinnen tat nur einer: Zimbal. Der begeisterte Wendelin fand hier das erste Weib, welches an den Künstler in ihm glaubte, und zwar, was ihn besonders rührte, ohne ihn je auf der Bühne gesehen zu haben. Kunigunde Anatour. Sie gab ihm sogar, nachdem er ihr beim Weihgesang dicht am Ohr mit herzbezwingender zweiter Stimme gewaltige Gefühle wachgesungen hatte, einen silbernen Crayon von ihrer Uhrkette zum Andenken, mit einem falschen Rubin.

Wonnebebend nahm Zimbal das erste Zeichen beginnender Künstlerkarriere entgegen.

Kunigunde Anatour wurde seine Seelenfreundin, und da sie nicht ohne ein Erbteil war, so kleidete sie ihren Künstler verhältnismäßig elegant und bestritt die Kosten des Friseurs.

(Fortsetzung folgt)



Der bunte Kranz von Wilhelm Schulz

Von Jakob Schaffner

Mit fünfzehn Zeichnungen von Wilhelm Schulz *)

Ach was, ewiges Leben! Was geht dich das ewige Leben an? Hast du dich um das ewige Leben zu kümmern? Laß das ewige Leben doch zufrieden! Das ewige Leben wird schon mit sich allein fertig werden. Ich will dir was sagen. Das heißt, ich will dir gar nichts sagen. Sagen: pfui Teufel auch, sagen! Wer wird denn was sagen! Da, trink, sag ich, sonst sag ich nichts.

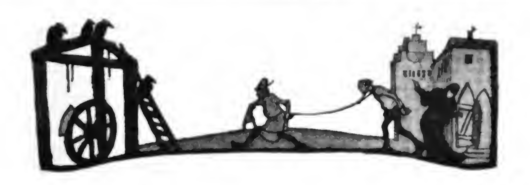
Zum Trinken geht ein Krug herum,
Der bringet alle Sorgen um.



*) Aus „Der bunte Kranz" Ein Gedichtbuch von Wilhelm Schulz, München 1908, Verlag von Albert Langen.



Auch die allerdicksten. Auch die Sorge um das ewige Leben. Na also. Prosit, mein Sohn. Apropos, weißt du, wo der Vers her ist? Nein, du weißt es nicht. Woher sollst du's auch wissen? Aus dem bunten Kranz ist er her. Was das für ein Kranz ist? Bunt halt, und ein Kranz! Wie so ein bunter Kranz eben ist. Halt jetzt das Maul, ich muß dir jetzt sagen, was es auf sich hat damit, und was drin steckt. So'n bunten Kranz hast du deiner Lebtage noch nie gesehen, Grasaff, der du bist. Steig in die Kanne, Herrgottsdonnerwetter! Eins, zwei, drei! So, und jetzt schau mal her, daß du wieder was lernst. Das ist der bunte Kranz. Er ist bunt vom Lieben, vom Trinken und von der Phantasie, weißt du? Da ist dir zum Beispiel ein Mädel und ein Fiedler, versteht du? Das Bild und das Gedicht dazu. Das Mädel will, der Fiedler



soll seine Fiedel im Klee verstecken, daß sie nicht sehen kann und nachher ausschwatzen, was sie miteinander angeben vor Liebhaben. Der Teufel soll mich holen, wenn das kein niedlicher Einfall ist. Das ist das Bild. Sie steht trostmütig vor ihm und sagt es ihm, sagt es ihm einfach. Na ja, und er horcht ihr zu. Und drunten liegt das Dorf, das Nest, und aus dem Nest ist das liebe Ding. Aber der Spielmann und die Wolke dahinter: wo die beiden her sind, das weiß kein Mensch. Siehst du wohl?

Aber wie es denn manchmal so geht: Spielleute haben keine Treue. Auch Kavaliere nicht. Da hast du's: da reitet einer vorbei. Das arme Mädel sitzt so ausgezogen, wie sie von ihm kommt, auf einem Stein am Weg und reibt ihr Herz an ihrem Knie, weil sie meint, sie kriegt's so wieder sauber. Aber der Kavalier hat überhaupt keins, nicht zum Reiben und nicht für sonst was. Hör' zu, was sagt er zu ihr:

„— — — — Laß ab zu reiben,
Die Schand bleibt doch daran.
Wie ich dein Herz wollt leihen
Da hab ich nicht gedacht,
Daß ich es konnt' behalten
Die liebe lange Nacht."



Gott verzeih's ihm. Ei, ei, sang die Schalmei. Oh, oh, klang das Hoboe. Nämlich da sind wir schon beim Spuk von Lübbenau.

Im Stadthaus tanzten im Schritt und Schwung
Die Bürger mit Frauen und Töchtern jung.
— — — — —

Die Kerzen gaben so hellen Schein;
Um zwölf Uhr sahen sie trübe drein.
Da stand ein Fremder im Saale stumm,
Scheu blickten sich alle nach ihm um.
Ei, ei, sang die Schalmei.
Oh, oh, klang das Hoboe.

Aber die Weiber sahen ihn gern, und die Bürgermeisterin gab ihm, glaub' ich, zehn oder zwölf Tänze. Und weil er sagte, um Eins müsse er wieder weit von ihr sein, so ließ sie heimlich im Saal die Uhr zurückstellen, was soweit ganz nett war von ihr. Jedoch:

Das schlug es draußen vom Turme dumpf:
Da sprang dem Fremden vom Kopf der Rumpf.
Der grapste ihn wieder rasch und schwand
Als wie ein Schatten an weißer Wand.
— — — —





Die Tänzer jagte der Schreck nach
Haus.
Die Spielleut ließen voll Angst und
Graus
Die Instrumente im Saal zurück;
Von selber spielten die noch ein Stück.
Ei, ei, sang die Schalmei.
Oh, oh, klang das Hoboe.

Ist das nicht ein ganz besonders feines Ding, das mit den Instrumenten, he? Halt's Maul, sag ich, wenn ich rede. In die Kanne, eins, zwei, drei. Meinst du, bring ich dir's noch bei, Satansbraten?

So, und da hätten wir die Brücke. Siehst du wohl. Hat die Weibsperson im Dreck aufgelesen und auf die Höhe gebracht. Geht sie ihm mit einem andern durch.

Ich war zu ihrem Glücke,
Di — trallala, die Brücke.

Basta. Sonst nichts. Kein Lamento.

Und jetzt siehst du da die junge dralle Wäscherin, wie sie mit eingeklemmten Röcken an der Sonne steht und nasse Jungfernhöschen auswindet. Ha, frag sie mal, ob's ihr in ihrer Haut wohl ist? Sie sagt dir auch, was sie am Abend tut. Aber du kriegst deine Nase nicht dazwischen, Musjeh. Ist schon lang ein anderer eingestellt dafür.

Der Benno Meier ist auch mit im Kranz:



Mein Freund, der Benno Meier, ist
Ein Mann von strengen Sitten:
Die Welt scheint ihm ein Haufen Mist,
Drauf steht er in der Mitten
Und krähet als ein frommer Hahn.
Er möchte von des Lasters Bahn
Die böse Menschheit bringen.
Froh will ich ihn besingen.



Gott helfe beiden, dem Sänger und dem Besungenen, daß dem einen die Kehle klingt und dem andern die Ohren gellen. Amen.

Hingegen vor der Sippe soll sich jeder in acht nehmen. Du auch. Du erst recht, denn du bist ein Gänserich und trägst das Herz im Schnabel. Sieh, wie sie da sitzen und die Messer scharf halten und schlimme Augen machen um den Tisch herum! Warum? Darum:

Er hatte drei blanke Dukaten von Gold,
Drum war ihm die schöne Magdlene hold,
Und als sie gerüstet das Hochzeitsmahl,
Da kam die Sippe in großer Zahl.

Schau her, wie da der Kerl das Messer am Tellerrand wetzt! Hol ihn der Teufel. Was geschieht?

Sie teilten sich lächelnd den armen Tropf,
Der Oheim nahm sich still den Kopf,
Die alte Muhme, die gute Frau,
Des Bräutigams Augen, so groß und blau,
Die Braut, die aß sein Herze rot
Und leise dann allen gut Mahlzeit bot.
Und seufzte und weinte drei Tage dann,
Und freite sich wieder einen Mann. — — —



Ist nicht erst einmal dagewesen. Aber mit dem Tanzlied, da irrt sich einer. Der will, das Mädel soll mit ihm tanzen, und zwar rechtschaffen, daß ihre Röcke fliegen und er ihre Schuh und Strümpfe zu sehen kriegt. Will sie nicht, so hat sie krumme Beine. Ist soweit ganz recht. Aber wenn er mit ihr tanzt, so kriegt er von ihren Beinen über-

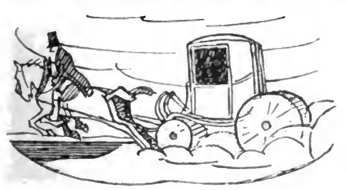


haupt nichts zu sehen, sondern die andern. Darin irrt er sich also. Halt's Maul, wenn ich rede, sag ich. In die Kanne. Eins, zwei, drei!

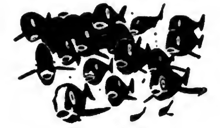
Dafür hast du da jetzt auch seinem Vater seinen Sohn, nämlich den Jungen. Der Vater hat sich am Galgen in der Verlegenheit von der Welt verabschiedet. Dem guten Jungen träumt darauf, der Alte kommt vom Galgen zu ihm und bricht sich einen Finger von der Hand und gibt ihm den zum Erbteil. Aber was passiert dem armen Hans Tippel? Der Finger fängt an, ihm zu winken.

Vor seinen Augen der Finger stand,
Als mit dem Traum der Vater schwand.
Der Finger winkte ihm Tag für Tag,
Auch wenn im Schlaf er stille lag,
Auch wenn er ruhte in Liebchens Arm,
Wenn froh er weilte im Freundesschwarm,
Wenn er sich mühte für kargen Lohn
Von früh bis abends in harter Fron —
Vor seinen Augen er immer sah
Des Vaters winkenden Finger nah. — — — —
Er winkte und winkte, und winkte weit
Ihn bis zum Galgen, der einsam stand
Und traurig blickte auf Stadt und Land.

Darum danke Gott, Junge, daß ich dein Vater geworden bin und nicht irgend eine Galgenfrucht. Und jetzt freut's mich erst recht, daß ich dir immer gleich mit der ganzen Hand gewinkt hab, hinter die Ohren nämlich, Naseweis, vertrackter. Was hab ich dich gelehrt? Stehlen und Rauben? Nee! Parieren hab ich dich zuerst gelehrt, und dann hab ich dich an den Werkbaum



gestellt und hab dich arbeiten gelehrt. Und jetzt will ich dich noch trinken lehren, weil du das Alter hast dazu, Grünschnabel. Daß du mal eine rechte Hausfrau kriegst, die Respekt hat vor dir. Eine Frau muß sich der Mann ertrinken, jawohl. Wenn einer nicht trinken und rauchen kann, der kriegt sein Leben keinen Respekt ins Haus. Das merk dir. Und darum:



Zum Trinken geht ein Krug herum,
Der bringet alle Sorgen um.
Sollst dich nicht länger härmen.
Wenn dich dein Mädel nimmer mag —

Junge, geh mir nicht mehr den krummen Weg herauf mit deiner verzwickten Lene; ich kann's sehen vom Schlafzimmer. Geh hinten durch, da sind keine Augen. Und dann:

Was taugt denn Ruhm und Ehre viel!
Es ist doch nur ein Narrenspiel,
Nach dem man müd sich rennet.

Zum Beispiel sei froh, daß ich dich nicht hab studieren lassen auf der Universität. Jetzt wärst du ein Stadtfrack ohne Blut und Augen, und hättest den Bazillus und wärest nervös. Und hättest nichts als ein bissel Weisheit und Ehre. Aber was tut der Mensch mit Weisheit? Wozu ist sie gut, die Weisheit? Da steht's. Im bunten Kranz sagt er's:

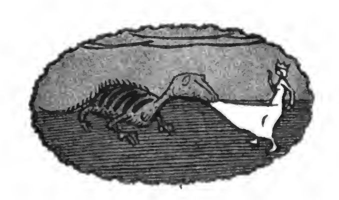
Wenn dir der Mund von Weisheit träuft,
So trink, damit die bald ersäuft.

Denn was dir heut oder morgen passiert, und was du lassen oder tun sollst, das weiß sie auch nicht. Das erfährt man immer erst nachher. Allemal. Drum estimiert er sie nicht besser als einen Wurf junge Katzen, nämlich zum Ersäufen. überhaupt, was ist wert? Nichts ist wert. Daß die Welt schön ist, das ist wert. Kannst's nachlesen im bunten Kranz. Und daß man kuriose Ideen darauf haben kann. Auf alles andere ist gepfiffen. Auf das Mädel ist gepfiffen; die Liebe ist das Gute daran; nicht das Mädel. Auf die Ehre



ist gepfiffen obenweg, weil sie mager macht. Auf das Geld ist gepfiffen; es verdirbt den Charakter. Der mit dem bunten Kranz pfeift dir auf alles. Er kann es sich leisten. Er hat seine geraden fünf Sinne und einen guten Magen. Das macht alle Philosophie überflüssig. Philo-Philosophie kommt immer aus sauern Magensäften. Außerdem hat er was rechtes gelernt. Das ist noch ein Grund, darauf zu pfeifen. Siehst du wohl. Aber das alte Gut, das hütet er; da ist er wie der Teufel darauf. Nämlich, daß die Welt so schön ist und das Leben so wunderlich. Und damit holla!

Trink, sorg dich nicht, ein schlichter Stab
Bringt grad so sicher dich ins Grab,
Als wenn du fährst mit Vieren.
He, trink und trink und halt den Mund,
Mit Reden wollen wir die Stund
Beim Kruge nicht verlieren.



Der Wurstel / Von Per Hallström



Wir waren Spielkameraden als Kinder, er und ich. Ich war ein bißchen älter, bedeutend entwickelter und hatte ein bewegtes und unruhiges Phantasieleben; der kleine, zarte, blondhaarige und stille Fünfjährige erschien mir darum wenig unterhaltend. Ich suchte seine Gesellschaft nur dann auf, wenn gar nichts anderes zu Gebote stand und es galt, den unerhört langen Sommertag um jeden Preis totzuschlagen.

Dann war er leicht unten an der Bootbrücke zu finden, wo der Sonnenschein von den letzten Ringeln der Wellenschläge über den Schlammgrund in grüngelben Reflexen zurückgeworfen wurde, und wo es heller und traumhafter war als anderswo. Er saß meistens in einem kleinen Kahn, der dort zwischen der Brücke und einem Pfahl verankert lag, und schaukelte ihn hin und her, so daß das Wasser an die Bretter schlug und sang. So konnte er es unendlich lange treiben und immer nur zuhören. Er sagte, daß er „Fortfahren“ spiele; wohin aber, daraus konnte ich nicht klug werden. Selbst durfte ich mich eigentlich dort nicht aufhalten, denn gleich davor war das Wasser tief, und es ging sogar eine Strömung zu einem engen felsigen Sund mit der ganzen großen Bucht dahinter, aber um ihn bekümmerte sich niemand. Nur seine Mutter war noch am Leben, oder jedenfalls zeigte sich kein Vater, ob er nun existierte oder nicht.

Ich setzte mir in den Kopf, daß er ein Seekapitän wäre und von der entgegengesetzten Seite der Erde ein großes Schiff, beladen mit Apfelsinen, Feigenkuchen, Muschelkästchen und Papageien, heim zu den Seinen führe. Aber es war ihm ganz unmöglich, über den steilen blauen Wasserberg hinaufzukommen, den der Erdglobus auf dem Schranke meiner Vorstellung deutlich gemacht hatte. Man nannte ihn Meer, und er lag nicht glatt da wie die Gewässer, die ich kannte. Wenn es ihm einmal gelänge, die Steigung zu überwinden, konnte ich mir kein beneidenswerteres Los denken als das des kleinen Erich, aber vorderhand tat er mir leid, da die Gleichgültigkeit seiner Mutter sogar der Beobachtung eines Kindes auffallen mußte.

Sie war ziemlich jung, sah hübsch, aber nicht gut und fein aus, und empfing oft Besuche, von Damen und Herren. Die ersteren nahmen den Kleinen in überströmender lauter Zärtlichkeit in die Arme, sowie sie nur ans Land gestiegen waren, baten um einen Kuß und schüttelten lachend ihre bunten Hutrosen und gefärbten Glaskirschen mitten in sein verwundertes und verschlossenes Gesichtchen, wenn er nein sagte. Gleich darauf ließen sie ihn wieder hinab, so wie man ein Gefäß wegstellt, und erinnerten sich nicht weiter an ihn. Die Herren scherzten witzig mit ihm und taten, als wenn sie ihn für einen erwachsenen Mann hielten, was ihm sehr schmeichelte und Spaß machte. Einige boten ihm Zigarren an, und einmal ließ er sich narren, eine zu rauchen, bis ihm ganz schlecht wurde. Andere versteckten ein Zehnörestück in der Hand und zauberten es ihm mit ein paar Schlägen aus seinem prallen Körper, um es ihm dann als sein Eigentum zurückzugeben. Erich grübelte über die Geheimnisse seiner Natur, starrte die Münze an und freute sich darüber. Aber gewöhnlich verlor er sie wieder, bevor ihm noch jemand geholfen hatte, Gebrauch davon zu machen.

Ganz allein war er jedoch nicht. Hinter ihm auf dem Rücksitz des Bootes saß eine Puppe, eine Art Policinell mit weiten, weißen Hosen und einer traurig-lustigen Physiognomie. Die Nase war zerschlagen und die gemalten Augen waren von der Feuchtigkeit verwischt, ebenso wie die Bogenlinien des rosenroten Mundes. Ich weiß nicht, was für einen Charakter der Wurstel ursprünglich hatte, aber nehme an, daß er wenig an Persönlichkeit besessen hat, nur die langweilig-steife Lustigkeit, die den Typus auszeichnet. Aber die Schicksale und Prüfungen des Lebens können manchmal sogar aus einem Wurstel etwas machen; dieser hatte eine Seele bekommen.

Er war durch und durch treuherzig, ohne Falsch, gemütlich und freundlich angelegt. Fröhlich war er nicht, dazu hatte er schon zu viele Püffe bekommen, aber er war der Mann, alles mit trotzigem Gleichmut hinzunehmen. Fein war er auch nicht, aber sein schmutziges Gesicht war von allzulangen Küssen so geworden und von der einen oder anderen Träne in der Dunkelheit im Bett. Die ersteren hatte er ebenso freundlich erwidert, wie sie gegeben wurden, die letzteren hatte er für sein Teil zurückgedrängt, weil er es töricht und unpassend fand, derlei nachzugeben. Er war ein guter Kamerad und ein gutes Vorbild gewesen, und wie er jetzt in der Sonne am Steuer saß, sah er aus wie ein Lotse, auf den man sich verlassen kann.

Das wäre auch nötig, dachten die Leute, die vorbeigingen und sich Sorgen machten, weil sie den kleinen Besitzer beständig im Boot sahen. Manchmal warnten sie seine Mutter, aber sie warf nur den Kopf zurück, ein wenig geärgert über die Einmischungen und auch darüber, daß man sonst nie ein Gespräch mit ihr anfing.

„Er ist daran gewöhnt," sagte sie, — „und er paßt schon auf. Ich begreife übrigens nicht, warum er immer da sitzt."

Aber Erich fand viel zu seiner Unterhaltung. Er trällerte im Takt zum Schaukeln und schien unendlich viel an dieser einfachen Musik und der Begleitung zu finden, die die Wellen beisteuerten. Er lag über den Bootsrand gebeugt und blies durch ein Schilfrohr ins Wasser, auch von diesen Lauten ganz bezaubert. Er saß mit dem Wurstel in seinen Armen da und schaukelte sich stundenlang hin und her in einer geträumten Fahrt über große Wellen, weit, weit weg über das sonnenglitzernde Wasser. Oder er angelte auch, mit einer Schnur ohne Haken, in der ernsten Zuversicht, daß ein wunderbarer Fang der Lohn sein würde, wenn er nur aushielte.

Dennoch war es sehr leicht, ihn zu etwas anderem zu bekommen, wenn es mir beliebte. Er folgte wie ein kleiner Hund und machte alles nach, was ich tat, gewöhnlich ohne recht zu verstehen, um was es sich handelte. Er war wohl eigentlich eine praktische und einfache Natur und hätte gar nicht geträumt, wenn man ihn nicht so ganz allein gelassen hätte — vielleicht war er auch musikalisch, wie dies bei solchen Naturen oft der Fall ist, aber ohne das Bedürfnis, sich im Spiel unruhig und naiv ins Leben hineinzuraten.

Einmal riß ich ihn doch ganz mit, und das wurde ein großer Schmerz für ihn.

Es kam manchmal bei mir vor, daß ich Dinge in die Erde vergrub, Spielsachen oder kleine gefundene Gegenstände, die in die Augen stachen. Ich vermute, daß dies bei Kindern ein sehr häufiger Trieb ist, was ihm auch zugrunde liegen mag. Die Geheimniskrämerei spielt ihre Rolle: niemand soll etwas davon wissen, niemand außer einem selbst soll den Platz kennen und so weiter. Daraus läßt sich viel Genuß ziehen. Es ist auch etwas von primitiver Sehnsucht nach dem Tragischen dabei, — hineinlegen und Erde darauf schütten und denken: Jetzt ist es fort für immer. Das gibt eine Art süßen Schauer und hängt mit der ästhetischen Vorliebe für traurige Verse und unheimliche

Märchen zusammen, die phantasiebegabten Kindern eigen ist. Es ist ein unschuldiges Vorspiel zu jenem Kult der Zerrissenheit, der seine Orgien später in der Jugend feiert.

Aber ich erinnere mich, daß es auch noch etwas anderes war: diese verborgenen Dinge sollten nicht immer verborgen bleiben. Einmal, in ferner, ferner Zeit, sollten sie von anderen Kindern wieder gefunden werden, die zufällig da grüben. Man genoß die Vorstellung ihrer Schatzgräberfreude, und es bewegte einen mystisch, sich ihre Gedanken auszumalen, wie sie raten würden, wer wohl diese Kostbarkeiten vor langer, langer Zeit dort niedergelegt hätte. Es war in dem Spiele etwas von der soviel traurigeren Unruhe der Erwachsenen, auf die Nachwelt zu kommen, nicht ganz aus ihr zu verschwinden mit seinem verklungnen Schicksal. Man spielte die Leidenschaft des Ehrgeizes so gut wie irgendein Imperator oder Dichter, nur mit dem Unterschied, daß man alles vernünftigerweise sogleich vergaß und sich die ganze Zeit viel besser dabei unterhielt.

Wir hatten uns mit derlei beschäftigt und irgendwelchen Plunder eingegraben, Erich und ich, feierlich, flüsternd, obgleich niemand in der Nähe war, die Hände zitternd vor Eifer und schmutzig von Erde. Ich sprach von der Bedeutung des Vorhabens — und Erich erfaßte sie tief —, von der fernen Zeit und den fernen Geschlechtern, denen es Freude bringen würde. Erich folgte, so gut er konnte, und wollte die Namen der unbekannten Kinder wissen. Er war tief ergriffen, sein Haar sträubte sich, und seine Wangen glühten. Uns gegenüber im Gras saß ganz gemächlich der Wurstel mit seinen weiten Hosen, er war nie weit von seinem Besitzer entfernt und lächelte sein gewohntes ruhiges Lächeln und sah wehmütig und nachdenklich zu.

Da bemächtigte sich Erichs der Wunsch, auch etwas für die Nachwelt zu tun. „Will den Hansel eingraben", sagte er stammelnd und errötend.

Dieses war etwas Unerhörtes, denn einerseits wußte ich, wie lieb er den Wurstel hatte, anderseits war dieser nicht wie irgendein hergelaufener Jemand, den man nach Gutdünken behandelte, sondern eine angesehene persönliche Bekanntschaft. Ich erhob Vorstellungen.

„Das geht nicht", sagte ich. „Hansel ist zu fein. Das darfst du nicht. So etwas gibt man nicht fort. Deine Mama wäre übrigens sehr böse darüber."

Es zuckte um seine Lippen. „Sie mag den Hansel nicht“, sagte er. „Niemand mag den Hansel. Nur ich“ — fügte er mit noch flammenderen Wangen hinzu. „Aber jetzt mag ich ihn auch nicht. Jetzt will ich nur graben.“

„Aber wenn du das tust, dann merke dir, daß du ihn nie wiedersehen wirst, denn das, was man hineingelegt hat, wieder ausgraben, das — das kann man nicht. Das darf man nicht, das geht einfach nicht.“

Das stand als unerschütterliche Gewißheit vor mir, ohne daß ich irgendeinen Grund dafür angeben konnte. Sonst wäre ja das Ganze ein leeres Spiel gewesen wir alle anderen.

Aber Erich war hartnäckig und fest und bestand auf seinem Wunsch, wenn er auch bei diesem: nie, nie mehr! ein wenig zitterte. Er packte den Wurstel und schleuderte ihn unsanft zu Boden, so daß das Gesicht nach unten fiel. Damit hatte er gar keine Waffe mehr, denn nur in seinem guten Aussehen hatte er seine Stärke gehabt. Eine Grube für eine so ansehnliche Kostbarkeit herzurichten, war an und für sich ein großes Vergnügen, das ich mir jetzt nicht mehr zu versagen brauchte.

Wir machten sie tiefer als sonst und arbeiteten wie die Maulwürfe. Als alles fertig war, legten wir Hansel der Länge nach hinein. Es war ein bißchen unheimlich, die erste Erde auf sein freundliches, blasses Clowngesicht fallen zu sehen, aber dann sehr lustig, das Ganze zuzudecken und den Platz wieder glatt und nett zu machen. Dann waren wir so müde, daß wir viel weniger empfanden als gewöhnlich und ohne weitere Spekulationen Hansel da ließen, wo er war. Wenn ich mich dann später an ihn erinnerte, stand sein Ende als etwas sehr Trauriges vor mir, und ein gewisses Schuldgefühl klebte an meinen Händen.

Aber das war ein Nichts gegen das, was sein Herr fühlte. Denn es berührte vielleicht alles, was an Gefühl in ihm entwickelt war. Von dem guten Wurstel hatte er nie etwas anderes als Liebes erfahren, stets war er bereit gewesen, ihm Gesellschaft zu leisten, wenn er eingesperrt war, bereit, ihn zu trösten, so gut er konnte. Im Boot hatte er seine Fahrt zu unbekannten und seligen Gefilden gelenkt. Er war still und oft unbeachtet gewesen, aber jetzt merkte man am besten, was er wert war und was er bedeutet hatte.

Als ich Erich nach ein paar Tagen wiedersah, fand ich ihn müßig und trübselig, mit einem Blick von so wunderlich schwermütigem und scharfen Ernst, daß er selbst meine flüchtige Kinderreflexion wachrufen mußte. Er saß da und

schaukelte das Boot plätschernd hin und her wie gewöhnlich, aber jetzt war kein Vergnügen dabei, denn er horchte keinen Lauten, und das Fahrzeug ging nirgends hin. Es lag nur, wo es lag, zwischen dem Pfahl und der Brücke, wie ein armes gefesseltes Tier.

Als ich ihn fragte, was er habe, antwortete er nur: „Ich bin so allein," und er wiegte und wiegte sich, den Blick in den Schoß geheftet.

Da schlug ich ihm vor, hinzugehen und Hansel wieder auszugraben, und es zuckte in seinem ganzen kleinen Körper, so als ob jede Fiber sich rein physisch nach der Berührung gesehnt hätte. Aber eine so männliche kleine Seele war er, daß er zauderte, ob es auch recht sei, einen gefaßten Beschluß umzustoßen — doch es war nicht allzu schwierig, seine Skrupel zu überwinden.

So wanderten wir denn von dannen, um zu suchen, aber das hätten wir nicht tun sollen.

Das Ortsgedächtnis der Kinder kann erstaunlich sicher sein, aber auch sehr launenhaft, und nun wollte ein tückisches Schicksal, daß wir vergessen hatten. Wir suchten und suchten Hand in Hand mit immer tiefer gebeugten Rücken. Wir glaubten, das Gras müsse schon über der Stelle gewachsen sein, oder die Erde hätte ihr Angesicht verändert; Hansel war und blieb verschwunden. Und waren wir früher hart und gefühllos gewesen, so ließen wir jetzt beide seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren, wie wir da umherirrten in einer Welt, die für uns sehr leer geworden war. Hansel wurde eine Mythe, ein Wunder an Anmut und Talenten in meinen tröstenden Worten, die denselben Nutzen taten wie wohl alle solchen Worte: schließlich schluchzten und weinten wir. Aber mein Kummer war natürlich nicht ganz so echt und selbst gefühlt und war bald wieder vergessen.

Ich weiß nicht, wie es mit dem Erich war, denn ich sah ihn nie mehr wieder. An einem regnerischen und grauen Tag ging er wie gewöhnlich zu seiner Brücke hinunter und kam nicht mehr zurück. Es war wohl die Schlüpfrigkeit dort, die die Schuld trug, und dann die Tiefe und die Strömung, die immer weiter und weiter hinabzog in das weiße, lohende Seegras — genug, niemand sah einen Schimmer des kleinen Wesens wieder.

Die Mutter machte eine Szene, lief barhäuptig ein kleines Stück den Strand hinab, mit ausgestreckten Armen und rief ein paarmal: „Mein Kind, mein Kind!" mit einem wunderlichen leeren, ungewohnten Tonfall, in dem das

Rascheln der Kieselsteine, über die sie lief, hineinscharrte. Sie ging auch an den Wasserrand und machte sich die Zeugschuhe naß, aber kehrte wieder um, als niemand sie zurückzuhalten suchte. Die Erwachsenen tadelten sie rückhaltlos wegen der Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten und ihrer mangelnden Liebe. Man erinnerte sich, daß der Kleine nicht einmal ordentliche Mahlzeiten gehabt hatte, sondern wie ein kleines Kätzchen in der Küche kam und ging, wenn der Hunger sich einstellte. Man beobachtete, daß sie so gut wie gleich wieder ihre gewöhnlichen abscheulichen Besuche empfing und unter ihren Trauerhut mit den Stoffblumen von überzogenem Draht ebenso flach und lärmend lachte wie früher. Und die Auffassung verbreitete sich auch unter den Kindern, daß dem armen Erich sehr großes Unrecht geschehen sei, er wäre ein ungewöhnlich lieber kleiner Junge gewesen und es wäre gut für ihn, daß er dahingegangen sei.

Damit beruhigten sich alle ziemlich leicht, und es schien auch mir, daß seine Geschichte zu Ende und vergessen sei.

Das war sie auch im großen ganzen, aber doch nicht völlig.

Eines Tages sah ich die Mutter oben im Walde herumgehen, wo ich mich aufzuhalten pflegte. Es war regnerisches Wetter, und sie wollte offenbar angeln gehen, denn sie hatte einen kleinen Spaten und eine Anchovisbüchse mit und grub nach Würmern. Ich erinnerte mich plötzlich an meine „geschützten" Gebiete und lief hin, zu verhindern, daß sie gestört würden, und um zu sehen, wie viele Würmer sie im übrigen finden konnte. Sie trug in der Nässe nichts von ihren neuen Trauerkleidern, was mir sehr herzlos von ihr vorkam. Es kostete mir darum überwindung, sie anzusprechen, aber ich bat sie doch auf jeden Fall, den kahlen Fleck im Grase neben der kleinen Tanne nicht zu berühren, auf den sie gerade ihren Spaten richtete.

„Na, warum denn?" — fragte sie und sah mich mit einem, wie mir schien, brennenden und erschreckenden Blick aus ihren braunen Augen an. Sie hatte die Gewohnheit, sie förmlich klatschend und direkt auf den zu richten, mit dem sie sprach, und dann den Blick zu etwas erstarren zu lassen, was Zurückhaltung sein sollte. Es war eine Art von Koketterie, wie sie dumme, junge Frauen oft auszeichnet, aber ihr Zauber war an ein Kind verschwendet, für das schon das Fehlen eines freundlichen Leuchtens beinahe Härte bedeutete.

„Ich habe dort etwas hineingelegt", sagte ich, unangenehm berührt.

„Und was denn? Nein, solche Kinder!"

„Das — weiß ich nicht mehr."

Ich wußte es auch wirklich nicht, aber im selben Augenblick stieg das Bild vor mir auf. Der tote, kleine Erich mit zitternden Händen, der Wurstel, der auch sterben mußte, — hatten wir ihn nicht gerade hier niedergelegt?

Ja gewiß, da mit dem Spaten kam ein plumper, weicher und feuchter Gegenstand hervor, fast unkenntlich unter all der klebrigen Erde, aber doch Hansel. Die Tränen stiegen mir in der Kehle auf, ohne daß ich recht wußte, warum, aber ich war doch neugierig zu sehen, wie er sich verändert hätte und ob etwas an ihm sich gleichgeblieben wäre.

Die Frau beugte sich hinab und staubte ihn mit den Fingern ab. „Eine Puppe", sagte sie. „Nein, was diesen Kindern einfällt."

Und ein neuer Blick trat in ihre Augen, der in seinem lächelnden Einverständnis noch unbehaglicher und beunruhigender war und zudringlich wie eine Berührung. — „Die müssen wir uns anschauen!"

Da starrten Hansels ehrliche Augen durch die Erde zu ihr empor, und das Gesicht in seinem Schmutz war noch fahler, als da wir es eingruben, Erich und ich, und das Ganze noch unerklärlicher und unheimlicher als damals.

Aber es kam wunderlicher.

Die Frau zuckte zusammen, warf den Spaten weg und umklammerte mit beiden Händen das unförmliche Bündel, sank auf die Kniee und sah nur.... Der rosenrote Mund des Wurstels lächelte sie ungelenk an, die Glieder hingen ungelenk herab. Er sah aus, als könnte er kein Wort zu seiner Verantwortung sagen.

Aber wenn er Worte gehabt hätte, was hätte er da wohl gesagt!

Die Frau riß Hansel an sich, so schmutzig er war, und küßte ihn. „Herrgott", schrie sie, „Herrgott!"

Und jetzt hätte auch ein Erwachsener in ihrer Stimme keinen falschen Ton gefunden.

Die Plötzlichkeit der Begegnung mit diesem wohlbekannten Spielzeug, von dem sie wohl geglaubt hatte, daß es dem Knaben hinab in die Tiefe gefolgt wäre, das kindlich Unmittelbare der Phantastik hatte sie überrumpelt. Wie die Puppenleiche so verlassen vor ihr lag, mußte sie ihr das Bild einer anderen kleinen Leiche vor Augen führen; ihre Not war eines anderen Not. Ihre Seele, denn

auch für sie bekam sie jetzt eine Seele, eine andere kleine Seele, auch sie verzweifelt einsam und von Leere und Finsternis bedrückt.

Sie preßte alles in ihre Arme und jammerte darüber und über sich selbst, und vielleicht begriff sie in diesem Augenblick mehr als früher in ihrem ganzen Leben.

„Herrgott! Wie naß und kalt! Sein kleiner Hansel! Wie ist er hergekommen?"

Das letzte war an mich gerichtet. Es fügte sich nur schwer zu verständlichen Lauten, und schwer war es auch für mich, eine Antwort zu geben. Das traurige Aussehen und Schicksal der Puppe — etwas anderes begriff ich nicht — und die Bewegung der Erwachsenen erschütterten mich tief. Nur der Gedanke, daß sich mich für einen Dieb halten könnte, zwang mich zu sprechen.

„Er hat ihn eingegraben. Er wollte es selbst. Er sagte, daß niemand den Hansel mag."

Das hätte er jetzt nicht gesagt, wenn er hätte sehen können. Sie saß ganz weiß da und preßte die Puppe bald an sich, bald sah sie sie an, als wäre sie unendlich kostbar. Die starre Miene des Wurstels, die sonst so sympathisch war, wurde angesichts dieser Gefühlsäußerungen unheimlich und abstoßend; so steht es auf jeden Fall jetzt vor mir, wenn ich diese Szene sehe. In ihr ist Ironie und Grausamkeit.

Damals sah ich nicht lange zu, denn ich hatte es eilig, fortzukommen. Aber die Frau ging erst viel später heim, die Puppe unter dem Mantel, eng an ihre Brust gedrückt.

Ich weiß nicht, wielange sie bei ihrer Natur daran festhielt, und ob die Puppe vielleicht noch heute in einer Lade liegt und die Erinnerung an ein Kind durch die Jahre bewahrt. Wahrscheinlich nicht. Aber damals, in jenem Augenblick hatte der kleine Ertrunkene einen warmen Platz, und sein Schatz war in sehr guter Hut. Er bedeutete für die, die ihn fand, viel mehr, als jemand von uns hätte ahnen können, als er im Spiel der Nachwelt sein schweres Opfer darbrachte.

Der gute Europäer und der Orient

Von Professor A. Mez



Die europäische Kultur ist die Kultur kleiner Verhältnisse. Die hervorstechendste Eigenschaft, welche der länger schwingende Rhythmus größerer Erdteile nicht so aufkommen ließ, ist eine gewisse Pedanterie. Ihre Inkarnation ist der Beamte, um dessen Unbestechlichkeit uns Asien und Amerika zu beneiden vorgeben. Nirgends sonst herrscht so viel Gerechtigkeit, ist zwischen Kauf und Verkauf so wenig Sünde, geht der Verkehr so pünktlich und sicher. Niemand aber ist auch so ein ängstlicher Sklave der Zeit, selbst in Spanien und Süditalien hat das Volk es verlernt, so freiherrlich gelassen eine Zugverspätung hinzunehmen wie der Amerikaner und der sonst gar nicht nervenstarke Vorderorientale. Das pedantische Abrechnen mit dem Schicksal, das Prickeln kleiner Gewinne und Verluste schafft eine Unsicherheit, die oft nach vorne durchgeht in unruhiger Geschäftigkeit. Der Orient und Amerika treffen sich wieder in einem Fatalismus, jener mehr in der läßlichen, dieses in der aktiven Färbung. Von der geheimnisvollen Verwandtschaft der großen uneuropäischen Kulturen zeugt es, daß Amerika als einzige philosophische Frucht den spießbürgerlichen Sufismus Emersons und Thoreaus getragen hat, und daß heute d a s Buch der Bostoner Welt die Rubaajât des Omar Chajjâm sind. Für dessen Mystik ist das Gehirn Europas zu blank geputzt.

Bei uns hat die Gewissenhaftigkeit des Denkens sich mit der anderswo fast gar nicht vorhandenen Gabe des plastischen Schauens zu etwas Entzückendem verbunden, der Wissenschaft, die in ihrer welterobernden Gestalt rein europäischen Blutes ist. Die Leidenschaft der Erkenntnis hat auch in anderen Zonen oft rührenden Ausdruck gefunden, den zur Wissenschaft gehörenden Sinn für Vereinfachung hat der Orient sogar sehr stark gehabt (die Erfindung der Buchstabenschrift, der Zahlenstellen, die arabische Sprachlehre mit ihrer genialen Verwendung des Paradigmas), aber nur in Europa haben sich die Mittel vereint: Die männliche Ehrfurcht vor den Dingen und die weibliche Neugier nach ihrem Woher und Wozu, die Abenteuererlust nach neuen Provinzen und das Bedürfnis nach trockener geistiger Luft.

Das Schloß des Wissens mit seinen dunkeln Kammern und sonnigen Hallen, seinen heimlichen Wendelsteigen und feierlichen Staatstreppen, mit seinen kindlichen Grundlinien und den Schnörkeln voll eigensinnigster Künstlichkeit ist so lustvoll, daß dem, welcher „von Natur des Verstehens bedürftig ist", nicht erst die Wirtschaftsgebäude der Technik seinen Wert als Lebensreiz bezeugen müssen.

Wie sich die beiden Binnenseekulturen, die des Mittelmeers und der Ostsee, dabei ergänzen, ist das Hauptproblem der innereuropäischen Geschichte. In manchen Gebieten des Denkens haben sich der fliegende Holländer und der listenreiche Odysseus überhaupt noch nicht gegrüßt.

Die europäische Philosophie hat dagegen, soweit sie nicht in Wissenschaft und Erkenntnistheorie stecken bleibt, nur orientalische Systeme variiert — bis zum „Antichrist". Im Orient hat das metaphysische Denken glücklichere Zufälle gehabt, es wurde vor allem von Köpfen getragen, welche die Welt kannten und auch praktisch über ihr standen. Nietzsche hätte den Willen zur Macht nicht so hoch schätzen können, hätte er je in seinem Leben irgendeinem etwas zu befehlen gehabt. Mit dieser Kindlichkeit hat der Meister für seine Freiheit von Untergebenen gezahlt.

In dem großen Gebiete, das bei uns durch Schwachköpfe diskreditiert ist und armselig Okkultismus heißt, haben wir vom Orient noch die Anfangsgründe zu lernen, über die er allerdings selbst noch nicht weit hinaus ist. Da gilt es, Tausende von Maschinen und Künstlichkeiten, auf die wir heute stolz sind, als Umwege erkennen, aus individuellsten Mitteln ein intensivstes inneres und äußeres Glück zu schaffen und zu der einzig wirklichen Freiheit zu kommen: Herr über die sogenannte Welt und Weiser zu sein, Alexander und Diogenes. In der bisherigen Menschheitsgeschichte waren diese beiden Dinge nur durch trügliche Worte zu vereinigen. Religion in orientalischem Sinne haben in Europa die Iren und die Russen, dann am ehesten die Franzosen. Das zeigt ihr Mittelalter, ihre Heiligen, ihre Orden und Stiftungen und die Religion, womit ihre Atheisten die Religion auf die Hörner nehmen. Der Mittelmeerglauben war immer ein Ding für sich, vor allem ein Ventil des starken Zeremonialbedürfnisses. Die germanischen Völker haben ihre Religion noch zu finden, ihre Hauptleistung war bis jetzt der Protest gegen die alte Form der Frömmigkeit, vor allem dadurch, daß sie die Welt gewannen und Schaden nahmen an ihrer Seele.

Das Eheproblem hat der Orient nicht viel anders gelöst als Europa, die vielberedete Polygamie wird meistens durch leichte und häufige Scheidung geübt. Nur macht die Sitte, der gegenüber die bei uns ganz falsch betonten ökonomischen Bedenken stets ohnmächtig sind, frühe Heirat zur Pflicht, so daß es fast keine Junggesellen und unverheirateten Mädchen gibt. Trotzdem steht die Prostitution, entgegen der Logik unserer Harmlosen, in Blüte, an einigen Orten hat sie, wenn auch pedantisch und roh, ihr Ziel wenigstens ins Auge genommen: die Liebe zur Kunst zu machen. Sehr selten in ihrer langen und breiten Geschichte hat die orientalische Kultur die Hausfrau und Mutter aus ihrem schönen Reich herausgezerrt und zur Gesellschaftssklaverei zum Beispiel unserer Beamten- und Offiziersfrauen genötigt. Sie hat auch nie Genuß darin gefunden, Mann und Weib über Wissenschaft, Literatur, Kunst und Sport reden zu lassen, mehr oder weniger mit Ausschluß des Erotischen. Darum hielt sie sich wie die griechische Antike für die Geselligkeit die besonders dazu vorgebildete Hetäre. Vielleicht deshalb hat der Orient aber auch kein Verständnis für das, was wir pikant nennen.

Schon den alten Griechen, die sich gewiß nicht wie Friesen unterhielten, war aufgefallen, daß die Araber die ganze Nacht hindurch schwatzten, daß man einem arabischen Flötenspieler eine Drachme geben müsse, daß er anfange, und vier für's Aufhören, und daß man einen arabischen Boten überhaupt nicht mehr losbekomme. Der Orientale leidet am horror vacui, er achtet die stillen Stunden seines Nächsten nicht, weil er selbst kein Bedürfnis hat, allein zu sein. Sogar die Eremiten, die als höchste Buße die Einsamkeit erfunden hatten, taten sich wieder zu Klöstern zusammen. In Europa wurde man Einsiedel in der schwermütigen Lust, dann in der besten Gesellschaft zu sein. Da hat aber auch die unerreichte Erzählungstechnik des Orients ihren Grund.

Trotzdem wir auf unserer kleinen Halbinsel nichts zu verschwenden noch zu versäumen haben, sind die äußeren Verhältnisse Europas so unklar und verzwickt wie in einem Narrengeschäfte. Die fruchtbarsten Kräfte verschlammen in der Zwergwirtschaft der einzelnen Staaten mit ihren chinesischen Mauern von Zöllen und spezifischer Verwaltungsschablone — alles orientalische Erbschaft, die wir uns eigentlich nicht leisten können.

Die Menschen ganzer Länder verelenden an Luxusindustrien, einer contradictio in adjecto und einem Zerfallsprodukt des Orients, während dem

Gemüse- und Obstbau die Hände fehlen. Man läßt in heißen Monaten die Felder ausdörren und den Fluß unfruchtbar nebenher ziehen, ohne ihn zur Hilfe zu rufen, so daß man sich vor jedem Nilfellachen schämen muß.

Ganz uneuropäisch ist der Luxus, der Komfort ist spezifisch englisch. Dieser summiert die Forderungen eines blassen Landes und einer schwerblütigen Rasse, ein Leben, das erst ausgepolstert werden muß, um erträglich zu sein. Er hat sich mit den englischen Moden, den music halls und dem Gentlemanideal über den Kontinent gelegt. Dessen reichgewordenem Pöbel steht er ganz leidlich zu Gesicht, da er keinerlei geistige Qualitäten verlangt. Der Luxus will wenigstens die ungebremsten Nerven des Orientalen, über welche das Köstliche wie Meereswellen hereinbrechen muß. Als Gott mit purpurnen Segeln unter goldenem Baldachin zu fahren, wäre auch dem einen oder anderen Italiäner des Rinascimento angestanden, — die silbernen Ruder der Kleopatra, die sich nach dem Schall der Zithern, Flöten und Schalmeien in den Kydnus tauchten, gehören nur dem orientalischen Empfinden an. Ebenso die dreihundert Silberkübel, die ums Jahr 1000 n. Chr. ein persischer Reisender bei einem reichen Juden in Kairo sah. Der hatte Bäume hineingepflanzt und diese so auf dem Dach seines Hauses aufgestellt.

Der ächteste orientalische Luxus ist der der Beleuchtung, und das erklärt die ganze Richtung der asiatischen Augenfreude auch in der bildenden Kunst. Beim Empfangsmahl derselben Kleopatra setzte den Antonius, der auf allen hohen Schulen des europäischen Genusses studiert hatte, „nichts mehr in Staunen als die Menge der Lichter, die von allen Seiten so unzählig schimmerten und so mannigfach angeordnet waren, bald in Vierecken, bald in Kreisen, daß dieser Anblick einer der herrlichsten und sehenswürdigsten war."

Wenn neunhundert Jahre später der Sultan Chumaraweih feierlich seinen Palast in Altkairo verließ, schritten ihm tausend Schwarze voran, mit eisernen Schilden, in schwarzen Kleidern und Turbanen, „so daß sie aussahen wie ein schwarzes Meer, wohinein ihre Schilde und Schwerter blitzten." Und als eine der schönsten Flußbeschreibungen gilt dem arabischen Auge der Vers eines Dichters aus der Hohenstaufenzeit:

„Der Nil zitterte unter der Luft wie ein Degen in der Hand."

Dazu gehört auch die zitternde Empfindlichkeit für edle Steine, die bei uns nur Snobs à la Dorian Gray ahnen und wahnsinnige Künstler wie Stauffer haben.

Im Guten bringen wir es höchstens zum Prachtvollen, im Schlechten zum Protzen. Diesem und dem sterilen Komfort entgegenzutreten, verlangt vom Europäer seine beste Tradition: der Garten des Epikuros, in welchem die Freunde, „welche die Lust als das Lebensziel ansahen, von den einfachsten und leichtesten Speisen lebten," die prachtvoll aufschießende Gehirn- und Gemütskultur des Mittelalters, die getragen war vom Fasten und Beten der Edelsten, und die einfache äußere Art der romanischen Völker zu der Zeit, da ihre besonderen Anlagen in der schönsten Blüte standen. In trockener Luft, auf ungemästetem Boden reift der herbe Wein der feinen europäischen Sinnlichkeit. Und wenn wir dann in reichen Zeiten einmal einen monumentalen Stil der Lebenskunst bekommen, wenn die großen Gedanken und großen Leidenschaften wieder als Götter mit silbernen Füßen über die Erde gehen, dann wird es neue Feste geben, — die ersten ächt europäischen.

Wir kennen nur die schlichte Würde, die grandiose ist uns versagt. Wie anspruchsvoll da auch rein äußerlich der Orient ist, möge die Geschichte vom Perser- und vom Türkenkönig zeigen. Die hatten einmal an einer Brücke vor der Front ihrer Heere eine lange Unterredung. Nachher war das allgemeine Urteil, der Türke sei „säulenhafter" und wundervoller gewesen, von den zwei Pferden aber das des Persers. An jenem habe sich nichts bewegt als seine Zunge, sein Gaul jedoch habe einen Fuß aufgehoben und einen anderen niedergesetzt. Das Pferd des Perserkönigs war wie gegossen, während er seinen Kopf bewegte und mit der Hand zeigte.

Als Europäer fühlt sich heute neben wenigen geistig Weitgereisten nur der kontinentale Hochadel, wie die Arenberg, Sagan, Castellane. Die andern wollen, trotzdem jede Töchterschule in fremden Zungen redet, trotz den schwitzenden Herden der Italienfahrer, trotzdem ein Bädeker für Weltreisen in Vorbereitung ist, trotz der Sommerfrische in Norwegen und der Winterkur in Ägypten und Algerien, also trotz aller Gelegenheit zur Kulturvergleichung, stets sofort „Menschen" werden, sobald sie einmal aus der vaterländischen Haut fahren. „Der Mensch" aber ist ein heiliger Begriff, religiösen Ursprungs, der Gegensatz zu Gott. Praktisch weiß ihn die Naturwissenschaft zu verwerten, für alles andere Denken ist er ein unklares Wort, eine entfernte Sonne, die wir vielleicht nach fünfhundert Jahren ins Auge fassen können. Sein ernsthaftes Weltbürgertum gehört zum Biedermaierischen und Vergänglichsten

an Goethe, — zum Wertvollsten an Bismarck, daß er sich im Alter als Europäer bekannt hat.

Wie zur Zeit der Perserkriege muß heute noch der Orient es dem Europäer zeigen, was des Europäers ist, und das ist der wertvollste Dienst, den er uns leisten kann. Erst von der fremden Basis aus können wir unsere spezifischen Eigenschaften bestimmen. Wir müssen in das Land der außereuropäischen alten Kulturen gehen, Vergleichungsmaterial beschaffen, die dortige Lösung der Lebensaufgaben beschauen und langsam die asiatische Seele beschleichen. Sofort werden wir viel bescheidener werden: es wird vielfach „europäisch" heißen statt „allgemein menschlich" und „absolut", „europäisches Vorurteil" statt „Axiom". Wir werden aber auch reicher und stolzer, überall steigen neue geistige Möglichkeiten und Klarheiten auf. Statt des verschwommenen nil humani heißt jetzt die Aufgabe „der gute Europäer". Die nationale Schwerfälligkeit bleibt als orientierendes Gewicht, aber die ganze erhabene Schar der europäischen Meister wird unser Oberhaus. Der gute Europäer ist nicht homo unius stili, hat aber immer den seinigen. Er ist kein wurzelloser Exotist, kennt aber seine Welt von dem seltsamsten Zittern der englischen Seele, der jetzt rätselreichsten Europas, bis zu dem krampfhaft gesträubten Schurrbart der neudeutschen Schneidigkeit. Er kann mit Wikingerjauchzen durch Nebel und Sunde fahren, kennt aber auch die faule Sonnenfreude des südlichen Menschen. Er meidet die „littérature" Verlaineschen Sinnes in der Literatur, den Künsten, dem Leben. Er mißtraut den schönsten Wahrheiten, den erhabensten Worten und der entsetzlichen Zufälligkeit unseres geistigen und leiblichen Haushalts. Er freut sich der geologischen Langsamkeit in der Entwicklung unseres Denkens und Handelns, die das ächteste an ihr ist, freut sich der Unsicherheiten und baut über Abgründe die Brücken seines Weges. Die guten Europäer sind die neue Aristokratie, die für ihre Vorrechte hundertfältig mit selbstgewählten Pflichten zahlt, freigebig und freudig, in stolzer Dankbarkeit gegen das Leben.

Untreue bei Mann und Weib

Von Robert Hessen



Eine Zeitlang schien es, als ob die von einigen feministischen Heißspornen behauptete völlige Gleichheit beider Geschlechter auf der Basis proklamiert werden sollte, daß den Frauen alle männlichen Tugenden, den Männern alle weiblichen Laster zugesprochen würden. Auf einen Schlag erlangten die Weibsleute so den Ruf der Unerschrockenheit, Körperstärke, geistigen Selbständigkeit und Beginnkraft, Umsicht, Autorität, Geschäftsklugheit, Erfindungsgabe, Zielbewußtheit, während die Männer plötzlich allgemein durch Schwatzhaftigkeit, Putzsucht, Feigheit, Falschheit, Näscherei, Kleinlichkeit und Schwachsinn auffielen. Die Begründung war streng physiologisch. In Südamerika bei den Pumakatzen sind die Weibchen größer als die Männchen, ebenso bei gewissen Schmetterlingsarten. Man sieht sofort: naturwissenschaftliche Tatsachen von erdrückender Schlußkraft. Ein Exemplar des Schöpfungsplanes ward ausgegraben; da stand verzeichnet: weibliche Überlegenheit auf der ganzen Linie. Wozu also noch länger männliche Kanzler und Minister? Schon renommierte die liebenswürdige Frau X., daß die Frauen von der Natur mindestens anderthalb Manneskräfte oder, wie sie sich mit sächsischem Provinzialismus ausdrückte: „anderthalbe Manneskraft" als Mitgift erhielten. Dies in einem Augenblick, da drei Viertel der deutschen Frauenwelt aus der zoologischen Klasse der Säugetiere ausfallen. Indessen hat sich auch eine Opposition langsam durchgesetzt. Sehr verständig sagte ein Zentrumsmann im Reichstag, die Frauen seien weder etwas Geringeres, noch etwas Besseres, sondern einfach etwas Andres als wir. Und köstlich verspottet Käthe Sturmfels gewisse Frauenrechtlerinnen, die man überhaupt nur noch von hinten zu sehn bekäme. Das heißt, sie marschieren immer so unsinnig weit voran, daß man höchstens noch ihre Rückfront bewundern darf.

Sehr heftige Angriffe sind selbstverständlich gegen die strengere Auffassung der weiblichen Untreue, will sagen: gegen die laxere Auffassung der männlichen in der Ehe gerichtet worden. Wenn beide Geschlechter doch ganz gleich

sind, sagen die Feministen, wie kommt man dazu, ihr Verhältnis zur Ethik verschieden zu bemessen? Ist es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, wegen der gleichen Verfehlung den einen Teil zu verdammen, dem andern Teil nur ein leicht verzeihliches peccadillo anzukreiden? Dieser Widerspruch klafft erst, seit in Europa das Christentum zur Herrschaft kam und beiden Ehegatten dieselbe Treue abverlangte. Ich will den ketzerischen Gedanken, der sich aufdrängt, nicht äußern, will auch den Streit nicht erneuern, welcher Teil der bessere, welcher der stärkere sei. Nur soviel halte ich fest, daß dem Weltbewußtsein nach, vor dem Christentum eine verschiedene Bewertung ehelicher Untreue so nahelag, weil ihm die Vorstellung der völligen Verschiedenheit der weiblichen von der männlichen Konstitution sonnenklar erschien. Am ehesten werden wir aus der Benebelung zu solcher Klarheit zurückgelangen, wenn wir uns den umstrittenen Begriff mechanisch zergliedern.

Es muß hier ohne weiteres die kontrapoläre Anordnung der beiden Parteien für den Umgang auffallen: der Mann gibt her, die Frau nimmt auf (empfängt). Der Mann geht nach dem Verkehr von dannen, vielleicht im Augenblick geschwächt, sodaß er nicht auf der Höhe seiner sonstigen Kräfte steht; aber schon andern Morgens ist, bis auf ein wohliges Gefühl größerer Leichtigkeit, Ruhe und Freiheit, jede Nachwirkung des Aktes entschwunden. Umgekehrt kann eine normale Frau von jenem Akt etwas zurückbehalten, das sich von Tag zu Tag, ihre gesamte Körperbeschaffenheit umändernd, bemerkbarer macht, zugleich im Sinn einer Abhängigkeit, die ihr ungefähr für zwanzig Monate hinderlich ist. Dies vor allem, die körperliche Umgestaltung, die aus ihr etwas macht, was sie vorher nicht gewesen war, läßt den Akt selbst für sie schwerer wiegen. Es hilft nichts, mit der Natur zu rechten, warum sie in diesem Punkte die Männer so frei, die Frauen so unfrei hingestellt habe. Nur leuchtet ein, daß der durch keinen (gesunden) Umgang veränderbare Mann außerstand ist, körperlich seine eigne Ehe zu brechen, da er ihr gegenüber ja derselbe bleibt wie vorher. Umgekehrt gefährdet eine Gattin im Fall körperlicher Untreue stets die eigne Ehe, sobald sie einen fremden Keim aufnimmt, der sich entwickelt und eines Tages, ans Licht geboren, den Gatten schändet. Handelt es sich um zwei blonde Eheleute und die Frau bricht ihre Ehe durch Umgang mit einem schwarzen Mann, so wird durch ein von diesem Fremden stammendes dunkles Kind ein Skandal, für die

ganze Gesellschaft sichtbar, hervorgerufen. Der blonde Mann könnte außerhalb des Ehebettes mit zwanzig schwarzen Weibern verkehren, ohne dadurch die Legitimität seines ehelichen Nachwuchses irgendwie zu schädigen; bei der Gattin genügt hierzu schon ein einziger Fehltritt.

Darum, weil die ehelichen Folgen für jeden der zwei Kontrahenten andre sind, ist mit Recht auch die Einschätzung des Treubruchs in der öffentlichen Meinung anders. Aber es kommen zwei sehr wichtige psychologische Gründe hinzu, um das Volksgewissen in seinem Urteil zu bestärken. Erstens ist es allbekannt, daß bei Frauen und reifen Mädchen das Erwachen der Zuneigung zum Geliebten ein Erlebnis bildet, das vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, im Gemüt wurzelt, während umgekehrt bei den Männern die Verliebtheit ganz überwiegend durch die Sinne vermittelt wird. Es vermag also der Mann körperlich und sinnlich mit andern (weiblichen) Gegenständen zu verkehren, ohne im Herzen seiner Gattin untreu zu werden, während man beim Wechsel des Gegenstandes ihrerseits das Gefühl eines Verrates hat. Dieser Argwohn mag oft nicht zutreffen. Doch wenn zum Beispiel eine aus praktischen Gründen, oder gar von Eltern gezwungen, konventionell in eine gemütlich unbefriedigende Ehe Getretene später von einer aufkeimenden echten Neigung zu einem Dritten sich fortreißen läßt und gleichwohl strenger beurteilt wird, so geschieht das, weil alle Welt überzeugt ist, daß die Tugenden der Zurückhaltung und Reinheit hier auf Erden den Frauen, nicht den Männern zur Heilighaltung anvertraut sind, eben weil sie den meisten Frauen so leicht, wie den meisten Männern schwerfallen. Ich will gar nicht einmal die orientalische Kulturzone ausbeuten, wo dieser Sachlage von Anbeginn durch Einrichtung der Vielweiberei Rechnung getragen wurde und Männer, um jeder einzelnen Gattin die Treue halten zu können, sie jeder andern pflichtmäßig brechen müssen, falls die Favoritinnen nicht, nach Jahrgängen geordnet, aufeinander folgen. Aber man blicke auf die Hellenen, mit denen sich der Deutsche je stets gern verglichen hat. Wie köstlich naiv schildert Vater Homer seinen Helden bei der Trauer, will sagen Tröstung über den Verlust der leidenschaftlich geliebten, ihm durch Agamemnon fortgenommenen Briseïs. Achill zieht sich in das Innere seines Zeltes zurück;

> „Doch ihm ruhte zur Seit ein rosenwangiges Mägdlein,
> Das er in Lemnos gewann, des Phorbas Kind, Diomede."

Kein Grieche würde in diesem Fall den Vorwurf der Untreue erhoben haben. Dagegen durchsuche man die ganze antike Literatur nach einem einzigen Analogon aus dem weiblichen Lager. Ein griechisches oder römisches Fräulein, das liebend und ihres Geliebten beraubt sich in Sklavenarmen erholte, würde ihrem Dichter nur Pfuirufe eingetragen haben. Auch der bei modernen Damen zuweilen beobachtete kopflose Wegwurf „par dépit" entspringt einer hysterischen Rachsucht, die durchaus für minderwertig gilt.

Indessen, der andre Punkt ist erst recht eigentlich ausschlaggebend. Es leuchtet dem Volksgewissen nicht ein, daß ein Vertrag bindend sein sollte, dessen Voraussetzungen geschwunden sind. Es entlastet also den Mann, der seinen Umgang anderswo sucht, sobald seine Gattin aus objektiven Gründen aufgehört hat, ihm ein Verlangen einzuflößen. Hiermit im Einklang lehrt die Sexualpsychologie, daß jenes Verlangen bei den Männern schärfer, regelmäßiger und länger anhaltend sei, während verheiratete Frauen, mindestens die jetzigen, nach ein oder zwei Kindbetten im allgemeinen froh oder doch zufrieden sind, wenn man sie in Ruhe läßt, ausgesprochen sinnliche Veranlagungen, die der normalen männlichen ähneln, nur Ausnahmen bilden, ein Bruchteil aber — ich wage mehr als dreißig Prozent bei den heutigen Deutschen kaum zu schätzen — sinnliche Freuden zwar nicht verabscheut, doch nur unter der Voraussetzung starker gemütlicher Zuneigung sie zu genießen vermag. Deshalb haben auch die „ehelichen Pflichten" im Frauenmund so häufig eine besondere Betonung. Sie sind überaus lästig.

Was bleibt vollends da von der „Gleichheit" noch übrig, wenn abgeneigte Frauen sich ihren verlangenden Männern versagen und trotzdem auf der ehekontraktlich ausbedungenen Treue bestehn? Madame Delobelle in Daudets bekanntestem Roman drückt ja wohl ihrem herumlungernden Gebieter ein Fünffrankenstück in die Hand und schickt ihn fort „pour faire le garçon". Solche Verständigkeit ist in Deutschland selten. Und wenn, längst bevor sie in Frage kam, der deutsche Ehekahn so häufig umkippt, geschieht es nicht, weil er im Lauf der Zeit mit Illusionen, idealen Forderungen, peremptorischen Wünschen geradezu vollgestopft und überladen worden ist? Gedacht war die menschliche Ehe ursprünglich nach Raubtierweise doch lediglich als Anstalt zur Durchfütterung der Brut. Niemand kann bestreiten, daß sie hierzu immer noch sehr geeignet ist. Außerdem wurde sie den Kulturvölkern unentbehrlich zur Ver-

erbung von Besitz an legitime Nachkommenschaft. Griechen und Römer haben sich deshalb auch in ihren besten Tagen gehütet, ihr noch fernere Leistungen abzuverlangen. Bei beiden Völkern war und blieb das Verhältnis zwischen den Ehegatten im Durchschnitt kühl. Gleich im ersten Gesang der Odyssee stoßen wir auf Eurykleia, die sich Großpapa Laertes einst in jüngeren Jahren von anständigen Leuten um zwanzig Rinder gekauft hatte. Homer hebt es wie einen Ausnahmefall hervor, daß der Käufer dem blühenden Mädchen Achtung im eignen Hause bewiesen und es, „der Gattin Eifersucht scheuend", nie berührt habe. Da griff Odysseus nachher schon anders zu, als er heimgekehrt mehrere solche Dienerinnen kurzerhand aufhing, weil sie sich mit den zum Hause nicht gehörenden Freiern eingelassen hatten; ihr Leib stand nur dem Hausherrn zu. Die Wandlungen im athenischen Bürgerrecht, das Einschalten der aus Verbindungen der Vollbürger mit unfreien Mägden entsprossenen Bastarde erbringen den Beweis, wie jene Berührung, von der wohl meistens nur Pantoffelhelden absahen, durchaus die Regel in Hellas bildete. Gewiß kam die Natur der ehelichen Treue dadurch zu Hilfe, daß sie, ganz wie heute noch, im Zusammenleben das Verlangen reguliert und abschwächt, ja bei vielen, und sogar bei sinnlichen, Männern durch lange Gewöhnung einen Widerwillen gegen anderweitigen Umgang wachruft. Allein man sehe, durch wieviel Weiberarme, bei Kirke, bei Kalypso, sich der göttliche Dulder unter dem Schutz Athenens heimwärts windet, während man, was die poetische Gerechtigkeit von den althellenischen Damen forderte, durch Kontrastierung des Schicksals der treuen Penelope mit dem der untreuen Klytämnestra leichtlich erraten kann. Frauentreue priesen auch die Römer in ihrer guten Zeit; gleichwohl sprach Seneca seinen Landsleuten recht aus dem Herzen, als er ausrief, nichts sei häßlicher, als seine Frau zu lieben wie ein Schätzchen.

Innerhalb der Germanenwelt konnte das Christentum sein Prinzip der gemütlichen Einehe wagen, weil die eben schon vorher tatsächlich dem Volkscharakter entsprochen hatte. Dies wiederum, weil die Germanin lange blühend, durch keine noch so oft wiederholten Geburten zu erschöpfen, als Gattin wie als Mutter ganz unvergleichliche Eigenschaften und Annehmlichkeiten herzubrachte. Der Germane würde ja wirklich verrückt gewesen sein, falls er mit einem so prächtigen Geschöpf am eigenen Herde noch auf die Suche gegangen wäre. Die Treue hat also den Deutschen, die Tacitus beschrieb, keinen Kampf

gekostet. So durfte man daran gehn, in die Ehe, die doch immer ein praktisches Institut, eine prosaische Bedürfnisfrage war und blieb, nach und nach alle Züge hineinzutragen, die dem Verhältnis leidenschaftlich liebender Ausnahmemenschen entstammen, jetzt aber als etwas Regelmäßiges den deutschen Werktag schmücken und adeln sollten. Es sollte sozusagen in der deutschen Ehe alle Tage Sonntag sein. Das Experiment war ja höchst reizvoll; und man darf es nicht leugnen wollen: es ist, solange die hauptsächlichen, vorhin angedeuteten Voraussetzungen sich erfüllten und vorhielten, in zahllosen Fällen geglückt. Inzwischen haben sich die einstigen Körpertugenden der Germanin verflüchtigt; die weibliche Konstitution ist in Deutschland in einer Weise zusammengebrochen, die noch vor fünfzig Jahren niemand würde für möglich gehalten haben. Die Damen aber doktern unentwegt an ihrer Ethik herum, wünschen gar nicht zu bemerken, wo das Übel sitzt, und erheben fanatisch nur immer den Anspruch auf gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Niemals gezwungen, sich in jener Duldung, die den Hellenenfrauen geläufig war, zu üben, wurden und werden Deutsche durch den Verdacht, ihr Mann hätte nebenbei noch eine andre, geradezu vergiftet. Man kann das großartig finden; aber der Schade, den die deutsche Frau infolge ihres mit Beihilfe der Christenpriester errungenen „ethischen" Sieges in der Ehe davongetragen hat, ist unermeßlich und wirkt nach. Ursprünglich nichts weniger denn ein geduldiges Lamm, hatte sie als Germanenbraut Roß und Schwert zur Morgengabe bekommen, sehr ernst gemeinte Geschenke. Christin geworden, legte sie willig das Gelübde unbedingten Gehorsams ab; der Priester durfte predigen: „Und er soll dein Herr sein!" wenn sie dafür nur jene Garantien eintauschte, die ihr zumeist am Herzen lagen, deren wahre Begründung jedoch sie leider nicht durchschaute, deren Wandelbarkeit sie nicht vorausahnte. Geduldig, von ihren Hoffnungen düpiert, ließ sie sich wiederum zum häuslichen Lasttier degradieren, in vier Pfähle einpferchen, den Gemahl zum bärbeißigen Tyrannen sich auswachsen, bis schließlich die frische Kraft ihres Leibes, Elastizität und Gewandtheit in diesem Schneckendasein verloren gegangen waren. Die Bleichsucht unsrer jungen Mädchen, die Unbeholfenheit unsrer Matronen rühren von dem eheherrlichen: „Die Frau gehört ins Haus!" Es hat Jahrhunderte gedauert, bis nur eine Opposition sich regte. Noch während ihrer Organisierung erschienen ein trostloser Futterneid untereinander, eine instinktive Ringbildung aller Verheirateten

gegen alle Ledigen als die Hauptmerkmale der kurzsichtigen Frauendiplomatie. Deutsche Durchschnittsdamen kannten und kennen eigentlich auch heute nur ein Ziel: den Ehezirkel, den Kreis ihrer vermeintlichen Geltung also, immer weiter und weiter zu ziehen, sämtliche Kupplerkünste zu seiner Ausbreitung spielen zu lassen, dagegen Krieg anzusagen allem, was „unehelich" ist, Krieg bis aufs Messer allen schon „Gefallenen", allen unehelichen Kindern, allem unehelichen Umgang, ohne Nachsicht, ohne Erbarmen, ohne Genfer Konvention. Die Pfaffen aber segnen diesen Kampf.

Wie wäre es, wenn die Ehemänner in der heutigen Situation den Spieß einmal umdrehten und sprächen: „Gut, wir wollen treu sein. Aber dafür marsch zurück ins alte Joch! Nichts mehr von Frauenrechten, von Frauenemanzipation! Der Kontrakt hieß: Treue für Gehorsam. Also bitte gefälligst!" Ach, was für lange Gesichter würde es plötzlich da setzen.

Ich gebe zu, daß das Problem so, wie es hier formuliert wurde, für die große Mehrzahl der Ehen aus dem sogenannten Klein- und Mittelstande gar nicht existiert. Die Dinge regulieren sich dort eben nach praktischen Notwendigkeiten, nicht nach irgendwelchen Redensarten, aber da man so häufig beobachten kann, wie sich schlechte, ungesunde Moden von den Städten in die Dörfer fortpflanzen, so dringen auch schlechte Schlagworte von den geistigen Höhen in die sozialen Niederungen. Deshalb, wenn gewisse Führerinnen der Frauenbewegung ungesunde Thesen aufstellen, ist es angebracht, ihnen ohne Nachlaß zu widersprechen. Rettung aus dem heutigen Durcheinander kann ja doch nur dadurch erfolgen, daß die Ansprüche an die Ehe nüchtern nachgeprüft und auf ein vernünftiges Maß reduziert werden. Denn wo man auch hinblickt, vorherrschend bei den Frauenführerinnen ist die Tendenz, jene Ansprüche womöglich bis an den Mond hinauf zu steigern. Spielraum zu gewähren zur „Entfaltung höchster seelisch-persönlicher Werte", so las man jüngst noch bei Helene Lange, das sei das eigentliche Ziel einer Ehe. Ich erwidre darauf: nehmt zwei normale Menschenkinder mit jenen beiden Tugenden, die zum Heiraten erfahrungsgemäß am tauglichsten machen: robuster Gesundheit und Geduld miteinander, so ist es fast unvermeidlich, daß eine herzliche Zuneigung aufsprießt und ihre schönen Blüten treibt. Schafft also diese Voraussetzungen und stellt garkeine Ansprüche, das ist rationeller, als immer nur die Ansprüche zu verfeinern, aber die Vorbedingungen zu vernachlässigen. In

saft- und reizlosen Wesen, die nach dem ersten Kindbett auf der Nase liegen, mögt Ihr die Psyche so himmelhoch entwickelt und raffiniert haben, daß sie vollständig ätherisch ist, die Ehe mit ihnen wird kein Vergnügen sein, noch irgendwie den verlangten „Spielraum zur Entfaltung" schaffen. Wenn die Mädel ihre vielgeplagten Seelen endlich einmal in Ruhe ließen, dafür den altmodischen Ehrgeiz der Schönheit dahin modernisierten, kräftig und gesund zu sein, könnte vieles ganz von selbst besser werden.

Es ist freilich weit bequemer, verstiegene Ideale zu hegen, die unsern gebildeten Mädchen dann solch einen Nimbus verleihen, aus höheren Töchtern höhere Wesen machen. Die jungen Frauen aber würden gewiß nicht so häufig über Enttäuschung zu klagen haben, wenn man ihnen statt jener romantischen lieber hygienische Ideale beigebracht hätte, deren Betätigung allerdings Arbeit und Anstrengungen körperlicher Art erfordert, was höhere Wesen zurzeit unter ihrer Würde halten. So ist leider überhaupt ein Vorwärtskommen in der ganzen Kontroverse fraglich, weil etwas Nüchternes und Praktisches nur unvollkommener als das höchste weibliche Ideal zu sein braucht, um auch sofort mit nach den Sternen gerichtetem Blick verworfen zu werden. Mir ist unter den Führerinnen eigentlich nur eine bekannt als von der Erkenntnis wirklich durchdrungen, wie das Hoffen und Hinarbeiten auf eine absolute, einwandfreie Lösung des Eheproblemes die ärgsten Feinde wirklichen Fortschritts bilden. In Helene Stöcker lebt jene aus großer Herzensgüte herstammende Milde der Auffassung, die nicht immer gleich mit dem Stempel zur „unerbittlichen Brandmarkung" dahergesprengt kommt. Um den schweren Stein der Frauenfrage zu heben, greift sie logisch und unerschrocken in der Tiefe an, wie es sich gehört, während Helene Lange, um ihn weiterzubewegen, sich an seiner Kuppe abmüht. Mit Helene Stöcker wäre vielleicht eine Verständigung möglich über den Weg, der wenigstens die Gebildeten aus dem heutigen Irrgarten zu größerer Genugtuung und Gesundung herausführen könnte. Mitleid hat es ihr zugeraunt, daß, wenn die Frauen tatsächlich unfreier, gebundener, behinderter sind und immer sein werden als wir Männer, zwar nicht das Recht auf Untreue bei den Gattinnen, wohl aber das Recht auf Mutterschaft auch bei den Unverheirateten als Kompensation gefordert werden sollte. Man renne jedoch mit dieser Parole nicht gleich in den grünen Klee. Bei der nobeln und milden Art, wie Helene Stöcker diese Forderung

begründet, würde vielleicht selbst ein Friedrich Paulsen ihr eine Strecke weit folgen. Aber zugestanden, daß Mutterschaft in der Tat das einzige ist, was die Tragik des Frauenloses aufhebt, daß anderseits Tragik als Volksprinzip ein Nonsens ist, so neigt auch diese Helene — sehr viel weniger allerdings als ihre große Namensschwester — zum Glauben an ethische Zauberformeln, was früher oder später doch zur Unterschätzung praktischer Hilfsmöglichkeiten führt. Hiervon das nächstemal.

Der Landweg nach Indien

Von Rudolf Zabel

Indien bedeutet für die Kulturvölker Europas mehr als die beiden südasiatischen Halbinseln. Von jeher war es der Inbegriff von Reichtum, Schätzen, Naturpracht und Tropenzauber, die warme Sonne, nach der sich die Völker des kälteren Abendlandes sehnten. Erst in neuerer Zeit, seitdem England die Sonne mit Beschlag belegt hat, tut man bei den Völkern, die sich auch gerne an einer eigenen Sonne wärmen möchten, gerade so, als sei die Sonne inzwischen weiter nach Osten gewandert und habe sich am Gelben Meere niedergelassen. Aber was ändert das an Tatsachen? Alexanders des Großen Ideal war Indien. Der Zäsaren unerfüllte Wünsche endigten in Indien. Alle seefahrenden Völker des europäischen Mittelalters wetteiferten im Kampfe um den Seeweg nach Indien. Kolumbus entdeckte Amerika, weil er nichts anderes suchte als Indien. Die zeitweilige enorme Machtstellung Portugals in Asien beruhte hauptsächlich auf seiner herrschenden Stellung in Indien. Und schließlich, als England keine Armada und kein Portugal mehr zu fürchten hatte, und als es im Frieden von Paris auch Frankreich zur Aufgabe seiner Position in Vorderindien gezwungen hatte, krönte es seinen Kolonialbesitz durch die Kaiserkrone von Indien.

So war es, und — so blieb es! Denn im Grunde genommen hat der Kampf um Indien nie aufgehört. An die Stelle der früheren Bewerber trat

nur — Rußland! Zum Austrag mit den Waffen ist der Kampf bisher nicht gekommen. Aber wer die Ereignisse der neueren Geschichte Ostasiens kennt und vor allen Dingen ihren Zusammenhang verstanden hat, weiß, daß selbst die ostasiatische Politik der europäischen Kulturvölker bis zum heutigen Tage gelenkt worden ist von dem obersten Gesichtspunkte des Gegensatzes zwischen England und Rußland Indiens wegen. Ist doch erst noch im zweiten englisch-japanischen Bündnis ausdrücklich auf diesen Gegenstand, insbesondere den Schutz Indiens, als Grundton Rücksicht genommen worden! Somit hat „Indien" seine Bedeutung als Angelpunkt der Weltpolitik auch heute noch nicht verloren.

Oder vielleicht doch? Schon seit Jahr und Tag säuselt es von Friedensschalmeien und Versöhnungsglöcklein im englischen Blätterwalde. Entente cordiale — — o du himmlische Barmherzige, die du Kriege beseitigst und den Haß von Jahrhunderten zwischen Völkern auslöschst! Heil uns, daß wir leben — es sei sogar ein Vergnügen, jetzt zu leben, sagt König Friedrich August von Sachsen! — Denn so können wir es wenigstens miterleben, wie die Streitaxt wegen Indien begraben wird, endgültig, wie es heißt, einmal für alle Male! Dieser Tage verkündete die Presse aller Welt, das englisch-russische Abkommen wegen der indischen Grenzgebiete sei perfekt und wohl auch schon ratifiziert. Europa hat Ruhe — Asien vielleicht auch! Deutscher — was nun? King hat dich eingekreist! England-Rußland; Rußland-Frankreich; Frankreich-Italien; Frankreich-Spanien; Spanien-England; England-Portugal — alles ein Herz und eine Seele! Für Deutschland bleibt, abgesehen von Österreich, nur noch die Türkei übrig — und diese hat man im Haag soeben in die zweite Klasse versetzt! Armes Deutschland! — Glückliches Albion!

Und es kam der Beherrscher aller Reußen zum Kaiser, um ihm zu sagen, da sei weiter gar nichts dabei, daß man sich mit England geeinigt hätte. Darum brauche alte Freundschaft nicht zu rosten.

Und es kam der King, der gleichzeitig der Emperor of India ist, zum Kaiser, um ihm zu sagen, die Einigung mit Rußland solle ihn nicht verhindern, den Verkehr mit ihm wieder aufzunehmen.

Die Nörgler sagen: „So, nun haben wir uns durch Freundschaftsversicherungen mal wieder dumm machen lassen!"

Die Patrioten sagen: „Da seht Ihr's mal wieder! Ohne unsere Zustimmung passiert nichts in der Welt. Erst nachdem beide Herrscher in höchsteigener Person sich beim Kaiser unsere Zustimmung geholt haben, wird das Abkommen perfekt. Vergleiche Marokko! Hurrah!"

Man tue diese Leute miteinander in einen Topf, stülpe einen Deckel darüber, beschwere ihn mit einem Mühlstein und frage sodann gelassen nach dem, was weiter wird!

Nur bitte ich, die Frage nicht an mich zu richten. Denn ich selbst habe noch vor wenigen Tagen fragen müssen, und zwar fragte ich an der Stelle, an der die Nachrichten der ganzen Welt zusammenlaufen — — in London. Ich fragte dort einen Mann, der sich naher Beziehungen zu Rußland rühmt, und das von Rechts wegen. Er sagte mir: „Das Abkommen ist perfekt, daran beißt keine Maus den Faden ab. Aber es kommt gar nicht darauf an, was darin steht. Denn in Rußland hüpfen die Ereignisse niemals den Worten auf die Hacken. Man rechnet dort mit andern Zeitmaßen als hier. Die Ewigkeitssekunde zählt in Rußland fünfzig Jahre. Ferner: — tut Rußland nichts umsonst. Und schließlich bezieht Rußland die Schätze Indiens vielleicht doch noch billiger über London, als wenn es selbst sie sich holen geht." Das ließ sich hören — — doch ich fragte einen Engländer; er ist mein Freund und hat von Berufs wegen den Finger ständig am Pulsschlag der Zeit liegen — natürlich der englischen. Er sagte: „Das Abkommen ist perfekt. Wir haben es, und übrigens für Rußland keinen Halfpenny!" Auf dem „haben" lag der Ton.

Auch diese beiden wollen wir nachträglich in den Topf zu den andern tun und im übrigen die Frage nach dem, was weiter wird, dadurch zu ergründen suchen, daß wir einmal zusehen, was vorher war.

Die Furcht, Rußland werde die englischen Besitzungen in Indien bedrohen, war bisher stets auf seiten Englands stärker als der Wille und vor allen Dingen die strategische Möglichkeit dazu auf seiten Rußlands. Immerhin datiert diese Furcht, und somit der russisch-englische Gegensatz in Asien schlechtweg, keineswegs bloß in Mittel- und Zentralasien, seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Nachdem die russische Expansionstätigkeit nach dem fernen Osten hin mit dem Erwerb von Kamschatka 1707, und nach Mittelasien hin mit dem Erwerb der nördlichen Kirgisensteppe um 1734 zum

Stehen gekommen war, setzte sie um 1850 mit dem Auftreten Muravioffs erneut ein. Bis zum Jahre 1860 erwarb Rußland in Ostasien das linke Amurufer und das rechte Ussuriufer. Gleich darauf aber, nachdem das Vordringen im fernen Osten eine Grenze gefunden hatte, begann die Expansion erneut in Mittelasien. Und namentlich diese war es, die von England eifersüchtig beobachtet wurde. Die Aggressive Rußlands war die Gefahr für Englands Stellung in Indien. Deshalb machte England alle Anstrengungen, um möglichst auf der ganzen Linie zwischen sich und Rußland einen Puffer zu bringen. Erinnert sei nur an die mannigfachen direkten Verhandlungen zwischen beiden Mächten, die zum Ziele hatten, China zu einem Pufferstaate zu machen, ebenso wie die turanischen Khanate und die Reiche des iranischen Hochlandes. In China waren es die mitbewerbenden Mächte, in erster Linie Frankreich und dann Rußland selbst, welche die englische Puffertheorie vereitelten, so daß England schließlich nichts anderes übrigblieb, als wie als letzten Notnagel, mit dem das Vordringen Rußlands nach Süden festgenagelt werden sollte, die sogenannte Politik der offenen Tür zu proklamieren. Aber es war ein schlechter Notnagel. Denn Rußland machte sich die Vorteile der Politik der offenen Tür in China selbst zunutze und betrieb seine Eroberungspolitik nebenher weiter, indem es schließlich die Mandschurei nahm. Die Einsicht, daß mit Hilfe der Phrase von der offenen Tür dem russischen Fortschreiten kein Einhalt geboten werden konnte, und daß die übrigen „Offenen Tür"-Mächte kein Indien zu schützen hatten, trieb England aus der bis dahin als ungeschriebene heilige Pflicht des Ostens geltenden Solidarität der weißen Rasse hinaus und den Japanern als Verbündeten in die Arme. Leitmotiv: Der Gegensatz zu Rußland und die Sicherung der englischen Besitzungen in Indien! Klar zum Ausdruck gebracht in dem zweiten Bündnisvertrag zwischen England und Japan! Was gerade für England das Gefährliche war, war das anderseits von Rußland heiß ersehnte Ziel: der eisfreie Hafen. Dieser als Stützpunkt zu einer machtvollen Flotte entwickelt, hätte für den Fall eines Krieges um Indien das Bismarcksche Wortbild vom „Kampf zwischen einem Elefanten und einem Walfisch" beseitigt.

Konnte so in Ostasien der russischen Gefahr mit Hilfe der Japaner Schach geboten werden, so fehlten doch in Mittelasien dafür die Voraussetzungen. In Zentralasien war wenigstens das unwirtliche Hochland von Tibet und

als besonderer Grenzwall das Himalayagebirge vorhanden. An sich natürliche Bollwerke genug! Dennoch war England so vorsichtig, die erste Gelegenheit zu benutzen, da Rußland engagiert war, daß es Tibet auch politisch als englisches Gebiet zur Anerkennung brachte.

Mittlerweile aber hat sich an der gefährlichsten Stelle, nämlich in Mittelasien, die russisch-englische Frage nach Westen verschoben. Einfach deshalb, weil die einst so eifrig erörterte Frage eines russischen Feldzuges nach Indien außer Sichtweite gerückt ist. Man hat inzwischen einsehen gelernt, daß der Weg nach Indien über das Pamir hinweg oder durch Afghanistan doch etwas anstrengender ist als die Reise über den Amur. Daran ändert auch die Vollendung der Transuralbahn nichts, die es heute schon eher gestatten würde, Turkestan als Operationsbasis für einen Feldzug nach Indien zu benutzen, als damals, da man ausschließlich auf die noch heute die Zeichen des Provisorischen tragende mittelasiatische Eisenbahn angewiesen war, die bisher noch keinen Anschluß an das große russische Bahnnetz besaß.

Wie gesagt, die Reibungsflächen des englisch-russischen Gegensatzes sind nach Westen verrückt worden; man hat einsehen gelernt, daß der Weg nach Indien bequemer über Persien als über Afghanistan führt; und wenn man die auf der persischen Linie bisher getroffenen „Maßnahmen für alle Fälle" seitens der beiden Rivalen betrachtet, so muß man wohl sagen, daß Rußland längere Schritte gemacht hat. Nicht nur, daß es eine erheblich lange Grenze mit Persien sein eigen nennt. Rußland besitzt auch die wichtigsten Eisenbahnkonzessionen in Persien und trägt überdies immer noch die Sehnsucht nach dem eisfreien Hafen in sich, die desto inniger sich in der Richtung des Persischen Golfes bewegt, als hier so ungefähr noch das einzige Loch ist, das der Zimmermann für Rußlands Wünsche offen gelassen hat. Seinen eisfreien Hafen am Pazifik hat Rußland verloren. Das hat die allgemeine Spannung erhöht, und infolgedessen ist auch der Druck in der Richtung auf den Persischen Golf gewachsen. Fünfzig Jahre und mehr russischer Erfolge sind unwiederbringlich verloren, wenn Rußland seine Expansionsbestrebungen nach dem Persischen Golf hin aufgegeben haben sollte. Der Weg durch Persien und durch den Persischen Golf, das ist Rußlands bequemster — vielleicht gar sein einziger Weg nach Indien, wenigstens der Weg, auf dem der geringste natürliche Widerstand zu erwarten ist, und der Rußland auch schon auf Grund

seiner Machtstellung in Persien gehört. Rußland müßte sein „Indien" aufgeben, wenn es diesen Weg aufgeben wollte. Mag nun der Wortlaut des jüngsten russisch-englischen Abkommens lauten, wie er will — ich glaube nicht, daß Rußland darin restlos etwas aufgibt, dessen Aufgabe soviel, wie „die Wünsche eines halben Jahrhunderts begraben" hieße.

Und doch, man kann bisweilen irre werden an dem, was man glaubt als politische Notwendigkeit erkannt zu haben. Es wäre ja immerhin möglich, Rußland hätte Einkehr gehalten und wollte zunächst einmal entwickeln, was es an Möglichkeiten in sich birgt.

Um so interessanter aber ist es, nunmehr den Weg zu verfolgen, den England in neuerer Zeit zielbewußt als *seinen* Landweg nach Indien sich vorbereitet hat. Es ist nämlich eine merkwürdige Sache: Bei uns in Deutschland macht man sich mit Vorliebe über die englische Diplomatie lustig. Und doch ist nicht ausschließlich alles nur Glück, was Albion in dem letzten Jahrzehnt als Erfolg seinem Konto gutschreiben konnte; im Gegenteil, das meiste war bewußte Politik, gewollte Folge —, nur haben die englischen Diplomaten einen längeren Atem als die unseren. In Ostasien hat man sich über die Engländer lustig gemacht, weil es anfangs so schien, als bedeute jeder neue Vertrag mit Rußland das Aufgeben eines Stückchens Position durch England. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und das taten die Engländer, als Japan freundlichst den Krieg mit Rußland führte, den selbst führen zu müssen man schon in England befürchtet hatte. Auch jetzt spielt sich wieder ein echt englisches diplomatisches Spiel ab, dessen Einzelheiten, im Zusammenhang betrachtet, den wohlüberlegten und vorbereiteten Vormarsch auf Indien bedeuten von einer Seite, die deshalb unerwartet erscheint, weil zwei andere, ebenfalls im Vormarsch begriffene Mächte noch nicht eingesehen haben, welche Gefahr im Anzuge ist —, Deutschland und Frankreich. Nur Rußland kennt die Gefahr. Sein Weg nach „Indien" geht durch Persien. Deutschlands und Frankreichs gemeinsamer Weg geht die Bagdadbahn entlang. Aber Englands Landweg nach Indien geht quer durch beide Routen hindurch und ist überhaupt nur deshalb im Bau, um die beiden andern *abzuschneiden*. Man beachte die Reihenfolge folgender politischer Ereignisse, deren spiritus rector durchweg England ist: Zunächst das englisch-französische Marokko-Abkommen. Es wird abgeschlossen, ohne daß es Deutschland notifiziert wird.

In England weiß man, es besteht in Deutschland keine Neigung, sich deswegen mit England anzulegen; desto mehr aber wird die Rücksichtslosigkeit zu einer Spannung zwischen Frankreich und Deutschland führen. Gleichviel ob das der Fall sein wird oder nicht, Frankreich wird in jedem Falle in Marokko engagiert und von der Levante dadurch abgelenkt. Das ist der eine Vorteil. Denn Frankreich war ebensogut en route nach Bagdad und — weiter als Deutschland. Darum divide et impera! Die Hauptbedeutung dieses Abkommens für England liegt aber überhaupt nicht in Marokko, sondern in Ägypten. Die Kehrseite des Abkommens, von der nur weniger die Rede ist, ist bekanntlich das Ausschalten der französischen Ansprüche aus Ägypten. Alsbald folgt ein schärferes Anziehen der Zügel in Ägypten selbst, wo dem Khedive klar gemacht wird, daß er zwar unabhängig ist von der Türkei, aber desto abhängiger von seinem Befreier England; und das besonders, nachdem auch die Franzosen als Rückendeckung ausgeschaltet sind. Um der Türkei Unbequemlichkeiten zu bereiten, wird der bekannte Grenzzwischenfall an der Akabahbay herbeigeführt und englischerseits zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht. Gleichzeitig geht eine kleine Hetze gegen Deutschland los, weil angeblich die türkische Hedschasbahn von deutschen Ingenieuren gebaut wird. Mittlerweile hat man die Welt daran gewöhnt, daß englische Schiffe den türkischen Platz Koweit am Persischen Golf als Stützpunkt nehmen, was bekanntlich neuerdings genügt, um „Ansprüche" zu rechtfertigen. Und als letzte Phase hat sich nunmehr das Abkommen mit Rußland über die indischen Grenzgebiete angeschlossen.

Diesen Ereignissen entsprechend zieht die Trasse des geplanten englischen Landwegs gen Indien. Es kommt hierbei auf zweierlei an: nämlich, daß erstens das nunmehr unbestritten englische Ägypten in eine direkte Festlandverbindung mit Indien gebracht wird, und daß zweitens diese Verbindung eine Grenze wird! Um beides zu verbinden, dazu dienen in neuerer Zeit Eisenbahnen. Daraus ergibt sich folgende Eisenbahntrasse: von Ismaila am Sueskanal als ägyptischer Kopfstation nach einem Platz am Norduser der Akabahbay. Sodann quer durch Nordarabien nach Koweit. Von Koweit aus Anschluß an die indischen Eisenbahnen beim Eintritt in das Gebiet von Englisch-Belutschistan. Zweimal, und wenn man den Sueskanal mitrechnen will, sogar dreimal berührt diese Eisenbahn schiffbares Meer. Endgültig von der Türkei ab-

geschnitten ist dann das südlich der Bahntrasse liegende Arabien. Mit der Türkei und seiner Hedschasbahn, die man zu kreuzen hätte, wird man sich schon einigen, wie Akabah zeigt. Im Falle von Verwickelungen in Asien oder Ostafrika kann nun der Sueskanal getrost blockiert werden. England hat ja Alexandrien und von dort die Zufuhr auf seiner Eisenbahn. Welche Perspektive! Und wenn England nichts anderes erreichte, als daß es alle nicht englischen Zufuhren, die den Weg über Sues wählen, zwingt, ums Kap zu gehen, und dabei selbst die Möglichkeit hat, seine eigenen Zufuhren auf der Bahn, sei es auch nur bis zum Persischen Golf zu bringen, wo sie erneut umgeschlagen werden könnten. Noch komplizierter und bedrohlicher sieht das Bild aus, wenn England tatsächlich dazu übergehen sollte, die Eisenbahn von Koweit aus um die Nordspitze des Persischen Golfes nach Englisch-Belutschistan herumzuführen. Dann tritt der Fall ein, der mich berechtigt schon jetzt zu sagen, daß hier, an der Nordspitze des Persischen Golfes, eine ganz gefährliche weltpolitische Wetterecke sich zu entwickeln beginnt, sozusagen ein Brennglas der divergierenden europäischen Interessen. Und daß diese Interessen vorwaltend Verkehrsinteressen sind, tut ihrer Bedeutung keinen Abbruch. Denn längst sind Eisenbahnen in solchen Ländern etwas anderes geworden als harmlose Verkehrsinstrumente. Eine Eisenbahn, wie die hier in Frage stehende, bedeutet einen eminenten und sehr greifbaren politischen Besitz. Es ist einfach albern, heutzutage noch zu leugnen, daß das der Fall wäre. Man denke an die mandschurische Eisenbahn und ihre weltpolitische Bedeutung! Man denke an die politische Bedeutung der afrikanischen Eisenbahnbauten! Man muß die Welt für kindisch halten, wenn man sie glauben machen will, die Bagdadbahn sei ein rein wirtschaftliches Unternehmen, oder will sie absichtlich irreführen oder ist wirklich selbst noch nicht reif für die oft recht bittern Konsequenzen der Weltpolitik. Kurz und gut, hier an der Nordspitze des Persischen Golfes treffen drei Landwege nach „Indien", drei weltpolitisch die höchste Bedeutung erheischende, künftige Straßen des Weltverkehrs vermöge geographischer und politischer Konstellationen demnächst zusammen; und es ist notwendig, daß man das voraussieht und für den um dieses Fleckchen Erde kommenden Kampf gerüstet ist. Denn dieser Kampf, so gleichgültig er an sich vielleicht sein mag, wird eine Art Entscheidungskampf sein.

Man hat in der Mandschurei ein klassisches Beispiel dafür, eine Art von

Präzedenzfall, wie solche Kämpfe sich anspinnen. Eine englische Privatgesellschaft hatte von der chinesischen Regierung die Konzession zum Bau einer Eisenbahn von Peking nach Kirin erhalten. Die Bahn wurde trassiert und ausgebaut. Zunächst von Tongku nach Peking und Schanhaikwan. Inzwischen hatte die Russisch-Chinesische Bank von der chinesischen Regierung ebenfalls eine Konzession zum Bau einer Eisenbahn von einem Punkte der Linie Mandschuria — Wladiwostock aus nach Port Arthur und Dalni erhalten. Den Russen paßte die englische Konkurrenz in der Mandschurei gar nicht. Sie suchten daher die Engländer zu übertölpeln und machten das so: sie legten die Trasse ihrer Bahn derartig fest, daß sämtliche größeren Städte der Mandschurei, natürlich auch Kirin und Mukden, östlich ihrer Trasse liegenblieben. Als nun die englischen Ingenieure in die Nähe von Mukden kamen und mit ihrer Bahn die russische Trasse kreuzen wollten, verweigerten ihnen die Russen den Übergang. Infolgedessen konnten die Engländer ihr Ziel Kirin, ja nicht einmal Mukden, nicht erreichen und zogen es vor, weil ihnen die Sache einen politischen Zwischenfall nicht wert war, ihre Bahn bei der Station Kobantse sonst unmotiviert im spitzen Winkel umzubiegen und nach Süden zu führen, nach dem Vertragshafen Niutschwang. Also wurde die russische Bahn in der Mandschurei zu einer tatsächlichen Grenze für englische wirtschaftliche und damit eo ipso politische Interessen.

Was wird nun am Persischen Golf geschehen? Offenbar hat es England hier auf ein „Rennen“ nicht wollen ankommen lassen. Aber ebenso offenbar ist es, daß die Furcht vor dieser Auseinandersetzung es war, die England veranlaßt hat, durch den jüngsten Vertrag mit Rußland hier vorzubauen. Vielleicht spekuliert England darauf, daß Rußland ihm ohne weiteres diesen Eisenbahnbau als etwas ganz Harmloses gestatten wird, und daß Rußland seine eigenen oben geschilderten heißen Wünsche zurückstellt. Ich kann es nicht glauben, schon deshalb nicht, weil ich die Russen zu solcher Entsagung nicht für fähig halte. Nicht umsonst haben sich die Verhandlungen über nunmehr anderthalb Jahre hingezogen. Nicht umsonst hat Rußland in der Mandschurei gelernt, wie man gewöhnliche Europäer durch Versprechungen und sogar Abkommen bis in die Puppen nasführt. Die Europäer hätten sich auch schließlich mit der von Rußland beliebten „Räumung

der Mandschurei" zufriedengegeben — sogar England — wenn nicht die Japaner so billig gewesen wären. Aber wo sitzen hier am Persischen Golf Japaner, die bei Rußland wieder einmal für England die Kastanien aus dem Feuer holen werden? Und dann noch eins, und für uns das wichtigste:

Die Interessen des Deutschen Reiches laufen ebenfalls in jenem Brennpunkt zusammen und strahlen hindurch nach dem Persischen Golf, wo schon die neu eingerichtete Anschlußlinie der Hapag auf die Vollendung der Bagdadbahn wartet. Unsere Interessen würden also durch das Zustandekommen des englischen Bahnbaues genau so abgeschnitten wie die russischen, uns würde genau so unser Landweg „nach Indien" verlegt werden wie den Russen. Uns und den Franzosen, die man in diesem Punkte aufeinanderhetzen will, wo sie gezwungenermaßen an demselben Strange ziehen müssen wie wir — trotz Marokko! Unsere Beziehungen zu den in Frage kommenden Staaten sind so geregelt, daß in der Tat das erste ernsthafte Hindernis für unsere Pläne, die mit dem wirklichen Indien, um Mißverständnis zu vermeiden, auch nicht das geringste zu tun haben, uns erst hier am Persischen Golf entsteht; und zwar nicht durch Rußland, dessen Bahnen ja weiter östlich das Meer erreichen würden, sondern durch England, das unsere Wege quert und zu sperren beabsichtigt. Dazu ist das neue Übereinkommen nur ein neuer Schritt nach vielen vorausgegangenen.

Was nützt es denn, angesichts solcher Taten und Absichten eine Vogelstraußpolitik zu betreiben? Das europäische Gleichgewicht war schon damals eine inhaltschwache Phrase, als Bismarck damit auf dem Berliner Kongreß manipulierte. Zumal heute gilt nur noch ein politisches Gleichgewicht, das sich auf die Machtverteilung auf der ganzen Erde bezieht. Es ist durch die Niederlage Rußlands gestört! Daran ist kein Zweifel. Und wir Deutsche fühlen uns offenbar noch zu unsicher, um jetzt schon England gegenüber den Herkules zu spielen, der dem bisherigen Akteur des Atlas, Rußland, die Last des Himmelszeltes abnimmt. Je nun, wir werden es doch einmal tun müssen. Wer Rußland kennt, glaubt nicht an Rußland und seine Zukunft; eine zweite Türkei wird's bestenfalls einmal werden, ein treffliches „Hinterland" für uns Deutsche. Der einzige Gleichgewichtsausgleich aber, der mit Naturnotwendigkeit über kurz oder lang einmal kommen muß, ist der zwischen Deutschland und England. Und je mehr Rußland dem englischen Druck, den es bisher

zum Glück für die andern Völker Europas auf seine kompakten Schultern genommen hat, weicht, um so kräftiger wird dieser Druck auf Deutschlands Schultern übergehen. Auf wirtschaftlichem Gebiete haben wir dem englischen Druck schon einen recht kräftigen Gegendruck entgegenzusetzen, auf militärischem Gebiet ebenfalls. Aber politisches Wollen, Klarheit des politischen Blicks und unerbittliche Konsequenz in Fällen, die man als politische Notwendigkeiten erkannt hat, sowie last not least ein dickes Quantum persönlichen Muts statt feiler Redensarten in rebus orbis terrarum — das ist etwas, was wir in Deutschland noch nötig haben, von den Engländern, oder wem's lieber ist, von den Japanern, zu lernen, ehe wir versuchen dürfen, auf einem Kampfplatz, wie ihn die Nordspitze des Persischen Golfes darstellt, als ebenbürtige Gegner Englands — nur Englands — aufzutreten. Wäre diese Auffassung nur schon Gemeingut der führenden Geister unserer Nation, dann wären auch wir heute schon ein erhebliches Stück weiter auf unserem Landweg nach „Indien".

Erinnerungen an Deutschland

von Michel Bréal

Sehr geehrter Herr Langen!



Wenn man mir in meiner Jugend prophezeit hätte, der Herausgeber einer deutschen Zeitschrift, und überdies einer bayrischen — Sie werden gleich sehen, warum ich bayrisch extra betone — werde sich eines Tages mit der Aufforderung an mich wenden, ihm einen Artikel über ein von mir selbst gewähltes Thema zu liefern, so hätte mir diese Prophezeiung eine äußerst angenehme Überraschung bereitet. Sie selbst, sehr geehrter Herr Langen, sind zu jung, um jene vergangenen Zeiten gekannt zu haben; und Sie können also nicht wissen, mit welcher Ehrerbietung damals alles, was von Deutschland kam, betrachtet wurde. Es war uns, als ob die Presse dieses Landes auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Bildung eine Art Obrigkeit ausübte.

„Und jetzt?" werden Sie fragen. O, jetzt kennen wir einander besser. Jetzt verstehen wir in Frankreich, einen Maßstab anzulegen. Wir haben zwar noch immer denselben Vorrat von Hochachtung bewahrt, aber wir bringen ihn jetzt mit überlegung dar. Jetzt sparen wir sie für die Organe auf, die uns durch ihre Sympathie den eigenen guten Willen vergelten. In der Presse ziehen wir die Zeitungen und Zeitschriften vor, die uns den Beweis ihrer Unabhängigkeit gegeben haben, und die den liberalen Ideen treu geblieben sind.

Dies ist der Grund, warum ich Ihrer Aufforderung mit ebensoviel Eifer wie Vergnügen nachkomme.

Ich habe mich gefragt, in welcher Weise ich Ihrer liebenswürdigen Bitte entsprechen könnte, und nach einiger überlegung sagte ich mir, ich würde wohl am besten tun, wenn ich die Gelegenheit benützte, eine Art Rückblick auf mein Leben, das sehr häufig in Beziehungen zu Deutschland gestanden hat, zu geben und eine getreue Schilderung dessen zu versuchen, was ich diesem großen Reiche verdanke. Meiner Ansicht nach ist jetzt der Groll auf beiden Seiten oft genug ausgegraben und das gegenseitige Unrecht genügend verhandelt worden, und ich meine, es wäre vielleicht an der Zeit, eine andere Saite anzuschlagen und auch einmal die Gründe zu nennen, die zu gegenseitiger Achtung auffordern könnten. Vielleicht würde sich daraufhin einer Ihrer Freunde veranlaßt fühlen, eine Erwiderung zu geben, worin er sich an das erinnerte, was er Frankreich verdankt.

Nun weiß ich wohl, daß in den Beziehungen des einen Volkes zum anderen den Erfahrungen des einzelnen nicht viel Wert beigemessen wird, aber aus der Summe dieser individuellen Erfahrungen besteht schließlich doch der Eindruck, der sich der Mehrheit mitteilt und die Ansicht über das Ganze entscheidet.

Ich hatte sogar zuerst die Absicht, diese Seiten: „Was ich Deutschland verdanke" zu betiteln. Allein es wurde mir gesagt, dieser Titel könne einige gute Seelen auf den Gedanken bringen, mir, ohne daß sie sich die Mühe genommen hätten, mich zu lesen, ebenso strenge wie patriotische Vorwürfe zu machen. So habe ich mich denn mit einem etwas allgemeineren Titel begnügt. Und beim Schreiben dieses Stückes Autobiographie glaube ich auch nicht in die Gewohnheit zu verfallen, die, wie man behauptet, Leute meines Alters leicht überkommt, nämlich immer von sich selbst sprechen zu wollen.

Wer mich liest, wird, wie ich hoffe, fühlen, daß ich einen ganz anderen Zweck im Auge habe, als mir selbst zu gratulieren und mich als Beispiel hinzustellen.

* * *

In erster Linie ist Deutschland das Land, wo ich das Licht der Welt erblickte, denn vor fünfundsiebzig Jahren bin ich in Landau geboren, einer früher französischen Stadt, die durch die Verträge von 1815 bayrisch geworden war. In diesem Städtchen bin ich bis zu meinem neunten Lebensjahre verblieben. Ich habe die dortige ausgezeichnete Elementarschule besucht, und dort wurde die Grundlage für meine Bildung gelegt — eine sehr wichtige Sache, wie sie wissen, von der oft die ganze Zukunft abhängt. Ganz besonders lebhaft erinnere ich mich aus jener Zeit an einen von mir hochverehrten Lehrer. Wenn er zum Beginn des Unterrichtes die Hände zum Gebet faltete, wagte ich die Augen nicht aufzuschlagen, weil es mir war, als müsse sein Haupt von einem Glorienschein umflossen sein. Mit inniger Freude schreibe ich seinen Namen hier nieder, denn diesem Lehrer verdanke ich vielleicht am meisten; er hat mir die Freude am Lernen eingepflanzt und das Gefühl der Ehrerbietung in mir erweckt. Er hieß Jung, und ich habe später erfahren, daß die bayrische Oberschulbehörde ihm in Anerkennung seiner Verdienste im Lauf der Jahre den ehrenvollen Titel Professor verliehen hat.

Selbstverständlich wurde der Unterricht in deutscher Sprache erteilt; französisch konnte ich nur so viel, als meine Mutter, die aus Metz gebürtig war, mich lehrte, und bei der ich ein paar Kinderbücher las: La Morale en Action, les Aventures de Robert-Robert. Dieser französische Unterricht wurde mir nur in bestimmten Stunden erteilt, während ich Deutsch den ganzen Tag hindurch lernte in den freundschaftlich bekannten Familien, bei meinen kleinen Freunden und Freundinnen, auf dem Max-Joseph-Platz, wo sich die liebe Schuljugend versammelte. Da lernte ich die einheimischen Kraftausdrücke und die Idiomismen, die man aus keinen Büchern lernen kann, die aber die eine Hälfte — und zwar die gewürztere Hälfte — einer Sprache sind, und die der Rede, selbst im höheren Stil, Nerv und Leben verleihen.

Noch ziemlich lange, nachdem ich in ein anderes Land versetzt worden war, ist mein Denken unter dem Einfluß dieser ersten Eindrücke geblieben. Die-

selbe Sache, je nachdem sie deutsch oder französisch ausgedrückt wurde, hatte für mich nicht ganz dieselbe Färbung und nicht ganz denselben Klang, und einzelne deutsche Ausdrücke hatten sich mir mit einem ganz besonderen Nachdruck eingeprägt. Ich erwähne diese Tatsache zur Belehrung von Eltern und Lehrern in einer Zeit, wo so viel von dem Austausch der Kinder gesprochen wird. Ich selbst bin ein Anhänger eines solchen Austausches, aber er dürfte nicht ohne vorherige Erkundigungen, und zwar nicht durch berufsmäßige Vermittlung geschehen. Um einen vollen Gewinn zu erzielen, sollte der Austausch zwischen befreundeten Familien und auch in sehr jungen Jahren stattfinden, damit der Einfluß nicht durch Vorurteile und Mißtrauen gehemmt wird.

Das offizielle deutsche Erziehungswesen zeigt durch gewisse Vorschriften, daß es bestrebt ist, diesen verführerischen Reiz der Sprache auf die Seele zu benutzen, und es ist dies auch ein Feld voll sehr neuer und sehr kitzlicher Erfahrungen; in unklugen Händen oder wo man die Absicht merkt, wird ein Instrument gar leicht verdorben. Und man darf auch nichts übertreiben, die Sprache ist nicht alles. Gerade in jener Zeit, von der ich spreche, hatte ich den Beweis dafür in der Hand.

Meinen ersten Unterricht in der Weltgeschichte erhielt ich durch einen Landauer Bürger, einen Freund unserer Familie, der mich in deutscher Sprache unterrichtete und voller Überzeugung mit dem französischen Patriotismus bekannt machte. Der Mann war von Haus aus Lohgerber und ein höchst ehrenwerter Mensch, der aber nicht einen Satz Französisch sprechen konnte. Durch einen Unglücksfall war er militäruntauglich geworden, aber er hatte in seinem Hause als Arbeiter einen früheren französischen Gardisten, und dieser hatte die Traditionen von den kaiserlichen Heldentaten ganz frisch mitgebracht. Dieser Grenadier, ein Überbleibsel „de la grande armée", hatte dem guten Lohgerber so oft die Schlachten von Austerlitz bis Waterloo erzählt, daß es meinem alten Freunde schließlich war, als sei er selber dabei gewesen. Er kannte sie bis in die kleinsten Einzelheiten, und stolz zählte er die Namen der Siege, die Zahl der Toten, die der Gefangenen, sowie die Namen und Titel der Feldherrn auf. Ich lauschte mit Erstaunen diesen mit ganz undefinierbaren französischen Worten gespickten Erzählungen. Nichts hätte seine Treue zu erschüttern vermocht; im geheimen verwahrte er eine Trikolore für die nahe bevorstehende Ankunft der Franzosen, und da wir in

einem Weinlande wohnten, hielt er auch ein Fäßchen Wein für die Vorhut in Bereitschaft . . .

* * *

Der Tod meines Vaters, der Advokat in Landau gewesen war, machte dieser glücklichen Zeit unseres Lebens ein Ende. Da sich meine Mutter vereinsamt fühlte und sich für ihre Kinder keine großen Hoffnungen machen konnte, weil ihnen durch ihre Religion eine liberale Berufsart verschlossen war (es war im Jahre 1841), entschloß sie sich, auf die andere Seite der Grenze zu ziehen, in die kleine Stadt Weißenburg, die der letzte Krieg berühmt gemacht hat. Für uns bedeutete das eine völlige Umwälzung unseres bisherigen Lebens. Obgleich die Entfernung nur drei bis vier Meilen betrug, kam uns Kindern alles vollständig anders vor, ja alles schien förmlich auf den Kopf gestellt zu sein. In jener Zeit erhielt ich, ohne es zu ahnen, meinen ersten Unterricht in der Völkerpsychologie.

Zuerst jedoch erschien uns diese Veränderung nicht wie eine Veränderung zum Guten. Die kleine Stadt die wir verlassen hatten trug, wie viele deutsche Städtchen, jenes Gepräge der Zufriedenheit, das sich bei einem Dasein ohne Ehrgeiz und ohne große Wünsche allmählich einstellt. Sie schien in sich selbst Genüge zu finden, sich an ihrem alltäglichen Leben, ihren Festlichkeiten, ihren altmodischen Vorbildern, ihren mehr oder weniger originellen Einrichtungen zu freuen. In der französischen Unter-Präfektur, wo wir jetzt unsere Heimat aufschlugen, war es nicht ganz so; da schien man es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sich die Freude am Dasein zu verkümmern, indem die vorhandenen, beschränkten Hilfsquellen immerfort mit denen der großen Zentren, mit der Hauptstadt verglichen wurden. Diese Neigung, die beklagenswerte Folge einer übertriebenen Zentralisation, übte sogar auf den Charakter des einzelnen seine Wirkung aus. Eine Art chronischer Unzufriedenheit beherrschte die Geister und drückte auf die Stimmung. Es mag auch vielleicht ein Teil davon den politischen Ereignissen zugeschrieben werden, infolge deren die Stadt ganz an die Grenze gerückt worden war. Ich glaube jedoch, daß man für diesen Unterschied noch eine allgemeinere Ursache suchen muß. Den landläufigen Ansichten direkt entgegen habe ich die Franzosen stets von zurückhaltendem Charakter, gemäßigt, gegen sich selbst mißtrauisch gefunden, während der Deutsche, je

näher ich ihn kennen lernte, sich mir als ein von seiner eigenen Wichtigkeit durchdrungener, unternehmender und großsprecherischer Mensch gezeigt hat. Dies mag nun ein Vorteil oder eine Schwäche, eine Tugend oder ein Fehler sein, jedenfalls aber habe ich in Deutschland die meisten selbstzufriedenen Männer gefunden, die die unbedeutenden oder zufälligen Umstände zum Nutzen ihrer Eigenliebe auslegten, alles, was sie betraf, im Großen sahen, kurz, die von ihrer eigenen Persönlichkeit höchst befriedigt waren. Dies ist übrigens nicht der einzige Punkt, wo ich die landläufigen Vorstellungen über den Charakter der Nationen bis zur vollständigen Unwahrheit falsch gefunden habe, und diese Ungerechtigkeiten haben mich auf diesem Gebiet zum vollständigen Skeptiker gemacht. So glaube ich zum Beispiel, mit Ausnahme der von oben mehr oder weniger provozierten Äußerungen, im allgemeinen nicht an die französische Eitelkeit; ebensowenig als ich auf der anderen Seite das glaube, was man gemeiniglich von dem deutschen Gemüt erzählt.

Da ich gerade bei diesem Thema bin, erlauben Sie mir, hier einen Augenblick zu verweilen, um über diesen Punkt etwas zu sagen, was ich seit Jahren beobachtet habe.

Es wird im allgemeinen angenommen, daß Selbstgefallen ein französischer Fehler sei; ich habe Schulbücher, ausführliche Geographiebücher, ja sogar Schreibvorlagen gesehen, die die kleinen deutschen Leser mit diesem Fehler, der uns charakterisieren soll, bekannt machen. Nun, ich kann Ihnen mitteilen, ich habe meine Mitbürger in dieser Hinsicht niemals reichlicher ausgestattet gesehen als die übrige Menschheit. Ich habe sogar manchmal bedauert, daß der Vorwurf eines zu großen Selbstvertrauens nicht genug begründet war. In den Vorlesungen, die ich am „Collège de France“ und an der „Ecole des hautes études“ hielt, habe ich oft eine Frage an den ganzen Zuhörerkreis, anstatt an einen einzelnen gerichtet. Die ersten, die antworteten, waren fast immer die Zuhörer, die von jenseits des Rheines gekommen waren. Sie täuschten sich manchmal über den Sinn der Frage, sie antworteten daneben, sie kamen mit schlecht verdauten Erinnerungen . . . . . . aber sie antworteten! während der französische Zuhörer sich vorher Klarheit verschaffen wollte . . . . . . Wenn ich mich an meine Erfahrung halte, so würde ich den Fehler der Prahlerei und der Selbstgefälligkeit nicht an den Ufern der Garonne suchen . . . . .

Ich frage mich, was uns diesen Ruf eingetragen haben mag, und ich glaube, wir müssen uns selbst dafür verantwortlich machen; unsere komischen Schriftsteller, unsere Anekdotenerzähler, unsere Schauspieler sind in erster Linie schuld daran. Wir haben den Fremden die Mühe erspart, sich über unsere Fehler lustig zu machen und Namen dafür zu finden. Wie man nicht anders erwarten konnte, und wie es immer geht: was eine Karikatur war, ist als ein Porträt aufgefaßt worden, aus Spitznamen sind wirkliche Namen geworden, die unsere Nachbarn adoptiert und gegen uns gerichtet haben. Dies beweist, wie viel besser es ist, wenn man Gutes von sich aussagt, wie es unsere Nachbarn klugerweise getan haben, da sie aus dem Eigenschaftswort deutsch das Beiwort aller Tugenden machten.

* * *

Nach dieser Abschweifung nehme ich meine Erzählung wieder auf, in der ich bis zu dem Augenblick gekommen bin, wo ich Bekanntschaft mit dem französischen Unterricht machen sollte. Meine Mutter hielt es für ihre Pflicht, uns den besten Schulunterricht, den unser neuer Aufenthaltsort bot, genießen zu lassen, und schickte uns in das „Collège Communal de Wissembourg“.

Dieser Name „Collège Communal“ verlangt eine nähere Erklärung. Die Gesetzgeber, die zur Zeit der Revolution den Wiederaufbau unseres Unterrichtswesens unternahmen, hatten einen Plan ausgearbeitet in der Art eines dreistöckigen Gebäudes. Der Unterricht in den alten Sprachen sollte das unterscheidende Zeichen sein. Da nun in Weißenburg von alters her Lateinisch gelehrt worden war, wurde dem Städtchen ein Collège zuerkannt; und um sich dem amtlichen Programm unterzuordnen, wurden, außer dem lateinischen Unterricht, nun auch noch die Anfangsgründe des Griechischen gelehrt.

Ich habe sehr oft die Ansicht aussprechen hören, und vielleicht habe ich sie auch selbst ausgesprochen, daß in dieser kleinen Stadt ein Gymnasium ohne Latein, eine höhere Elementarschule, eine Realschule mehr am Platz gewesen wäre. Und wirklich, wenn ich an die energischen Mittel denke, die unsere Lehrer anwandten, um den sehr wenig lernbegierigen Köpfen die unregelmäßigen griechischen Zeitwörter einzutrichtern, und wenn ich mir dann ins Ge-

dächtnis zurückrufe, was schließlich aus den meisten meiner Kameraden geworden ist (Kaufleute, Soldaten, Beamte, Landwirte), kann ich mir nicht verhehlen, daß diese Stunden und diese Rippenstöße nur für sehr wenige von uns von unmittelbarem Nutzen gewesen sind. Desgleichen habe ich es von jeher — und auch heute noch bin ich derselben Ansicht — als einen großen Vorzug des Unterrichtes in Deutschland betrachtet, daß es da Realschulen gibt, in denen nun schon seit fünfzig Jahren eine Bevölkerung herangebildet wird, die mit positiven Kenntnissen ausgestattet, für das Leben gewappnet ist und durch keine zu lange Lehrzeit aufgehalten wurde.

Trotzdem bedauere ich aber nicht, daß mein Städtchen eine Lateinschule hatte, und ich bin auch heute noch überzeugt, daß sich die Weißenburger, wenn man sie ihnen nehmen wollte, erniedrigt fühlen würden, worin sie auch nicht unrecht hätten. Die Ratschläge, daß man sich in seiner eigenen Sphäre erhalten, seinem Ehrgeiz Zügel anlegen solle, daß man sich davor hüten solle, Menschen heranzubilden, die aus ihren Verhältnissen herausgerissen sind, — diese Ratschläge entflammen zwar einer ausgezeichneten Absicht, würden aber, buchstäblich befolgt, nur die Wiedereinführung der Ständeordnung zur Folge haben. Jenes Interesse für die geistigen Dinge, das unparteiische Beobachter in Frankreich in solchen Schichten der Bevölkerung konstatiert haben, wo sie es gar nicht gesucht hätten, hat vielleicht seinen Grund in einigen glücklichen Verästelungen des klassischen Unterrichtes.

* * *

Obgleich die offizielle Unterrichtseinteilung den modernen Sprachen nur wenig Zeit einräumte, hatte für mich die Verbindung mit Deutschland keineswegs aufgehört. Sie wurde vermittelst einiger Bücher fortgesetzt, die ich von meinem Vater geerbt hatte; diese haben mich überallhin begleitet, und sie haben auch heute noch ihren Ehrenplatz in meiner Bibliothek. Das waren vor allem Schillers Werke; wie oft habe ich Don Carlos, Wallenstein, Wilhelm Tell gelesen und wieder gelesen! Einen großen Teil meines geistigen Wesens verdanke ich diesen Büchern. Was ich hauptsächlich genoß, war die Schilderung der Charaktere, war eine Sprache, die familiär sein konnte, ohne von ihrer Erhabenheit etwas einzubüßen, war eine frische, von dem Zwang des Reimes gelöste poetische Diktion; vor allem aber war es das

Gefühl des Enthusiasmus, und bei den ersten Stücken auch eine Art Berauschung, die einen über die Gemeinheit des Lebens erhob.

Nichts störte mir diesen Genuß. Man hat behauptet, unter dem französischen Regime sei im Elsaß die deutsche Sprache ungern gesehen gewesen. Ich selbst habe davon niemals auch nur das geringste bemerkt. Man beneidete, man bewunderte die Leute, die beide Sprachen beherrschten. Die Behörde schien sich des Vorteiles wohl bewußt zu sein, eine Bevölkerung um sich zu haben, die sich dem Nachbarn leicht verständlich machen konnte und fähig war, das Neue, das jenseits der Grenze auftauchte, verstehen und einführen zu können. Mit jenen pädagogischen Grundsätzen, die gern schroffe Mauern zwischen den Nationen aufrichten möchten, hatte man sich damals noch nicht befaßt. Sie hätten außerdem in Frankreich niemals Boden gewinnen können; dadurch hätte sich nur eine zu deutliche Inferiorität dem alten Regime gegenüber gezeigt. Die Erinnerung an Goethe hätte einem alsdann zu deutlich das Gefühl aufgedrängt, daß man geistig beschränkt geworden wäre; aber nichts ließ einen Rückschritt dieser Art erkennen.

Ich konnte also in aller Ruhe meinen verschiedenen Neigungen folgen. Um mir ein Bild von Deutschland zu entwerfen, hatte ich ein Buch, das auf mich, wie auf viele andere meiner Zeitgenossen auch, einen Einfluß ausübte, den ich nicht bedauere, obgleich er dazu beigetragen hat, daß wir in einer mehr oder weniger eingebildeten Welt lebten. Ich spreche von dem Buch de l'Allemagne. In einem Abstand von siebzehn Jahrhunderten hat Deutschland zweimal das Glück gehabt, von zwei hochfliegenden Geistern beschrieben zu werden, von Geistern, die außer dem natürlichen Drang auch noch besondere Gründe hatten, das deutsche Wesen auf Kosten des einheimischen zu preisen. Ich wurde also mit dem Charakter und den Sitten der Deutschen bekannt, mit ihrer ritterlichen Gesinnung, ihrem Idealismus, durch einen Maler, der wahrscheinlich von allen denen, die damals auf deutschem Boden wandelten, den idealsten Geist und die ritterlichste Seele hatte.

Rundschau

Die Geschichte des niedern Volks



Wenn bisher Redner auf Kongressen oder in Landtagen die Forderung aufstellten, es sollte in der Schule eine Geschichte nicht der Schlachten und der Kriege, der Höfe und der Herrscher, sondern des friedlichen Fortschritts doziert werden, so erschöpfte sich die Debatte in der Frage, ob dieses Verlangen nicht unberechtigt, antinational und antidynastisch sei.

Der wichtigere Einwand unterblieb in der Eile des Gefechts: Es gibt tatsächlich kein Geschichtswerk, nach welchem unsere Lehrer in diesem Sinn lehren könnten.

Henry Thomas Buckle hatte mit seiner großgedachten Geschichte der Zivilisation in England den Anlauf genommen; aber da ihn der Tod vorzeitig abrief, umfaßt sein Werk nur gewisse signifikante Perioden der Geschichte und nur gewisse Nationen: Spanien, Frankreich, England. — Deutschland zu bearbeiten gebrach ihm die Zeit.

Und in Deutschland fand sich dreißig Jahre lang nach Buckles Tod kein Historiker, welcher die Entwicklung der Zivilisation in seinem Vaterlande geschichtlich darzustellen sich bemühte.

Als Buckle durch Arnold Ruges Übersetzung kurz vor 1870 bekannt wurde, herrschte in der deutschen Geschichtsschreibung eine einseitig chauvinistische Strömung, die für eine Generation das Verständnis für eine bürgerliche Betrachtung ausschloß.

Es konnte sich natürlich nicht bloß um die Ausfüllung der deutschen Lücken des englischen Werkes handeln, zumal dasselbe in mancher Hinsicht bald überholt und in Deutschland wenig bekannt wurde, auch in den Ausgangspunkten vielleicht etwas zu stark physikalisch war.

Was in Deutschland vermißt wurde, war eine deutsche Geschichte, die statt der Dynastiengeschichte eine Volksgeschichte gab mit gebührender Beachtung der nationalen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Dazu bedurfte es freilich eines warmen Herzens für das niedre Volk, eines umfassenden Überblicks über die deutschen Ereignisse und über die deutschen Stämme und einer kritischen Versenkung in die großen und auch in unscheinbare Prozesse kultureller Verschiebungen, — all das mußte der Verfasser einer deutschen Volksgeschichte mitbringen.

Die „Geschichte des niedern Volkes in Deutschland“ von Eccardus, (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann), die im Oktober dieses Jahres erschien, ist ein erfreuliches Buch, weil sein Verfasser jene Eigenschaften besitzt, und weil das ganze Werk großzügig angelegt und durchgeführt ist.

Wenn man sich fragt, in welchem Zeitpunkt der deutsche Genius wünschen mußte, ein Geschichtswerk für sein Volk entstehen zu sehen, so war der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts geeigneter als irgendein Zeitraum des vergangenen.

Waren in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die historischen Vorarbeiten noch zu wenig gefördert, so stand sowohl die Zeit nach 48 als die nach

66 und 70 zu sehr unter dem Zeichen der Tendenz. Ruhigere Zeiten mußten kommen. Die Vorurteile in Nord- und Süddeutschland mußten zurücktreten. Der Wert der verschiedenen Stammesart und des Volkscharakters der Nationen mußte erkannt werden, bevor einer volkstümlichen deutschen Geschichte der Boden bereitet war.

Der Verfasser, der, wie es scheint, seinen Namen nach dem treuen Eckart gewählt hat, ist frei von nationaler Überhebung, aber erfüllt von einem inneren Stolz auf das deutsche Volk in seiner ursprünglichen, gesunden und freien Art, wovon möglichst viel ihm zu erhalten, der tiefe Wunsch des Autors ist. Eine Fülle von sicherem, großem und genauem Wissen versteht er, ohne in Einzelheiten unterzugehen, dem Grundgedanken des Ganzen unterzuordnen.

Der Verfasser zeigt, wie der deutsche Volkscharakter seit seinem frühesten Auftreten in der Volksgeschichte, regelmäßig selbst in den Zeiten roher, kriegerischer Sitten regelmäßig nach einer freien, nicht sklavischen Gestaltung des Gemeinwesens verlangte und sich kräftig erhielt, um seine Aufgaben zu erfüllen.

Man fühlt es, daß nicht vorgefaßte Meinung, sondern die Liebe zu seinem Thema den Verfasser von den Zeiten des Grenzwalls an bis in die Neuzeit, auf die Seite derjenigen treten läßt, auf deren Gedeihen nach seiner Überzeugung das Heil und die Zukunft des Vaterlandes beruhen.

Nationalität im besten Sinne des Worts durchweht das Buch, nicht jene falsche, nicht jene hohle, die „mit falscher Größe sucht zu prunken".

Es ist leichter, Staatsaktionen, Feldzüge, Diplomatenspiel und Hofintrigen zu erzählen und Geschichten für Geschichte zu geben, als dem unscheinbaren Wirken und Weben nachzuspüren, das sich während zweier Jahrtausende in den unteren Schichten eines großen Volkes vollzieht. Die Stellung der Frau, der Hörigen, der Knechte zu beleuchten und diejenige des Bauernstandes und des Handwerkes in ihrer Bedeutung zu würdigen, das ist eine Forscher- und Gedankenarbeit, die der Verfasser kraftvoll bewältigt hat und für die wir Grund haben, ihm zu danken. Aber das alles sind nur die sicher untermauerten Ausgangspunkte. Die staatliche und kirchliche Entwicklung des Mittelalters. Die Geldwirtschaft, Kreuzzüge und beginnendes Reichselend, Faustrecht und ostelbische Kolonisation. Die Hansa-Städtebünde und Freiheitsschlachten. Die soziale Seite der Reformation. Der deutsche Bauernkrieg und die Gegenreformation. Der tote Punkt und der kleine Mann vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg. Das innere Wachstum Preußens: all das ist in einen großen bewußten Zusammenhang gerückt, und der Leser erhält eine reiche, konkrete und knappe Aufklärung. Besonders wertvoll aber ist die neuere Zeit von der französischen Revolution an. Hardenberg und Freiherr von Stein sind mit Recht die Lieblinge des Autors, der sich an ihnen in einer schlimmsten Zeit aufrichtet. Es folgt die Schilderung von Reaktion und Polizeistaat, Weberelend und Auswanderung und eine grelle Beleuchtung der guten, alten Zeit.

Das Jahr 48 kommt, und fast etwas lieblos, zu knapp weg und auch das, was von der Entwicklung seither gesagt wird, ist etwas sprunghaft und nicht in jedem einzelnen Punkt überzeugend richtig.

Aber die Gesamtauffassung, die ganze Richtung der Sympathie für die unteren Stände mit ihrer unverbrauchten Kraft, das Vertrauen zum vierten Stand ohne sozialdemokratische Einseitigkeit, der ganze starke Fortschrittsgeist, der erkennt, daß „Preußen das Wort hat" und sich von falschen Traditionen und einem falschen Wahlrecht freimachen

muß — ist richtig und wertvoll. Das Buch sollten Junge und Alte lesen.

Friedrich Haußmann

(Wir bieten unseren Lesern hier die letzte Arbeit unseres Freundes, die er noch auf seinem Krankenlager für den „März" schrieb. Es ist ein besonders schöner und wehmütig stimmender Zug, daß diese Arbeit grad einem solchen Thema galt. Die Redaktion.)

Unser guater, alter Herzog Karl is a Rindviech



as neue Jahr soll uns eine andere Behandlung der Majestätsbeleidigung bringen. Ich will es nicht entscheiden, ob die Neuerung viel verbessern wird in der deutschen Welt.

Aber eines weiß ich, und eines bedauere ich.

Mein alter Freund Simon Lackner wird sich nicht mehr so leicht ein billiges Winterquartier verschaffen können.

Und das ist hart.

Denn Simon Lackner ist neunundsechzig Jahre alt; ein herzensguter Kerl.

Jetzt soll er als Greis eine neue Methode ersinnen, nachdem er sechzehn lange Jahre hindurch mit der alten so schöne Erfolge erzielt hat.

Ihr lieben Mitmenschen, denkt euch in seine Lage!

Von Jugend auf war er ein stellenloser Schreinergehilfe; ein fahrender Handwerksbursche. Das ist wohl ein schönes Metier, wenn der Apfelbaum am Straßenrand blüht, und wenn ein Mensch, der auf dem Rücken im Grünen liegt, mit blinzelnden Augen der Lerche hoch hinauf in die blaue Luft nachschaut. Das ist wohl ein schönes Metier, wenn die Kornähren sich über dem müden Haupte wiegen und am heißesten Sommertag einen erquickenden Schatten spenden. Auch ist es fröhlich und freudenvoll, wenn noch eine mildtätige Herbstsonne auf den Buckel brennt, und wenn die zerrissenen Schuhe durchs gelbe Buchenlaub rascheln.

Aber wenn die kalten Novemberwinde pfeifen und alte Felber in die Gräben rollen? Wenn die Landstraßen aus dem Leim gehen und pfundschwerer Brei an den Sohlen hängen bleibt?

Wenn der kalte Regen mit tausend Nadeln sticht, oder die Schneeflocken wirbeln? Wenn alle warmen Ofenbänke von hartherzigen Bauern besetzt sind, die für einen armen Handwerksburschen nicht zusammenrücken?

Da wird's dem abgehärteten Landstreicher wehmütig ums Herz, und er sehnt sich nach einem trockenen Platz, nach einem Dach, unter dem es nicht tropft.

Simon Lackner widerstand lange, aber endlich kriegte er das Reißen in seinen Gliedern, und er fand ein Mittel, sich zu helfen. —

Im Herzogtum Neuburg regierte Karl III, ein gemütlicher, braver Landesfürst.

Natürlich, Simon Lackner kannte ihn nicht, aber er stand doch in gewissen Beziehungen zu ihm.

Denn wo er in einem Bauernwirtshaus um Gotteslohn eine Halbe Bier trank, sah er von der Wand das dicke Gesicht Karls III herunterlächeln.

Und er begriff die Gutherzigkeit, welche sich in dem breiten Mund, in den hängenden Backen des Landesherrn ausdrückte.

Er sah mit Liebe in die kleinen, hinter Fettpolstern verschwimmenden Schweinsäuglein und dachte sich, wie bürgerlich und selchermäßig doch oft der liebe Gott die von seinen Gnaden regierenden Häupter ausgestaltet. Kein kleinstes Restchen Feindseligkeit haftete im Herzen des Simon Lackner.

Er liebte den Fürsten auf seine bescheidene Weise und nahm es ihm nicht übel, wenn seine Gensdarmen grob und rauhhändig waren.

Denn nicht einmal der allmächtige Gott hat alle seine Geschöpfe liebenswürdig geschaffen.

Warum sollte man's von einem irdischen Fürsten verlangen?

Trotz seiner Hinneigung war aber Simon Lackner gezwungen, alle Jahre einmal dem Herzog Karl III eine Despektierlichkeit zu zeigen, die ihm nicht innewohnte.

Aber es war eben seine Methode, und es war notwendig, um unter ein schützendes Dach zu kommen.

Wenn zu Ende Oktober die kalten Winde anhuben, ging Simon Lackner zum herzoglich neuburgischen Gefängnisse, welches auf freiem Felde lag, hinaus.

Dort versteckte er sich in einem Holzschupfen, welcher gegenüber dem Eingange der Anstalt lag, und wartete.

Wenn dann einige Gensdarmen kamen, trat er allsogleich hervor und schrie mit lauter Stimme:

„Unser guater, alter Herzog Karl is a Rindviech!"

Das erstemal und das zweitemal stürzten die Gensdarmen gierig auf den frevelhaften Menschen und glaubten, daß sie einen wichtigen Fang gemacht hätten. Aber schon im dritten Jahre erlahmte ihr Eifer, denn sie wußten jetzt, daß Simon Lackner sich nur auf diese harmlose Weise ein Winterquartier verschaffen wollte.

Simon Lackner mußte oft und oft schreien, bis sie ihn gefangen nahmen.

Und das wiederholte sich sechzehn Jahre lang mit schöner Regelmäßigkeit.

Man wußte es nicht mehr anders.

Wenn gegen Ende Oktober schwere Wolken am Himmel aufzogen, schaute der Gefängnisinspektor in die herbstliche Natur hinaus und sagte: „Jetzt wird der Lackner bald wieder schreien."

Und richtig: den andern Tag zogen sich nasse Bindfaden vom Himmel zur Erde herunter, und vom Holzschupfen herüber brüllte es: „Unser guater, alter Herzog Karl is a Rindviech."

Die Gensdarmen lächelten; Simon Lackner lächelte und betrat freudig die Halle des Gefängnisses, wo ihm der Inspektor wohlwollend entgegentrat.

Lackner wiederholte zur Sicherheit: „Unser guater, alter Herzog Karl is a . ." „Weiß schon, weiß schon", sagte der Inspektor, „Sie kriegen schon Ihre fünf Monat."

Wenn die Amseln pfiffen, kam Simon wieder heraus und walzte fröhlich durch das Herzogtum Neuburg.

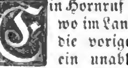
Und wo er in einem Wirtshaus das Konterfei seines lieben Karls III sah, lächelte er ihm verständnisinnig zu. Er hatte ja nie vergessen, ihn den guten, alten Herzog zu nennen, und das mit dem Rindvieh war nicht ernst gemeint.

Jetzt wollen sie den schönen Paragraphen ändern, mit dem mein Freund Simon Lackner seit sechzehn Jahren sich recht und schlecht über die Wintersnot hinweggeholfen hat.

Ist das nicht hart?

Ludwig Thoma

Das Weimarer Kartell

in Hornruf .. Verloren; irgendwo im Lande. Und nun wieder die vorige Stille, unter der ein unablässiges Rüsten betrieben wird. Stunden, Tage, Wochen. Dann ein jäher, ferner Schuß, weithin verhallend; ein Rasten, Lauschen, und wieder das unhörbare, nie endende Rüsten. Da sind Tausende an der Arbeit, allen Augen und Ohren unerreichbar; aber die Wellen ihres Wollens und Werdens durcheilen den

unermeßnen Raum zwischen Seele und Seele und setzen unsre Gefühlsmembrane leise in Schwingung. Nun hören wir verwehte Signale und erfühlen das Ziehen und Schwanken der hinter Bergen und in Tälern verborgenen Truppenteile, das Sammeln der Regimenter vor der Schlacht. Hie und da kommt ein Plänkler in Sicht, wird ein Schuß gewechselt, die Vorposten beginnen zu scharmützeln, und aus dem blauen Nebel der Ferne tauchen wohl auch für einen Augenblick feindliche Kolonnen oder starke Verschanzungen.

Und nun plötzlich: Weimar.

Eingeweihte waren längst auf die Ereignisse der letzten Tage vorbereitet, wenn sie auch kaum zu hoffen wagten, daß alles so schnell reifen würde, was sie keimen und wachsen sahen. —

Das Zentrum, die Kongregationen, die Ordensgesellschaften und so weiter standen ja schon immer im Felde; nun erhielten sie aber aus einem Lager Zuzug, das ihnen nicht eigentlich verbündet war, wenn auch uralte Beziehungen, halb in gewollter, halb in ungesuchter Vergessenheit, zwischen ihnen bestanden: aus dem evangelisch-lutherischen Teil der Kirche.

Die protestantische Orthodoxie und deren Unteroffiziere sammelten die Missions- und Bibelgesellschaften, die christlichen Jünglings-, Arbeiter- und Hausvätervereine, ingleichen die erbaulichen Lesekränzchen und bildeten den Keplerbund, der nun auf dem linken Flügel der „großen Armee“ steht.

Auf der Gegenseite standen bis dahin lauter kleine Verbände, die — ohne einheitliche Führung — getrennt marschierten. Nun aber, im Angesicht der heranreifenden Schlacht, wandten sie die Blicke nach Weimar, wo Goethe und Nietzsche auf der Wacht standen, hoch und aufrecht.

Es bedurfte nur noch des Rufes, um sich zu finden, und so traten denn auf das erste Zeichen hin die Mithelfer am großen Werke der Kulturförderung, der Befreiung des geistigen Lebens von allen unleidlichen Fesseln am fünfzehnten und sechzehnten Dezember in Weimar zusammen.

Aus allen Gegenden Deutschlands waren sie gekommen: wie Königsberg und München, Düsseldorf und Breslau, Berlin, Metz, Jena, Nürnberg, Charlottenburg, Dresden, Kassel, Apolda, Leipzig, Weimar und Magdeburg, und zuversichtlich ward alsbald, nach einer Begrüßung durch Prediger Tschirn-Breslau und dem Vorlesen einer Anzahl Briefe und Telegramme, in die Verhandlungen eingetreten.

Das gemeinsame Ziel ließ eine schnelle Verständigung über die Marschroute wenn auch nicht ganz leicht, so doch sehr wohl möglich erscheinen. Indessen zeigten sich größere Schwierigkeiten, als erwartet worden, und so platzten die Geister gar heftig aufeinander. Es galt ja nicht nur eine Lösung der gewaltigen Aufgabe zu finden, sondern die beste Lösung mußte gefunden werden; eine Lösung, die allen Wünschen entsprach. Ob das möglich werden würde? — Hie und da zeigte es sich, daß man sich noch einigermaßen fremd gegenüberstand und in das tiefste Wollen des Verbündeten noch nicht eingedrungen war. Wollte man aber zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen, war gegenseitiges Verstehen wie im ganzen so auch im einzelnen unbedingt nötig. Und das wurde am Nachmittag des fünfzehnten erreicht, ob ein greifbarer Erfolg auch kaum errungen war, als man am späten Abend auseinanderging.

Am sechzehnten Dezember neun Uhr morgens ward die Verhandlung wieder aufgenommen, die alsbald die erste, volle Frucht reifen sollte.

Der Bund für persönliche Religion, der Bund der freireligiösen Gemeinden, der deutsche Bund für weltliche Schule

und Moralunterricht, die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, der deutsche Monistenbund, die freie ethische Gesellschaft, der Freidenkerbund, der Giordano Bruno-Bund, der jungdeutsche Kulturbund, das Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens und der Bund für Mutterschutz beschlossen einstimmig: „mit vereinten Kräften an der Verwirklichung folgender Forderungen zu arbeiten:

1. Freie Entwicklung des geistigen Lebens und Abwehr aller Unterdrückung.
2. Trennung von Kirche und Staat.
3. Trennung von Kirche und Schule."

Es klang ein geheimer Jubel in jedem Worte mit, das dabei gesprochen wurde; es flammte eine verhaltene Begeisterung in den Reden, die den völligen Zusammenschluß herbeiführen sollten. Noch fehlte die eigentliche Organisation, ohne welche das große Ziel nicht erreicht, der geplante Vormarsch nicht ausgeführt werden konnte. Es brauchte vor allem einen Mittelpunkt, in dem die Fäden alle zusammenliefen, einen Posten, der Erfahrung, Kraft, Fähigkeiten, Bewegungsfreiheit und so weiter besaß. Der Vorschläge wurden gar manche gemacht, und es standen alsbald Vorzug gegen Vorzug, Vorteil gegen Vorteil. Da hieß es nun das Beste aus dem Guten herausfinden, was die Wogen einer gerechtfertigten Erregung hoch genug gehen ließ. Aber so gefahrdrohend für die völlige Einigung dabei die Lage auch bisweilen war, — Goethe und Nietzsche, die Doktor Rieß-München auf seine feine, vornehme Art wie absichtslos ins Feld führte, und Angelus Silesius, dem Bruno Wille Gehör verschaffte, brachten gar bald zustande, was einen Augenblick lang fast unerreichbar geschienen. Klar und rein stand das große, herrliche Ziel nun wieder vor aller Augen, und nun folgte Sieg auf Sieg und Schlag auf Schlag. Es mutete an wie ein Ereignis von so überwältigender Größe, von so unabsehbaren Folgen, wie dergleichen nicht oft erlebt werden mag; es war wie eine Stundenwende in der Geschichte der Menschheit, als es zur einstimmigen Annahme aller vorliegenden Punkte kam.

Zum Zwecke eines dauernden Zusammenarbeitens beschloß die Konferenz:

1. Die Errichtung eines ständigen Ausschusses aus den beteiligten Vereinen.
2. Die Abhaltung regelmäßig wiederkehrender Kongresse.

Die Konferenz empfahl ferner nachdrücklich:

1. Die örtliche Kartellierung.
2. Die Förderung der ihre Ziele vertretenden Presse, insbesondere gegenseitige Unterstützung der Presse der beteiligten Vereine.
3. Einheitliche und planmäßige Organisation des Vortragswesens.

Die Geschäftsstelle ward nach München, Königinstraße 71, verlegt, in den Ausschuß Doktor Vielhaber, Berlin (Deutscher Monistenbund); Prediger Tschirn, Breslau (freireligiöse Gemeinden); Doktor Penzig, Charlottenburg (Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur); Doktor Schmal, München (Freidenkerbund) und Doktor Rieß, München (jungdeutscher Kulturbund) gewählt. Als Zusammenkunftsort für alle Konferenzen wurde schließlich Weimar bestimmt, das, wenn nicht alle Anzeichen trügen, im kommenden Jahrzehnt die Saat Goethes und Nietzsches wird aufgehen sehen.

L. Schrickel

Glossen

Flottenrausch

Seit einiger Zeit machen die Flottenleute in einigen ihnen zur Verfügung stehenden Zeitungen mit löblichem Eifer und billiger Begeisterung die Entdeckung, daß wir viel zu wenig Schiffe haben. In allen Tönen der Skala, vom Hurrah, Germania bis zum schaurigsten Unkenruf, tönt es allen, die es hören wollen, oder auch nicht hören wollen, in die Ohren, daß wir mit einer Geschwindigkeit von bisher ungeahnten Dimensionen Schiffe, Schiffe, Schiffe bauen müssen. Und was für Schiffe! Schiffe, gegen die die Dreadnoughts und die japanischen Panzer, die doch schon ganz anständiges Geld kosten, Äppelkähne sein sollen. Wenn es so ginge, wie es nicht geht, müßten wir eine Flotte haben, so groß wie die Englands, Frankreichs und einiger anderer Länder zusammen, und dann noch ein bißchen drüber, zur Vorsicht und für die Zukunft. Nur dann kann Deutschlands Zukunft ruhig auf dem Wasser liegen, können wir die Goldgruben unserer Kolonien wirklich ausnutzen. Hurrah!

Wenn diese Leute recht hätten, dann sähe es recht traurig aus. Zwar erklären sie mit sonorer Stimme, daß eine starke Flotte wichtiger sei als Sparsamkeit und so weiter. Allerdings, Geld ist nicht die Hauptsache, man muß es auch haben. Und da liegt der Knüppel beim Hunde. Wir müssen, solange die Zeiten so bleiben, wie sie jetzt sind, ein Riesenlandheer unterhalten und auf der Höhe halten. Wo soll nun noch bei den an sich schon miserabeln Verhältnissen des Reiches das Geld, das unermeßliche Geld für eine Riesenflotte herkommen? Erst sollen die Herren einmal diese Frage beantworten, dann wollen wir weiter mit ihnen reden. Solange aber jeder denkt, daß der andere für ihn zahle, solange ist diese kostenlose Begeisterung zwar billig, aber nicht recht. Grade die Freunde der Herren Begeisterten haben ja bisher eine direkte Reichssteuer als undiskutierbar abgelehnt, die allein derartige Gelder schaffen könnte. Oder glauben die Leute ernstlich, daß man die Zölle so weit schrauben könnte, um auch diese Last zu anderen Lasten den kleinen Mann tragen zu lassen? Es ist also alles eitel Gerede: wir können eben keine Riesenflotte bauen, wir haben's einfach nicht dazu. Von Sparsamkeit kann nur so lange die Rede sein, solange man von verfügbaren Geldern spricht, nicht aber, wenn die Gelder überhaupt nicht zu schaffen sind.

Wenn wir aber unsere Flotte wirklich verdoppeln wollten und könnten, hätte es auch keinen Sinn. Wer von Seegegnern redet, kann doch immer nur an England denken, an einen Krieg mit England, der allerdings der Gipfel des Wahnwitzes für beide Länder wäre. Und da ist einfach nichts zu wollen. England hat den festen Willen, und England hat das Geld und die Leute, um immer doppelt soviel Schiffe zu haben wie wir. Wenn wir also fünfzehn neue Panzer bauen, wird das weiter keinen sichtlichen Erfolg haben, als daß England dreißig neue Panzer baut, und so fort cum gratia ad infinitum. Die ganze Sache ist also Unsinn und grober Unfug. Nie und unter

keinen Umständen können wir allein gegen die englische Flotte mehr leisten als allenfalls einen Heimatschutz; und was dafür nötig ist, wird jeder Mensch in Deutschland heute, ohne mit der Wimper zu zucken, hergeben. Und für die Vertretung unserer Interessen im Auslande tun wir auch genug. Das einzige, was mit diesen Rodomontaden erreicht wird, ist eine ständige Verhetzung der Engländer, die nun ihrerseits schon von vornherein neue Schiffe bauen, um unserer chimärischen Riesenflotte ein Paroli zu bieten. Diese Überadmirale, die aus ruhiger Studierstube mit den Milliarden schmeißen, könnten wirklich was Besseres tun, als uns immer wieder mit unserem einzigen Rivalen, dessen Verträglichkeit wir, ach so nötig, brauchen, zu verhetzen.

Ecco

Geistliche Erziehung

Die Anklagekammer des Landgerichts Mailand hat die Oberin Fumagalli und die Nonne Disperati als Leiterinnen des Kinderasyls der Madonna Consolata in der Monzastraße zu Mailand und die beiden Priester Don Riva und Don Longo als Patres spirituales genannten frommen Instituts vor die lombardischen Geschworenen verwiesen.

Angeklagt wird der kleine und feiste Riva des fortgesetzten Sittlichkeitsverbrechens, er habe Kinder ärmster Leute, Philomena Ronco, Giuseppina Brambilla, Christina Pancaglio, Scipiona Gariglio, Rosina Terno und ihre Schwester Maria und Carmela Cazzaniga mit Gewalt geschändet, mit einer schweren Geschlechtskrankheit angesteckt und vorher, gleichzeitig und nachher auch unzüchtige Handlungen an diesen Kindern verübt. Der lange und dürre Don Longo hat sich nur an dem einen Kinde Maria Girolami unsittlich vergangen. Die im Alter von drei (!) bis vierzehn Jahren stehenden Kinder sind von geistlichen Personen geschändet worden, denen ihre Obhut, ihre geistige Ausbildung und geistliche Leitung anvertraut waren. Die Papiere und Ausweise der Oberin Fumagalli, ausgestellt von ihren Obern, sind in Ordnung befunden worden; vier Bischöfe in der Lombardei und Piemont stellten der religiösen das Patent aus, in ihren Diözesen den Hausbettel zugunsten ihrer religiösen Erziehungsanstalten zu Turin und Mailand ausüben zu dürfen. Die beiden Nonnen Fumagalli und Disperati haben die armen Kinder, die ihrer körperlichen Pflege im „Asyl", ihrer Ausbildung und Erziehung im Institut der Madonna Consolata anvertraut waren, dem Beichtvater Riva als Opfer zugeführt und waren sich des verbrecherischen Treibens ihres „Spirituals" bewußt; denn sie sahen frühzeitig die Krankheitserscheinungen an ihren Pfleglingen. Don Riva hinterließ die schwärende Visitenkarte seiner Lüste nicht nur bei den Kindern, von denen eins im Alter von drei und einem halben Jahre verstarb, sondern auch bei den erwachsenen Nonnen Disperati, Chiappino und Cigna. Der Antrag der Verteidigung, die Angeschuldigten nach Hinterlegung einer namhaften Sicherheitssumme mit der nun schon neun Monate währenden Untersuchungshaft zu verschonen, wurde vom Gerichtshof abgelehnt. Das saubere Glückskleeblatt kommt in den Anfangstagen des Februar 1908 vor dem Schwurgerichtshof in Mailand zur Aburteilung.

Zölibatsvergehn sind im Heimatland des Papsttums zahllos wie der Sand am Meer; an diesem trübtraurigen Fall jedoch, der enthüllte, wozu „die Zufluchtsstätten der getrösteten (!) Mutter Gottes" dienen, entzündete sich der Kulturkampf Italiens. —

B

Civis Germanus

Häufig begegnet man seit einiger Zeit in deutschen Blättern beweglichen Klagen, daß das Prestige der deutschen Nation im Auslande im Sinken sei. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß wir überhaupt eins haben, und da wäre es wirklich schade, wenn dieses junge Pflänzlein schon wieder am Eingehen wäre. Es stimmt wohl auch nicht so, wie man es liest. Denn man verwechselt da zwei sehr verschiedene Dinge, nämlich den Deutschen und Deutschland, lies die deutsche Regierung.

Der Deutsche nimmt wohl eine stets wachsende Stellung im allgemeinen Weltmarkt der Achtung ein. Je mehr wir die Eierschalen unserer gewaltig schnellen Entwicklung abstreifen, je mehr wir geistig und materiell aus den engen Verhältnissen der nationalen Armut und der Kleinstaaterei herauswachsen, je mehr wir selbst Kosmopoliten werden, desto mehr steigen wir in der Schätzung anderer Völker. Der deutsche Handel umspinnt heute mit einer gewaltigen Ausbreitung unter Entfaltung einer höchst aktiven Energie den Weltmarkt, sehr zum schmerzlichen Erstaunen des Briten, der immer mehr mit einer ihm höchst ungewohnten Konkurrenz zu rechnen hat. Der deutsche Kaufmann steht heute schon überall, man kann garnicht mehr um ihn herum. Der deutsche Gelehrte wird immer mehr geschätzt, je intensiver sich der Austausch geistiger Errungenschaften zwischen den Kulturvölkern vollzieht. Die alten Schranken, die völkertrennende Politik errichtet hat, schwinden immer mehr; die deutsche Sprache ist heute für jeden Gelehrten, der mitgehen will, eine Notwendigkeit geworden. Zu den wissenschaftlichen Kongressen auf deutschem Boden drängen sich die Forscher aller Länder, mehr als je ist Deutschland der Mittelpunkt geistigen Erlebens geworden.

In allen diesen Dingen ist also von einer Minderung deutschen Ansehens nichts zu spüren, im Gegenteil.

Was aber der Ausländer nicht verstehen kann, ist das Mißverhältnis zwischen dem rapiden Aufblühen deutscher Macht und deutschen Wohlstandes und der Rückständigkeit der Regierung. Was alle Kulturelemente in Deutschland selbst so schwer empfinden, fühlt er auch und versteht es nicht: Daß diese gewaltige Vorwärtsentwicklung gar kein Verständnis bei den „leitenden Faktoren" findet, daß sie sich im Gegenteil meist im schärfsten Widerspruch zu ihnen entfaltet.

Von der nervösen, sprunghaften, an Mißerfolgen großartiges leistenden auswärtigen Politik an sich sei dabei ganz abgesehen, — der innere Widerspruch ist es, der unser Ansehen draußen schädigt. Gewaltiges Vorwärtsdringen einerseits, eine engherzige, bureaukratische Polizeiwirtschaft anderseits, ödes Gepränge und Militarismus, Hinneigung zu geistiger Knebelung und Pfaffenwirtschaft, kurz Rückständigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, — das ist es, was man im Auslande nicht begreifen kann. Man kann sich nicht denken, daß in einem so rapide fortschreitenden Laude gerade die Elemente, die den Fortschritt machen, garnichts zu sagen haben, daß heute noch die mittelalterlichen Gruppen, jedem Neuentwickeln abhold, die Leitung besorgen. Man meint draußen, es müßte sich ein immer wachsender Sturm erheben, der die Widersprüche wegfegt und Bahn schafft für eine wirklich freie Entwicklung, wie sie nunmehr allen anderen Kulturvölkern gegönnt ist. Das Prestige Deutschlands sinkt, weil die Leitung Deutschlands eben gar keins besitzt. Man sagt sich, daß jedes Volk doch schließlich die Regierung hat, die es verdient. Und die Ausländer haben eben leider recht, daß heute wie vor Jahrhunderten bei uns die Geisteskultur nur in einer unangenehm dünnen Ober-

schicht zu finden ist, daß aber die breite Masse darunter von allen Fortschritten unangetastet blieb. Vertreter dieser dünnen Schicht lernt der Ausländer kennen, Kaufleute und Gelehrte. Den deutschen Bauern aber, der stramm Zentrum oder Konservativ wählt, dem alle unsere Kulturerrungenschaften fremd blieben, den sieht er nicht, und aus diesen absolut rückständigen Unterschichten nimmt das offizielle Deutschland die Wurzeln seiner Kraft (lies Bureaukraten, Junker, Pfaffen). Da ist nichts von Vorwärtsdrängen, nichts von energischer Bewegung zu spüren.

Je mehr wir auf der Arena der Welt eine Rolle spielen, desto gewaltiger klafft der Spalt zwischen dem Deutschland der Tiefe, der dumpfen, zähen, leicht gegängelten Masse und dem Deutschland der Kultur. Und um so mehr werden jene Schäden offenbar.

Erst wenn auch jene anfangen, sich vom Druck zu lösen, dann wird Deutschland seine Schwingen wirklich regen können. Aber ob das wohl je kommen wird? In den letzten fünfhundert Jahren haben diese Massen eigentlich nur Lesen und Eisenbahnfahren gelernt. Ob sie in den nächsten fünfhundert nun auch denken lernen werden?

Es ist also wirklich eine sehr eigene Sache mit dem deutschen Prestige.

Kater

Einzelkelch?

Doktor Roepke-Melsungen hat unlängst, wenn wir uns nicht täuschen, Untersuchungen über Bakterienübertragung durch den Gebrauch des gemeinsamen Abendmahlkelchs angestellt und, wie zu erwarten stand, aus Gründen der Infektionsverhütung für den Einzelkelch plädiert. Seitdem ist diese Frage auch bei den Verhandlungen der württembergischen Landessynode erörtert worden, ohne freilich eine endgültige Lösung zu finden.

Interessant war bei dieser Gelegenheit die Auffassung eines geistlichen Synodalen: Gott könne auch bei tatsächlicher Übertragung virulenter Bakterien doch durch einen göttlichen Willensakt das Zustandekommen einer Infektion unmöglich machen. Die Richtigkeit dieser These entzieht sich leider zurzeit einer einwandfreien wissenschaftlichen Nachprüfung.

Immerhin scheint die Verwendung des Einzelkelchs vorläufig noch am ehesten unsre hygienischen und ästhetischen Bedenken beheben zu können. Nur darf auf der andern Seite die dadurch geschaffene technische Komplizierung des sakramentalen Vorgangs nicht übersehen werden; ganz abgesehen davon, daß selbst besonnene Glieder der Gemeinde an der Anhäufung zahlreicher kleiner Kelche beim Altar Ärgernis nehmen und dadurch zu unlauteren Assoziationen verführt werden könnten.

Aber wäre nicht noch eine andere Lösung denkbar.

Wäre es nicht möglich, für die Darreichung des Weines einen Modus zu finden, bei dem das vermittelnde Medium oder Vehikel jedesmal vernichtet würde?

Freilich türmen sich hier beträchtliche Schwierigkeiten.

Wenn indes eine Substanz gewählt würde, die bei dem Altarsakrament sowieso unumgänglich nötig ist?

Mit andern Worten: wenn man die irgendwie besonders präparierte Oblate als Vehikel verwendete, etwa nach Art der bekannten Pralinés?

Dies Zusammenziehen der Hostien- und Weindarreichung in eins würde ja allerdings eine erhebliche Modifizierung beziehungsweise Vereinfachung des Ritus bedeuten. Aber könnte man etwaigen Einwendungen nicht die bedenkliche numerische Abnahme unsres theologischen Nachwuchses entgegenhalten?

Und wäre damit anderseits nicht ein herzhafter Schritt in der Richtung der unionistischen Bestrebungen unsrer Zeit getan? O

Zum Fall Nasi

Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Nordländer einen Italiener begreife! Man muß es sich immer wieder sagen.

Jetzt dieser Fall Nasi. Wie soll der zu Ende geführt werden.

Man kolportiert ein Wort von Nasi: „Entweder wird der Prozeß sich zu meiner Freisprechung neigen, und dann wird er in wenigen Tagen zu Ende sein, oder er wird sich zu meiner Verurteilung neigen, und dann wird er überhaupt nicht endigen. Ihr werdet es sehen!"

Dazwischen fangen die getreuen Sizilianer immer einmal zu seinen Gunsten zu schreien an.

Vor einigen vierzig Jahren schrieb Viktor Hehn in sein Italienbuch: Die Existenz des Staates werde daran hängen, ob es gelänge, ihn norditalienisch zu regieren, oder ob die unfähigen süditalienischen Schreier die Leitung an sich reißen würden. Das fällt einem heute oft ein.

Im übrigen aber, was mag das Geheimnis seiner Kraft sein? Es muß irgendetwas faul sein in diesem Staate.

Vielleicht ist gar nichts faul, vielleicht nur hat der italienische Stolz auf geschickte Gauner seine Freude an diesem allergewiegtesten?

Aber vielleicht freilich auch steckt der Haken da, wohin Nasi deutlich genug mit seiner Drohung in bezug auf die Geschäftspraktiken der anderen Ministerien hinweist.

Und vielleicht endlich handelt es sich um etwas, was schon im alten Palästina vorgekommen zu sein scheint und im Gleichnis vom ungerechten Haushälter (Lukas 16) ausführlich erzählt wird. „Ich weiß wohl, was ich tun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen."

Man denke, daß diesen nun schon vierjährigen Unterrichtskursus in der Kunst, sich den Gesetzen zu entziehen, der höchste Unterrichtsbeamte des Landes gibt!

Man wird gestehen, daß er in der Gründlichkeit und im Erfolg diesem Tatbestand Ehre macht.

Franz

Der heilige Krieg

Wenn sich der Häuptling der Weiheiweihs mit dem Häuptling der Wahawahs erzürnt, dann gibt es einen Krieg.

Vielleicht wollen die Weiheiweihs und die Wahawahs gar keinen Krieg, aber das nützt ihnen nichts.

Der Medizinmann steckt seine Nase in irgendeinen Düngerhaufen und erklärt, die Götter seien beleidigt.

Da kann man nichts machen.

Es ist eine Eigenschaft der Götter, daß sie sich nicht selbst verteidigen können. Das müssen die Weiheiweihs, die Wahawahs übernehmen. Dann schlägt die Flamme der Begeisterung hoch, und es wird ein heiliger Krieg.

Mutato nomine de te fabula narratur.

Früher hatten wir die Kreuzzüge. Eine Ausbeutung von Fanatismus und und Aberglauben im Dienste der päpstlichen Politik. In der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben die Mohammedaner die halbe Negerbevölkerung von Mittelafrika abge-

schlachtet, ohne daß wir viel darum gewahr geworden sind. Augenblicklich wird uns die alte Farce in Marokko ad oculos demonstriert, wo die Franzosen so erfolgreich Frieden stiften.

Man hat immer Angst, daß General Booth oder irgendein Gesundbeterhäuptling einmal weltliche Ambitionen bekommt.

Dann geht es bei uns los.

Mit besonderer Genugtuung habe ich daher neulich gelesen, daß der Kardinal Merry del Val so überaus tüchtig in der Handhabung der Waffen ist. Er schießt Tannäpfel von den Bäumen und ist ein Meister im Fechten.

Da sollen General Booth und die Gesundbeter nur kommen.

Die Geschichte mit dem rechten und dem linken Backen ist ja noch nie sonderlich im Wege gewesen.

Ad. Wittmaack

Amerikanisches

Im Jahre 1620 kamen hundertzwei alte Puritaner nach Amerika, die hatten sich in England unbeliebt gemacht.

Vor etwa hundertfünfzig Jahren noch wurde in Boston der Kapitän Kimbey an den Pranger gestellt, weil er, nach dreijähriger Abwesenheit, beim Wiedersehen seine Frau an einem Sonntage geküßt hatte.

Sabbatschändung.

In neuerer Zeit hat man der Duse in New York einen kalten Empfang bereitet, weil sie in Gesellschaft D'Annunzios reiste, und Gorki wurde mit seiner Gefährtin aus dem Hotel verwiesen.

Das ist die Geschichte des puritanischen Kulturgedankens.

Der Geist der hundertzwei alten Puritaner lebt noch heute; doch was in ihrem Zeitalter heiliger Ernst war, hat sich im Laufe der Jahrhunderte zu lächerlicher Konvention umgestaltet.

Es ist ein Erhebendes um die Konvention.

Wer wie die Herde tut, ist ein guter Mensch; wer selbständig denkt, macht sich lächerlich. So bietet sie den Vorteil, daß sie das Nachdenken erspart, und findet daher eine eifrige Verfechterin in der Amerikanerin, die genau wie ihre Schwester in England durch zuviel Teetrinken mit der Geistlichkeit etwas aus der Übung gekommen ist.

Aber auch der Mann entbehrt das Nachdenken gern. Ihm erscheint jede Beschäftigung, außer der Jagd nach dem rollenden Dollar, als verlorene Zeit.

Manchmal hat er das Malheur, daß er den Dollar erwischt. Dann weiß er nicht, was er damit anfangen soll.

So erklärt sich der Brief des Milliardärs Rockefeller an den Grafen Tolstoi, von dem er wissen will, ob sich sein Reichtum mit der christlichen Lehre verträgt.

Oder sollten ihn die dreißig Millionen Dollar Strafe, die er im letzten Sommer bezahlt hat, um sein Seelenheil besorgt gemacht haben?

Die Antwort ließ sich voraussehen.

Nach Tolstois Dafürhalten ist Mr. Rockefellers Erdenwallen im Bannkreise der Milliarden nicht einwandfrei.

Armer Rockefeller!

Aber warum auch gerade Tolstoi fragen! Hätte er den seligen Zola zu Rate gezogen, der hätte ihm sagen können, daß man bei den Vertretern der römisch-katholischen Kirche um lumpige fünfzehntausend Franken einen Garten in nächster Nähe Gottvaters kauft.

Vielleicht hätte ihn das beruhigt.

So spuken die Geister der alten Puritaner noch heute und sind zur lächerlichen Karrikatur geworden.

Adow

Die Peters-Affäre

Ein paar Worte zu Vorwürfen, welche gegen mich erhoben worden sind.

Im Sommer 1907 schrieb ich einiges über den bekannten Prozeß des Herrn Doktor Peters.

So viele Monate später wandte sich Herr Joseph Ruederer gegen den Artikel.

Er hatte, wie es scheint, nichts Sachliches vorzubringen und half sich deshalb mit einer Verdächtigung: „Ich hätte nur deshalb den Herrn Doktor Peters angegriffen, weil dieser eine Aufforderung des „März“ zur Teilnahme an einer Konferenz unbeantwortet gelassen habe.“

An dieser Behauptung ist nicht ein wahres Wort.

Ich habe das schon in einigen Tagesblättern nachgewiesen. Die Redaktion des „März“ hatte Herrn Peters um einen Artikel ersucht, Herr Peters hatte lebhaft seine Einwilligung erklärt.

Auch den Vorschlag zu einer Unterredung über das zu wählende Thema hatte Herr Peters gerne akzeptiert, und schließlich hatte Herr Kurt Aram auf diese Unterredung verzichtet.

Die Redaktion des „März“ war sohin gar nicht in der Lage, auf Herrn Peters eingeschnappt zu sein.

— Wenn man schon annehmen will, daß persönliche Gefühle in Fragen von öffentlichem Interesse den Ausschlag geben. Ich persönlich habe von diesen Vorgängen keine Kenntnis gehabt; ich bin erst nach jener Verdächtigung belehrt worden, daß Herr Peters vor Jahresfrist seine Wohlaffektioniertheit dem „März“ mitgeteilt hatte.

Eine Tatsache, die mich ganz gewiß nicht gehindert hätte, meine unabhängige Meinung zu sagen.

Und da erlaubte sich Herr Ruederer, Andeutungen zu machen, als wenn ich mich ganz selbstverständlich von pekuniären Interessen beeinflussen ließe.

Herr Ruederer lebt in München und weiß daher, daß seine Verdächtigung lächerlich ist.

Und wenn er wirklich Zweifel hegte, konnte er von jedem Landsmann, auch von den politischen Gegnern, hören, daß ein solcher Vorwurf gegen mich eine Dummheit bedeutet.

* * *

Selbstverständlich hat die norddeutsche Muckerpresse die Verdächtigung mit Behagen nachgedruckt. Auch dann noch, als der Sachverhalt klar gestellt war. Man sucht bei Muckern keine Ehrlichkeit.

Aber es darf wieder einmal darauf hingewiesen werden, daß diese Jünger des „Gottesmannes“, die gerade um Weihnachten herum so viel ranzige Heiligkeit ausschwitzen, aus ihrer jämmerlichen Verlogenheit niemals hinaus können.

Das Lügen ist ihnen Handwerk und Broterwerb.

Darum muß es ihnen auch als einzige Waffe gegen den politischen Feind dienen.

Wohin käme die arme Gesellschaft, wenn sie's einmal mit der Ehrlichkeit probieren müßte?

Herr Ruederer kann stolz sein auf den Beifall der Wittenberger Derwische.

Oder ist er noch so gesund, daß ihm vor dem süßlichen Atem der Gottesmänner graust?

Ludwig Thoma

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 13

Die neue Krisis / Von Dr. Heinrich Hutter



Der Kanzler hat, und diesmal höchst eigenhändig, eine neue politische Krisis heraufbeschworen. Er hatte als Ministerpräsident im preußischen Landtag vor versammeltem Deutschland Antwort auf die Frage zu geben, ob Preußen von einem Staatsmann geleitet wird. Seine Antwort ist verneinend ausgefallen. Er verlas die Erklärung, die er mit zwei anderen Ministern auf Grund gemeinsamen Vortrags bei Seiner Majestät dem König von Preußen formuliert hat. Diese Erklärung bedeutet eine Unterwerfung unter den konservativen Widerstand. Fürst Bülow hat sich nicht nur gegen das allgemeine Wahlrecht, sondern auch gegen das geheime Wahlrecht ausgesprochen. Unter der Führung des ob seiner Staatsweisheit gefürsteten Grafen soll Preußen dauernd, sogar hinter Sachsen, zurückbleiben. Sogar hinter Sachsen! Denn in Dresden hat man das geheime Wahlrecht eingeräumt. In Berlin aber erklärt Preußen den Terrorismus, dem die öffentliche Stimmabgabe Tür und Tor öffnet, als Regierungsmittel nicht entbehren zu wollen.

Die Eingangsformel der ministeriellen Erklärung, welche die Reformbedürftigkeit des Wahlrechts behandelt, ist ein Spiel mit Worten, denen gleich nachher die Verbindlichkeit für den reformbedürftigsten Punkt von allen ausdrücklich abgesprochen wird.

Man spreche nicht mitleidig von den Verlegenheiten, in denen der Kanzler sich befunden habe. Man erzähle nicht, er besitze an allerhöchster Stelle neuerdings weniger Rückhalt. Man weise nicht auf die Nationalliberalen hin, die durch eine groteske Zwiespältigkeit in einer liberalen Grundfrage ihm einen Fußpunkt entzogen haben. Man suche den Ministerpräsidenten nicht damit weißzuwaschen, daß im Sommer Konservative den Willen maßvoller Reform ihm unter vier Augen bekundet und jetzt, vom Junkergeist der Fraktion abkommandiert, wieder nach rechts eingeschwenkt sein sollen. Man unterlasse die Heuchelei, mit konstitutionellem Augenaufschlag auf das Herrenhaus und Abgeordnetenhaus hinzuweisen, denn beide sind wegen der im Wahlrecht von heute liegenden Fälschung nicht Träger der öffentlichen Meinung. Denn

die Regierung mußte dem Landratskollegium ihre Einsicht und Überzeugung aussprechen und mußte geistig führen.

Alle jene Rederei und kurzgebürstete Rücksichtnehmerei entschuldigt den Kanzler nicht, der als Ministerpräsident versagte in dem Augenblick, da er Preußen einen historischen Dienst dadurch leisten mußte; er mußte Deutschland und der Welt zeigen, daß die preußische Regierungsgewalt nicht unterjocht sei von den Landräten und dem feudalen Machtkitzel. Denn darum handelt es sich, daß der preußische Adel durch die Ablehnung der Reform sich die Macht in Preußen und Deutschland konservieren will. Halb blind und halb brutal.

Der Kanzler weiß doch, daß sein Königlicher Gebieter, Seine Majestät, das Wort gesprochen hat: „Ich will kein Zentrumskaiser sein! — Aber er kann es werden, wenn sein Kanzler, statt zu einigen, der Zeit trotzt und seinen Block spaltet. Der Kanzler zitierte anfangs Dezember im Reichstag das Wort Uhlands: „Es wird kein Haupt leuchten über Deutschland, das nicht mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist," und er wischt anfangs Januar geschäftig jeden Tropfen dieses leuchtenden Öles ab, um den Junkern den König als Junkerkönig erscheinen zu lassen und verehrungswürdig zu erhalten.

Die Politik des Kanzlers ist frei von innerer Einheit. Er stellt sich vor, daß er unter dem Oberlicht des Abgeordnetenhauses eine andere politische Staatsauffassung besitzen dürfe als unter dem Glasdach des Reichstags. Das ist eine dilettantenhafte Behandlung der öffentlichen Geschäfte und verkennt eine schwerwiegende Tatsache: Das politische Vertrauen ist eine Pflanze, die welkt, wenn man sie nicht vor Rauhreif schützt. Worte und Taten eines Staatsmannes müssen sich nicht decken. Fürst Bülow hat erklärt, seine Regierung wolle zwischen dem konservativen und dem liberalen Geist einen ehrlichen Ausgleich versuchen. Er kleidete sein Programm in das üppige Bild einer Paarung. Was hat er am zehnten Januar gepaart? Sich mit dem konservativen Geist, und er hat gleichzeitig die Unfruchtbarkeit dieser Verbindung proklamiert. Die Hoffnung auf eine Reform ist im Weg der Unterbindung vernichtet. Der Paarungsminister hat ein Verbrechen am keimenden Leben begangen.

Fürst Bülow ist arglos. Ich bin überzeugt, er ahnt nicht, was er angerichtet hat, er ahnt nicht, was es für seinen Kredit bedeutet, daß er die

Unfruchtbarkeit für ein staatserhaltendes Prinzip in diesem einen Fall erklärt hat. Die Natur wird sich rächen und wird seine ganze Kanzlerschaft unfruchtbar machen.

Bülow hinterläßt seinem Nachfolger eine schwierige Situation.

Wer wird sein Nachfolger sein? Das weiß noch nicht einmal der Deutsche Kaiser. Fürst Hatzfeld hat wiederholt versichert, daß er einen an ihn ergehenden Ruf nicht annehmen werde, ebenso der neue Statthalter von Elsaß-Lothringen. Bethmann-Hollweg kommt nicht ernstlich in Betracht. In konservativen Kreisen nennt man von der Goltz.

Eins ist gewiß: der Nachfolger wird den Versuch Bülows nicht fortsetzen können, nachdem dieser im Landtag aus seinem eigenen Kreis gesprungen ist. Die Hoffnungen, die er selbst enttäuscht hat, vermag sein Nachfolger nicht mehr zu beleben.

Aber vielleicht geht er noch gar nicht? Nein, er geht nicht sofort. Ein preußischer Minister darf nicht wegen einer Wahlrechtsfrage gehen. Die Angriffe von links werden sein ministerielles Leben noch etwas verlängern.

Aber er hat am vierten Dezember in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erklärt, daß er sein Amt niederlegen werde, wenn er nicht der Unterstützung der drei Blockparteien versichert sei. Wenn er heute ein Vertrauensvotum verlangt, so wird er es von der bürgerlichen Linken nicht mehr erhalten. Der Glaube an die Förderung liberaler Ziele ist nach dem zehnten Januar 1908 nicht mehr vorhanden. Er hat kein Recht, anzunehmen, daß auf der Linken die durch ihn geschaffene Änderung der politischen Lage verkannt wird.

Die Linke hat das Interesse an der Fortführung der Geschäfte durch den Fürsten Bülow verloren und von Anfang an verkündigt, daß sie sich nach den Taten richten werde.

Fürst Bülow hat im Reichstag keine Mehrheit mehr.

Er kann versuchen, zu bleiben, ohne eine Mehrheit hinter sich zu haben. Aber dann verlängert er das, was er selbst am vierten Dezember als ein politisches Bedürfnis erklärt hat. Das wird gehen, so lange es geht: Die Klärung ist vor der Bewilligung neuer Steuern erfolgt.

Die deutsche Bevölkerung hat die ganze Entwicklung miterlebt, hat selbst gehört, daß die Regierung die Linksliberalen zur Mitarbeit einlud, und sie hat

gesehen, daß diese hiezu bereit waren Zug um Zug mit liberalen Konzessionen seitens der Regierung, daß aber der Ministerpräsident Bülow sogar dasjenige kleinste Entgegenkommen, das der reaktionärste Einzelstaat, das Sachsen gewährt hat, dem öffentlichen Rechtsbewußtsein verweigert hat. Die preußischen Bürger haben das schlechteste Recht der Mitwirkung bei staatlichen Aufgaben, und es wird ihnen vorenthalten, damit die Junker fortfahren können, Deutschland im Bundesrat zu beherrschen.

Wer ist so blind, daß er glaubt, ein solcher Raubbau am öffentlichen Geist werde sich nicht rächen durch die Verwirrungen, in die das politische Leben Deutschlands aufs neue gestürzt ist!

Der Flottenvereinslärm

Von Conrad Haußmann, M. d. R.



Seit Wochen durchweht ein hörbares Geräusch den deutschen Blätterwald. In dem Bund maritimer Expansionshoffnungen, der sich Flottenverein nennt, ist ein chronischer Gegensatz in ein akutes Stadium übergegangen. Der Gegensatz ist genau betrachtet ein sachlicher, der aber, weil er sich in Personen entladen muß, persönlich geworden ist und hitzige Formen angenommen hat. Die Kämpfer schlagen mit den Schwertern an ihren Schild und nehmen zum Teil Stellungen an wie die achivischen Helden vor Troja.

Der Lärm wird, weil im Grunde nur eine Vereinsstreitigkeit vorliegt, im nächsten Semester eine verklungene Sache sein und nur noch die Vorstände in Wallung finden, nicht mehr die Mitglieder und gewiß nicht die öffentliche Meinung. Aber die tiefere Ursache des Streits hat, wie der Flottenverein selbst, eine öffentliche Seite, und der Fall ist nicht ungeeignet, politische Erfahrungen zu sammeln.

Der Zweck des Vereins ist in besonderem Maß ein solcher, den man mit dem Wort „patriotisch“ und „national“ bezeichnen kann, der Verlauf der

Sache zeigt, wie sich die Überspannung solcher Gefühle und die Überanstrengung ihrer Herolde notwendig rächen muß.

Man hat einen Agitationsverein für einen einzelnen Staatszweck geschaffen, der zugleich „unabhängig" und „gouvernemental" sein wollte, der unparteiisch die „unpatriotischen" Parteien zu bekämpfen bestimmt war, der, um groß zu werden, unpolitische Politik treiben sollte. Hier waren also Widersprüche zusammengebettet, die einen Verein sprengen müssen, sobald er aktiv werden will. Denn nur Passivität, wirkliche oder simulierte, ermöglicht jene Verquickung. Der Verein war selbständig; also wählt er nach dem Gesetz der Mehrheit seine Vorstände. Der Verein bedurfte den Gnadenblick allerhöchster Persönlichkeiten; also wählte er „Protektoren" und bat Fürstlichkeiten um ihre Gönnerschaft. Wirbt aber eine Gemeinschaft um die Gunst von Protektoren, so muß sie sich die Gunst dieser Protektoren zu erhalten wissen, und dazu gehört unter anderem, daß man den Protektor nicht öffentlich nur als Statisten und Aushängeschild behandelt. Die Taktik, Protektoren vorzuspannen, hat, wie jedermann weiß, den Nachteil, daß man die Wünsche der Protektoren erheben und beachten muß, aber den Vorteil, daß man dadurch leichter „hoch" kommt und loyale und auszeichnungsbegierige Untertanen leichter zu zahlenden Mitgliedern gewinnt.

Das System der Protektoren proklamiert das Bedürfnis der Protektion. Die Ignorierung der Voraussetzungen der Protektion enthält aber nicht bloß die Ausweisung der Protektoren sondern auch die Enttäuschung aller jener Mitglieder, die im Aufblick zu der fürstlichen Spitze in den Verein eingetreten sind.

Dieser Aufbau der Vereinspyramide hat aber noch eine andere Folge: Fürstliche Protektoren müssen auf aristokratische Formen der Agitation halten und wegen ihrer Verbindung mit dem Herrscherhaus auch auf eine nicht zu parteiische Stellungnahme. Parteikampf und Wühlhuberei muß ihnen unsympathisch sein, namentlich dann, wenn die Öffentlichkeit Einblick bekommt.

Darum war der Briefdiebstahl, der am Flottenverein verübt wurde und die Praktiken der Öffentlichkeit verriet, ein besonderes Mißgeschick und eine peinliche Verlegenheit für den Verein. Denn diese Briefe hatten, wie man sich erinnert, einen heftigen und gewalttätigen Unterton und führten eine

Überwachung einzelner Politiker sogar aus den Reihen der nationalliberalen Partei ein. Dem Führer dieser Partei, dem Abgeordneten Bassermann, wurde als einem unzuverlässigen Kantonisten ein maritimes Mißtrauensvotum erteilt. Andere fanatische Ungeschicklichkeiten erregten gleiches Bedenken.

Die Karten waren aufgedeckt, und es nützt bekanntlich dem Kartenspieler nicht viel, über den Späher zu schelten, der sein Spiel verraten hat. Es erhob sich ein lebhaftes Kopfschütteln auf der einen und eine lebhafte Entrüstung über den Briefdiebstahl auf der anderen Seite. Auch letzteres mit Recht. Denn der Entwendungsakt war nicht nur unbequem sondern auch verwerflich in der Person der Entwender und nicht schön in der Person ihrer „Hintermänner". Aber die Entrüstungswolken konnten doch den Blick nicht für die inneren Schäden der enhüllten Methode blind machen.

Die Stimmungen, die sich damals bildeten und bilden mußten, haben sich zum Teil Luft gemacht. Bei den Mitgliedern des Vereins konnten sie sich aber nicht Luft machen; denn ein Verein entschließt sich nicht leicht, unter dem Eindruck gegnerischer Angriffe seine Vorstandschaft diesen Gegnern preiszugeben. Aber ein starker Bodensatz von Verstimmung hat sich damals gebildet, vor allem in Bayern, wo die Zentrumspresse die Angelegenheit ausweidete und den bayerischen Mitgliedern des Flottenvereins viel Ärger zu schlucken gab.

Der verschluckte Ärger von Anno 1906 hat den Ausbruch des offenen Grolls von 1907 ausgebrütet.

Der Ausbruch kam so:

Der temperamentvolle und militärisch vorgebildete Vereinsagitator, der sich und den Verein in dem Briefwechsel sehr bedenklich exponiert hatte, wollte an die kommandierende Stelle vorrücken. Nach den gemachten Erfahrungen und den überstandenen Verlegenheiten hatte der Prinzprotektor und Thronerbe von Bayern Zweifel in die Zweckmäßigkeit dieses Avancements und einer derartigen öffentlichen Belobigung. Man hat dem Prinzen Gefälligkeit gegen das Zentrum als Beweggrund unterstellt. Auch derjenige, der das Zentrum nicht liebt, und der bei bayerischen Prinzen keine Abneigung gegen das Zentrum voraussetzt, wird zugeben müssen, daß die vom Prinzen Rupprecht geäußerten Zweifel starke Anhaltspunkte und Weisheitsgründe

für sich hatten. Es scheint in der Folge ein geheimer Höflichkeitsvergleich zustande gekommen zu sein, dahingehend: man bietet dem General die Vorstandsstelle an, und dieser lehnt dieselbe ab. Falls das zutrifft und dieser Vergleich nach erfolgter Wahl von dem Gewählten durch Annahme der Wahl nicht gehalten worden ist, so lag noch ein starker persönlicher Grund zu dem Rücktritt des Prinzen vom Protektorat vor. Denn ein Protektor kann sich nicht wohl dupieren lassen.

In einer Berliner Sitzung soll sich die Mißstimmung über diesen Rücktritt des Protektors in dem kurzen und überraschend ungeschickten Wort eines Vereinsmitglieds Luft gemacht haben, der große Flottenverein könne sich nicht „nach dem einen in Bayern" richten. Das ist nicht etwa deshalb ungeschickt, weil „der eine" eine allerhöchste Persönlichkeit ist, sondern deshalb, weil er der bayerische Protektor des Vereins ist. Ein „Protektor" ist doch nicht ein beliebiger einzelner. Ein Verein, der sich offiziell unter Protektion stellt und dann meint, er habe sich nicht um die Auffassung des Protektors zu kümmern, verfügt über einen staunenerregenden Überschuß an logischer Unklarheit. Jedenfalls hat er kein Recht, sich zu wundern, wenn ein ihm an Logik überlegener Protektor sich der Konsequenzen bewußt ist.

Mit dem Protektor erklärten sich die bayerischen Vereinsmitglieder solidarisch. Auch das ist eine Erscheinung, die der Vorstand aufs genaueste voraussehen mußte. Hat er es nicht vorausgesehen, so ist er wegen mangelnder Menschenkenntnis ungeeignet zur Leitung eines sich über ganz Deutschland erstreckenden Vereins. Hat er es vorausgesehen, so hat er bewußt auf die Absprengung des bayerischen Flügels losgesteuert. Damit würde ein Befähigungsbeweis für das Amt eines Steuermanns noch nicht erbracht sein. Die Erzeugung eines Stammesgegensatzes zwischen Preußen und Bayern in dem Verein nicht zu verhindern, ist ein Kapitalbock. Das ist sogar ein politischer Fehler, sogar ein „nationaler" Fehler. Daran ändern alle die aufgeregten Artikel nichts, die mit heißem Bemühen die Flottenvereinsleitung reinzuwaschen und die Bayern als die partikularistischen Friedensstörer darzustellen versuchen.

Nun steht eine Hauptversammlung des Flottenvereins bevor.

Auf diesem „Tag" werden die unentwegten Delegierten, welche in der Stunde der Gefahr treu zu der Vereinsleitung und dem verdienstvollen

Präsidenten stehen werden „voraussichtlich“ in der Mehrheit sein, und wenn nicht sehr geschickte Hände die Angelegenheiten leiten, die Wahl demonstrativ bestätigen: Vielleicht bringt dann der Präsident das Opfer der Nichtannahme der Wahl, damit der Friede wenigstens äußerlich hergestellt wird.

Aber wie es geht, ein Riß wird bleiben.

Der Flottenverein hat bedeutend an Stoßkraft verloren.

Diejenigen werden das bedauern, die das Verdienst des Vereins hoch taxiert haben. Man hat dieses Verdienst ideell in der Ausbreitung des Verständnisses für den Wert einer Flotte, reell in der Herbeiführung der Reichstagswahlen von 1907 gefunden. Von der ersteren Frage nachher. Was die letztere anlangt, so weiß ich in dem südlichen Teil von Deutschland, den ich genauer kenne, keinen einzigen Wahlkreis, in dem das Wahlergebnis ein anderes gewesen wäre, wenn es keinen Flottenverein gegeben hätte. Für das übrige Deutschland aber wird jedenfalls so viel nicht zu bestreiten sein, daß, wenn die Mittel für Wahlagitation, die der Flottenverein aufgewendet haben soll, von den Spendern anstatt an den Flottenverein direkt dem nationalliberalen oder konservativen Wahlfonds überwiesen worden wären, das Resultat fast überall das gleiche gewesen wäre. Bei solchen Spezialvereinen wird zudem häufig sehr viel nutzlose Verschwendung getrieben durch Aufwendungen für Agitationsformen, deren Wirkung man mächtig überschätzt.

Aber es verlohnt sich, bei der Frage der Spender einen Augenblick stehen zu bleiben. Man kennt ihre Namen nicht; aber in der Bevölkerung glaubt man, daß die Hauptbeiträge von denjenigen großen Unternehmungen herrühren, die von der Steigerung der Flotte unmittelbar oder mittelbar finanzielle Vorteile erwarten und ihre Spesen also wieder zu erhalten Hoffnung haben. Das wäre ein schlechter Schatzmeister des Vereins, der nicht an jenen Pforten anklopfen würde, und es wären einsichtslose Geschäftsleute, die nicht die Zusammenhänge und Wirkungen einer sogenannten intensiven Flottenpolitik auf das industrielle Leben erkennen würden, woneben selbstverständlich auch noch politische Erwägungen mitwirken können.

Diese Quellen sind gesetzlich, politisch und sittlich nicht unerlaubt, aber sie geben der ganzen Agitation einen peinlichen Beigeschmack:

Besteht überhaupt ein Bedürfnis für einen Flottenverein?

Die Flotte ist ein einzelner von vielen Staatszwecken. Sie ist wichtig wie die Bewaffnung des Landheeres, wie die Rechtspflege, wie die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens, wie die Ausbreitung des Wissens und der Bildung, wie die soziale Hebung der Bevölkerung und wie vieles andere. Bestehen nun zur Hebung dieser anderen Zwecke besondere Vereine? Ist ein Heeresverein, ein Volksschulverein, ein Universitätsverein, ein Rechtsverein in Deutschland vorhanden und notwendig? Auf allen diesen Gebieten ist steigende „Aufklärung" von Wert. Aber niemand hat daran gedacht, diesen Zweck durch Gründung von Sondervereinen zu erreichen.

Das Gleichgewicht der staatlichen Aufgaben würde neben dem einen die Gründung auch der anderen Vereine verlangen, weil die Poussierung eines Staatszweckes und die verstärkte Inanspruchnahme der Steuermittel für einen Staatszweck die Verkürzung anderer zur notwendigen Folge hat. Der Flottenverein denkt nur an die Ausgaben und überläßt die Sorge für die Einnahmebeschaffung harmlos anderen Personen. Es ist aber eine dilletantenartige Lösung staatlicher Probleme, Mehrausgaben für eine Staatsaufgabe zum nationalen Lebensprinzip zu erheben und zu verkennen, daß geordnete Finanzen auch ein nationales Lebensprinzip sind. Der Flottenverein sucht die verantwortlichen Stellen und Personen, also Regierung und Volksvertretung mit der Peitsche der Agitation anzutreiben, die Wähler zu verführen, nur die eine Seite der Frage anzusehen und einen einseitigen Druck der öffentlichen Meinung auszuüben. Das ist grundsätzlich ungesund.

Es ist auch nicht richtig, daß dem deutschen Volk die Einsicht in die Bedeutung einer Flotte fehle und erst durch einen Verein, durch Vorträge oder Flugschriften habe beigebracht werden müssen. Die größere Geneigtheit, solchen Ausgaben zuzustimmen, ist nicht die Folge der Agitation, sondern hat einen doppelten, höchst natürlichen Grund: Zum ersten ließ die Ansammlung größeren nationalen Wohlstands in den letzten fünfzehn Jahren die Vermehrung der Ausgaben als eine etwas weniger große Gefahr für die Staatsfinanzen und das steuerzahlende Volk erscheinen. Zum zweiten haben die Kriege, die Amerika, Rußland, China und Japan geführt haben, eine Verschiebung in der Richtung gebracht, daß die Vermeidung von kriegerischen Zusammenstößen mit starken wirtschaftlichen Machtverschiebungen nun nicht mehr in die Hand von Europa, geschweige denn von Deutschland gelegt ist.

Das zwingt, mit neuen Eventualitäten zu rechnen. Also politische und wirtschaftliche Ereignisse der letzten Vergangenheit hat die Bevölkerung von Deutschland einsichtig beachtet, und zwar unabhängig von dem Flottenverein.

Andrerseits enthält die Existenz solcher Vereine mit ihren notwendigen Einseitigkeiten und Übertreibungen eine unbeabsichtigte Gefahr. Ein englischer oder französischer Flottenverein wird Deutschlands Mißtrauen wecken, und umgekehrt. Die Überschwänglichkeiten der Vereinsreden werden namentlich dann, wenn der Verein groß ist und als Stimmungsbarometer bezeichnet werden kann, regelmäßig benutzt, um die Stimmung des Nachbarlandes dem Chauvinismus des eigenen Landes als gefährlich darzustellen. Man hat nicht nötig, auf den Schaden von Mißverständnissen erst hinzuweisen, in den Wochen, in denen die deutsche und englische Regierung sich „versöhnt" haben, mit der Begründung, die scharfen Verstimmungen der letzten Jahre hätten auf Mißverständnissen beruht.

Besondere Rüstungsvereine sind notwendig eine Brutstätte von Mißverständnissen, und Mißverständnisse großer Völker schädigen zwecklos das wirtschaftliche Leben.

An den von der deutschen Regierung konstatierten Mißverständnissen hat der Flottenverein einen erheblichen Schuldanteil, indem seine Agitation der Vorstellung, daß Deutschland aggressiv kriegerische Absichten habe, im Ausland Vorschub zu leisten geeignet ist.

Deutsche Uniformen / Von Ludwig Thoma

Man sagt uns, daß die Uniformen der deutschen Armee im Kriege nicht mehr verwendet würden. Es sei Vorsorge getroffen, daß eine praktische Bekleidung an ihre Stelle treten werde. Also ist die heutige Uniform nur mehr Zierrat und hat in ihrer Buntheit die einzige Aufgabe, die nicht unwichtige Freude am kriegerischen Stande zu erhöhen.

Man kann zugeben, daß schmucke Bekleidung, Hervorheben der Persönlichkeit viele zur Offizierskarriere führen, und daß die Spekulation im großen

und ganzen richtig ist. Wer aber künstlerisch empfindet, wird sogleich beifügen, daß die deutsche Uniform ihren Zweck nicht erfüllt.

Sie ist im Schnitte schlecht, in der Farbe noch schlechter; vielfach sogar häßlich.

Das Beiwerk ist läppisch, kindisch und vernichtet geradezu das gewollte kriegerische Aussehen.

Der Schnitt, ich rede hier von Offiziersuniformen, hebt eine jugendliche, schlanke Gestalt nicht, sondern verdeckt sie.

Der Oberkörper steckt in einem langen Bratenrock, welcher für Oberlehrer, Pastoren, kurz für alle Menschen, die des Reizes entbehren, vom lieben Gotte und seinen Schneidern erfunden worden ist.

Außerdem kann er meinetwegen für Psalmensingen und Bibelauslegen vortrefflich passen und auch einem Manne anstehen, der im Dienste des Herrn sein Bäuchlein rundet.

Aber wie paßt dieser Wadenschlager, diese langweilige Gemeindekollegiumstoga für junge Männer, die reiten, fechten, turnen?

Die rasch und heftig in ihren Bewegungen sind, die Taille haben und sie natürlich zeigen wollen?

Wie kann man einen zwanzigjährigen Leutnant genau so anziehen wie einen Konsistorialrat von schwabbeligem Fleische?

Das kann man nur in Deutschland, wo alles Offizielle ganz von selber unkünstlerisch ist.

Der bewegliche Österreicher, der kokette Italiener, der schlanke Franzose, der sportlich ausgebildete Engländer, sie alle sind hübsch uniformiert.

Dann der untere Teil!

Er steckt in Hosenröhren, die ungefähr so elegant sind wie Lampenzylinder.

Die scheußliche Form des bürgerlichen Beinkleides macht sich in der bunten Farbe, die durch keine Linien oder Karrees gebrochen wird, noch häßlicher.

Von rückwärts sieht unser deutscher Leutnant aus wie ein blau angestrichener Bankkommis.

Und ganz gewiß nicht wie ein Sportsmann.

Das Lächerlichste ist, daß man auch den Kavalleristen in diesem faden Kanzleigewande herumspazieren läßt.

Ausgenommen die Husaren. Sie sollen vermutlich den kecken Reitergeist in ihrem Äußeren zur Erscheinung bringen.

Aber, du lieber Himmel, wie geschieht das!

Die jungen Leute sind angezogen wie jene netten Äffchen der Savoyarden.

Man denkt sich unwillkürlich eine Drehorgel hinzu, auf welcher diese Kavalleristen tanzen müßten.

Die grellblauen, knallroten, zeisiggrünen Uniformen sind verschnürt wie Schlafröcke; und auch die Hosen tragen sonderbare Arabesken.

Jener Körperteil, welcher in der preußischen Armee nunmehr wieder als unanständiges Terrain gilt, ist so zuckersüß umrändert wie ein Lebkuchen.

Die ganze Erscheinung wirkt operettenhaft und läppisch.

Man spricht davon, daß gewisse Traditionen erhalten werden müßten.

Aber die preußische Armee hatte einmal sehr schöne Reiteruniformen: Anno 1813. Allmählich sind sie durch Litzchen, Schnürchen, Bänderchen verhunzt worden.

Und gerade die gute Tradition hat man verlassen.

Man vergleiche nur die österreichische Kavallerieuniform mit der preußischen.

Da muß sogar den Herren vom berliner Hofe eine Ahnung aufgehen, wie unmännlich und unkünstlerisch die preußischen Zentauren angezogen sind.

Von dem ekelhaften Lohengrinkostüme der Gardes du Corps will ich schon gar nicht reden.

Sodann der Helm oder die Pickelhaube.

Kein Sachverständiger wird beweisen, daß er noch irgendeinen Zweck erfüllt.

Im Zeitalter der Acht-Millimeter-Geschosse ist ausgesäbelt, und die teuren Häupter unserer Offiziere sind vor wuchtigen Quarthieben sicher.

Warum muß der Nachttopf noch länger den Soldatenschädel verunzieren?

Bei jeder Art von Sport müßte der umgestülpte Kübel lächerlich wirken.

Man stelle sich einen Rennreiter, einen Touristen, einen Skifahrer, einen Ruderer, Radfahrer, Segler, kurz irgendeinen männlichen Kerl, unter einem solchen Schmalzhafen vor!

Warum keine Mütze?

Sie ist leichter, gesünder, praktischer, und sie kleidet viel besser.

Warum muß der deutsche Soldat bei feierlichen Gelegenheiten, also dann, wenn er gut aussehen soll, einen Nachttopf tragen?

Könnte man nicht an Stelle der jetzigen Interimsmütze ein hübsches Käppi einführen, das immer getragen wird?

Allerdings möchte man beinahe wünschen, daß die Neuerung nicht zu bald kommt.

Denn der Geist, der jetzt herrscht, führt zu schauderhaften Erfindungen.

Das beweist die Tropenuniform.

Man sollte glauben, das es nicht so schwierig war, unsere Afrikaner richtig anzuziehen. Denn an den Engländern wie an den Franzosen hatte man erfahrene Lehrmeister.

Aber wir konnten uns mit der einfachen Uniform nicht begnügen. Der theatralische und durchaus unkünstlerische Zug, den wir in so vielen deutschen Erscheinungen merken, machte sich auch hier geltend.

Und die Soldaten und Offiziere der Schutztruppe wurden als Fra Diavolos und Opernräuber kostümiert.

Ich lasse mich gerne überzeugen, daß der englische Offizier seinem deutschen Kameraden an Wissen, Bildung, Pflichteifer nachsteht, aber ganz gewiß sieht er besser aus. Er betont das Sportliche, Frische, während der Deutsche im Äußern wenigstens eine heldenhafte Pose zeigt, die unausstehlich wirkt.

Die Engländer haben gestählte Muskeln, die Deutschen tragen Habyschnurrbärte, und zwar so, als wollten sie mit dieser Barttracht Furcht erregen.

Kommen wir auf das Beiwerk, die Kinkerlitzchen und Mätzchen der deutschen Uniform.

Unter den kindischen Zierraten hat vornehmlich der ältere Offizier zu leiden.

Der alte Offizier müßte eigentlich einen famosen Anblick gewähren, wenn er in uns den Eindruck körperlicher Frische in hohen Jahren wachriefe.

Die Würde des Alters gäbe mit dem Ernste des kriegerischen Handwerks eine glückliche Mischung, und ich glaube, daß kaum eine Persönlichkeit so malerisch wirkt, wie zum Beispiel der alte Blücher.

Aber wie sieht so ein General von 1907 aus!

über dem greisen Haupte flattern Gockelfedern, deren Sinn oder Bedeutung kein Mensch zu fassen vermag.

Denn was das Hahnenmäßige anlangt, so hat der alte Herr längst davon Abschied genommen.

Und bloß ironisch kann der Schmuck nicht gemeint sein.

Als kriegerisch könnte ihn nur eine indianische Squaw empfinden, und schön ist er auch nicht. Warum also trägt der Greis solche Gockelfedern? Wenn sie im Winde flattern, in die Höhe steigen, nach rechts und links schwingen, gibt es ein kindisches Spiel, das sehr schlecht zu einem weißhaarigen Kopfe paßt.

Unter dem beengenden Kragen trägt der alte Herr einen Jahrmarkt von emaillierten, versilberten, vergoldeten Orden, Schnüren mit Quästchen und Stiftchen, wie man sie olim an Tabakspfeifen hing, womöglich auch ein Bandelier und Krimskrams um und um. Man hat unwillkürlich den Eindruck, daß diese wandelnde Weihnachtsbude bei Regenwetter zerfließen müßte.

Und an der Katzbach hätte der Mann eine verteufelte Situation, wenn er von seinem Charivari nichts verlieren dürfte.

Aber wahrscheinlich würde er ihn daheim lassen; er dient nur dazu, einen alten Mann im Frieden schön und kriegerisch erscheinen zu lassen.

Die Zukunft / Von Björnstjerne Björnson



Auf alle die Faktoren, die zu der relativen Selbständigkeit Ungarns im Jahre 1867 führten, werde ich im folgenden nicht eingehen. Diese haben zunächst nur historisches Interesse. Festlegen will ich nur, daß die leitenden deutsch-österreichischen Staatsmänner, die das Magyarentum als Bollwerk gegen den Panslawismus einsetzen wollten, sich verrechnet haben.

Die Magyaren waren immer ein zu phantastisches, ein sich zu wenig beherrschendes Volk. Statt aus ihren Mitbürgern ein Bollwerk gegen den Panslawismus zu machen, machten sie deren slawischen Teil zu Panslawisten und deren Stammverwandte, die umwohnenden Völker, zu ihren Feinden.

Die Absicht der Magyaren ist durchaus nicht, ein Bollwerk für die Deutschen zu sein. Sie hassen diese ebenso wie die Slawen. Ihre Absicht ist, eine neue Türkei vor die Tore Wiens zu legen.

Etwas derartiges konnten sich die leitenden deutsch-österreichischen Staatsmänner im Jahre 1867 nicht denken. Sie konnten sich das Unmögliche nicht denken, daß die Magyaren in ihren Mitbürgern einzig eine Art von Fabrikmaterial für ihre Schöpfungsphantasie sahen. Aber wann konnten die Groß-Magyaren das Unmögliche vom Möglichen unterscheiden?

Endlich erweckt ihre wilde Staatskunst, soweit sie erkannt ist, Abscheu. Aber dieser Abscheu ist noch nicht so stark, daß er zur Tat führte. Das kommt daher, weil allzuviele von uns noch in römischen Traditionen über „Staat" und „Staatenbildung" leben. Alles soll einer Maschine, der Staatsmaschine, untergeordnet werden; je einförmiger, je „uniformierter" die Menschen und Dinge gestaltet werden können, desto leichter geht es.

Dieser überlebte, die Menschenrechte kränkende Begriff ist der Feind. Das ist ja gerade, als wäre Europa nie durch die Aufklärungsperiode des achtzehnten Jahrhunderts gegangen, als hätte es nie die französische Revolution miterlebt, als existierten die amerikanischen Freistaaten noch nicht, und als bestände nicht der Bund des Schweizervolkes unter uns. Ja, das ist gerade, als wäre der Begriff der „Freiwilligkeit" noch nicht entdeckt.

Der Vorsatz, Zwang und Zwangsmittel zur Uniformierung des Geistes mittels bediensteter Sklaven (wie in Preußisch-Polen und Ungarn) aufzurufen, führt uns zu unserm Ausgangspunkt zurück: daß die Magyaren ein Bollwerk gegen den Panslawismus werden sollten.

Aber zeigt sich wirklich der Panslawismus als die große Gefahr, wofür man ihn seinerzeit gehalten hat, und wofür ihn viele noch halten?

Wir haben doch verschiedenes erlebt, was uns belehren kann. Welche Gefahr war seinerzeit der Panitalianismus nicht nur für die katholische Kirche, sondern auch für Österreich, das unmöglich bestehen konnte, wenn es sein Festungsviereck in der Lombardei und in Venedig aufgeben mußte! Es mußte es aufgeben und besteht dennoch, — ebenso wie die katholische Kirche.

Und der Pangermanismus! Der war noch gefährlicher; denn er bedrohte Europas Gleichgewicht, das damals ein heiliger Begriff war. Aber auch hier erwiesen sich die Gefahren als eingebildet, außer daß sie von Niederlage zu Niederlage führten. Italiens und Deutschlands Einigung haben andere Werte geschaffen, haben die Machtverhältnisse verlegt; aber wer möchte den alten Zustand zurückwünschen?

Wir können sicher sein, daß der Panslawismus eine ebenso starke Naturmacht wie die beiden anderen genannten ist, und daß alle Versuche, ihn zu hemmen — wenn sie auch eine Zeitlang glücken sollten — zu einer um so gewaltsameren und siegreicheren Sprengung der Hemmnisse führen werden. Er wird unter den Völkern nicht ohne Freunde dastehen, und dazu kommen Rußlands junge Möglichkeiten, die grenzenlos sind.

Warum sollte er auch gehemmt werden? Hier ist ja der Unterschied, daß Teile der slawischen Völker in die germanischen eingekeilt sind, so daß der Versuch noch gefährlicher würde. Aber gerade dies kann eine Sicherheit dafür schaffen, daß die Germanen in ein freundschaftliches, ja brüderliches Verhältnis zu der ganzen Bewegung kommen.

Die geistige Verbrüderung der Slawen ist in starkem Wachstum begriffen, sie hat auch schon weitgehende Folgen in politischer Beziehung; doch wie es sich politisch im großen und ganzen entwickeln wird, das liegt noch im ungewissen.

Im ungewissen liegt dagegen nicht, daß es auf den Germanen beruht, ob die slawischen Völker, die jetzt Teile Österreichs sind, vorziehen, solche zu bleiben, anstatt sich durch Krieg und Verwüstung ihren Brüdern anzuschließen.

Können die Germanen ihnen den freien, unbegrenzten Gebrauch ihrer Sprache einräumen und mit ihnen alle Rechte und Güter teilen, die eines hoch kultivierten Volkes Familieneigentum sind, ohne Ansehen der Nationalität und der Person, dann ist kein Zweifel, daß sie lieber dort bleiben, wo sie sind. Ich habe bei allen slawischen Völkern Österreichs Umfrage getan und stets dieselbe Antwort erhalten.

Es beruht folglich auf den Germanen. Besonders wenn diese sich durch Zusammenschluß aller germanischen (teutonischen) Völker auf der ganzen Erde das Ziel setzen, den Weltfrieden zu sichern; dann haben sie die Slawen zum treuen Gefolge für alle Zukunft.

Dann fallen aller Trotz, alle Eifersucht, alle Engherzigkeit, welche die jetzigen Verhältnisse erzeugt haben, von selbst fort, und die Slawen werden von selbst dahin kommen, eine Sammelsprache zu suchen für ihre Geschäfte, für die Zusammenarbeit im öffentlichen, gemeinsamen Leben. Die große, deutsche Sprache wird die Sammelsprache ganz Mitteleuropas werden.

Es würde damit dasselbe Verhältnis wie in Amerika eintreten. Alle Sprachen haben sich dorthin geflüchtet, alle haben sie dort die größte Freiheit, alle haben sie sich aus obigen Gründen in einer — dort in der englischen — gesammelt.

Mir ist es unfaßbar, daß österreichische Männer und Frauen, wenn sie überhaupt an eine glückliche Zukunft für ihre Nachkommen denken, ein anderes Ideal haben können. Jedenfalls muß es das Ideal aller Friedensfreunde sein. Mögen sie dafür feurig ihre Arbeit einsetzen! Möge ihr Mut, ihre Aufopferung dafür ein Beispiel geben!

Nun wissen wir ja alle, daß hier noch mehr Schwierigkeiten zu überwinden sind als die der Sprache; aber haben wir erst auf die schlimmste den Fuß gesetzt: auf den mittelalterlichen Begriff vom Staat, der eine Uniformierungs- und Zwangsanstalt ist, und hat sich ein so großes Gebiet wie das der Sprache von ihm losgerissen, dann wird ein hellerer Schein auf alle Gebiete fallen.

Der moderne Begriff vom Staat, der Begriff, daß dieser ein Bund zwischen Gleichgestellten ist, daß dieser Bund auf selbstgegebenen Gesetzen zum Schutz der Selbständigkeit und der Arbeitsbedingungen für alle seine Mitglieder beruht, dieser moderne Begriff schafft ehrlicheres Wollen als der alte, er hebt Schwierigkeiten, die der alte nur größer gemacht hat.

Meine Aufgabe ist es nicht, darauf näher einzugehen; ich muß mich darauf beschränken, zu sagen, daß Österreichs großer Völkerbund, ehe er einig wird, seinen unglücklichen Brüdern und Schwestern in Ungarn nicht helfen kann. Bevor nicht Schreck an Stelle des Ärgernisses tritt, führt es nicht zur Tat.

Ja, zu welcher Tat, fragt man. Zum Krieg? Nein, auch die Friedensmoral hat ihre Machtmittel, und diese führen sicherer und fruchtbarer zum Ziel als jene der Kriegsmoral.

Wenn die Magyaren nicht allen ihren Mitbürgern gleiches Recht und volle Sprachfreiheit geben, dann wird der Tag kommen — ich bin dessen so gewiß, wie ich dessen gewiß bin, daß ich es niederschreibe —, da alle umwohnenden Völker die Verbindung mit ihnen abbrechen, sie boykottiren, bis sie es abbüßen und sich schämen wie ehrenfeste Männer und Frauen. Das kann mit Staatsvermittlung, kann ohne sie geschehen; aber geschehen wird es eines Tages, und das mit größter Einigkeit und Begeisterung. Dessen seid sicher!

Wilhelm Busch in memoriam



Ihn breit zu „würdigen", sei beredteren oder gesprächigeren Leuten vorbehalten. Wo sollte man auch anfangen? Beim Zeichner? Beim Versedichter? Beim Prosaiker? Am Ende liefe doch alles auf den Menschen hinaus, in dem diese Künste wurzelten, den sie widerstrahlten, dem sie völlig entsprachen, und den sie gleichwohl mehr verbargen als enthüllten.

Was wissen wir im Grund von dem verschlossenen, wortkargen Mann und seinen Schicksalen? Wo er mit dem eigenen Menschenerleben ein wenig aus sich herausgeht — in den entzückenden autobiographischen Skizzen oder in einzelnen Briefen, die vor Jahren E. Daelen in seinem Buschbüchlein veröffentlichte, oder in dem schönen Nachruf auf Lorenz Gedon —, da geschieht die Lüftung des „ledernen Sackes voller Kniffe und Pfiffe" eben doch mit aller gegebenen Vorsicht und Zurückhaltung.

Soviel steht fest: er gehört zum „deutschen Adel", wie ihn sein niedersächsischer Landsmann Wilhelm Raabe geschildert hat und in eigener Person glorreich vertritt.

Erfreulicherweise ist er trotzdem ein „Liebling der Nation" geworden und wird von Herrn von Possart im Musterkoffer mitgeführt.

Zum Teil freilich scheinen die Sympathien, die ihm das Publikum entgegenbringt, einem glücklichen Mißverhältnis zwischen der Epidermisentwicklung auf der einen und der Schnabelschärfe auf der andern Seite zu entspringen. Nicht jeder ist mit dem Feingefühl jener verehrungswürdigen alten Dame begabt, von der geschrieben steht:

Die Tante kommt aus ihrer Tür;
„Ei!" — spricht sie — „welch ein gutes Tier!"
Kaum ist das Wort dem Mund entfloh'n,
Schnapp! hat er ihren Finger schon.
„Ach!" — ruft sie — „er ist doch nicht gut!
Weil er mir was zuleide tut!!"

— — — — — — — — — — — — — —

Nun ist das Pförtlein leise eingeklinkt. Effugit, evasit, erupit. Ohne viel Aufhebens, in der Einsamkeit, sich selber treu.

Seine Leibbücher waren nächst Homer, den großen Dramatikern und dem Don Quijote auch St. Augustini Confessiones und die Bibel.

Wenn wir da den Spruch aus dem Matthäusevangelium: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" auf ihn anwenden, geschieht es gewiß nicht um eines schönen Schlusses willen.

Dr. Owlglaß

In eigener Sache



Die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" gab eine schwache Antwort auf den Artikel des Herrn Tardieu. So schreibt sie: „Die grundsätzliche Frage, ob es in ganz Frankreich eine einzige täglich, wöchentlich oder monatlich erscheinende Zeitung gibt, die geneigt wäre oder es ihrer Leser wegen „wagen" könnte, einen polemischen Artikel aus deutscher Feder gegen eine französische Zeitung zu veröffentlichen, die eine den Deutschen unangenehme Haltung in irgendeiner Frage beobachtete, — diese Frage können wir unbeantwortet lassen; jeder Mensch diesseits und jenseits der Vogesen beantwortet sie mit einem überzeugten Nein. Wir können nicht finden, daß diese „Unparteilichkeit" für die deutsche Presse ein besonderer Ruhmestitel wäre," und so weiter.

Die Neuesten Nachrichten sind sehr schlecht informiert, wenn sie nicht wissen, daß häufig Ausländer — Deutsche und andere — in französischen Zeitungen das Wort gegen französische Ansichten, Zeitungsartikel, Parlamentsreden ergreifen, daß es französische Zeitschriften gibt, welche regelmäßig Beiträge von auswärtigen Politikern und Schriftstellern bringen. Wir nennen L'Aurore, L'Européen, La Revue bleue, L'Humanité, Le Courrier Européen und viele andere.

Und das ist eigentlich so selbstverständlich, daß man sich wundern muß, wenn eine „liberale" Zeitung diese Erscheinung als neu und diese „Unparteilichkeit" als „unrühmlich" bezeichnet.

Die Neuesten Nachrichten wollen vermutlich andeuten, es sei unpatriotisch nach dem oft zitierten Worte: right or wrong — my country.

Nun, abgesehen davon, daß die Redaktion der Neuesten Nachrichten nicht unser country ist, bekennen wir gerne, daß wir diese Art von Patriotismus, welche Lernen und Verstehen unterdrücken will, für aufgelegt dumm halten.

Selbst in weniger wichtigen Fragen soll der andere Teil — denn einen Gegner sehen wir im französischen Volke nicht — zum Worte kommen. Das ist immer nützlich.

Aber in einer so überaus ernsten Sache, als welche wir — die Neuesten Nachrichten müssen diese Ansicht schon entschuldigen — die Erhaltung des Friedens, die Anbahnung guter Beziehungen zu Frankreich betrachten, ist es notwendig, allen Fälschungen, allen chauvinistischen Dummheiten, allen Verhetzungen energisch entgegenzutreten.

Wir rollen die Marokkofrage hier nicht auf.

Die deutsche Regierung wird an ihren Erfolgen, angefangen von der famosen Tangerreise bis zur glänzenden Isolierung in Algeciras, vorerst genug haben, und Fürst Bülow wird sich die ferneren Verhaltungsmaßregeln kaum von den Neuesten Nachrichten diktieren lassen. Wenn sich das Blatt seit einem halben Jahre so geberdet, als stünden in Marokko unsere wichtigsten Interessen auf dem Spiele, wenn es Tag für Tag spaltenlange Berichte, Telegramme, Leitartikel über die Bedrohung der marokkanischen Souveränität oder gar des deutschen Handels bringt, so ist das lächerlich.

Und wenn die Redaktion so großspurig tut, als vertrete sie im schönen Gegensatze zum „März" die deutschen Interessen, möchten wir ihr den Rat geben, die Frage wenigstens oberflächlich zu prüfen.

Wir stehen auch mit Frankreich in Handelsbeziehungen, und während unsere ganzen marokkanischen Interessen in Zahlen ausgedrückt etwa acht bis neun Millionen werten (die Ausfuhr Marokkos einbezogen) umfaßt der Handel mit Frankreich die Kleinigkeit von neunhundert Millionen.

In Marokko leben insgesamt nur vier- bis fünftausend Europäer; meist Spanier und Franzosen; kaum der zehnte Teil, also vierhundert, werden Deutsche sein.

In Frankreich haben hunderttausend Deutsche Stellung und Auskommen.

In Algerien aber leben fünftausend Deutsche unter dem sicheren Schutze Frankreichs, und von diesen fünftausend Landsleuten könnte die Redaktion

der Neuesten Nachrichten gute Auskunft erhalten, wie notwendig es ist, das arabische Gesindel unter strengen Gesetzen zu halten.

Das deutsche Interesse verlangt, daß der große Handel keine Störungen erleidet; das deutsche Interesse verlangt, daß man nicht die Existenz von hunderttausend Landsleuten aufs Spiel setzt, um ein paar Hamburger Firmen zu fördern, und das deutsche Interesse verlangt, daß man die ungeheure Gefahr eines europäischen Krieges nicht um solcher Profite willen heraufbeschwört.

Wenn einige Hamburger Prokuristen im Tangerer Wochenblättchen gegen Frankreich Radau schlagen, und wenn ein französisch geschriebenes Blatt in Tanger das Maul voll nimmt, so mögen diese läppischen Dinge die große Politik der Neuesten Nachrichten beeinflussen.

Verständige Menschen weisen mit Verachtung den Gedanken ab, daß unser Land den arabischen Gaunern zuliebe in einen Krieg verwickelt werden sollte.

Allerdings trauen wir den Neuesten Nachrichten keine Macht zu.

Wir wissen, daß dieses sehr verbreitete Blatt nicht einmal auf Bayerische oder auf allerkleinste Münchener Verhältnisse den geringsten Einfluß hat, weil es ihm an Festigkeit gebricht.

Wir gaben Herrn Tardieu das Wort nicht aus Angst vor Verwickelungen, welche von den Neuesten Nachrichten heraufbeschworen werden könnten.

Es handelte sich ausschließlich darum, den Stimmungen zu begegnen, welche diese öde Franzosenfresserei verbreiten könnte.

Die Redaktion der Neuesten Nachrichten hat in ihrer Erwiderung etwas Wichtiges übersehen.

Herr Tardieu schrieb, wie peinlich er überrascht war, daß gerade in München eine systematische, perfide Hetze gegen Frankreich betrieben werde.

Ein ganzer Band genüge nicht, um alle tendenziösen Unrichtigkeiten bloßzustellen, mit denen die Neuesten Nachrichten Krieg gegen Frankreich führen.

Er griff nur beispielsweise die Marokko-Affäre heraus.

Die Leser der Neuesten Nachrichten aber wissen, daß in allem und jedem seit Jahren in dem Blatte gegen Frankreich gehetzt wird.

Ein Herr, der sich das Pseudonym „le lapin agile“ beigelegt hat, schreibt mit einem wundervollen Gemisch von Hohn, Mitleid und Ignoranz über alle privaten und öffentlichen Pariser Dinge.

über dem Striche bringt fast jede Nummer einen Angriff gegen französische Politik, französische Zustände. Dabei macht das Blatt keine Unterschiede zwischen Chauvinisten und Männern, die ihre Kräfte für eine Verständigung mit Deutschland einsetzen.

Es zerrt jeden Namen herunter, wenn es nur der Namen eines Franzosen ist.

Die Neuesten Nachrichten bemerken in ihrer Erwiderung hämisch, wenn die Mitarbeiterschaft des Herrn Tardien dem „März" genügend Raum lasse, könne er die Zitate der Tangerer Käsblätter bringen.

Hätten nur die Neuesten Nachrichten in ihrem Feuilleton Raum für französische Kultur, dann könnten ihre Leser recht zufrieden sein.

Daß jenseits der Vogesen humane Gelehrte, große Künstler, die uns Süddeutschen unendlich näher stehen als die Hetzer der Berliner Kreuzzeitung, Großes, Bewunderswertes schaffen, daß tapfere Männer den Chauvinismus bekämpfen, davon erfahren die Leser der Neuesten Nachrichten allerdings nichts.

Sie erfahren nichts von den befreienden Gedanken, von den humanen Ideen, welche viele Franzosen beherrschen.

Uns trennt keine chinesische Mauer von Frankreich.

Wir rechnen es uns zur Ehre an, seine hervorragenden Männer zu unseren Mitarbeitern zu zählen.

Und wenn einer von ihnen im Dienste des Friedens, der gegenseitigen Verständigung Beschwerde über deutsche Unterstellungen zu führen hat, soll er frank und frei von der Leber weg reden.

Das ist ein guter Dienst, den er dem wohlverstandenen deutschen Interesse leistet.

Die Neuesten Nachrichten mögen, wenn sie das für ihre liberale Aufgabe halten, weiterhin Stimmung gegen Frankreich machen.

Dieses Land wird trotzdem vielen Süddeutschen als Heimat freiheitlicher Kultur gelten, im Gegensatz zum Vaterlande der Kreuzzeitung, wo das Gouvernement nach russischen Vorbildern soeben wieder glänzende Beweise seiner fortschrittlichen Gesinnung gegeben hat.

Der März

Die silberne Nacht

Erzählung von Wilhelm Fischer


n schöner Maienzeit verließ ein junger Mann, namens Georg Lindinger, die steirische Hauptstadt, um während des Studienurlaubs eine Wanderung anzutreten. Er schritt durch blühende Wiesen, ließ sich von den blauen Bergen locken und kam abends durch einen Wald. Gelbe Blumen mit glänzend grünen Blättern säumten den Weg, den auch ein Bächlein, dem Wanderer entgegenfließend, zur Seite herabrauschte. Er wollte noch vor Nacht ein Obdach erreichen. Jenseits öffnete sich endlich ein Stück blauen Tales, das mit dem Goldduste der sinkenden Sonne erfüllt war.

Nun schritt er freudig dahin. Die Jugend pulste in ihm wie in den Bäumen, die der Frühling mit Lebenssaft geschwellt hatte. Das grüngoldene Licht des Waldes umflimmerte ihn wie mit Zauberschleiern. Wieder schritt er durch dichtes Gehölz, das nur einen bläulich-weißen Saum des Himmels durchblicken ließ. Dann schienen die Bäume, auseinanderschreitend, in weiteren Abständen stehen zu bleiben. Er trat auf die Lichtung hinaus. Die Sonne glänzte in den schönsten Abend hinein, Blumen waren in dem grünen Grund ausgestreut, und die Vogelmilch hielt ihren Kelch noch offen und stand zierlich mit den milchweißen Blütensternen da.

Unten auf den Hügeln wuchsen Apfelbäume, deren Laub und Blüten dem fernen Auge so ineinanderflossen, daß sie wie mit silbergrauem Kleide geschmückt schienen. Ein Dorf lag zu seinen Füßen, und hinab war noch ein Laubgehölz zu durchschreiten. Er ging zu Tal, von den grünen Lichtern der nickenden Zweige umspielt und in Gesellschaft eines Finken, der ihn bis zum Saume gefällig begleitete.

Da bot sich ihm zuerst ein Schlößchen mit Seitentürmen, halb im Grünen versteckt, dar. Doch er schritt dem Dorfe zu, in dessen Mitte die Kirche auf einer Anhöhe stand. Die Dorfgasse durchströmte Fliederduft, der kam aus Sträuchen, die hinter der Kirche auf dem Friedhofe blühten. Diese selbst lag

im Schatten mächtiger Kastanienbäume, deren Laub von weißen Blütentrauben durchwirkt war, und die über die spitzbogigen Fenster des Gotteshauses hinaufragten.

Unweit davon blieb er vor einem Hofe stehen, welcher hübscher als die andern war. Ein Zimmermann glättete mit seinem Beile zierliche Tragbalken und gab auf Georgs Gruß und Frage Bescheid, daß sie zu einem Gartenhäuschen dienten. Dann wies er ihm auch den kunstlosen Plan dazu vor, der auf einem Blättchen Papier gezeichnet war. Das nahm Georg in die Hand und machte einige Bemerkungen darüber, worauf der Zimmermann erwiderte: er sehe wohl, daß der Herr mehr vom Baufache verstehe als irgendeiner im ganzen Dorf Limfurt. Doch Georg meinte, daß er nur geringfügiges vermerkt habe; er selbst wolle auch in nicht zu langer Zeit Baumeister werden.

„Ja," sagte der andere lächelnd, „aus einem Span Holzes kann eines auf den Baum und aus einem Trum Rede auf den Mann schließen."

Er lud Georg darauf ein, in die Stube zu treten, was dieser mit freundlichem Danke annahm, und sie gingen durch den Hof in das Haus. Drinnen auf der Bank neben dem grünen Ofen spielten die Kinder des Zimmermanns, von denen das eine, ein Mägdlein, sein jüngeres Brüderchen ermahnte, sich vor dem Fremden nicht zu fürchten, der ihnen gewiß nichts zuleide tue. Georg gewann auch bald das Zutrauen der beiden Kinder, und als aus dem Nebenzimmer die Töne eines alten Spinetts erklangen, nahm ihn das Mägdlein bei der Hand und führte ihn zum Großvater.

Er trat ein und befand sich in einem einfachen, aber wohnlichen Zimmer. Den Raum verschönte ein hoher alter Schrank aus gebräuntem Nußholze mit vielen Fächern und Lädchen, an deren jedem einzelnen ein Rieglein von Messing befestigt war, das hell glänzte. An dem Spinett saß in langem, dunklem Leibrocke ein Mann mit weißen Haaren. Er erhob sich, stellte sich als Schulmeister Veit vor und spielte dann wieder auf Georgs Bitte etwas, was überaus schwermütig klang. Georg meinte, dies werde wohl ein Kirchenlied sein, aber jener erwiderte, daß dem nicht so sei. Vielmehr sei dies ein fröhlicher deutscher Tanz aus vergangenen Jahrhunderten, und man könne es nicht eitel heißen, wenn Fröhlichkeit und Gottesfurcht vor alters aus einem Herzensquell kamen. „Denn da klingt in ehrbarer Lust Gott, der im Menschen wohnt, ebenso tief mahnend mit, wie im andächtigen Gesange die Weltfreude, die

uns auch von ihm gegeben ward. Und in solchen schwermütigen Tönen liegt eine Seligkeit; und was wäre heiterer als Seligkeit, die auch immer Gott genehm ist!"

Dabei streichelte er den leichthaarigen Kopf seines Enkelkindes, das vor seinen Knieen stand und auf Georg blickte. Dieser wurde mit der Familie so vertraut, daß sie ihm ein Stübchen für die Nacht im Hause einräumten, da er am frühen Morgen seine Wanderung fortsetzen wollte, und ihn als Gast beherbergten. Veit ging dann noch mit ihm im Zwiegespräche durch die freundliche Landschaft; die Sonne war gesunken, aber der Abend noch hell genug.

Der Alte barg unter einer gemessenen Heiterkeit den Ernst eines gläubigen Gemütes.

„Ich habe viel Bitterkeit in meinem Leben gekostet," sagte er, da sie die grüne Dämmerung eines Buchenwaldes hinanschritten. „Aber es ist eine Gnade Gottes, die den Menschen durch Bitternis an die Süßigkeit eines guten Trostes mahnt, der immer in uns quillt, wenn wir tief genug darnach graben. Auch führt uns die Widerwärtigkeit im Leben dahin, die Freude heilig zu halten; denn sie ist selten, aber um so köstlicher, wie ein Sonnenstrahl, der aus der Tiefe des Waldes und doch aus der Höhe uns beglänzt. Sind wir genug geprüft worden, um Gottes Gnade in uns zu finden, so ist das wie eine Wiedergeburt. Der Frühling hebt im späten Alter an, die Welt wird schön, weil wir darin wie in eines Vaters Hause wandeln. Und die allerreinste Freude ist uns gegeben: wir fühlen uns mit weißen Haaren als Kind."

Sie waren dabei auf eine Lichtung hinausgetreten und hatten den Abendhimmel vor sich, in dessen Äther noch goldene Wölkchen schwammen. Die fernen bläulichen Berge umhauchte ein violetter Duft, und ein blauer Schatten lag in den Tälern. Sie setzten ihren Weg wohlgemut fort und erstiegen noch einen Hügel, den ein halb zerfallenes Mauerwerk mit zerklüftetem Turme krönte. Da konnten sie recht der lieblichen Fernsicht genießen in die umliegenden Täler und auf die ragenden Berge des Oberlandes.

Als sie sich wieder zurückwendeten, saß im grasbewachsenen Hofe vor einer klaffenden Lücke der Ringmauer eine Gestalt, die nach außen blickte. Der Sitzende mochte die Schritte vernommen haben, denn er begrüßte den

alten Veit. Er stand auf und erschien als hoher, hagerer Mann mit rötlichgrauem Backenbart. Dann blickte er nach empfangenem Gegengruße wieder auf das Talgelände hinab.

Auf Georgs Frage teilte ihm Veit leise mit, daß es der Herr des Schlosses Limbeck sei, dessen Türmchen zwischen den Bäumen herauf sichtbar waren, der vor ihnen stehe. „Er ist ein schweigsamer Herr, aber er wird Sie schon zu gelegener Zeit bemerken und nicht unfreundlich gegen Sie sein. Er hat im Heere gedient und den Rang eines Majors eingenommen. Mit diesem Titel wird er auch gewöhnlich angeredet. Er ist ein Freund der Sterne und der Musik. Unten hat er sein Haus mit einem schönen Garten und einem Park voll alter Bäume."

Als der Major sich nun anschickte, den Heimweg anzutreten, bemerkte er Georg, hielt ihn aber, ohne ihn genauer anzusehen, für einen Unterlehrer, der Birling hieß und zuweilen in Veits Gesellschaft kam. Der Schulmeister klärte ihm zwar den Irrtum auf, doch der Major schien überhaupt Georgs Anwesenheit vergessen zu haben, denn er sprach im Abstiege nur mit dem alten Veit. Und als sie in der Nähe des Schlosses angekommen waren, trat er mit diesem durch ein Seitentor in den Park. Georg zögerte zu folgen; allein der Major faßte ihn höflich bei der Hand und sagte: „Er wird doch nicht draußen bleiben wollen," und zog ihn herein.

Eine wohltuende Frische umkoste Georgs Stirne, als er den beiden Männern folgte, die langsam dahinwandelten und zuweilen im Gespräche den Schritt anhielten. Sie traten allmählich in tieferen Schatten und endlich durch eine grünumsponnene Tür ins Haus. An den Wänden des gewölbten Ganges, durch den sie jetzt gingen, waren in alten Gemälden große Gestalten zu sehen, deren Gesichter hie und da durch die Dämmerung glänzten. Dann kamen sie in ein Gemach, in welchem schon eine Lampe brannte und die einfach vornehme Ausstattung des Raumes erkennen ließ.

Der Major und Veit waren noch immer in ihrem Gespräche vertieft, und Georg fühlte sich vereinsamt in dem fremden Gemache. Dann nahm der Major ein schön geschnitztes Notenpult vor sich, Veit tat desgleichen, und sie begannen aus bereit gehaltenen alten Notenheften zu zweien zu spielen, wie es einer Geige und einem Violoncello vorgeschrieben war. In der Zwischenzeit sprachen sie wieder miteinander, ohne sich um den jungen

Mann zu kümmern, der endlich den Schulmeister am Ärmel zupfte. Da fragte der Major:

„Ist das nicht der Unterlehrer Birling?"

Der alte Veit blickte Georg aufmerksam an und erwiderte:

„Nein, das ist der junge Herr Lindinger, der Architekt werden will und annoch an der Hochschule studiert."

„Er kann mir einmal mein altes Mauerwerk da oben auffrischen," meinte der Major.

Er vergaß aber in kurzem wieder auf Lindingers bürgerliche Wesenheit, so daß er ihn für den Unterlehrer Birling halten mochte. Denn er bat ihn, seinen Diener aufzusuchen und herzuschicken. Georg blickte den Schulmeister an, und dieser deutete nach einer Tür mit den Worten: „Dort hinein, wenn Sie so gut sein wollen," worauf Georg sich entfernte, um den Diener zu suchen.

Als er das Gemach durch die bezeichnete Tür verließ, kam er in ein Zimmer, das schwach erhellt war, in welchem aber kein Diener zu finden war. Er ging sonach weiter, kam an eine andere Tür im Eichengetäfel und konnte eine Reihe von Gemächern durchschreiten, ohne einem Menschen zu begegnen. Da dünkte er sich wie verloren, bis er endlich in ein Zimmer gelangte, das nicht mehr erhellt war, aus welchem ihm ein zarter Blumenduft entgegenströmte, der eine weibliche Insassin zu verkünden schien. Er trat vorerst bescheiden zurück. Da sich aber in dem durchdunkelten Gemache nichts regte und von der gegenüberliegenden Wand eine Glastür ihm allmählich entgegenblinkte, so betrat er kühnlich den Raum. Er ging auf die Glastür zu; diese öffnete sich auf eine Rampe, von welcher Stufen hinabführten, und er befand sich im Garten.

Hier lag die Dämmerhelle der Mondnacht in den dunkelnden Bäumen, die ihren Schatten auf den weißen Kiesweg warfen. Alles war still, nur das Plätschern eines Springbrunnens tönte von ferne, und er atmete wohlig die frische Luft ein. Er sah auch da niemand außer einigen Gestalten aus weißem Stein, die aus dem Blätterdämmer glänzten. Er ging weiter, und die Bäume warfen immer dunkleren Schatten. Hie und da erhellte das silberne Mondlicht den Boden, sodaß bleicher Schnee darauf zu liegen schien, der vielfach gegittert und durchbrochen war. Jetzt tauchte etwas auf, was

einer Menschengestalt glich. Aber als er näher kam, war es auch nur eine weibliche Gestalt aus Stein, die in der Nische einer lebendigen Mauer stand. Aus der Nische führte ein schmaler Gang tiefer in die Wirrnis, und da glänzte wieder ein Steinbild. Dieses schien sich aber in sonderbarer Weise zu entfernen, je näher er herankam, und auch wenn er rascher schritt, blieb die Entfernung zwischen ihm und dem Steinbild immer dieselbe. Auf einmal verschwand es gänzlich, und er hörte hinter sich ein leises Kichern. Eine Mädchenstimme flüsterte: „Du kannst mich nicht haschen, unbeholfener Mensch!"

Er wendete sich um, da schlangen sich zwei volle Arme um seinen Hals, und zwei frische Lippen berührten die seinigen. Aber ebenso rasch lösten sich wieder die Arme, er bekam einen nicht zu zarten Schlag auf die Wange, es rief: „Gute Nacht, Birlingbub'!", ein Knistern auf dem Wege, und er stand wieder allein.

Er lachte über sein Abenteuer und begann einen Ausweg aus der Wirrnis zu suchen. Da er dabei dem Rauschen des fernen Springbrunnens folgte, gelangte er endlich auf die freie lichte Fläche des Gartens. Das Wasser des Brunnens glitzerte, und er sah am steinernen Rande zwei wirkliche weibliche Gestalten stehen. Einzelne wirre Töne ihres Gespräches gelangten bis zu ihm; als er jedoch näher treten wollte, stieß er auf einen Diener, der es ihm endlich ermöglichte, seinen Auftrag auszuführen. Er teilte ihm den Wunsch des Majors mit und folgte seinen Schritten, um nicht wieder in das Irrsal zu geraten. Mit diesem kehrte er in das Gemach zurück, wo der Major und Veit vor den Notenpulten, wie vorhin, saßen und seine Abwesenheit gar nicht bemerkt zu haben schienen.

Der Diener empfing den Auftrag, Erfrischungen vorzusetzen, woran sich die beiden Alten und der Junge erlabten.

Dann sagte der Major:

„Euch länger hier zu behalten, Veit, wäre Selbstsucht."

Und der Schulmeister erwiderte in seiner feierlichen Weise:

„Daß die Selbstsucht im Menschen gebrochen werde, will unser heiliger Christenglaube. Die Selbstsucht aber ist wie ein zweiter innerer Leib des Menschen, und mit ihren Augen läßt er seine Blicke begierig auf dieser Erde umherschweifen, uneingedenk des Lichtreiches, das nicht von dieser Welt ist.

Denn alles, was ihm hier unter den Sternen lieblich dünkt, ist nur das Abbild einer falschen Sehnsucht. Die wahre schöpfte er aus dem Born jenes Lichtreichs, aber nur um ihrer zu vergessen, weil die Selbstsucht es so will. Wird sie aber gebrochen, so entstrahlt die wahre Sehnsucht wieder dem tiefsten Grunde des Herzens mit solchem edlen Lichte, daß es auch die irdischen Gegenstände umglänzt und lieblich macht, wie nichts zuvor."

„Ihr habt mir da ins Gewissen geredet, Schulmeister. Ihr seid die Güte selbst. Aber nun sage ich, daß alle Güte gerade die Selbstsucht zur Mischung braucht, auf daß sie bestehe und nicht durch die Reibung mit den harten feindlichen Dingen zugrunde gehe. Wir leben in der Luft und nicht im Äther."

Veit erwiderte:

„In der Tiefe unseres dunklen Herzens, da ist schon der reine Äther verborgen. Und dieses Licht des Herzens ist ein Geschwister jenes Lichtes, das dem Himmel angehört. Das eine eingekerkert in der dunklen Brust des armen Menschen, das andere in goldener Herrlichkeit auf unbekannten Höhen thronend. Und doch, als Gott es auf sich nahm, mit dem menschlichen Herzen zu leiden, da wohnte jenes Licht voll Herrlichkeit in seiner irdischen Brust; und er ist nicht von hinnen geschieden, ohne es uns, den armen Menschen, als Erbe zu hinterlassen."

„Gott lasse mir mein Teil am Erbe gnädiglich zukommen!" sagte der Major, „und jetzt begleite ich euch durch den Park."

Sie gingen ins Freie und kamen an dem Gartenhause vorbei, das vom Mondenschimmer umglänzt war. Eine Mädchengestalt im weißen Kleide saß auf einer Bank, um deren Rücklehne sich ein blühender Strauch rankte. Sie erhob sich, steckte dem Major eine Maienrose ins Knopfloch und sagte lächelnd:

„Mein lieber Papa hat heute noch keine Rose von mir erhalten. Er hat sich auch freilich den ganzen Tag von mir nicht sehen lassen."

Der Major dankte ihr und entschuldigte sich mit Arbeiten, die ihn ferne gehalten hatten: „Das ist brav, Frida, daß du immer an deinen alten Vater denkst."

„Wie an mich selbst, Papa."

„Da habt Ihr wieder die Selbstsucht, Veit!" sprach der Major.

„Diese lasse ich mir gefallen," erwiderte jener.

Sie gingen weiter, und Georg wollte ihnen folgen; allein das Töchterlein hielt ihn mit den Worten zurück:

„Sie sind ja wohl der Unterlehrer Birling, der Bräutigam unserer Stasi? Sie ist ungehalten über Sie, erzählte sie mir."

Da entgegnete Georg in der Erinnerung an das Steinbild, dem er nachgegangen:

„Sie hat sich wieder mit mir versöhnt."

„Ist das wahr, Stasi?" rief das Fräulein, und diese sah aus dem Gartenhause halb heraus.

„Ich weiß nichts davon," war ihre Antwort.

„Aber ich weiß davon," sagte Georg, „ich habe vor kurzem einen herzlichen Händedruck von ihr bekommen."

„Richtig, mehr war es nicht," bestätigte Stasi, die sich jetzt im Mondlichte als zierliches Stubenmädchen darstellte. „Aber vorher hatte er mich mit seiner Nase geärgert."

„Wie das?" fragte das Fräulein.

„Na, die hat allerlei Verdächtiges riechen wollen, was nicht ist. Als ob ich auch andern gefallen möchte, außer ihm!"

„Zu solchem Verdacht hat er wohl keinen Grund?" fragte das Fräulein.

„Gewiß nicht; aber wenn er mich ärgern will, so ist alles Grund genug, um es zu tun. Und ich bin ihm doch als meinem Bräutigam vom Herzen gut. Nur lasse ich es ihm nicht zu sehr merken. Denn darf ein Mann alles wissen, was in uns vorgeht, Fräulein?"

„Nein, Stasi; ich denke, nicht. Ein Mädchen soll sich selbst ein Geheimnis bleiben, umsomehr einem andern. Freilich, wenn der Kirschbaum blüht, haben die Frühlingsgedanken die Flügel. Wie wird's erst später werden, wenn die rechte Rosenzeit kommt? Aber ich mein's dir gut, Stasi. Wenn deine Gedanken zu weit fliegen wollen, halt sie beim Fittichchen zurück!"

„O wie gescheit!" lachte Stasi, „und noch so jung wie Fräulein Frida!"

„Jugend schützt vor Weisheit nicht. — So, und jetzt können Sie wieder Ihrem Herrn Veit nachgehen," sagte sie zu Georg, der belustigt zugehört hatte. Er mußte offenbar eine Ähnlichkeit in der Gestalt mit dem kostbaren Birling haben. Nun dämpfte er die Stimme und sprach:

„Ich will es tun. Aber vorher muß ich Ihnen ein Geheimnis mitteilen, Fräulein Frida."

„Das kein anderer als ich hören darf?"

„Niemand anderer."

„Also geh' hinein, Stasi. — So. — Was ist's mit dem Geheimnis?"

Er näherte sich ihr nahe genug, daß ihm aus ihrem schimmernden Blondhaare ein leiser Duft entgegenfloß, der derselbe war, den er vorher in einem der Zimmer eingeatmet hatte, und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich bin nicht Birling, der Unterlehrer." Seine Lippen berührten das zierliche Ohr, als er noch sagte: „Jetzt will ich aber meinem Herrn Veit folgen."

Und er eilte rasch den Gang hinauf, wo die beiden Alten sich entfernt hatten.

Da befand er sich aber bald wieder in einer Irrnis und wußte nicht, wo aus und ein. Zum Troste hörte er nach einiger Zeit Orgeltöne und ging ihnen nach, bis er zu einer Kapelle kam, die seitlich an das Schloß angebaut war. Die Pforte war offen; er ging hinein und beim Scheine der Ampel, die vor dem Altar brannte, sah er die Seitentür, die zu dem Chore führte. Als er oben angekommen war, wollte er sich dem Schulmeister nähern, der vor der Orgel saß. Aber er bemerkte, daß in einem der Betstühle im seitlichen Empore eine weibliche Gestalt im weißen Kleide saß, die dem feierlichen Spiele lauschte. Er dachte sich: Fräulein Frida ist mir zuvorgekommen. Sie wird wohl den kürzern Weg hieher gefunden haben als ich.

Die weibliche Gestalt hatte die Stirn in die eine Hand gestützt, während die andere auf der breiten geschnitzten Lehne des Kirchenstuhles ruhte. Er ging leise näher und ward betroffen über die Schönheit eines weißen Armes, der ihm in der Dämmerung entgegenglänzte, und der von einem mit lichten Steinen besetzten Armbande umschlossen war. Sein Herz pochte fremdartig und zwang ihn, die Stelle über dem Armbande ebenso mit seinen Lippen zu berühren, wie vorher das zarte Ohr des Fräuleins. Die Gestalt erhob rasch das Haupt, und im Schimmer des Mondlichtes, das durch ein oberes Kirchenfenster hereinflutete, sah er zwei große glänzende Augen auf sich gerichtet, und ein Antlitz, das nicht das Fräulein Fridas war, drückte Erstaunen aus.

Da ergriff ihn plötzlich Verwirrung, und er eilte wieder die Stufen hinab und aus der Kapelle ins Freie.

Der Garten lag im Silberduft des Mondenscheins schattig und überglänzt da. Es ging ein Raunen durch die Büsche, als träumten die Vögelein im Schlaf. Der junge Frühling selber lag im Blütenneste des Gartens und wartete der Zeit, wo ihm die Flügel wachsen sollten. Der Hauch, der von ihm ausging, mischte sich lieblich mit dem Odem der Nacht, sodaß ein junges Menschenherz, wie Georg seines, freudig einatmen mochte. Er ging wieder die schattigen und hellen Wege dahin; bald hüllte ihn das Blätterdunkel, sodaß er nichts sah, bald schlugen die Wogen des Mondlichts über ihm zusammen, sodaß er in der hellen Flut versank und alles wie am Tage sah. Aber der Irrgang dauerte fort, bis er ein helles Gebäude von ferne bemerkte. Doch als er darauf zuschritt, fiel ein Schatten auf den weißen Kiesweg, dem folgte der Mann, und es war der alte Veit, der sprach: „Gut, daß ich Sie finde, Herr Birlinger. Kommen Sie mit. Wir werden Sie zu etwas brauchen."

Er ging sodann mit Georg in das Gartenhaus, und sie betraten ein reich ausgestattetes Gemach. Eine junge Frau kam ihnen entgegen, die den Schulmeister mit freundlichen Worten begrüßte. Sie bemerkte auch Georg, der im Hintergrund geblieben war, und hieß ihn näher treten. Nun stand er innerhalb des Lichtkreises, der von der Ampel ausging, die das Gemach erhellte, und die junge Frau blickte erstaunt auf ihn. Auch er sah verwundert auf ihre Erscheinung; sie war ihm fremd und doch so, als hätte er sie schon einmal begegnet.

Der alte Veit begann mit den Worten:

„Ich habe mir gedacht, Frau Gismunde, daß ich keinen Fehler begehe, wenn ich einen jungen Freund mitbringe, der angehender Baumeister ist und als solcher sich in technischen Dingen wohl auskennt, wozu auch die Auffindung eines geheimen Verschlusses gehört. — Frau Gismunde", wandte er sich hierauf an Georg, „hat ein Kästchen bekommen, das Schriftstücke enthält, Es ist aber aller Grund, zu vermuten, daß sich in einem verborgenen Fache des Kästchens noch ein Brief befinde, der wichtiger ist als die anderen Schriften. Wir beide, Frau Gismunde und ich, vermochten nicht das geheime Fach zu entdecken. Nun sollen Sie es, Herr Lindinger, versuchen."

(Schluß folgt)

Papa Waldmüller / Von Erich Felder

Mit zehn Abbildungen nach Gemälden Waldmüllers

er Kürze halber sei es mir verstattet, bei Adam und Eva zu beginnen. Jeder gute Christ weiß aus der Schöpfungsgeschichte, daß die Neugierde die Mutter aller Dinge ist; und so schreckt der eingeborene Instinkt auch auf dem Gebiete der Kunstschöpfung immer wieder vor der bedenklichen Operation zurück, „den Künstler vom Menschen zu trennen“. Im Gegenteil: man ist begierig, den Menschen leibhaftig vor sich zu sehen, ihn in seinem Milieu unter vier Augen zu sprechen, ja man scheut sich nicht, in seiner Abwesenheit den Verschluß der Schreibtischlade in der fürwitzigen Hoffnung zu lockern, daß die gemeinverständliche





Sprache der Rechenbücher die Unberechenbarkeit des Künstlercharakters deuten hilft.

Unter taktvollster Anwendung dieser anschaulichen Methode ist uns nun ein Altwiener Maler gleichsam mit Kinematograph und Grammophon wieder in die Gegenwart gerückt worden, einer, der freilich immer lebendig geblieben ist, besonders seit seinem Tode:

Friedrich Georg Waldmüller — ein gutes Stück suggestiver Naturpoesie steckt schon im Namen. Zu seinen Ehren wurde soeben ein zweibändiges

Prachtwerk in fünfhundert handschriftlich numerierten Exemplaren herausgegeben: „F. G. Waldmüller, sein Leben, sein Werk und seine Schriften", herausgegeben von Arthur Rößler, Verlag von G. Pisko, Wien, Schwarzenbergplatz.*) Möge die Zahl der Kunstfreunde in deutschen Landen hiemit nicht zu hoch veranschlagt sein! Dieses formal wie gegenständlich bedeutsame Denkmal wurde ohne staatliche oder städtische Subvention, ohne Heranziehung splendider Mäzene errichtet, die sonst regelmäßig für monumentale Ideen interessiert zu werden pflegen, wenn etwa der Erfinder eines neuen Kaffee-



*) Die Abbildungen zu diesem Artikel geben im Privatbesitz befindliche Gemälde Waldmüllers wieder, die außer in dem genannten Werke noch nie veröffentlicht wurden. Die Redaktion

surrogates das Zeitliche gesegnet hat. Hiezu war allerdings außer den bekannten drei Kriegserfordernissen noch dreierlei nötig: Ein mit feiner Spürnase begabter Herausgeber, ein wagemutiger Verleger und ein in den Finessen der modernen Schwarzkunst erfahrener Techniker. Arthur Rößler, der Mann der schillernden Feder, Kunsthändler Pisko und Chwala, der Drucker der Wiener Werkstätten, bildeten solch seltenes Triumvirat.

Rößler, der Regisseur, zieht sich nach einem feingestimmten Prologe diskret zurück und erteilt dem streitbaren Alten das Wort. Auf dem Titelbilde sehen wir Waldmüller im ordensgeschmückten Gehrock, einen formi-





dabeln Zylinder wie einen Sturmhut schwingend, fest in derben Stiefeln fußend, deren Spitzen ein wenig aufbegehren. Das glatte Gesicht trägt einen herben „Justament"-Ausdruck, der sich allenfalls beim Glanze sonniger Sommertage oder leuchtender Frauenaugen in Wohlgefallen auflösen mochte. „Sein Leben, sein Werk und seine Schriften" will man uns erschließen, und in der Tat: die Schriften erklären Leben und Werk. Waldmüllers pastoraler Sprechton erinnert bisweilen daran, daß seine hoffnungsvollen Eltern ihn zum Geistlichen bestimmt hatten, aber in seinem Innern sprudelte jene naive Genußfreude, die man den Wienern speziell im „Vormärz" nachsagte;



ich meine, sie reicht noch immer über den Aschermittwoch hinaus. Dabei ist dieser Optimist ein Grantler und Raunzer, wie er im Buche steht — in seinen eigenen Büchern natürlich. Die krankhafte Verkalkung des akademischen Epigonenzeitalters hat der rücksichtslose Draufgänger deutlich gespürt, nur über die Wege zur Gesundung ist er sich nicht völlig klar geworden, so sehr er sich sonst dem Empfinden der heutigen Künstler nähern mag, wenn er etwa gegen die Steuerbehörde aufmuckt oder den Kritiker als Rindvieh

mit Eichenlaub und Schwertern traktiert. Ein unverbesserlicher Kunstmodernist, spricht Waldmüller frisch von der Leber — oder Galle — weg von „Natur und Geist." Ein paar Jahrhunderte früher wäre er dem Scheiterhaufen kaum entgangen, Anno dazumal hat er sich nur den Mund verbrannt. Seine Naturmethode war probat, den Geist aber mißverstand er im gefürchtetsten Sinne des Wortes. Er meinte den eines Delaroche und Ary Scheffer, des französischen Düsseldorfers, wie Muther ihn einmal nennt, kurz jenen Spiritus, der unter dem Regenschirme des braven Bürgerkönigs feilgeboten wurde. Vor Horace Vernets Saharabildern freilich erwachte der Maler in ihm; und unwillkürlich besinnt man sich, wie ein anderer Kunstmoralist, Denis Diderot, 1765 (just hundert Jahr vor Waldmüllers Tod) im Pariser Salon vor den Beleuchtungseffekten des alten Vernet zum Künstler ward.

Der Wiener Professor war Maler durch und durch, wenn er nicht seinen unglücklichen „Ideen" nachhing, die in der geschwätzigen Dorfnovelle jener Epoche gipfelten. Als Porträtist von unbestechlicher Ehrlichkeit hat er 1906





die Berliner gewonnen und überzeugt, und auch die von Rößler eröffnete, mehr als hundertfältige Bilderschau ist vorwiegend eine Porträtgalerie. Wir sehen weichgeformte Jünglingsköpfe mit freier, franker Stirn und fröhlichen Lippen, ältliche, feingliedrige Grandseigneurs mit mehr oder weniger Neigung zum Hämorrhoidarius; rundliche Ehepaare vom „Brillantengrund", die sich beim Schleifschritt eines Lannerwalzers fürs Leben lieb gewonnen haben („ich tanz' mit meiner Frau"); frisch entpuppte Wiener Mädel im Flügelkleide, deren neckischer Augenaufschlag harmlose Flatterlust verrät, neben dem Konterfei wohlkonservierter Patrizierinnen, auf deren weichen Fettpolstern die Sorge um Konsum und Produktion der berühmten Phäakenküche ruht. Das alles ist bodenständig echt in der Impression wie im Ausdruck.

Ähnliches läßt sich von den intimen Landschaften aus Waldmüllers besten Jahren rühmen, — in der Jugend hatte es ihm die Kleinkunst der alten Niederländer angetan nebst der Sehnsucht nach dem alten, romantischen Land. Leider aber mehren sich später die Fälle, in denen der „Geist" sein Recht verlangt. Und nun beginnt Papa Biedermeier „Gschichteln" zu erzählen, während er malt. Ein alter Bauer, dessen einziger Beruf es ist, den Großpapa zu spielen, liebkost auf diesen Genrebildern gern einen glattgescheitelten, semmelblonden Hemdennatz, der als Musterknabe seine „Einser" heimbringt oder auf den banalen Einfall gekommen ist, das Gehen zu erlernen.

Und immer das gleiche „Guckahn'l", das im Kreise der Seinen gerührt in die Welt blickt, wenn es nicht zur Erhöhung der Rührseligkeit mit Blindheit geschlagen ist! Allerdings lag es dem Künstler nahe, diese dämlichen Familien an die Luft zu setzen — handelte es sich doch um sogenannte Landleute; zu dem moralischen Hintergrund trat Gott sei Dank der landschaftliche. Und wie's dem Alten in Gottes freier Natur ums Herz war, die Sonne bringt es an den Tag. Auf diesem von der früheren Wiener Generation nur selten begangenen Gebiete war Waldmüller ein Pfadfinder;



nicht einen neuen Stil zu suchen zog er aus, der Stil seiner Zeit erschien gesucht genug. Die akademisch abgezirkelten Kanäle waren ausgetrocknet, nur durch den Rauscheborn des Naturquells konnte damals der Kreislauf der Kunst wieder in Fluß kommen. Selbst die Waldmüller feindliche, dekorative Führich-Schule strebte ja unter Betonung des österreichischen Lokalkolorits nach Natürlichkeit. Primus inter pares, kam Waldmüller für seine Zeit eben recht, zu früh also, sich an der Tintenflut zu weiden, die sich seither seinetwegen ergossen hat. Immerhin hat er, wie sein Nachlaß bezeugt, schon in seinem langen Leben als Mensch wie als Künstler genug erlitten.



Vor allem durfte es nicht fehlen, daß auch er einmal die Muse für ein treubesorgtes Hausmütterchen ansah und „eine vom Theater" heimführte; dieses Kreuz mußte Biedermeiers Jugendstreiche als Wahrzeichen krönen. Dann, in den Reifejahren des Eigensinns, konnte er die Distanz erst recht nicht überwinden, die den echten Künstler stets von der Wirklichkeit scheidet. Seine gesunden, rechtschaffenen Gedanken wirkten dank ihrer unpraktischen Kleidung anstößig, sobald er sie an den Mann zu bringen suchte, es wollte ihm nimmer glücken, sich im realen Leben endgültig durchzusetzen. Ein „Vorläufer" war er — nun, dieser Beruf gehörte in Altwien bekanntlich nicht zu den begehrenswertesten.

Zu seinem Heile überwog in dem Manne mit der deutschen Schulmeisterader doch das leichte Wiener Blut; über seinen Erziehungsmaximen vergaß er nicht, daß nur die Sinnlichkeit es ist, die zeugen lehrt. Und so hat der österreichische Impressionismus dank Papa Waldmüllers späten Schäferstunden das Licht der Welt erblickt.

Der Kampf um die Kohle

Von Georg Bernhard

I



ie preußischen Behörden haben für die Einfuhr der Kohle den Rohstofftarif bewilligt. Der in der preußischen Wirtschaftspolitik Unbewanderte wird sich wundern, daß man davon überhaupt Aufhebens macht; denn daß Kohle ein Rohstoff ist, weiß jedes Kind. Und erwachseneren Kindern ist schon die Tatsache nicht mehr fremd, daß für Industrieländer Kohle zurzeit so ziemlich der wichtigste Rohstoff ist, den es gibt. Weshalb also soll man Kohle eigentlich nicht zu Rohstofftarifen auf der Eisenbahn verfrachten können? Wer so spricht, der stellt sich die Kunst, in Preußen zu regieren, einfacher vor, als sie ist. Bei uns gehört zum Regieren die Fähigkeit, die Dinge immer anders zu machen, als sie der gesunde Menschenverstand verlangt. Aber man macht diesem Verstande des

Normalmenschen (wie das Reichsgericht sagen würde) gewisse Konzessionen. Der normale Mensch verlangt Rohstofftarife für Kohle, der regierende Preuße sagt dazu ja und dekretiert, daß Kohlen zum billigen Rohstofftarif — ausgeführt (das ist kein Druckfehler!) werden dürfen. Eingeführt dagegen müssen die Kohlen zu hohen Tarifen werden. So sind wir freigebig gegen alle Menschen auf der Welt, nur nicht gegen unsere eigenen Mitbürger. Der Vorzug, Preuße zu sein, ist eben so groß, daß man es sich schon etwas kosten lassen kann.

2

Ich will keinen Spaß machen und auch nicht gegen die Preußen hetzen, denen ich selbst zugehöre. Aber die Kohlenpolitik des preußischen Fiskus ist das tollste, was man sich vorstellen kann. Das Kohlensyndikat hat ohnehin schon Monopolstellung. Diese Stellung wird natürlich wesentlich gefestigt durch jene eigentümliche Tarifierung, die es erlaubt und geradezu begünstigt, daß deutsche Kohle nach Belgien, Frankreich, England, Österreich und der Schweiz, auch nach Italien, billig ausgeführt werden kann, während die englischen Kohlen nur zuzüglich des höheren Frachtsatzes nach Deutschland gebracht werden dürfen. Wir haben also eigentlich einen Einfuhrzoll und eine Ausfuhrprämie für Kohle. Ich weiß, daß die bayerische Eisenbahnverwaltung den Unfug mitmacht, aber hier dominiert doch Preußen. Und gerade in bezug auf die preußischen Verhältnisse wird die Angelegenheit doppelt unerfreulich, weil von den künstlich hochgehaltenen Kohlenpreisen der preußische Fiskus als Besitzer umfangreicher Kohlengruben mitnascht. Preußen hat die größte Industrie in Deutschland, und deshalb scheint es zunächst, als ob auch die Kohlenfrage eine rein preußische sei. Formell ist sie es freilich, denn über die Tarife der preußischen Staatsbahnen und über die fiskalische Kohlenfrage darf nur im preußischen Landtage debattiert werden. Allein die Kohlenfrage ist Reichsfrage, denn das gesamte deutsche Wirtschaftsgebiet ist ein einheitliches, und wenn durch die preußische Kohlenpolitik auch in Bayern, Baden und Württemberg industrielle Interessen nicht in gleichem Maße verletzt werden können wie in Preußen, so muß diese Politik schließlich doch auch auf den Hausbrand zurückwirken, der südlich des Mains genau so notwendig ist wie nördlich.

3

Darüber, daß die hohen Kohlenpreise unerschwinglich zu werden beginnen, herrscht nur eine Meinung, ebenso wie darüber, daß von seiten des Kohlensyndikats eine entgegenkommende Haltung nicht zu erwarten ist. Aber darüber, wie dem Übel zu begegnen sei, gehen die Meinungen allerdings wesentlich auseinander. Die einen wollen die Ausfuhr verbieten, die anderen wollen das Kohlensyndikat zwangsweise auflösen, die dritten wollen alle Bergwerke verstaatlichen, und wieder andere wollen, wie das vor einigen Monaten im „März" Herr Mühlberger sehr anschaulich dargelegt hat, durch genossenschaftliche Organisation der Konsumenten, der konzentrierten Produzentenmacht die konzentrierte Macht der Verbraucher entgegenstellen. Von diesen Mitteln und Mittelchen ist das Ausfuhrverbot töricht und undurchführbar. Man mag es als Schreckschuß und in Zeiten der Not als vorübergehendes Mittel befürworten, aber ein den Gesetzen des Kapitalismus unterworfener Staat darf nicht verhindern, daß den Grenzen naheliegende Güter über diese Grenzen hinausgehen können. Auch der rüde Kampf gegen die Kartelle kann nicht gebilligt werden: sie sind notwendige, folgerichtige Ansätze zu vollkommenerer Wirtschaftsorganisation. Freilich soll zugegeben werden, daß in der Kartellierung von wirtschaftlichen Gütern, die wie die Kohle Monopolwert haben, die latente Gefahr der Ausbeutung weiter Volkskreise liegt. Aber das kann doch das Mittel, die Wirtschaft in die alte Anarchie zurünzustoßen, nicht rechtfertigen. Ernster sind Verstaatlichung und Gegenorganisation zu nehmen, die erörtert werden müssen.

4

Herr Mühlberger sagte hier in dem bereits von mir erwähnten Aufsatz, daß die Sozialisten den Staat als den Allerweltsapotheker ansehen, der in Form der Verstaatlichung auch gegen die Kohlenausbeutung ein vorzügliches Heilmittel besitzt. Herr Mühlberger hätte aber hinzufügen sollen, daß nur eine gewisse Spezies von Sozialisten so denkt. Jedenfalls sollten die Marxisten der Verstaatlichung energisch widersprechen, denn ihr Programm verlangt Vergesellschaftung, und nicht Verstaatlichung. Diese Worte sagen wenig, und der Unterschied der Begriffe, die sie decken, ist nicht leicht zu erklären. Aber Verstaatlichung und Vergesellschaftung unterscheiden sich wesentlich in

ihren Folgen. Was vergesellschaftet ist, kommt unbedingt und in weitestem Maße der Allgemeinheit zugute. Was verstaatlicht ist, noch lange nicht. Ich möchte das an einem Beispiel illustrieren: Nach dem preußischen Kommunalabgabengesetz dürfen die Städte nur den Teil ihrer Ausgaben als Steuern erheben, der sich nicht durch die Erträgnisse eigener Betriebe und sonstiger Einnahmen decken läßt. Erwirbt also eine Stadtgemeinde in Preußen ein Elektrizitätswerk, eine Gasanstalt, eine Straßenbahn, so können um deren Ertrag weniger Steuern erhoben werden, oder die Entschädigung, die für die Leistung solcher städtischer Unternehmungen seitens der gesamten Bürgerschaft zu bezahlen ist, kann niedriger gestellt werden. Im Staat aber herrscht Überschußwirtschaft. Sind vielleicht unsere Fahrtarife, seitdem die Bahnen staatlich geworden, niedriger als früher? Ist die Beleuchtung in den Bahnen besser? Die Bequemlichkeit in den Wagen größer? Nichts ist geschehen, einfach weil der Staat nicht will, weil er auf hohe Einnahmen hält. Würde der Staat, wenn er die Kohlenbergwerke in der Hand hätte, wirklich die schwarzen Diamanten billiger verkaufen, als es heute das Syndikat tut? Ich bezweifle es aus den verschiedensten Gründen: In Preußen kostet im Saargebiet und in Oberschlesien die fiskalische Kohle genau soviel, wenn nicht gar mehr, als die aus den Privatwerken geförderte Kohle. Warum sollte es anders sein, wenn der preußische Staat alle Kohlengruben besitzt? Vielleicht kann er dann überhaupt gar keine billigeren Preise mehr stellen, denn er muß die Kohlenaktien bei der heutigen Rentabilität sehr anständig bezahlen (man sollte gerade in Zeiten der Hochkonjunktur das ewige Geschrei nach Verstaatlichung doch endlich unterlassen, man treibt sich ja damit nur den Kaufpreis in die Höhe). Der preußische Staat hätte doch schon heute in einer vernünftigen Kohlentarifierung das Mittel in der Hand, auf die Kohlenpreise, damit auf die Rentabilität der Zechen, zu drücken, um einer billigeren Verstaatlichung vorzuarbeiten. Er tut es nicht, weil er sich die eigenen Preise nicht verderben will. Das wird nachher auch nicht anders werden. Man vergesse nicht, daß die Volksvertretung kein Recht hat, bei der Festsetzung der Tarife und Preise fiskalischer Unternehmungen mitzuwirken. Solange dieser Widersinn noch zu Recht besteht, darf an eine Verstaatlichung überhaupt nicht gedacht werden. Gerade die Verstaatlichungsfrage ist eine Reichsfrage. Will wirklich der ganze Süden auf die Kohlenversorgung durch Preußen an-

gewiesen sein? Ist's nicht genug damit, daß die preußische Bahnverwaltung heute bereits die außerpreußischen Schwesterverwaltungen genug ärgern könnte, wenn es ihr gerade eines Tages in den Kram paßte? Die Sache hat aber noch eine sehr bedenkliche sozialpolitische Seite, die merkwürdigerweise ein Teil der preußischen Liberalen nicht zu sehen scheint: Das Heer der Bergarbeiter darf unmöglich unter die politische Obervormundschaft des preußischen Handelsministers gestellt werden. Die Vorgänge im Saargebiet haben genugsam bewiesen, wohin das führt. Es dürfen keine neuen Staatsarbeiter geschaffen werden, allenfalls Reichsarbeiter, die der Reichstag kontrolliert und für die er eine Appellationsinstanz bilden kann. Wenn überhaupt die Kohlenbergwerke in öffentlichen Besitz übergehen sollen, dann muß es Reichskohle, darf es keine Staatskohle geben. Damit fallen freilich manche wirtschaftlichen Bedenken. Aber es bleiben alte und tauchen neue Schwierigkeiten auf: Preußen wird mit seinen siebzehn Stimmen im Bundesrat sicher nicht dafür stimmen, seine Bergwerksgewalt an das Reich abzugeben. Vor allem aber scheitert die ganze Sache an den Kosten. Verstaatlichung ist zurzeit eine Utopie.

5

Näher liegt die Emanzipation vom Kohlensyndikat. In der Industrie hat sie bereits begonnen. Einzelne große Industriewerke haben sich, als ihnen die Sache zu dumm wurde, Kohlengruben gekauft. Für sie war das vorteilhaft. Aber dadurch ist für die Allgemeinheit ein sehr bedenklicher Zustand heraufbeschworen worden. Das Kohlensyndikat ist heute in zwei Lager geteilt. Auf der einen Seite stehen die reinen Werke, im anderen Lager die Gruben, deren Besitzer gleichzeitig Unternehmer der Eisenindustrie sind. Die fördern zunächst ihren Bedarf, eh sie etwas an die Allgemeinheit abgeben, und engen dadurch den Kreis der verfügbaren Kohle noch mehr ein. Beide Lager sind sich darüber einig, daß die Preise hochgehalten werden müssen, aber in den Motiven gehen sie auseinander. Die einen wollen nur den eigenen Profit mehren. Die anderen aber wollen verhindern, daß ihre Konkurrenz in der Eisenindustrie billige Kohle und guten Profit hat. Der Stahlwerkverband und die anderen Eisenkartelle wären ja eigentlich die gegebenen Einkaufsvereinigungen für die Industrie, die einen tüchtigen Schritt vorwärts zur Emanzipation vom Kohlensyndikat bedeuten könnten. Aber in ihnen haben

fast stets solche Werke die Oberhand, die auch Kohlengruben besitzen. Trotzdem muß darauf gedrungen werden, die Kartelle weiter auszubauen, denn fast jedes Produzentenkartell ist gleichzeitig eine Vereinigung von Kohlenkonsumenten. Allmählich wird sich auch dieser Ausbau vollziehen; und wenn schließlich auch die Konsumenten letzter Hand sich im Anschluß an die Stadtgemeinde organisieren, so wird der Zwischenhandel zum größten Teil ausgeschaltet werden können. Wer wollte leugnen, daß das ein Vorteil wäre! Aber es fragt sich nur, ob der Gewinn so groß sein wird, wie manche ihn schätzen. Man vergesse nicht, daß das Kohlensyndikat den Handel zum Teil bereits ausgeschaltet, jedenfalls aber seine Gewinne erheblich reduziert hat. Es schluckt diese Gewinne eben selbst. Daran, daß das Syndikat unter seinen bisherigen Sätzen auch an den organisierten Verbrauch Kohle abgibt, ist solange nicht zu denken, wie infolge der von Preußen inaugurierten Tarifpolitik den Konsumenten die direkte Einfuhr englischer und amerikanischer Kohle nicht möglich ist. Deshalb ist die Emanzipation vom Kohlensyndikat so leicht doch nicht, wie im allgemeinen angenommen wird.

6

Einzelne industrielle Werke haben einen Weg beschritten, der zu einem viel radikaleren Ziel führt: zur — wenigstens teilweisen — Emanzipation von der Kohle überhaupt. Dieser Prozeß vollzieht sich schon lange überall da, wo an die Stelle der Dampfmaschine die Turbine, an Stelle der Dampfbetriebskraft die elektrische Kraft tritt. Alle diese Übergänge zu neuen Methoden bedeuten Ersparnisse an Kohlen. Eine weitere Ersparnis bedeutet der automatische Betrieb. Auf diesem Wege wird sicherlich fortgeschritten werden. Dem elektrischen Schiff, der elektrischen Bahn, der elektrischen Fabrik, ja selbst der elektrischen Heizung gehört die Zukunft. Heute bedeutet das alles ja nur Ersparnis an Kohlen. Wenn wir uns erst einmal der Gewalt unserer Wasserkräfte bewußt werden, so kann das uns von einer ganz erheblichen Quantität Kohlenlast befreien. Die Ausnützung der Wasserkräfte wird nicht nur ganz erhebliche wirtschaftliche Vorteile für die deutsche Industrie zur Folge haben, sondern kann auch schwerwiegende wirtschaftspolitische Veränderungen in Deutschland hervorrufen. Denn sie ist das einzige Mittel, eventuell dem Süden den Boden für eine große industrielle Entwicklung zu ebnen.

Solche Emanzipation von der Kohle entwertet eo ipso ein wenig das Monopol des Kohlensyndikats.

7

Der letzte Gesichtspunkt vor allem sollte eine Verstaatlichung hindern, oder doch wenigstens von ihrer vorläufigen Durchführung abhalten. Man macht dadurch, daß der Staat am großen Konsum und am hohen Preis der Kohle interessiert wird, den Staat bloß zum Gegner des technischen Fortschritts. (Man sehe sich nur einmal die Begründung der neuen Telephongebührenvorlage an! Jahrhundert des Verkehrs!) Man bepackt ihn jetzt zu hohen Kursen mit Werten, deren Rentabilität nur erhalten bleiben kann, wenn der Dampf seine führende Rolle behält. Will man aber durchaus den Staat befassen, so gibt es einen, wie mir scheint, recht gangbaren Ausweg: das Reichshandelsmonopol für Kohle. Das würde im letzten Grunde gar nichts anderes bedeuten als eine schmerzlose Auflösung des Kohlensyndikats dadurch, daß das Reich an seine Stelle tritt. Bisher haben die Kohlengruben laut Kartellvertrag an das Kohlensyndikat verkauft, in Zukunft würden sie an das Reich verkaufen. Das Reich braucht die Kohlengruben nicht zu erstehen, verkauft an die Großkonsumenten die Kohle direkt, an den kleinen Konsum durch Verschleißer, denen der Fiskus den Preis vorschreibt. Natürlich müßten auch die Einzelstaaten ihren Bergwerksbesitz an das Reich verkaufen. Das Reich dürfte nur einen sehr geringen Zwischengewinn erzielen, müßte an staatliche und städtische Betriebe zum Selbstkostenpreise und an den organisierten Konsum letzterhand zu geringeren Preisen verkaufen, als die Verschleißer im kleinen ihre Ware absetzen. An privatgewerblichen Betrieben kann verdient werden, aber immer könnte selbst dann noch an Industrie, Handel, Landwirtschaft und Schiffahrt die Kohle billiger verkauft werden, als es heute das Kohlensyndikat tut. Denn wenn man auch den Kohlengruben nicht durch Reichsgesetz bestimmte Preise für den Verkauf an den Staat vorschreiben kann, so könnte doch eine unparteiische Kommission Jahr für Jahr die Preise, zu denen das Reich kauft, unter Berücksichtigung einer verständigen Verzinsung des Grubenkapitals, festsetzen.

Aus den Lebenserinnerungen des Magisters Laukhard *)

Nachdem ich in Darmstadt durchgefallen war, durchirrte ich, aus Langerweile und Unlust gegen das Daheimsitzen, die ganze umliegende Gegend, unstät und flüchtig, fast wie Kain. Meine vielen Bekannten in dem Kreise erleichterten mir mein Leben, und oft verflossen drei bis vier Wochen, ehe ich wieder der Wohnung meines Vaters zueilte. Und wenn ich beim Chirurgus L., im „Bock" zu Flonheim oder sonst in einer Kneipe kampierte, so wurde nicht nur sehr scharf gezecht, sondern auch anderer Unfug getrieben.

Ich verlor durch dieses rohe und unbestimmte Leben nach und nach alle Achtung für meinen Kandidatenstand, und da galt es mir gleich viel, mit wem ich umging, wovon ich redete und wie ich mich betrug. Ich saß oft ganze Nächte in den Bauernkneipen und redete mit den besoffenen Kerls über allerlei. Die Leute hörten mich immer gern schwatzen, und da ich in jener Gegend für einen Gelehrten passierte, so schätzten sich's fast alle für eine Ehre, wenn ich bei ihnen saß und mit ihnen zechte.

Schon seit einigen Jahren war ich auch mit einem gewissen Baron v. F. aus M. bekannt. Dieser Edelmann war zwar katholisch, aber seiner Praxis zufolge ein Freigeist, zwar mehr aus Leichtsinn und Spottsucht, wie viele dergleichen Helden — denn auch der Unglaube hat seine blinden Anbeter —, als aus Grundsätzen. Er war ein ausgemachter Wüstling, der ganze Tage bei Wein und in Gesellschaft feiler Menscher, nach denen er ohne alle Delikatesse jagte, zubrachte. Zotenreißen und Fluchen waren seine schönen Künste, und seine einzige Wissenschaft bestand darin, daß er Tag und Nacht auf den Strich ging, Mädchen wie Lerchen fing und ihnen die Taille verdarb.

*) Friedrich Christian Laukhard studierte 1774 in Gießen Theologie und kam in nähere Beziehungen zu dem berühmt-berüchtigten Doktor Bahrdt, der starken Einfluß auf ihn gewann. In seinen selten gewordenen Lebenserinnerungen entwirft der verbummelte Theologe Laukhard mit viel Naivität ein Sittenbild aus der Zopfzeit, wie es charakteristischer nicht gedacht werden kann. Wir bieten hiermit einige Abschnitte aus diesem Buch, die, wie wir meinen, unsere Leser ergötzen werden. Die Redaktion

Nachdem ich in Darmstadt nicht hatte reüssieren können und mich, wie schon gesagt, in der Gegend unstät umhertrieb, traf ich meinen teuren Baron F. beim Lizentiaten M. in Kreuznach, der ein sehr fideler Bruder war.

„Ei, du infamer Schlingel," schrie er mir entgegen, als ich ins Zimmer trat, „wo kommst du her? Hab' dich ja wer weiß wie lange nicht gesehen! Wollt', der Teufel holte dich!"

Das war nun so ein Kompliment! Aber in unseren Zirkeln waren sie nicht besser gebräuchlich. Ich erzählte ihm mein in Darmstadt gehabtes Malheur. Der Baron geriet in großen Zorn und schimpfte derb über die Kabalen, denn er hatte auch Gefühl, und rechtes Gefühl für das Schickliche und Menschliche.

„Nun," fuhr er fort, „mußt du mit nach Mainz; ich hoffe, für dich alten Schweden etwas tun zu können."

Ich mußte auch wirklich mit nach Mainz; hier lebten wir mehrere Tage fidel, und ich gedachte meines Unglücks nicht, denn der Baron machte mir Vergnügen von allerlei Art. Einmal sagte er mir, er wolle einen Kerl kommen lassen, mit dem man den Teufel im freien Felde fangen könnte. Einen solchen Menschen mocht' ich gern einmal sehen, und siehe da! dieser Teufelsjäger war der schon oben beschriebene Mosjeh Brandenburger. Hier ist unser Gespräch:

Baron: Höre, du Höllenbrand, du ordentlicher und außerordentlicher Ambassadeur des Satans, willst du mir zu Diensten sein?

Brandenburger: Von Herzen gern, gnädiger Herr, mit meinem Blute —

Baron: Hat den Henker von deinem Blut! Glaub, hast so nur Wagenteer in den Adern. — Zwei Dinge sollst du mir ausrichten. Einmal besorgst du einige ordentliche Menscher auf den Abend in Dillmanns Garten.

Brandenburger: Blox! gnädiger Herr, da hab' ich Ware! — Mein Seel: Ware, wie Sie noch nicht gesehen haben! — Herrliche Mädel! — Blox! wenn Sie sie sehen, die Augen stehen Ihnen auf wie einem abgestochenen Kalbskopfe.

Baron: Gut! aber Kerl, wenn die Kanaillen nicht koscher sind, so brech' ich dir deinen verfluchten Hals und schicke dich einige Tage früher zum Teufel, verstehst du mich? — Fürs andere will ich dich fragen, ob du keine lutherische Pfarre vakant weißt, da für den (auf mich zeigend).

Brandenburger: O Herr Baron, dazu soll Rat werden. Blox, wenn der Herr Geld anwenden kann und will, so wird's nicht fehlen. Morgen sag' ich Ihnen davon mehr (Ab).

Wir marschierten gegen Abend nach Dillmanns Garten, und der Bube hatte Wort gehalten. es waren wirklich einige Mädchen da, dem Gesicht und der Taille nach ganz niedliche Nymphen, welche, sobald wir ankamen, sich zu uns setzten und uns die Zeit so vertrieben, wie man es nur von dergleichen Geschöpfen erwarten kann.

Brandenburger besuchte uns den anderen Tag und berichtete uns, daß der Graf Schönborn, Wiesentheilscher Linie, der seine Güter in Franken, oberhalb Aschaffenburg, hat, eine lutherische Pfarre zu vergeben hätte; daß aber der Prediger noch lebe, jedoch den Tod schon auf der Zunge habe, bald abfahren müsse und so weiter. Die Pfarre habe der Graf dem Domvikar Stark übergeben und diesem erlaubt, ein Subjekt zu wählen und sich von diesem die Gebühren bezahlen zu lassen. Mein F. fand die Sache etwas unglaublich und drohte, dem Brandenburger Nase und Ohren abzuhauen und ihn noch obendrein zu kastrieren, wenn er uns hinterginge. Aber Brandenburger blieb dabei, es sei wahr.

Wir zogen Erkundigung ein, und Herr Stark versicherte, daß Brandenburger wahr geredet habe, daß er es auch wohl zufrieden sei, wenn ich die Pfarrei mit zweihundert Dukaten bezahlte und erhielte, da sie jährlich sechshundert Gulden eintrüge, und so weiter. Ich äußerte meine Verwunderung gegen Baron F., daß ein angesehener Geistlicher, wie Herr Stark, gegen einen Hurenspediteur, wie Herrn Brandenburger, vertraut sein könnte.

„Ja," war des Barons Antwort, „da verstehst du den Henker davon! — Die Pfaffen müssen dergleichen Gesindel auf ihrer Seite haben, denn woher bekämen sie sonst ihre Menscher?"

Ich schrieb nun an meinen Vater den Vorfall, doch ließ ich den schuftigen Brandenburger aus dem Bericht. Er antwortete mir wieder, daß er es herzlich gern sähe, wenn ich könnte befördert werden, damit ich nur einmal aus dem liederlichen und wüsten Leben herausgerissen und in eine bestimmte Rennbahn versetzt würde. Ich sollte die Sache mit Stark gewiß machen, aber auch mit dem Grafen in Mainz, damit das Ding am Ende nicht auch wieder schief ginge; er würde dann, im Fall die Pfarrei mir wirklich kon-

feriert sein würde, das Geld schon bezahlen. Nun wurde ein Aufsatz gemacht, Stark und ich unterschrieben, und Baron F. signierte ihn qua testis. F. schlug mir nun vor, eine Tour nach Franken zu machen, wohin er mich begleiten wollte, um die Pfarrei zu besehen. Mir behagte der Vorschlag, und die Reise ging vor sich. Weil ich ganz nach Burschenart gekleidet war, einen grünlichen Flausch trug nebst gestreifter Weste, gelben ledernen Beinkleidern, großen Stiefeln nebst einem derben Hieber an der Seite, so ward es mir leicht, mich für einen jenaischen Studenten auszugeben; auch mein Reisegefährte oder vielmehr Reisepatron tat dasselbe. Innerhalb drei Tagen kamen wir in dem Ort an, wo ich nach Brandenburgers Anstalten für die Zukunft den Bauern das Evangelium predigen sollte. Das Dorf hieß, wenn ich nicht irre, Uthoffen und war eben keins von den angesehensten, ob es gleich auch nicht zu den schlechtesten gehörte. Früh morgens, nachdem wir den Abend im Wirtshaus brav gezecht und gespeist hatten, fragte der Baron den Wirt nach dem Befinden des Pfarrers, ob er noch hübsch gesund sei, und so weiter. Die Antwort war, daß er zwar gesund, aber schon äußerst alt wäre und es wohl nicht lange mehr machen könnte. Diese Nachricht war mir eben nicht unangenehm. Wir besuchten nun den alten Herrn, F. als Baron Soundso, und ich in schwarzem Gewande als dessen Schloßprediger, und fanden in ihm einen Greis, der zwar kein gelehrter, aber doch ein sehr ehrlicher, aufrichtiger und freundschaftlicher Mann war. Er fühlte sich durch so vornehmen Besuch sehr geehrt und suchte uns nach Kräften zu bewirten.

Nachdem wir uns in Uthoffen zwei Tage lang aufgehalten und von allem unterrichtet hatten, benutzten wir die Gelegenheit, eine Reise durch das Frankenland zu machen, besuchten auch Würzburg und Erlangen und trafen erst ungefähr nach sechs Wochen wieder in Mainz ein, nachdem wir viele Umschweife und lustige Streiche verübt hatten.

In Mainz statteten wir dem Herrn Grafen von Schönborn und dem Vikarius Stark Bericht von unserer Reise ab und erhielten von beiden die tröstliche Antwort, daß, wenn der alte Prädikant abfahren würde, keiner als ich die Pfarre, versteht sich gegen Erlegung von zweihundert Dukaten oder tausend rheinischen Gulden, erhalten sollte. Brandenburger besuchte mich gleich den Tag nach meiner Ankunft in Mainz und erzählte mir mit Entzücken, daß er, wie er sich ausdrückte, ein gewaltiges Mensch für mich auf-

getrieben hätte, dessen Vermögen an barem Gelde sich an sechstausend Gulden beliefe. Es war eine Müllerstochter im Ingelheimer Grund. Brandenburger verlangte, ich sollte, um die Sache bald in Richtigkeit zu bringen, sogleich mit ihm hingehen, aber ich hatte keine Lust dazu, weil er als mein Freiwerber und Unterhändler ein zu jämmerlicher Schuft war. Gesprochen hatte er den Müller wirklich meinetwegen, auch fürchterlich von mir aufgeschnitten; dies hörte ich nachher von anderen.

Während meiner Abwesenheit hatte der alte Pfarrer Köster zu Obersaulheim, einem rheingräflichen Dorfe, um einen Substituten oder Vikarius angehalten; das Konsistorium in Gehweiler hatte mich zu dieser Stelle ausersehen, und mein Vater drang darauf, daß ich sie annehmen sollte. Sie war auch wirklich des Annehmens wert. Ich hatte da freie Station, das heißt meinen Kaffee, der aber in jenen Gegenden nicht so frequent geschlürft wird wie in Preußen und Sachsen, meinen Tabak und Wein, mein Reitpferd zum Vergnügen, monatlich sechs Gulden Geld und endlich alle bei der Pfarrei einlaufenden Akzidenzien. Dafür hielt ich nur Sonntags eine Predigt und nachmittags entweder Kinderlehre oder eine sogenannte Betstunde. Kurz, diese Stelle war nicht unrecht, und ich sistierte mich daher bei dem Konsistorium. Meine Bauern zu Obersaulheim waren mir sehr gewogen; denn ich war gegen sie freundlich und tat auf das Ansehen eines Gelehrten, in welchem Rufe ich bei ihnen stand, Verzicht. Bauern dulden an ihrem Pastor gern alle Fehler, wenn er nur, wie sie sagen, was gelernt hat. Sie entschlossen sich, mich dahin zu bringen, die Tochter des Pfarrers Köster zu heiraten und mir auf diese Art die Hoffnung der Nachfolge zu sichern. Der Schulz und noch einige andere Bauern baten mich daher, in einer dazu angestellten Zusammenkunft, ihnen einen Weg zu zeigen, wie dies Ding am besten zu bewerkstelligen wäre.

Ich schlug vor, daß sie meinetwegen eine Bittschrift beim Konsistorium zu Grehweiler eingeben möchten. Freilich hatte mein Herz gegen die Verbindung mit Mamsell Köster gar sehr viel einzuwenden; sie war wenigstens sechzehn Jahre älter als ich, und dann hatte sie auch nicht die geringste Spur von Schönheit. Sonst schien es ein gutes und stilles Geschöpf zu sein, aber mir wollte sie nicht gefallen, ohnerachtet ich doch auch gar nicht der Kerl war, der viel Wahl vor sich hatte. Ich hatte schon mehrmals eine beinahe fest-

gegründete Hoffnung verloren, war als ein Libertiner bekannt und hatte blutwenig Freunde von Einfluß. Da dachte ich denn, es sei besser, in einen sauren Apfel zu beißen, als gar Hungers zu sterben —, und so faßte ich den heldenmütigen Entschluß, durch den Kanal der Mamsell Katharine in den Schafstall der Herde Christi einzugehen und mein Kreuz als Jünger und Apostel Jesu geduldig auf mich zu nehmen und zu tragen.

Mein Vater hatte gegen diesen Entschluß sehr viel zu erinnern, doch wollte er mir nicht zuwider sein, ebenso dachten auch die Brüder der Mamsell, ohne es mir gerade unter die Augen zu sagen; allein die Mamsell dachte selbst weit anders als wir alle. Sie fand, daß sie für mich und ich für sie von Gott gemacht wäre, daß ein junger Mensch von dreiundzwanzig und ein zahnloses Frauenzimmer von vierzig Jahren ein allerliebstes Pärchen machen würden; und in dieser Voraussetzung fing sie an, die Verliebte und Zärtliche zu spielen. Ihr Schöntun kam aber sehr närrisch heraus und quälte mich ganz abscheulich. Und ich glaube, für jeden braven deutschen Kerl ist nichts unerträglicher und ekelhafter als Schmeicheleien, Küsse und zärtliches Necken eines verliebten und empfindsamen Weibsbildes, für welches man nichts empfindet.

So wenig Wahrscheinlichkeit auch da sein mochte, daß die Sache zustande kommen würde, so betrachtete sich doch Mamsell Katharinchen schon als meine wirkliche Braut und verlangte daher, eifersüchtig wie alle alten Jungfern, von allen meinen Schritten und Tritten genaue Rede und Antwort.

Die Bauern ließen indes eine Bittschrift verfertigen und reichten selbige beim Konsistorium zu Gehweiler ein. Der Rat Dietsch war mir nicht abgeneigt, und, wäre es auf ihn allein angekommen, so hätt' ich die Pfarre erhalten; aber das Konsistorium konnte nicht resolvieren, sondern mußte die Sache dem Administrator überlassen, meinem Feinde. Ich hatte zwar diesen Mann meines Wissens nicht beleidigt, allein ich stand bei ihm in sehr üblem Kredit. Hiernach ließ sich schon vermuten, daß mein unmittelbares Gesuch nicht durchgehen würde; indes, da die Bauern supplizierten, so gab ich nicht alle Hoffnung auf.

Die Antwort der Kommission erfolgte bald und erklärte, daß die Pfarre Obersaulheim schon längst an den Prediger Wagner vom Minister versprochen sei und ich keine Hoffnung dazu bekommen könnte. Wagner hatte nämlich Herrn von Zwirnlein einige Dutzend Goldfüchse zugeschickt.

Also auch diese meine Hoffnung war verschwunden, und mit ihr auch meine Anhänglichkeit an Mamsell Katherinchen. Sie machte mir anfangs zärtliche, hernach gröbere Vorwürfe, und endlich sprach sie, zu meiner Freude, gar nicht mehr mit mir. — — —

* * *

Nach des Barons Abschied redete mein Vater ernstlich mit mir. „Höre, mein Kind," sagte er, „du hast einige meiner Hoffnungen erfüllen sollen, aber leider habe ich mich in dir geirrt — bisher nämlich. Dein Leichtsinn — denn daß Bosheit bei deinen Possen ist, widerlegt schon die Natur dieser Possen selbst — also, dein Leichtsinn hat dich verführt. Du bist aber angerannt, und ich will das Schicksal preisen, wenn's zu deiner Besserung geschehen ist. — Sieh, es ist noch nicht aus mit dir, du hast noch Hoffnungen; aber erst mußt du zeigen, daß deine Seele geheilt ist. Ich habe hin und her gedacht, wie das am besten zu machen sei. Da fiel mir ein, dich noch einmal auf eine Universität zu schicken. Was meinst du?"

Ich: Das hängt von Ihnen ab. Ich habe Ihre Güte zu sehr mißbraucht; ich muß mir alles gefallen lassen.

Mein Vater: Nicht so, mein Kind. Sieh, ich dächte, du gingest nach Halle zu meinem Freund, dem D. Semler. Ich werde dich da noch ein Jahr ungefähr unterhalten, so daß du keinen Mangel leidest. Unterdes verraucht dein übler Name in unseren Gegenden; du vermehrst deine Kenntnisse unter der Anführung dieses trefflichen Mannes und kommst zurück, mir nichts, dir nichts. Schau, so mach es, mein Kind, und versprich mir und deiner Mutter, unser Alter noch einmal froh zu machen. Du willst doch?

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten und noch weniger ein Wort hervorbringen. Unser Entschluß wurde so gefaßt, wie mein Vater ihn angegeben hatte, und von dem Augenblick an schien Ruhe und Frieden in unsere Familie zurückzukehren. O des guten, edlen Vaters! Heilig sei mir sein Andenken! er hat's wahrlich gut mit mir gemeint! — Und ich? — O es liegt eine Hölle in diesem Gedanken.

Mein Vater schrieb an Semler; ich auch. Unsere Briefe waren lateinisch, nach meines Vaters und meiner damaligen Mode, mit griechischen Versen und Prosa ausgeschmückt.

Der Baron F. war diese Zeit über sehr oft bei mir und brachte es sogar bei meinem Vater dahin, daß ich eine Reise mit ihm nach Metz tun durfte, um ein Mainzer Frauenzimmer von da abzuholen.

Man muß wissen, daß es in den Gegenden überm Rhein für einen großen Vorzug des Frauenzimmers gehalten wird, wenn sie Französisch plappern kann. Diese Raserei geht so weit, daß Frauenzimmer, die kein Französisch verstehen und doch den Schein davon haben wollen, viele dergleichen Wörter und Redensarten in ihre deutsche Sprache einmischen und sie jämmerlich verhunzen. „Ich bin Ihnen oblischiert" — „das scheniert mich" — „er trätiert ihn nur ang Bagatel" — „o faschieren Sie sich doch nicht" und dergleichen sind gewöhnliche Phrasen der dortigen Weibsleute, die sie obendrein nicht selten am unrechten Orte anbringen und dadurch Gelächter er regen.

Um aber das Französische recht zu lernen, schicken viele Eltern ihre Töchter in Pension nach Metz, Straßburg, ja selbst nach Lyon und Paris, wo sie freilich das Französische ziemlich fertig plappern lernen, aber auch einige Sitten mitbringen, die ihnen gar nicht zur Empfehlung dienen.

Aus eben dieser Absicht hatte auch ein Mainzer Fräulein, eine Verwandte des Barons von F., einige Jahre zu Metz in Lotharingen bei den relegierten Augustiner Kanonissinnen zugebracht und sollte nun wieder abgeholt werden. Dieses hatten ihr Bruder und der Baron F. übernommen. F. wählte mich zum Reisegefährten, und ich verstand mich gern dazu. Das Herumfahren war in früheren Jahren so meine Sache.

Unterwegs fiel nichts vor, das verdiente aufgezeichnet zu werden. Das lotharingische Volk unterscheidet sich von den übrigen Franzosen durch seinen Haß gegen die französische Regierung und durch seine Freundschaft für die Deutschen; wenigstens habe ich das so getroffen.

Unser Fräulein erhielt gleich bei unserer Ankunft von unserem Dasein Nachricht und lud uns auch bald zu sich. Da ich niemals Nonnen gesehen hatte, so war ich froh, daß ich hier einige sehen sollte. Aber diese Kanonissinnen gefielen mir sehr. Ich hatte solche heilige Schwestern erwartet, wie die Mönche heilige Brüder sind, allein das war gefehlt. Die geistlichen Damen waren munter, froh, und scherzten trotz einem weltlichen Frauenzimmer. Nur wenige trugen das Ordenskleid; andere gingen wie Weltmädchen. Sie haben keine

Klausur, aber Horas halten sie. Denn kaum waren wir eine Stunde im Saal, so schlug die Glocke, und alle Nonnen eilten zum Chor, um da das lateinische Brevier hinzuplärren. Es ist doch in der Tat ein erztoller Gedanke, Weibern ein Buch zum Singen aufzugeben, das sie nicht verstehen. Und wie sehr ist schon dagegen geeifert worden! Aber was hilft's! Der kurialische Herrenverstand befiehlt, und der ans Gängelband gewöhnte Kirchenverstand gehorcht. Das ist so das Steckenpferd aller Heiligen von der Tiber bis zur — Spree!

Plauderei über das literarische Dänemark

Von Sven Lange

ürzlich befand ich mich in Wien in einer Gesellschaft feingebildeter Menschen, und im Verlauf des Abends kam die Rede, was ja natürlich war, auf mein Vaterland, auf Dänemark. Da fiel mich plötzlich die Lust an, die Gesellschaft ein wenig auf die Probe zu stellen, und ich fragte daher meine Umgebung, was sie eigentlich über das gegenwärtige Geistesleben Dänemarks dächte.

„Ja", sagte eine Dame etwas zögernd, „J. P. Jacobsen war ja ein Däne. Man muß also wohl annehmen, daß dies Volk hauptsächlich aus schwermütigen Träumern besteht."

„Ist Georg Brandes nicht auch ein Däne?" unterbrach ein junger Universitätsprofessor sie rasch. „Ich möchte daher lieber behaupten, daß der dänische Nationalcharakter im Grunde seines Wesens etwas skeptisch geartet ist."

„Und J. P. Müller?", fragte ich, „er ist jetzt doch der berühmteste unter allen Dänen geworden, und seine Bücher sind in Deutschland in hunderttausend Exemplaren verbreitet. Denken Sie mal an ihn, dann werden Sie einsehen, daß die Dänen ein Volk von flinken Gymnastikern sind, frisch, frei, froh und fromm."

Man lachte ein wenig verdutzt und schwieg.

Nein, solche Namen sagen nichts. Sie verbergen nur das Volk und seinen Charakter. In Wirklichkeit weiß man in Europa von uns nichts oder wenigstens fast nichts.

Und das ist um so erklärlicher, als wir Dänen uns selbst nicht recht kennen, uns selbst nicht recht finden können.

Wir leben da — draußen im Meere — auf einer kleinen, flachen Halbinsel und einigen kleinen, flachen Inseln — vom Wind umbraust. Immer weht es. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt noch ein Land gibt, wo es so viel weht wie in Dänemark. Sommer und Winter, Frühling und Herbst weht es, — von Norden, von Süden, von Osten und von Westen — es weht immer.

Es gibt Völker, die sich vor dem Wind ducken oder ihn aussperren, um sich seiner zu erwehren, und danach beschäftigten sie sich in aller Ruhe mit ihren Besonderheiten.

So sind wir nicht, wir Dänen. Wir, die wir jeden Tag in diesem Sturmbraus leben und in ihm so lange gelebt haben, wie das Land überhaupt existiert, wir kommen dem Wind mit offenem Gemüt entgegen. Wir mögen ihn leiden. Er bringt uns bald vom offenen Meer eine frische Salzwasserbrise, die unseren Humor befruchtet, bald eine von Süden her — schwere und schwüle Windstöße, die unseren Geist zu Schwärmerei und Grübeln stimmen, oder er bringt uns von Nordosten barsche Stürme, die uns in die Arbeit hineinzwingen. So atmen wir jeden Wind tief ein und leben davon, als ob er allein unsere Welt wäre — bis der nächste sausend daher kommt und uns mit seiner Stimmung füllt. Ja, Stimmung, Stimmung, das ist unser Leben. Offen und empfänglich ist unser Gemüt, beweglich und flüchtig — geschaffen von Wind und den Wellen, wie es ist.

Was haben nun diese verschiedenen Winde, die über Dänemark hingehen, mit sich geführt?

Früher wehte der Südwind fast unaufhörlich. Von Deutschland kamen alle unsere Ideen, — da her kamen auch die meisten unserer Könige. Die Könige waren schlecht, aber sie waren doch da, sie füllten das Land mit Trunkenheit und allerlei frischen Unmöglichkeiten. Die Ideen dagegen führten derweil ein kümmerliches Dasein, eine Art unterirdisches Leben. Sie loderten mitunter auf, in der stolzen Tat eines Denkers, vegetierten sonst aber weiter

von Generation zu Generation, vor der Welt verborgen — in dem geduldigen und bescheidenen Forschen weniger Gelehrten.

Vor hundert Jahren fuhr ein Südsturm über Dänemark — es war die deutsche Romantik. Sie vergewaltigte und beherrschte uns eine Zeitlang durch Adam Öhlenschläger und seine Schule ganz. Aber, wie es immer in Dänemark geht, bald verflüchtigte sich diese große Stimmung ins Kleine und Leichte. Die romantische Bewegung wurde praktisch von jenen Bühnenschneidern ausgenützt, die das ferne Sehnen und den mächtigen universellen Humor, der die Seele dieser Bewegung ist, in eine Art billiger Unterhaltung für das Publikum verwandelten — für unser dänisches Theaterpublikum und unsere deutschen Theater-Könige, die allmählich ein einziger Begriff wurden und es noch sind.

So schwand allmählich die romantische Bewegung und erstarb, — und jetzt herrscht „Windstille von Süden", von Deutschland her. Man liest und sieht Hauptmann, Schnitzler, Halbe, Hirschfeld, man liest Thomas Mann, Frenssen, Clara Viebig, man sieht Sudermann und sogar Fulda — aber einen Antrieb dieser Geister auf unser eigenes literarisches Leben sucht man vergebens.

Natürlich hat der deutsche Einfluß im Laufe der Zeiten tief in das dänische Gemüt eingewirkt. Durch ihn haben wir die Kräfte kennen lernen, die den Menschen mit der Natur verbinden — die Metaphysik der Weltordnung. Deutscher Einfluß hat uns den festen Standpunkt gegeben, von dem aus wir — stimmungsbewegt — die Zufälligkeiten unseres Daseins betrachten; und das ist schon etwas.

Jetzt dreht sich der Wind! Eine Weile kommt er von Osten, drüben von den faulen Schweden. Er ist nicht eben heftig, der Wind, — etwas schwer und langsam bewegt er sich über unser flaches Land. Doch, horchen wir auf, vernehmen wir Töne in seinem Wehen, losgerissene Melodien. Sie stammen von der fernen, märchenhaften Laute des großen Bellmann. Was Schweden uns Dänen gab, ist eigentlich nur Bellmann, und sein Spiel hat unser Ohr dafür geöffnet, daß sich hinter dem Klingklang von hellem Humor und lustigem Spott, den wir aus uns selbst kennen, Klänge bitterer Verzweiflung und schwerer, hoffnungsloser Kummer verbergen können. Diese Wundertöne lassen uns nicht mehr los, — sie zittern leise mit, wie ein kleiner Schmerz in unserer Freude, wie ein kleines Lächeln in unseren schwermütigen Stimmungen.

In unserer Literatur hat das auch eine Rolle gespielt, wenn auch keine besonders große in der älteren, obwohl natürlich auch diese Strömung nicht dem Schicksal entgehen konnte, von den schon erwähnten romantisch gefärbten kleinbürgerlichen Bühnenschneidern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als pikante Melodie in ihre Arbeit hineingezogen und heruntergezogen zu werden. Viel mehr als eine leise Unruhe bedeutet das aber in der Dichtung Holger Drachmanns, des größten Lyrikers unserer heutigen Poesie.

So kommen uns wieder neue Winde näher, und plötzlich wirbelt ein heftiges Sturmessausen von Norden — von Norwegen — dies feine und flüchtige Saitenspiel fort: Ibsen und Björnson stehen da, groß und breit, mit festen Füßen in den heimatlichen Boden gepflanzt, — von ihnen geht der Sturm aus. Ja, dieses Ungewitter wurde Wirklichkeit. Wir ducken uns ein wenig, und während plötzlich ein böses Gewissen aus unseren Augen schaut, sehen wir einander an: Sind wir Männer auch gut genug gegen unsere Frauen? Sind die Frauen auch gut genug gegen uns? Erziehen wir unsere Kinder nach den richtigen Prinzipien? Sind wir überhaupt dessen würdig, gute Bürger in dem idealsozialen Leben zu werden, an das diese Dichter glauben? — — — Und wir prüfen unser leichtes, flüchtiges Gemüt und erkennen Schwächlichkeiten, die wir früher kaum ahnten, — aber wahrhaftig, sie sind da. Wir fühlen sie in uns, wir sehen sie beieinander, — ach Gott im Himmel, wir könnten alle zusammen viel besser sein, als wir sind. Eine wirkliche moralische Unruhe wird in uns geboren, eine ganz praktische Entrüstung über uns selbst. Und die lebt in Dänemark, solange w i r leben. Aber nachher? wenn wir gestorben sind und unsere Kinder unseren Platz einnehmen? — Wir denken mitunter daran, wie sich dieses Zukunftsleben wohl gestalten wird.

Der Westwind gibt Antwort. Denn im Westen haben wir England, das Land der Zukunft, und noch weiter draußen Nordamerika, das für England ist, was England für uns bedeutet. Und von diesem Reiche weht eben jetzt ein eigenartiger, kühler, stetiger, ruhiger, langsamer und unaufhörlicher Wind zu uns nach Dänemark herüber. Noch merken wir nicht so sehr viel davon, aber wir haben doch schon eine Ahnung, daß er viele, viele Jahre über uns wehen wird und allmählich die Eigentümlichkeiten, die wir haben, auflösen und vernichten wird. Er ist rauh, dieser Wind, aber siegreich, weil er mit sich

führt, was der Geist der nächsten Zeit sein wird: der große Hauch von der Eisenzeit des modernen Amerikas — das wird die Luft der Zukunft für uns.

In unserem Geistesleben fangen die Kämpfe für und wider diesen neuen Einfluß von Westen her soeben an und schaffen schon nicht wenig Unruhe und Verwirrung.

Was haben wir also, das wir unser eigen nennen können?

Dramen haben wir am wenigsten. Wir haben Dramenfabrikanten, wie man sie überall hat, aber wir haben keine wirklichen Dramatiker. Ich meine, keine solchen, die unwillkürlich das Leben als dramatische Episode vor sich sehen, keine, die Rampenlicht über allen ihren Erlebnissen schauen. Wir haben Bühnendichter, wie Helge Rode, die in ihren einsamen Gehirnen eigentümliche Konflikte zwischen schönen, unglücklichen Menschen finden und sie mit Pathos und Humor nachschaffen, — wir haben dramatische Novellisten, wie Gustav Wied, die über alles lachen oder, wie Sven Lange, über alles lächeln, — aber wir haben keine Dramatiker, die Ibsen und Björnson das Wasser reichten, keinen wie Strindberg, keinen wie Hauptmann. Und das ist ganz erklärlich. Eine Kunstart entspringt dem Volkscharakter selbst, der Lebensführung des Volkes; unser Volkscharakter aber hat keine von den Eigenschaften, die das Drama verlangt: Naivität, Klarheit und Stärke; unsere Lebensführung ist so schlicht und so formlos zugleich, hat so wenig Kontrastierendes und Leidenschaftliches, daß auf diesem Boden kein Drama entstehen kann. Wir können einander ansehen und skeptisch lächeln, wir können einander ansehen und gerührt werden, — aber das erzeugt kein Drama. Das Drama ist bei uns ein Importartikel und wird es immer bleiben.

Erzähler haben wir schon einige von Belang, aber wir besitzen keine eigentliche Romanliteratur. Wir haben feinkultivierte Schilderer, wie Peter Nansen oder Henrik Pontoppidan, die ihren Stil mit geduldiger Mühe pflegen, denen es auch mitunter gelingt, einige Partikel unseres Lebens als elegant ziselierte Kunstwerke in das Licht zu heben, — oder Leute, wie Karl Larsen, die das Großstadtleben erklären und gerne psychologische Fälle zwischen den beiden Geschlechtern lösen. Wir haben einen wunderbaren Provinzerzähler an Hermann Bang, der seine reichen Erfahrungen in ein Netz von minutiösem Impressionismus einspinnt, wir haben Bauernerzähler, ich meine natürlich — Dänemark ist ja ein Bauernland — Menschen, die vom schwarzen Land zu

uns hereinkommen und ihre erdgefärbten Fäuste gegen die raffinierte Stadtkultur heben.

Aber einen wirklichen Schilderer des sozialen Lebens haben wir nicht, trotzdem wir ein solches soziales Leben haben. Das hängt wohl damit zusammen, daß die meisten unserer Schriftsteller schon ihrer Geburt nach von großen Teilen der Gesellschaft ausgeschlossen sind, — die Proletarier, — oder daß sie sich selbst im Laufe der Zeit aus Trotz oder Ekel von ihr scheiden und — Anarchisten werden.

Doch wir haben mehr als das alles. Wie unseren Geist, der von Wellen und Wind geschaffen wurde, haben wir vor allem unsere Lyrik.

Unser Lyriker heißt Holger Drachmann. Er ist unser Dichter.

Obwohl wir ihn stets bei uns daheim haben und mehrere von uns ihm persönlich nahestehen, so ist doch seine hohe Gestalt mit dem schneeweißen Kopf für uns alle mit einer seltsamen Mystik umgeben und seine Dichterpersönlichkeit mehr fern und phantastisch als wirklich und lebendig. Wir vergleichen ihn gerne mit einer weißen Wolke, die der Frühlingswind über Dänemark führt, oder mit einer schaumgekrönten Welle, die an unsere Küste schlägt. Wenn er singt, so ist es, als ob diese Töne aus dem Lande selbst herausströmten, aus dieser unruhigen Natur. Er ist unser Dichter, — menschlich schwach wie wir, — von den verschiedensten Stimmungen hin und her geworfen, aber für allen Reichtum des Lebens und der Natur empfänglich wie eine Äolsharfe. Das Lächeln und die Wehmut, die so leicht in unserem Gemüt wechseln wie Sonnenstrahlen und die mit Staubregen gefüllten Wolken, die unaufhörlich über unseren Himmel dahinjagen, — sie spielen in dieser Dichtung mit und machen sie zu unserem Eigentum. Auch ist sie ganz von jener Sorglosigkeit durchzogen, die am Ende unsere am festesten stehende Eigenschaft ist, — unsere Natur und unser Gemüt hat in ihm ihren großen ursprünglichen Dolmetscher gefunden. Er ist Dänemarks Dichter.

Wir haben Dichter gehabt, die populärer waren und mehr von jedermann gelobt wurden, wir besaßen Geister, deren klare und männliche Persönlichkeit mehr unwillkürlichen Respekt einflößte, aber wir hatten nie einen Mann, der das Stimmungsleben des ganzen Volkes so beherrscht hätte wie Drachmann. Die Art, wie seine Gestalten, seine persönlichen Erlebnisse, seine Dichtungen und seine journalistische Tätigkeit in unseren Gedanken und Gefühlen leben

und wirken, steht ohne Beispiel da. Er wird zornig und schleudert das Anathema über Kopenhagen, er wird ausgelassen, er wird trotzig, er fühlt sich einsam und macht das zum Herzen seiner Bücher und hebt es so hoch, daß alle Menschen es sehen können, — er wird weich und milde und summt dann seine wundervollen Melodien leise vor sich hin. —

Und so oft das geschieht, ist es, als ob die Poesie selbst in Drachmanns Gestalt der Stadt ganz nahekomme, und dann ...

Da geht ja Herr Kopenhagen und kämpft tagaus, tagein mit seinen Geschäften und hat Sorgen hinter sich und Sorgen vor sich, er geht und rechnet das Leben aus, in Abrechnungsjahre, und das Jahr in Termine, und die Termine in die zweimal drei Monate, die seine Wechsel laufen, — er geht und rechnet die Monate in eine lange Reihe von monotonen Tagen aus, und die Tage in lauter vierteilige Stunden, während der bittere Lärm der Variétés und der Revue-Theater ihn zu einer momentanen Ruhe einlädt, wo er sich aus sich selbst herausrechnen und in eine falsche Illusion hineinrechnen kann. Dann hebt er plötzlich den Kopf, und seine sorgenvollen Augen sperren sich auf, als ob er lauschte. Was ist das? Ist es der rauschende Zugvogel? — — — — — — Mit dem Wind und den Wolken und dem Duft vom Strande und von Meerwasser, der über Kopenhagen streicht, hört er einige flüchtige Töne, ein leises Singen von Wellen und Wind, — von Sonne und Glut, von Jugend und Liebe, — — das ist Drachmann. Dann aber fühlt er plötzlich in sich selbst, daß d i e s e T ö n e, diese Rhythmen und Reime zu einer Macht werden, handgreiflicher vielleicht als alle die Aktien und Obligationen in seinem Geldschrank.

Und verblüfft schmückt er seinen runden Filzhut mit den Pfauenfedern der Poesie.

Ist aber F r a u Kopenhagen weniger verblüfft, wenn so etwas geschieht? Ist sie in der Tiefe ihres Herzens nicht vielleicht sogar ein ganz klein bißchen skandalisiert? Diese eifrigen Augen, die aus Neugier bald groß und rund werden und sich bald in Mißtrauen oder Schadenfreude zusammenkneifen, dieser bewegliche Mund, — wie oft hat sie nicht die Augen aufgerissen und den Mund laufen lassen, wenn sie die große flüchtige Silhouette des Dichters in ihrem Fenster sah? Wie oft ist dieses unendliche Flüstern und Zischen, das seine Person wie einen Mückenschwarm umkreist, nicht auch bei ihren

kleinen Teegesellschaften vernommen worden, — für sie existiert die Poesie nicht, nur der Poet, und ihn hat sie schon so oft zerrissen, daß sie kaum glaubt, es könne auch nur noch das geringste von ihm übrig sein.

Und da steht er plötzlich vor ihr wie eine große gesammelte Gestalt, ganz nahe, vom Leben des Tages durchströmt und doch sich gegen die Unendlichkeit abhebend.

Sie versteht es nicht, sie wird verblüfft und skandalisiert; doch geschmeidig, wie sie ist, weicht sie der Vision ein wenig aus, und mit einem etwas gaffenden Ausdruck im Gesicht schmückt sie ihren lila Strohhut mit Pfauenfedern. —

Und nun die Tochter, das junge, zarte Fräulein Kopenhagen mit den warmen Augen und dem kühlen Lächeln? Wie ihre Mutter kennt sie den Poeten per Renommee, — wie der Vater hat sie mitunter das flüchtige Brausen der Poesie über ihrem Haupte vernommen, und in sich selbst besitzt sie ihre Jugend und deren Stimmungen. Sie hat Leutnant Fritz getroffen und — mag den gern, obwohl er sich über sie amüsiert, — sie versteht Vetter Hans und seine bebenden Augen, — aber er ist nichts Besonderes für sie. Mehr weiß sie nicht von der Welt. Dann kommt dieser schlimme Dichter ihr ganz nahe mit seinem leisen Singen und Lachen, — sie sperrt ihre runden Augen auf, und in ihrem zweifelnden Herzen wird es langsam Licht, — sie ahnt plötzlich, was Liebe und Schmerz sind, und sie versteht, was dies alles für Hans und Fritz und für sie selbst bedeuten kann. Sie fühlt eine heiße Sehnsucht, sie hat Angst, ihr Herz schlägt wie ein Kuckuck.

Und zitternd schmückt sie ihren Blumenhut mit den Federn der Poesie.

Doch da sind noch andere, die besichtigt werden wollen! Mitten in dem großen Brausen der Menschenstimmen in der Stadt und fast davon verborgen haben wir junge, ernste Männer, die selbst Poesie schaffen, jeder auf seine Weise. Sie pflegen ihre Seelen wie schöne Gärten; und will jemand hinein, so muß er über das Gitter springen. Schroff stehen sie der Poesie gegenüber, die auf die Menge wirkt, — bis ihr kolossaler Flügelschlag und ihr Brausen auch sie auf die Kniee zwingt. Dann verstehen sie auf einmal diese Poesie; und zögernd, etwas unwillig, schmücken auch sie ihre schmierigen Hüte mit den Pfauenfedern.

Endlich haben wir auch bei uns ganz einsame Menschen, — Denker und Forscher, — sie verstehen alles: ihr eigenes, unaufhörliches und hoffnungs-

loses Suchen nach Entwicklung und auch die stillestehende Machtvollkommenheit der großen Dichtung. Sie nehmen sie ebenfalls mit, sie können sie nicht entbehren, sie vergoldet ihr eigenes und sicheres Streben nach einem fernen Ziel — und resigniert schmücken sie ihren Doktorhut mit den bunten Federn der Poesie.

Und während diese Poesie — Drachmanns Poesie — über allen diesen Köpfen flattert, nimmt sie mitunter auch in den Herzen dieser Leute Platz, obwohl nur für einen Tag oder nur für wenige.

Denn offen und empfänglich ist unser Gemüt, beweglich und flüchtig, geschaffen vom Wind und von den Wellen, wie es ist.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)

Zimbal begann, von jenem ersten Tage des Selbstbewußtseins an, in sich den unbesieglichen Glauben zu treiben, daß er ein schöner Junge sei; und durch die Wunderkraft des Selbstkultus wurde er es nach und nach auch wirklich. Schon im Herbste gab man ihm bessere Rollen als die des letzten Ritters im Thannhäuser, und Schönheit und Künstlerschaft wuchsen derart mit ihm, daß er für Kunigunde Anatour zu gut wurde und eine körperlich gesegnetere, goldhältige Kreatur auswählte. Kunigunde Anatour wurde hiedurch in den innersten Hof der Wehmut eingeweiht, jedoch wurde sie nicht mannsflüchtig. — Sie war unverbesserlich. Zimbal aber hatte von allen am kürzesten dem wunderschönen Verein derer angehört, welche ihre Stunden verklärten.

Das Heim der Gesundheit stand, stand aber beinahe leer. Da zogen Liesegang und Petelin psalmsingend hinaus in die sommerheißen Lande, um Gäste zu werben für das neue Heil.

Von Dorf zu Dorf predigten sie, und abermals widerhallte das gutmütige Obersteiermark von ihren Segensflüchen: „Wehe denen, die das Licht scheuen,

und die Luft und das Wasser. Denn ihnen ist versperrt das geistige Licht, die Luft leichtfroher Gedanken und das Wasser seelischer Öffnung!"

Und wenn Liesegang ausbeteuert hatte und den ganzen Katechismus leiblicher und seelischer Hygiene an den Tabaksqualm eines Dorfwirtshauses zu fünfzig Kreuzer Miete pro Vortrag verschwendet hatte, dann trat Petelin, das vegetarische Präparat in seiner feinsten Destillationsstufe, vor und sagte mit himmlischer Gläubigkeit: „Sehet mich! Ich wäre schon lange dahingeschwunden, und die groben Sinne des Fleischgenusses hätten mich ermordet, aber meine Nüsse und Äpfel tragen mich wie Engelsfittiche über diesen rauhen Erdboden."

Worauf die Männer entwaffnet waren und die Weiber schluchzten.

So sehr wirkte die Attraktion Petelin, daß in Eisenerz, der unbezwingbar räucherfleischfrohen Heimat Scheggls, eine tiefgerührte Hausfrau an den kleinen Klaus mit der mutterherzlichen Bitte herankam, er möge nur vierzehn Tage bei ihr vorlieb nehmen, damit sie ihn wieder herausfüttern könne!

Petelin, die entsinnlichte Idee, wies sie mit einer wehmütig präraffaelitischen Gebärde in die Schranken: „Arme Verlorene! Erkannten Sie nicht, daß ich das Brot des Heiligen Geistes esse?"

Beschämt erinnerte sich die liebtreue Mutterfrau, daß einst der heilige Johannes sogar Heuschrecken verspeist habe. Sie kam sich wie eine Verführerin vor, erkannte das Verderbliche, Menschen zum Schmaus zu verleiten, die es nicht nötig hätten, und schied mit der unsicheren Bitte, Petelin möge wenigstens ein bißchen für sie beten.

„In meiner Weise gern," versicherte Petelin wehmütig. Denn katholisch war er ganz und gar nicht.

Das sollte sich schwergriffig büßen.

Denn durch die Steiermark zogen sie ins obere Österreich . . . Solange noch in den feinsten Gefäßen der zuhörenden Menschenleiblichkeiten verborgenes Südslawenblut dichterneigungsvoll schwamm, solange tat man ihnen nichts, und sie sahen hellfreundliche Augen. Bis über die herrliche Eisenstadt Steyr, neben Eisenerz die wundervollste Totenklage altausgestorbenen Bürgertumes, bis über diese ehedem so begnadete Stadt hinaus zogen sie in Fried und Freude.

Dann begann das Mostland der dicken Bauernköpfe.

Germanisches Land, ohne viel andere Verwickelungen, als daß der seelenvolle Anteil, der einst mit durchgeistigter Innigkeit seine Bibel selber las,

durch die Gegenreformation fast mit Stumpf und Stiel weggesäubert worden war.

Nun ist das Land dick katholisch und schwer an Alkohol und Gelddumpfheit, bis zum sommerlichen Fremdenwucher.

Die armen Jünger des heiligen Entsagungsgeistes ließ man ja zuerst als eine Art wunderlicher Sommerfrischler, die immerhin noch Geld bei sich führen könnten, einziehen.

Aber der Wirt verdiente nicht einmal alkoholfreien Bierabtropf an ihnen. Da umdüsterten sich die Gemüter.

An einem Regentag hielten sie dann irgendwo zwischen Traun- und Attergau eine Predigt vor neugierigen Dorfgeistern und einigen Frauenzimmern, welchen die härnen Kutten evangelische Ahnungen von himmlischen Ehemals und Dereinst erweckten.

Ihre Rede gegen den Alkohol erinnerte die Röcke an schwere, wankende Sünden der Eheherrn. Ihr Preisen von Licht und Luft gemahnten an ihre unmodernen kleinen Fenster, hinter denen die zahlfähigen Sommerfrischler ungern wohnten. Die Weiber krakelten nach beendetem Zuhören eilig nach Hause und machten Ehemann und militärpflichtigen Söhnen böse Stunden wegen der Wirtshausgängerei. So entstand bockstirniger Bauerngroll.

Das hätte doch nicht so bald bis zur Knallspannung geführt. Aber da kam ein Sonntag mit allerdurchlauchtigstem Himmel und überschwänglich schöner Seebläue. Die Kirchenglocken warben an, was dem Klingklanggloria zuläuft, und Wald und Wiese lagen im verlassenen Gottesgold.

Da stiegen Liesegang und das Petelinchen zu Berge und hielten auf dem Hügel über dem Dorfe ihren still ergriffenen Gottesdienst.

„Wie alles leuchtet, gottdurchdrungen und bebend vor eigener Größe und Allgewalt!"

Sie saßen und schauten und schauerten.

Vergeblich hatte sie Zimbal vor ihrem Auszug gewarnt: „Wir Schmierenschauspieler gingen Sonntags stets in die Kirche. Die jungen Weiber sahen uns scheu verliebt von der Seite an, und die Alten dachten: Wenn sie schon sonst nichts im Sack haben, ihren Herrgott haben sie wenigstens im Herzen.

Und wenn der Pfarrer auf der Kanzel war, rührten wir uns nicht vor lauter Tugend und Frommheit.

Kamen wir zum Herrn Pfarrer, kam der Herr Pfarrer zu uns. Er lachte über unsere Faxen, und das war ein gutes Beispiel. Wir verdienten bis zu siebzig Kreuzer per Kopf und Tag!"

Aber Liesegang und Petelin saßen in Gottes überschwänglichem Farbenglühen und verrannen anstaunend in ihre geliebte Natur.

Der Herr Pfarrer aber, der nicht begriff, daß die beiden nur von der anderen Seite, als er selber, an Gott heran wollten, sah nur den Trotz der abwesenden härnen Gewänder und das böse Beispiel.

Und er predigte von der Zeit des Antichrist, der in Antlitz, Gewand und Haltung kommen würde wie die Jünger des Herrn und sagen werde: Ich bin Christus, der euch erlöset!

Damit hatten die Bauern das Prügeldiplom in Händen.

Am Nachmittag tranken sie sich vorn in der Schenke hahnenrote Köpfe an, und hinten im Tanzsaal sangen Liesegang und Petelin vor beinahe leeren Bänken ahnungslos von der Lust am Licht, an reingewaschener Leiblichkeit, an Porenatmung und an einer seelenvoll sonneschauernden Menschenhaut.

„Fenster auf! Licht, Luft herein, und hinaus selbst in Gottes Regenschauer!"

Ach, die Fenster gingen auf, und durch jedes kam ein prügelschwingendes Bauerngetüm herein.

Der Anführer der Kirtagsheroen trug sogar eine Jubiläumsmedaille und trat die Türe ein. „Seid ihr die davongelaufenen Stadtleut, die uns Bauern aufbinden wollen, daß sie heilige Apostel sind?"

Liesegang — er war nun einmal Liesegang, die futtertrogernährte Kampfnatur, erschrak, faßte sich, sah, daß es einschlagen müsse, riß einem Sessel den Fuß aus und schrie begeistert: „Wir sind die Zungen der Geschenke Gottes. Wir rufen, solang wir Atem haben: Wascht euch rein und lüftet euch aus, ihr schmutzigen Bauernlackeln!"

Die Auseinandersetzung begann mit großer Begeisterung, und Liesegang schlug drein wie ein Makkabäer. Petelin machte nur abwehrende Handbewegungen, welche von den blutunterlaufenen Augen der halbtrunkenen Burschen mißverstanden wurden. Er lag im Augenblick am Boden und streckte vier flehende Extremitäten empor, aber nur sein tiefentsetzter Blick blieb Waffe. Der Bauernbursch mit der Medaille, der ihn prügeln wollte, sah die ganze Raufunfähigkeit in diesen angstvollen Kinderaugen. Er riß ihn empor.

„Komm heraus, du Krisperl,“ schrie er ihn unwillig an; „sonst derschlagen sie dich ja!“ Er zog ihn in eine Art Garten, wo in honigdunstiger Stille hinter dem Bretterverschlag der Notdurft allerlei Abfall, wesenlose Schubkarrenreste, kurz das ganze Jenseits eines Landgasthauses beisammenlag.

„Da sag mir jetzt. Was wollt's ihr denn eigentlich? Ich hab' doch beim Militär gedient, aber von solchenem Wunderbandel hab' ich noch nichts erhört.“

Und während draußen Petelin das neue Menschentum mit dem Kindeseifer des Ewigversöhnlichen in die erstaunten Ohren eines Burschen hineinredete, der fortwährend an die Stadt, ihre durchgeistigten Arbeiter und ihr unterirdisches Volksgären denken mußte, der Stadt, die ihm seit seiner Dienstzeit durch geheimnisvolles Nachhallen keine Ruhe mehr ließ, — während dieser Zeit schlug sich Liesegang drinnen im Tanzsaal glühend wie ein vergoldeter Erzengel mit einer ganzen Schar unhygienisch Erzeugter für die Idee reinen Menschentumes und wurde schließlich, koloriert mit den sieben Farben des Regenbogens, als Abfall der Menschheit durch ein Fenster auf eben denselben Kehricht geworfen, auf dem Petelin stand und einem breitköpfigen Bauernburschen zuredete, Halbgott zu werden.

Der Bursch wandte sich zu dem arg verbeulten Liesegang, der aussah wie getriebenes Kupferblech. „Wissen Sie,“ sagte er, „Sie müssen schon entschuldigen. Wir Bauern brauchen eigentlich die Stadtleut nur wegen dem Geldhertragen. Sonst können die Leut euch ja doch net leiden und lachen euch hinterm Rücken aus. Warum kommt's ihr denn in Gotts Namen selber, wo ihr doch mit eure Zeitungen viel besser dran seid's? Wann unsereiner das vorlest, was ihr da sagt's, so glaubt er: Er selber sagt's den anderen. — Das schaut gleich ganz anders aus. Schreibt's euere Luftbaderei auf und schickt's es uns im Linzer katholischen Volksboten, aber kommt's nicht so kralawatschert in Bußröckeln daher wie die leibhaftige Teuerung und Hungersnot.

Ihr wollt's doch eine frohe Botschaft bringen!“

Aber Liesegang und Petelin zogen weiter durch das deutsche Land, voll innigen Glückes, die einzigen zu sein, welche den Havelock auf der nackten Haut trugen und Sandalen. Es ist beinahe anzunehmen, daß ihre Seligkeit dahin gewesen wäre, wenn sehr viele solcher Käuze mit ihnen den Staub der Wanderstraße aufgewirbelt hätten.

Man ließ sie friedvoll lächelnd durch, und überall blieb den Vernünftigen ein Körnlein von dem Körnlein Vernunft ihres Erdenswallens zurück.

Nur in Preußen trieb sie zu Ende September ein Schutzmann wie zwei Hammel ins Polizeigefängnis, wegen öffentlichem Ärgernis. Eine Konsistorialratsgattin hatte Petelins seraphische Wadenstellen gesehen, weil der Herbstwind geweht und der Havelock ärgernisvoll geflattert hatte.

Sie wurden zu Arrest verurteilt und nahmen es beseligt hin. Das war das einzige Glück, das ihnen im Preußenlande widerfuhr. Sonst hörte niemand auf sie. Sie waren eben nicht proper.

Am Tage nach der Einweihung des hellblauen Hauses der Gesundung auf der Ries bereitete sich auch Frau von Karminell zur Abreise in die Traumstille ihres Weingartenhauses.

Othmar hatte ihr von allem, was auf der Ries geschehen war, berichtet. Aber als er sagte: „Ich will während des Sommers dort oben auf der wehenden Höhe bleiben und dem Doktor Urban helfen," — da kam sie zögernd mit den Worten an ihn heran: „Othmar, ich hätte gehofft, Sie kämen auf einige Monate zu uns? Sie sind nicht mehr der alte. Sie wollen einen Mann aus sich schmieden und haben Ihre Erkenntnis zum Rotglühen zwischen zwei Feuer geworfen statt in eines.

Was ist mit Ihnen? Was wollen Sie? Philologe werden? Es wäre das Angemessenere für Sie, denn Sie sind Dichter. Ihr Werk über die altchristliche Kunst wird rührend schön werden.

Kommen Sie mit uns in die stillen Sommertage der Rebenhügel und in jene Nächte, die kaum zum Schlafen geschaffen sind, sondern zum Hinausträumen nach dem Sternenhimmel. Wir werden tapfer und treu nebeneinander gehen und das große Rätsel überwinden, was aus Ihnen werden soll: Kunstgelehrter oder Arzt."

Othmar sah die herrliche Frau voll Glück und Weh an. Sie hatte mehr Mut als er, der zu verzagen begann, ob sie beide im schwülen Versteck der Rebenlauben rein und stark bleiben könnten. Er sehnte sich mit Stahldrahtseilen in jene Weingärten und nach der Frau, welche ihm die erste war auf der ganzen Welt an Schönheit und Klugheit.

Aber er wußte auch: Dort in den Reben, dort in den Wäldern, dort in

den klassisch naturnahen Auen, bis zu denen einst heitere Antike ohne Heimweh hinaufgegriffen hatte (denn ihre Heimat war, so weit die Edelkastanien wild gediehen), dort, wo heute noch Pan die betörende Rohrflöte bläst, dort würde sie das wilde, süße, heidenfreie Verlangen inniger Zeugungslust aneinanderziehen: Leib an Leib, sündlos jauchzend über die Entdeckung des Nackten.

Alle Jahre werden dort Mosaiken aus heidnischen Villen aufgedeckt, mit Bildern von glückseliger Verführungskraft. Wenn sie ein solches sahen und sich dann in die Augen schauten?

„Nein, nein;" sagte er, und jenes Wort war ein widerwillig bewegter Felsblock.

Sie aber stand abgewiesen, und die klugen, grauen Augen schwammen voll törichter Tränen.

Othmar verbrauchte seine letzte Kraft, um von diesem ihm gänzlich hingegebenen Weib, das vor ungenützter Schönheit und Liebe unklug geworden war, Abschied zu nehmen; einen bloßen langen Händedruck. Dann, auf der Straße, begann die neue, böse, verzehrende Zeit der Glücksferne.

In den verlassenen Baumwegen des Stadtparkes huschte ihm schon das Raunen der Sehnsucht über den Pfad.

Frau Else war fort, Frau Else war fort.

Die neben ihm gestanden und mit dem leisen Druck des biegsamen Körpers geflüstert hatte: Dies ist alles dein. Die sonst so ungetrübte Heiterkeit, die um ihn wie ein unvernünftiges Kind geweint hatte. Die Schlankheit, die ihn gerne umschlungen hätte und nicht sollte, die herrliche klare Klugheit, die für ihn heiß, fassungslos und verliebt sein wollte.

Und er hatte ohne das alles zu leben gedacht?

Da begann es in ihm zu brennen.

Zuerst besuchte er einen weichen Wiesenfleck unter einer Buche in den Bergen hinter Sankt Peters Dorf, auf dessen zartem Grase sie einst gelegen. Als sie aufgestanden war, hatte Kantilener bemerkt, daß eine süße Form in den nachgiebigen Halmbüschen abgedrückt geblieben war. Dort ging er hin und vergrub das Antlitz in das längst wieder aufgestandene Grün und suchte mit den Lippen nach der Formung, die einstmals hier gewesen war.

Damit hatte das Leiden begonnen.

Stundenlang saß er dann und schaute ihr Bild an, Zug um Zug, Linie nach Linie. Als ihn aber einstmals die wilde Inbrunst packte, sie genau ab-

zuzeichnen, wie sie da saß, die Arme in weicher Versunkenheit niederfallend, den Blick ins Dunkle, — ganz stillhaltend vor Erwartung, als es ihn faßte, sie genau nach allen Linien abzuzeichnen, nur ohne Kleider, — da erkannte er, wie weit schon der Brand in ihm gefressen hatte, und er rang und kämpfte von neuem.

Er suchte das Heim der Gesundung auf. Aber das lag einsam und träumte im Sonnenschein des arbeitlosen Sommers. Wenige stille Menschen wohnten hier und bedurften kaum körperlicher Pflege.

Zu allem Unerleidbaren kam alle vierzehn Tage ein Brief von ihr mit den magischen Worten: Ich warte ...

Er aber konnte nicht das Brot des Mannes essen, dessen Frau er liebte. Daß sie das nicht begriff!

So starb er vor Sehnsucht im stillen Sonnenschein des schweigenden Sommers jener baumumträumten Stadt. Und Bohnstock kam zu ihm und drang und fragte: „Ruft sie uns nicht? Warum ruft sie uns nicht!"

Was hätte er ihm sagen sollen? Daß durch seine wilde Sehnsucht der Jubel durchbrach, weil Frau Else niemand rief außer ihm, und lieber einsam blieb, als daß sie andere Männer neben sich litt?

Schweigend und gern aber ging er mit dem ahnungslosen Künstler wie einst die wehmütigen Wege der Urgeschichte ihrer Liebe, und die Birke mit dem geliebten Namen galt ihnen als vollwertiger Ausflugsort. Auch das war süß.

Da war doch einer, der litt heißeren Durst als er und war ganz ohne Hoffnung. Da war doch einer, der ihm Lieder sang in bösen Stunden wie einst David dem langsam verderbenden Saul; Lieder, bei denen er sich manchmal fassen mußte, um nicht in Zorn über ihre Wünsche emporzuschnellen und den Speer nach dem Sänger zu schleudern. Schön aber war es doch; aufregend schön.

Bohnstock nämlich, der war nicht hoffnungslos in Gedanken an die lichte Frau. Er hatte vor den Theaterferien seine Oper fertiggestellt und dem Direktor gegeben; und der hatte mit festlichem Handschlag versprochen: „Noch vor Weihnachten hören wir sie!"

Und Bohnstock hatte ein mächtiges, heißes Werk geschaffen; leidvoll schön in der Handlung, hinreißend in vielen seiner Töne. Wenn dann im fassungs-

losen Jubel der hingeschmetterten Zuhörer die Bühne dröhnte, was würde die leuchtende Frau in ihrer Loge empfinden?

Es galt doch alles nur ihr!

Das war es, was Kantilener quälte. Der Freund gab ein Kunstwerk, vielleicht ein unsterbliches, für seine Liebe. Und was konnte er selber geben?

Daß er sich, seine Ideen und seinen Wert verloren hatte, war doch sterbenstraurig. Bohnstock wuchs zum Künstler, er sank zum Beladenen, zum Unfreien herab. Er ward wie jene, welchen einst sein grollender Schmerz galt, und die er hätte heben und erleuchten mögen, damit sie glücklich seien wie er.

Das war nun glückliche Liebe? Sie zehrte an ihm mit hundert gierigen Wünschen, — eine Raupe, welche Tausende von Blüten und Früchten fressend zerstört, — um Schmetterling werden zu können; der farbenglühende, kurzlebige Falter dreier heißer Tage!

„Spiel mir dein Werk vor," drang er in den Freund.

Und er führte ihn in seine helle Stube zu Geige und Klavier, wo sich täglich ein tapferes Leben in Tönen Reinheit erkämpfte. Beklommen ließ sich Kantilener nieder.

„Ich habe dennoch deine indische Fabel deutsch gemacht," sagte Bohnstock, glücklich in den Partiturfetzen blätternd. „Der Orient, das war mir nur ein leise vorbeiwehender Jugendtraum, daß mein Kinderbett ja eigentlich in jüdischem Hause gestanden. Aber die Milch, die ich trank, der Boden, darin ich wuchs, der Sturm, der mich die Töne lehrte, die Seele, die mir geschenkt wurde in langen Kämpfen, die sind deutsch!

Und nun höre. Es ist die alte Geschichte vom Schelm von Bergen, nur daß sie tödlich endet."

Es spielte, die Musik zischte und brodelte. Heimo, der Sohn des Henkers, muß das Richtschwert schleifen in der Nacht vor einer Hinrichtung. Er singt ein düsteres Lied: „Schwert, was alles könnte ich wirken mit dir!" Und er schleift die abgeschnittene Spitze des Henkerwerkzeuges scharf, sodaß ein Ritterschwert entsteht. Damit flüchtet er in die Nacht hinaus.

Und dann seine Taten in Luthers Tagen zur Zeit der Bauernkriege. Und wie er den Herzog von Schwaben errettet, und als Edelmann dem Blutgericht zusehen muß, zu dem der Herzog Heimos Vater, den Henker, bestellte... Und so fort durch bangen Druck, durch die Angst der Abkunft, durch die

Sehnsucht, edel, frei und groß sein zu dürfen, — bis ihn das Schicksal wieder zurückstößt in den Abgrund, aus dem er sich gerungen!

Mit jagendem Blut hörte Kantilener zu . . . Ein Erstlingswerk! Viel Erstaunliches und viel Musik, die in die Seele jenes Liedes der Not und Enterbung griff. Herrliche Laute; aber dann wieder Ringen und Mißlingen. Kaum wollte die goldene Ader an den Tag, kaum jubelten die Töne der Instinktmusik, des längstverschollenen Wunders innerlicher Charakteristik auf wie Sonnenstrahlen, da fuhr die tückische Wolke nachwagnerscher Vernunftmacherei darüber, und statt daß sich wie am Fronleichnamsmittage die geheimen Schätze von selber hoben und alle Tiefen offen lagen, überwältigend voll Reichtum, statt dessen ächzte der gequälte Spatenstich, die Pikenarbeit des Talentes. Mühsame Schatzgräberei mit technischem Werkzeug . . . O du verschüttete, deutsche Musik!

Auch hier war das Göttliche verschlackt. Traurig erhob sich Kantilener und nahm die Hand des von seinem Werke glühenden Freundes.

„Bomsel," sagte er, „in deinem Opus rauscht zwar oft der alte Schloßbrunnen von Mirabell, aus dem Mozart die Wunder seiner Einfälle erlauschte, und manchmal dröhnt auch das Grollen des Zornes, das Beethoven sich aus den Wetterwolken holte.

Du bist deutsch unbewußt, und deutsch groß, wie es das zerrissene Vaterland vor Anno Siebzig war. — — — — Muß denn die deutschkleinliche Administration, die Ökonomie und Rechenwirtschaft nach Anno Siebzig unbedingt auch in die Musik hinein?"

„Ich verstehe dich nicht," sagte Bohnstock beklommen. Und Kantilener erklärte: „Ich meine: eine Idee, an der man den Feilstrich der Denkarbeit nicht sieht, ist am gottnächsten. Klügelei und sogar Vernunft muß weit unter ihr liegen bleiben, wie Apparate, die den Luftball füllten, aber nicht mit aufsteigen dürfen. Wenn deine Musik das Knautschen des Schmiedeblasbalges hinter dem Lied eines Schwertfegers braucht, so muß dieses Fauchen Musik werden, nicht Geräusch bleiben. Höre doch, wie hübsch Wagners Spindeln durch das Holländerlied kurbeln!" Und er trat ans Klavier und versuchte das Ramseln der Spinnräder wiederzugeben.

Gedankenvoll blieb Bohnstock stehen. „Vielleicht gefällt uns die Technik zu gut," dachte er nach. „Da hat neulich einer das Fagott als Onkel, die

Klarinette als Tante und das Pikkolo als Baby erklärt. Vielleicht schätzen wir das Virtuose mehr als den geheimen Gehalt und den Instinkt?"

„Wie in jeder Verfallszeit," sagte Kantilener.

Traurig blieb Bohnstock an seinem angezweifelten Werk zurück, griff da und dort Onomatopöien heraus und quälte sich . . . Kantilener aber ging fort, zum erstenmal befreit aus der betörenden, stets neu geträumten Umringung in Frau Elses schlanken Gliedern. Um so schwerer ging ihm die Not deutscher Musik zu Herzen. So starb einst auch die italienische bildende Kunst, klagte er. Sie wollten bewegter sein als Michelangelo und verrannten sich ins Flatterige, indem sie dem Steine aufzwangen, was nicht des Steines war, und in der Malerei waren sie nach Tizian überglücklich, nur technisch sein zu dürfen. Der Leib glaubt so leicht zu siegen, wenn keine ringende Seele in ihm klagt und verzweifelt.

Der halbmißlungene Aufflug des Freundes hatte ihm, durch schmerzliches Nachsinnen, wieder etwas vom Glück der Gedankenreinheit gegeben, und Kantilener arbeitete sich langsam in das verlassene, helle Luftreich zurück, aus dem er schon tief gesunken war.

Schwer nur, und mit heißen Rückfällen. Die bildende Kunst mußte er gänzlich meiden. Aus der schönsinnlichen Körperlichkeit rief es ihm doch nur zu, daß Frau Else noch viel schöner sei. Dagegen suchte er Vollrat um so häufiger auf, und wahrlich kühlt kein Eis die heiße Stirn eines Fiebernden so wohlig, wie gesunde, sichere Vernunft die erregten Sinne beruhigt. Schon der durchgearbeitete Vernunftstil der Sprache des ruhigen Vollrat tat ihm wohl.

„Arbeite", riet ihm Vollrat und arbeitete selbst mit ihm. Die Gesundungsideen des Schwärmers fanden an der Wissenschaft des klugen, jungen Arztes ein ausgezeichnetes Probemittel; beide stritten, prüften, nahmen voneinander an und lernten. So kam Kantilener zwar seelisch wenig vorwärts; als Arzt aber lernte er mehr, als in so wenigen Monaten möglich schien. Damit verging der Sommer, und Kantilener verlor sich nicht in der Verwilderung aufgehetzter Sinnlichkeit wie einst O'Brien. Der tiefe Schmerz am Versagen des Talentes Bohnstocks war sein Glück gewesen. Die heilloseste aller Leidenschaften hatte diese glücklich abgewogene Menschennatur nicht gänzlich hinabreißen können. Langsam und fleißig arbeitete er sich wieder

zu einem Nachhall der Ruhe zurück, die ihm ehedem so göttliche Heiterkeit geschenkt hatte. Er besaß das große Talent, einen quälenden Gedanken kurzweg abschütteln zu können, und so tat er jetzt oft, oft mit Frau Else. „Wir wollen nichts von ihr wissen, solange sie fort ist."

In ihm aber saß dennoch ein Heimliches, das sich dachte: wehe aber, wenn sie kommt!

Wigram, der hatte zu Beginn dieses selben Jahres seine wunderbaren Briefe in furchtbarer Erregtheit und voll heißen Zornes weitergeschrieben. Auf die Märkerrede des Kaisers hatte er in einem grollenden Rügebrief gefragt: „Soll ein deutscher Kaiser im eigenen Land Leibwachen aufrufen, deren er einst nur in Welschland bedurfte?

Ist das Volk da, dem Willen des Kaisers zu dienen, oder der Kaiser dem Willen des Volkes? Wenn die deutsche Seele über dem Umsturz sänne, wozu diente das Haupt, als dieses Sinnen weise zu lenken? Das ist die Größe des Herrschers, daß er überwindet, was umdünkelte Erziehung der Höfe an ihm sündigte, daß er in das Volk horcht, um sich selber an diesem neu zu erziehen. Der Wille ist des Volkes, die Ausführung ist des Kaisers.

Wie die Seele des Genies war jene des deutschen Volkes von je. Niemals einig mit sich, stets neubildend, stets kämpfezerrissen, stets im Sturme das Gleichgewicht suchend. Unser Volk ist wie jenes von Babel, immer bereit, hundertzüngig nach allen Seiten auseinanderzugehen und die Erde zu besiedeln, weil seine Seele wie die Weltseele ist, voll tausendfältiger Möglichkeiten!

Kein Kaiser muß so groß sein wie jener, welcher diese Volksseele leiten soll; in ihm muß wahrlich das Göttliche sein, welches ist: Allverständnis.

Stamm- und Parteihäuptling, wer eine Leibwache braucht!"

Mit diesem Brief hatte Wigram den Rausch seiner Seele in verzehrenden Brand gewandelt.

Wie jene großen, französischen Troubadours erhob er sich gegen den irrenden König in kecken Rügeliedern, die bis zur Verdammung gingen. Nun würde er wohl nicht weiter im Verborgenen bleiben! Auf solche Briefe müßten sie ihn durch das Auswärtige Amt anklagen, wenn die Wahrheit ihnen weh täte. Es war eine Wonne, sich verfolgt zu fühlen.

Und, wunderbar genug! Im Vorfrühjahr, nicht eine Woche, nachdem jener Brief gewirkt haben mußte, gebrauchte wahrhaftig der Kaiser ein Wort, welches auch dem nüchternen Beobachter Verwunderung entrissen hätte.

Wie als eine stolze, kühle Abweisung der Worte Wigrams klang die Mahnung des Kaisers an die Darstellerin von „Seele, die Jungfrau“ in der quäligen Magisterallegorie Willehalm, deren Probe der Kaiser beiwohnte: „Sie dürfen in dieser Rolle nicht lächeln. Die deutsche Seele ist tief ernst, — und sie ist aus einem Gusse. Das muß sich in Ihrer ganzen Haltung und sogar in Ihrem Gewande ausdrücken!“

„Hahahaha!“ lachte Wigram verzweifelt auf und schlug auf die Zeitung, in welcher er gelesen hatte, so daß die Gäste des Kaffeehauses erschrocken, unwillig oder höhnisch nach ihm hinüberschauten. Er bemerkte es und zwang sich zur Ruhe, aber in seinem Inneren kochte es. In den wartenden Märzabend stürzte er hinaus.

„Soll ich ihn aufgeben? Soll ich verzweifeln?“

Es war wirklich wunderbar und konnte einen phantasieerhitzten Menschen bis zum vollen Wahn der Tatsächlichkeit reißen: wenige Tage später stiftete der Kaiser dem deutschen Heer die gemeinsame Kokarde, und bald darauf erklang es in der Anrede an die Studenten wie eine Kritik der Briefe des jungen Wigram, der vor kurzem selbst noch Student gewesen: „. . . sorgen Sie vor allem auch dafür, daß im Volk nicht so genörgelt werde, wie es jetzt leider so viel der Fall ist.“

War das nicht ihm gesagt?

In schweren Kämpfen ging er durch die großen, ernsten Baumhallen seines geliebten Stadtgartens auf die einsame Bergklippe mitten im Brausen der Stadt, um zu denken: soll ich ihm noch schreiben? Was kann ich ihm sagen? Ist meine Welt nicht ein anderer Planet als jener, auf dem er atmen und wollen lernte?

Die Bäume standen in verzauberter Stille, und nur die Amseln jagten sich im braunen Blätterschlachtfeld des Vorjahres schäkernd und raschelnd; es schoß abermals die Liebe in die Natur ein. Feierlich und mild war der Tag, und seine sanfte, ernste Gestimmtheit erfüllte die willig offene Seele des Wanderers.

Dann schrieb er oben, in seiner Nische unter der alten Bastei.

„Mein letzter Brief ist es, Majestät. Ob Sie über meine Welt hinaussehen, ob Sie stark sein wollen, ohne weiter zu fragen, was außerhalb des Hauses wächst, das sie sich selbst gebaut haben, — ich weiß es nicht. Aber mein Bekenntnis ist ausgesagt, und Sie sprechen das Ihre weiter.

Sie haben die Studenten angerufen als Helfer gegen ein nörgelndes Volk. Wehe, wenn die folgten, und wehe schon, daß sie sich anrufen ließen!

Denn der Jugend bestes Teil ist Widerstand; Widerstand gegen eine Welt, welche nicht sein soll, wie sie ist. Wer soll sie besser machen, wenn die Zukunft, das frohe Schmiedefeuer neuer Waffen, wenn der, dessen Ehrentitel zu deutsch heißt: der Lernende, wenn der wie der müde Gott am siebenten Tage um sich schaute und sagte: Alles ist gut!?

Ist es nicht schöner, eines trotzigen Volkes Kaiser zu sein als der Bauerngott willenloser Dumpfheit? Deutsches Kaiserdiadem, das war von je die Dornenkrone unausrottbaren Kampfes, das war der Segen: verzehre dich, reibe dich auf und lebe das höchste Mannesleben dieser Erde. Wie gewaltig! Wie erhaben und würdig ist es, eines Halbgottes zwölf Arbeiten zu verrichten!

Jedoch, es kann nur d a s eines kämpfenden Kaisers Los werden: entweder ist der ganze Besitz um ihn geschart, auch die Alternden von jenem, der sich geistig nennt, und abseits ballt sich in drohendem Harst die Jugend, um neue Besitztümer ohne oder gegen den Kaiser zu erkämpfen. Oder er ist ein Herzog der Jugend — dann hat er alle totgemästeten Ideale gegen sich, zusamt der Philisterei.

Will er mehr sein als das, will er dem Göttlichen nahe und des ganzen Volkes Wille sein, dann horche er nie auf Jubel und Hymnen: sie werden von je nur der Macht gesungen. Die Lästerung, der Spott, das geheime Gelächter des Volkes erlausche er, und fest presse er sich die Dornen dieses Diadems in die Stirn, damit sie sich bis in seine Gedanken bohren.

Das Fleisch der Heiligsten brauchte Kasteiung; wieviel mehr der Stolz eines Kaisers!

Sie ist nicht gut und schön, diese Welt! Kein anderes Zeichen aber ist ihr mehr gegeben als das des Propheten Jonas. Ihre Besten speit sie von sich, und nur jene können rufen: Seht, so ist diese Welt, welche außerhalb ihrer Ordnung stehen und nicht ihre Kinder sind, sondern Kinder Gottes.

Die Jugend steht noch außerhalb dieser Welt und erkennt keine Marktwerte. Heilig, was sie, die Grollende, ruft! Der Zorn der unbesitzenden Jugend und ihr Spott; sie sind die Stimmen der unbesieglichen Zukunft. Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Und diesmal unterschrieb er sich voll, mit Namen, Stand und Wohnort.

Als er diesen allerletzten Brief entsendet hatte, zwang sich Wigram zu stiller Resignation.

Aber wer hätte ohne Hoffnung leben können, der schon durch Jahre so sehr dem wahnvollen Reiz des Hinhorchens auf geheimnisvollen Widerhall verfallen war? Ein schmerzensvolles, heiliges Kämpfen war in Wigram gegen die eigene Hoffnung, und stets unterlag er ihr, von welcher er besessen war.

Aber die Stimmen aus der Ferne schwiegen. Nichts enttäuschte den Wahnbefangenen, und nichts regte ihn auf, was von außen kam. Der Kaiser schien stiller geworden, oder es fiel Wigram nicht mehr so sehr auf, was er sagte. So ging es durch den Frühling in den Hochsommer. Man schien ihn nicht gehört zu haben ... er hätte ebensogut Briefe an den lieben Gott schreiben können. Vielleicht sogar wäre das besser ... Es wäre doch ein philosophisches Werk daraus geworden.

Schön aber war es doch gewesen!

Da, mitten in das halb bittere, halb stolze Hinkämpfen zur Erkenntnis kam Nachricht, Antwort; berauschende Antwort!

Freilich, nur ein Geheimrat aus irgendeinem Ministerium schrieb! Aber man hatte gelesen! Man mußte ergriffen worden sein ... es wäre ja auch unmöglich gewesen, anders!

Herr Doktor!

Die erprobte altpreußische Organisation hat es nie verschmäht, sich der Dienste von Männern aus aller Welt zu bedienen, wenn sie die Sache unseres Staates zu ihrer eigenen zu machen wußten.

Aus Ihren Briefen an die Person unserer allverehrten kaiserlichen Majestät spricht trotz aller Bizarrerie, trotz seltsamer und nur einem jugendlichen Schreiber zugute zu haltender Anschauungen so viel Liebe und Anhänglichkeit an die, allerdings mit seltenen Herrschertugenden begabte Person kaiserlicher und

königlicher Majestät, daß die Hoffnung nicht ganz von der Hand zu weisen ist, Euer Wohlgeboren würden für die Dienste dieses Herrschers nicht nur Ihre gesamten Kräfte einsetzen, sondern auch das Maß weiser Unterordnung in den klug geregelten Apparat des Staates zu finden wissen.

Erfreulich in dieser Hinsicht war Ihr Versprechen, daß der etwas ungemessene Brief über die Opposition der Jugend, und wenn wir recht verstehen, auch gewisser satirischer Preßerzeugnisse, das letzte Unterfangen dieser Art sein soll, welche sich mit der hier geübten und zum Besten des Staates genügsam erprobten Disziplin allerdings nicht vereinigen ließe.

Wie man hierorts erwogen hat, wäre eine Dienstesverwendung Euer Wohlgeboren im Ministerium für Kultus und Unterricht in Betracht zu ziehen, wobei etwa bei Umgehung der untersten Dienstesstufe Euer Wohlgeboren durch gnadenweise Verleihung des Assessorranges der Beweis geliefert werden könnte, daß Seine Majestät auch eine gesinnungsvolle Opposition zu schätzen wissen.

Für den Fall einer ernstlichen Bewerbung Euer Wohlgeboren um Verwendung in oben angedeutetem Bereich wollen sich dieselben am achtundzwanzigsten August laufenden Jahres im Gebäude des genannten Ministeriums Zimmer Nummer ... melden und Ihre Standesdokumente sowie sämtliche ausschlaggebende Prüfungs- und andere Zeugnisse behufs Vorlage mitbringen.

Berlin, am 15. August 1897.

Folgte der Name irgendeiner Exzellenz mit Amtsstempel.

Wigram ließ das Blatt sinken und schaute um sich. Er war in seinem Zimmer, in seinem puritanisch einfachen Zimmer mit den Eisenmöbeln und kahlen Wänden und träumte nicht. Also dennoch!

In seiner Art zwar, aber gehört hatte er ihn.

Wigram war ein Mensch, dem alles Großgedachte Poesie war: Selbst eine Eisenbahnbrücke, eine Maschine. Darum fand er nichts Ernüchterndes an dem Kanzleistück, das ja weit, weit über alles ging, was er jemals einer Beamtenfeder zugetraut hätte. Er rannte, und riß seine Konzepte an den Kaiser heraus. Wie im Fieber überflog er sie!

Unglaublich! Das hatten sie ihm hingehen lassen! Glaubten sogar, er sei für die Dienste jenes Staates brauchbar? Was für ein seltsamer Mann, dieser Kaiser! Wenn das nicht Größe war, erdrückende Größe ...! (Fortsetzung folgt)

Rundschau

Ibsen, Björnson, Brandes

Wenn sich Herr Georg Brandes in letzter Zeit so emsig bemüht, die Welt von der Feindschaft zwischen Ibsen und Björnson zu überzeugen, und deshalb gelegentliche Aeußerungen zur Beleuchtung dieses interessanten Themas ausgräbt, so weiß man oben in Skandinavien, wo man Herrn Brandes innersten Charakter genau kennt, daß er nicht aus aufklärenden, literarischen Gründen schnüffelt und wühlt und halbvergessene und verschimmelte Gespräche an das Tageslicht zieht.

Georg Brandes bleibt sich treu — in seinem Haß, den er seit der großen Fehde auch reichlich über Björnstjerne Björnson ausgeschüttet hat. Daß seine Bemühungen, besonders herabwürdigende Äußerungen Ibsens über Björnson zu berichten, nur darauf ausgingen, dem letzteren zu schaden, bezweifle ich allerdings; in jüngster Zeit ist seine Liebe für die Familie Ibsens nicht so übertrieben gewesen, daß er nicht gleichzeitig wünschen könnte, auch nach jener Seite einen kleinen Tropfen Bosheit zu spritzen. Solange sich seine Wirksamkeit nur auf private Kreise erstreckte, konnte man sich darauf beschränken, unter der Hand auf die Art dieser Wirksamkeit aufmerksam zu machen. Die Verhältnisse bei uns sind so klein, daß das genügte; und in Skandinavien schadet Georg Brandes auf die Dauer wohl keinem mit seiner eifernden Zunge. Wenn er sich aber erlaubt, seine Gehässigkeit in volles Licht setzen zu wollen, und wenn seine danach gefärbten Berichte obendrein über die Grenzen in das Ausland gehen, dann wird es zur Pflicht, ihm nach bester Erkenntnis und nach besten Kräften entgegenzutreten.

Den großen Künstler, den großen Meister müssen wir alle in Georg Brandes bewundern. In aller Bescheidenheit habe ich trotz seines bösen Willens gegen meinen Vater vorkommende Gelegenheiten benutzt, um voll und klar auszusprechen, daß ein Zusammensein mit ihm fast immer ein Erlebnis sei, das einen noch lange nachher mit Geist umsprühe, trotzdem seine Worte meist eingerahmt von Bosheit und erregten Anzüglichkeiten hervorsprudeln. Er gehört nicht zu denen, die gern schonen; er opfert gern die meisten Menschen und wohl auch einen Teil der Wahrheit, um einen glänzenden, äußerlichen Treffer zu erzielen. Welche Lust bereitet es ihm, kleine oder große, sich wie im Spiel tummelnde Indiskretionen aus seinem überfüllten Bassin zu angeln, wenn er damit die Lacher auf seine Seite ziehen kann. Georg Brandes ist ein Mann, der sehr von sich selbst durchdrungen ist, wozu er ja auch ein Recht hat.

Man könnte sagen, daß er, der die entgegengesetztesten Urteile in wechselndem Humor von sich schleudern kann, an den Professor Tygesen in meines Vaters Lustspiel „Geographie und Liebe" erinnere, wenn er die Aussprüche anderer zitiert —: „Worte laufen so gern nach eigenem Belieben herum".

Und deshalb sollte Georg Brandes nicht dasitzen und Ibsens und Björnsons kleine gegenseitigen Böswilligkeiten zur Aufbewahrung für künftige Geschlechter auf Stecknadeln spießen. Wären es noch leichte Schmetterlinge, — aber er sucht sich die ärgsten Schmeißfliegen heraus.

Wenn er jetzt das Unvorteilhafte anführt, was Ibsen über Björnson gesagt haben soll, wo er doch ebenso wie wir

andern weiß, daß jener auch das Gegenteil gesagt hat, so bleibt es unfaßbar, daß ihm als klugem Mann nicht klar sein mußte, das Volk könnte danach höchstens zu der Meinung kommen, Ibsen sei nicht immer konsequent gewesen. Selbstverständlich war er das ja auch nicht immer.

Ibsen und Björnson sind aus einem Stoff gemacht, der in starken Stimmungen wechselt und die Farbe des Augenblicks annimmt, — anscheinend! Aber wo sie über der Situation stehen, wo es gilt, ihr eigenes Ich zu zeigen, da sind sie unverrückbar. Muß man das Georg Brandes erst sagen? Durchaus nicht! Er weiß das innerlich sehr gut; aber in seiner eifrigen Lust, zu schaden und Sensation zu erregen, traut er uns zu, daß wir so denken — und reden würden, wie er es wünscht. Wir alle im Norden kennen ja den großen, sehr kleinen Mann Georg Brandes.

Er hat, wollen wir sagen, eine liebliche Phantasie, besonders dort, wo er voreingenommen ist. Und überhaupt: Zitate nach so langer Zeit...? Gesetzt, sie seien korrekt; aber aus der Situation herausgerissen, aus der Umrahmung zufälliger Laune hervorgeholt, werden sie unwahr. Das wissen wir alle. Wozu soll das alles dienen? In dem Gespräch mit Ibsen über Björnson, das Georg Brandes berichtet, erfahren wir nichts von den selbstverständlich unparteiischen Bemerkungen des letzteren, die Ibsens Erwiderungen hervorgerufen haben. Es sind mehrere Menschen sehr eifrig bemüht gewesen, Zwietracht zwischen Ibsen und Björnson zu säen. Ob Georg Brandes es wohl an solchen Effekten hat fehlen lassen? — Trotz aller dieser Versuche hat der leidende Ibsen, als er von Björnson an dessen siebzigstem Geburtstag aufgesucht wurde, zu diesem gesagt: „Ich sitze hier und denke zurück — das einzige, was ich jetzt tun kann —, und da finde ich, daß du unter allen der bist, den ich am liebsten gehabt habe."

Endlich, wenn das noch erwähnt werden soll, liegen mündliche und schriftliche Worte von Björnson voll höchster Bewunderung für Ibsen vor, die aus einer Zeit lange vor jener stammen, da Brandes Ibsen „entdeckt" hatte. Ibsen aber hat mir persönlich so schöne Worte über Björnson als Künstler und Menschen gesagt, daß ich fast erröten müßte, wenn ich sie öffentlich wiederholen wollte. Freilich ließ er über dasselbe Thema auch kleine Infamien fallen, — da war er zufällig übel gelaunt.

Ich könnte ja auch das zitieren, was Ibsen zu Zeiten zum Beispiel über Brandes geäußert hat, oder ich könnte die kleinen Bemerkungen, die Brandes mir gegenüber über Ibsen gemacht hat, wiederholen. Soll das so weitergehen? Ich glaube nicht! Mir würde es wie eine Herabwürdigung erscheinen. Etwas anderes wäre es, wenn eine künstlerische oder moralische Notwendigkeit vorläge, es zu tun. Dafür aber fehlt, wie wir wissen, jedes Fundament.

Solange Ibsen lebte, hat Brandes, soviel ich weiß, mit seinen Aufklärungen geschwiegen. Könnte er nicht auch weiterhin so taktvoll sein? Es würde ihm nicht schaden.

Björn Björnson

Bahnhofverbot



Es sammeln sich in jedem Haus wackelige, gebrauchsunfähige Inventarstücke an, die man abzuschieben vergißt, und in jedem Staat viele wurmstichige Verordnungen und grundsatzlose Grundsätze. Altes Zeug auszuscheiden, ist häufig die nützlichste Tätigkeit einer gesunden Staatsverwaltung. England hat neulich unter zweiundsechzig Gesetzen auch eine

Bill verabschiedet, durch die das Vorrecht der privilegierten Bahnhofdroschken aufgehoben und jedem Vehikel erlaubt wurde, Reisende zum Bahnhof zu holen und zu bringen.

Preußen hat auch noch eine Art privilegierter Bahnhofdroschken. Es dürfen keine Bücher, keine Zeitschriften und keine Zeitungen auf irgendeinem preußischen Bahnhof verkauft werden, denen die Königlich Preußische Eisenbahnverwaltung das Plazet versagt. Man spottet in Berlin über den Index und übt ihn im Brennpunkt des Verkehrs. Die staatliche Eisenbahnverwaltung wacht über das politische und moralische Seelenheil nicht nur seiner Untertanen sondern aller deutschen Reisenden, ja sogar der Reisenden aller Nationen, die durch das preußische Reich fahren.

Der Reisende will sich, festgenagelt auf der Nummer seiner Platzkarte, das Gähnen vertreiben und verlangt von dem ausrufenden Zeitungsverkäufer den „Vorwärts", um sich zu orientieren, was die äußerste Linke von dem neuesten Prozeß oder dem neuen Kurs hält: „Vorwärts dürfen wir nicht verkaufen, vielleicht eine „Zukunft" gefällig!" Nun gerät der Reisende über diese Bevormundung, die ihm vorschreibt, was er lesen und nicht lesen soll, in eine „Simplicissimus-Stimmung" und bittet zur unschädlichen Entladung dieser Stimmung einen „Simplicissimus". — „Simplicissimus dürfen wir nicht führen."

„Nun zum Teufel", fragt man den Zeitungsbengel auf dem Anhalter Bahnhof — „was soll ich denn lesen?" „Kreuzzeitung gefällig? Woche gefällig, kleiner Roland gefällig?" Und dann eine ganze Reihe kleiner niedlicher Schundblätterchen mit allerliebsten Erpresserartikelchen, Denunziationen und Verleumdungen. Dieses Unkraut schießt in die Halme in der Reichshauptstadt, wie ich mich neulich bei meinen Königlich Preußischen Zeitungseinkäufen überzeugen konnte.

Das ist die andere Seite der Bahnhofzensur: Die staatliche Verwaltung übernimmt, sobald sie überhaupt „erlaubt" und „verbietet", eine Art von Verantwortung für alles, was sie **nicht** verbietet. Sie patronisiert, was sie nicht ausschließt.

Sie liefert sich dadurch zugleich übersittlichen Sonderlingen und Zeloten aus. Denn jeder preußische Eisenbahndirektor, und auch der preußische Eisenbahnminister, weiß daß er, **weil** die Verbotsmöglichkeit besteht, von Schnüfflern und Zumutungen zudringlich heimgesucht wird: er soll dies oder jenes Blatt verbieten. Die staatliche Verwaltung gerät derart selbst in die Überwachung des engherzigsten Geistes.

Kann sie diese Verantwortung auf die Dauer tragen, kann die Regierung überhaupt die einzelnen Erzeugnisse prüfen? Und wenn sie nicht das einzelne Blatt prüfen kann — ist dann nicht jedes Verbot ein Widersinn!

Das ist nicht der einzige Widersinn. Berlin verbietet, daß ich in Frankfurt die Blätter kaufe, die ich lesen möchte, ich reise weiter durch Deutschland und kaufe sie — in Nürnberg, in Stuttgart, in München und so weiter! Ist die Königlich Bayerische und die Königlich Württembergische Eisenbahnverwaltung sittlich weniger hochstehend als die preußische? Wie kann man diesen lächerlichen Rest deutscher Vielstaaterei heute auf einem Gebiete durchhalten, wo sie demselben Reisenden, der Deutschland durchfährt, in ihrer ganzen ärgerlichen Komik vor Augen tritt.

Auf die tollste Inkonsequenz aber hat Theodor Barth vor Jahresfrist mit gerechtem Spott hingewiesen — daß dieselbe Eisenbahn die bösen, auf den Bahnhöfen verbotenen Schriften in großen Ballen von Ort zu Ort befördert und aus dieser Beförderung ein lukratives Gewerbe macht! Die Bahn ist Helfers-

helfer zur Verbreitung derselben Drucksachen, an deren Kauf sie ihre Reisenden im Interesse ihres Seelenheils verhindert!

Hart nebenan, vor dem Bahnhof am Zeitungskiosk, erlaubt Gesetz und Staatsanwalt den Bezug eines Blattes, dessen Bezug vom Bahnhofbuchhändler die Staatsgewalt verbietet. Und wer ist die Staatsgewalt? Die zuständige Eisenbahndirektion. Die Direktionen folgen zum Teil gesonderten eigenen und fremden Antrieben. So hat zum Beispiel das streng sittliche Magdeburg — den „März" zwei Monate lang verboten, den Berlin zugelassen hat. Wenn auch die Zentrale auf meine Vorstellung Wandel geschafft hat, so beleuchtet das Vorkommnis doch die ganze Unhaltbarkeit des heutigen sogenannten gesetzlichen Zustandes im führenden Staat.

Dieser Zustand ist irritierend und für jeden, der über ihn nachdenkt, lächerlich. Es wäre gewiß nicht unnütz, wenn auch Fürst Bülow über ihn nachdenken würde in der gegenwärtigen Zeit, in der sogar freikonservativ veranlagte Menschen denken und sagen, man müßte das allzu Rückständige aus der Welt räumen.

Der Bahnhofbuchhändler darf keinen anderen Bedingungen unterstellt werden als denen des Gesetzes, keinen anderen als die übrigen Buchhändler. Dadurch wird die Sozialdemokratie nicht gefördert, wenn der Reisende auch auf dem Bahnhof eine sozialdemokratische Zeitung kauft, die er an jedem Kiosk haben kann. Wohl aber wird der gefährlichen Behauptung, daß die Verwaltungen parteiisch vorgehen, ein wichtiger Beweisgrund entzogen. Was strafbar oder konfisziert ist, das soll auf den Bahnhöfen nicht verkauft werden dürfen. Was nicht strafbar ist, muß auch auf preußischen Bahnhöfen verkauft werden dürfen, Preußen darf auf seinen Bahnhöfen nicht engherziger sein als die übrige Welt.

C H

Verschwörer

Eine balkanpolitische Studie



Es fällt schwer, daran zu glauben, daß es in unserer nach zersetzender Klärung strebenden Zeit noch politische Verschwörer gibt, welche die tragikomischen Attribute, die ganze Travestierung der Verschwörertype öffentlich zur Schau tragen, dabei der Mehrzahl nach die Sache selbst ernst nehmen und auch von der Öffentlichkeit ernst genommen werden. Indes die Anarchisten, Nihilisten, Terroristen, oder wie immer sie heißen mögen, bestrebt sind, alle Zeichen, Merkmale oder äußerlichen Unterschiede von ihrer Umgebung zu verwischen und zu verbergen, gehen die makedonischen Verschwörer in Bulgarien frank und frei, zumeist möglichst gekennzeichnet und auffällig umher, mit dem Bewußtsein, ein bulgarischer Machtfaktor, die Träger des nationalen Traumes vom makedonischen Großbulgarien zu sein. Diese Rolle würde aber gar keines Verschwörertums, keiner Hexenküche, keiner Geheimtuerei, keines Brimboriums geheimer Schrecken bedürfen. Und doch wenden die genannten Verschwörer alle diese Mittel reichlich an.

Die Meldung von der Ermordung des in Europa am meisten genannten Führers der Bewegung, Boris Sarafow, und des minder bekannten Professors Garwanow, der wohl nur mitermordet wurde, weil er sich in Gesellschaft Sarafows befand, weckt in mir Erinnerungen an diese Verschwörersippe, die ich durch ein am Balkan verlebtes Jahrzehnt genauer kennen lernte. Sarafow selbst war zwar einer der wenigen Ungläubigen unter den Verschwörern. Er wußte sehr

gut, daß die ganze innere Organisation — ein Netz von kleinen Verschwörungsherden, das über ganz Makedonien gespannt werden sollte —, daß die Einfallsbanden, deren räuberische Tätigkeit die angeblichen Befreier bei der bulgarischen Bevölkerung Makedoniens fast verhaßter machte als bei den Türken, Serben oder Griechen, gegen die sie aufgeboten waren, daß endlich das ganze auf Terrorismus und persönlicher Rache aufgebaute System der Geheimkomitees, — daß dies alles im Grunde für die Befreiungssache, für die Revolutionierung Makedoniens ganz und gar bedeutungslos ist. Da er aber sah, wie die öffentliche Meinung in Europa das Verschwörertum und die von ihm angefachte Bewegung ernst und wichtig nahm, machte er den Schwindel mit. Und verfeinerte ihn noch, gestaltete ihn mit Äußerlichkeiten aus, auf welche die an die Bedeutung ihres Tuns wirklich glaubenden Genossen niemals gekommen wären. Inzwischen lebte er — immer an Autorität wachsend — flott aus Komiteemitteln drauf los.

Ich entsinne mich noch ganz gut daran, wie ein großes Berliner Blatt seinen Berichterstatter nach Sofia sandte, um Boris Sarafow über die Organisation, den Umfang, die Pläne der Komitees zu befragen. Da ließ er alle geheimen Minen seines Theaterapparats springen. Dem fremden Zeitungsmanne wurde ausnahmsweise und aus besonderer Begünstigung gestattet, einer Geheimsitzung eines makedonischen Verschwörerkomitees anzuwohnen. Da fehlte es denn nicht an fürchterlichen Eidabnahmen vor gekreuzten Jatagans, an Totenschädeln auf dem Beratungstisch und dergleichen mehr. Der treffliche Berliner verstand kein Wort von der bulgarischen Verhandlungssprache und notierte daher nur das, was Sarafow ihm übermitteln ließ. Und was damals und auch später in deutschen, österreichischen, englischen und französischen Blättern stand: über das makedonische Vehmgericht, über die innere Organisation, ihre geheimen Waffen- und Dynamitdepots in Makedonien, — das gehört zum größten Teile in das Reich der Verschwörerfabel, die nur besteht, solange sie Verbreiter findet.

Noch drastischer trat dieser Zug nach Täuschung der ganzen Außenwelt mit den naivsten, gröbsten Mitteln in dem Falle der angeblichen Entführung der amerikanischen Missionärin Miß Stone durch makedonische Räuber hervor. Damals brachte die ganze europäische und amerikanische Presse haarsträubende Schilderungen von den Leiden der armen Missionärin, die in unwirtliche Gebirgsgegenden verschleppt, am Leben bedroht, endlich durch ein in Amerika aufgebrachtes und vom amerikanischen Generalkonsul in Konstantinopel unter tausend Vorsichtsmaßregeln den Banditen ausgefolgtes Lösegeld befreit wurde. Und doch war die ganze Entführung nur eine zwischen der Missionärin, die seit Jahren in einer Missionsanstalt in Bulgarien tätig war und mit der makedonischen Bewegung lebhaft sympathisierte, und einem der Komiteechefs, in diesem Falle Boris Sarafow, verabredete Komödie zur Füllung der damals an bedenklicher Leere leidenden Verschwörerkasse.

Zweifellos gibt es unter den Komitadschis auch gläubige, von der Bedeutung, Wirksamkeit und dem idealen nationalen Charakter ihrer Tätigkeit überzeugte Mitglieder, die immer, den „Dolch im Gewande“, mit unheimlichem Verschwörengehaben einhergehen. Der eben unter der Mörderhand eines Konkurrenten um die Leitung der Bewegung mitgefallene Professor gehörte anscheinend dieser Gruppe an. Mundus vult decipi — ergo decipiatur. Der Verschwörernimbus übte auf alle europäischen Kanzleien seine Wirkung aus.

Auch an eine andere Episode erinnere ich mich, die beweist, daß die Herren

Verschwörer, wenn es die Erledigung von Geschäften galt, den Mummenschanz ganz beruhigt beiseite ließen. Gleichzeitig leuchtet dieser kleine, keinen Zweifel an seiner Richtigkeit zulassende Vorfall tief in das die Balkanpolitik der Großmächte immer beunruhigende Verhältnis der makedonischen Verschwörer zur bulgarischen Regierung hinein. Ein norddeutscher Waffenhändler war nach Sofia gekommen, um Geschäfte in Gewehren und Revolvern abzuschließen. Da ein Abschluß mit dem fürstlichen Kriegsministerium nicht gelang, ersuchte er mich, ihn mit einigen Führern der makedonischen Bewegung bekannt zu machen, denen er eine Partie älterer Ordonnanzwaffen zum Kaufe anbieten wollte. Auch er wurde zu einer Sitzung eines Komitees im Beisein Sarafows geladen. Da war aber nichts von all dem Theateraufputz zu sehen. Wie nüchterne, feilschende Geschäftsleute saßen die verschiedenen Bandenführer und Bombenschleuderer über die vorgelegten Offerten zu Rate. Und als fachmännischer Beirat für das Waffenwesen war ein bulgarischer Artilleriemajor des Kriegsministeriums in Uniform anwesend — offenbar dem Komitee zur Verfügung gestellt, zu derselben Zeit, wo die Sofianer Regierung bei jedem Anlasse amtlich versicherte, sie treffe die strengsten Maßregeln gegen die Komitees, um jeden Einbruch von Einfallsbanden unmöglich zu machen!

Das gehört alles mit zum großen Puppenspiel am Balkan.

Für die innere Disziplin unter den Komitadschis, die eine recht gemischte Gesellschaft darstellen und deren so manche gar nicht um der Leiden der unbefreiten Brüder willen, sondern aus Beutesucht und wegen des Werbelohnes mittun, mag die Komödie der geheimen Todesurteile und des Vehmeverfahrens recht nützlich sein. Morde auf Bestellung sind im Orient übrigens jederzeit vorgekommen. Die Einfallsbanden entziehen sich nach Überschreitung der türkischen Grenze gänzlich der Kontrolle ihrer Entsender. Das Bewußtsein, durch angeblich in jedem Orte der makedonischen Wilajete bestehende Geheimkomitees überwacht zu sein, ermöglicht die Zentralisierung der Bewegung nach einer gewünschten Richtung. Das eigentliche Verschwörertum erleidet durch die Ermordung Sarafows, der in Bulgarien sehr populär war, wohl keine nennenswerte Einbuße. Politiker aus allen Berufskreisen finden sich immer bereit, dort in die entstandenen Lücken zu treten und von Fall zu Fall — wenn es der Politik des mehrfach genannten Balkanstaates entspricht — Anlässe zu Unruhen durch Einfälle in türkisches Gebiet zu schaffen. Die Zukunftspläne des Staates Bulgarien verlieren hingegen in Boris Sarafow einen militärisch geschickten Kenner Makedoniens, der bei einem etwaigen Einmarsch der regulären bulgarischen Armee wertvolle Dienste hätte leisten können.

N. Freiherr v. Stetten

Anekdoten



In seiner Heimat am Rhein lebt Wilhelm Schäfer, und man kennt und schätzt ihn dort, wenn auch nicht ganz von der rechten Seite. Früher war Schäfer einfach ein Dichter; aber je besser seine eindringlichen kleinen Novellen wurden, desto weniger fragte man darnach. Da bewies er, daß Dichter, wenn sie etwas taugen, nicht nur dichten können. Er half den rheinischen „Verband der Kunstfreunde" gründen, dessen Schriftführer und eigentliche Seele er wurde, er gründete die Zeitschrift „Rheinlande", er reiste, hielt Reden, veranstaltete delikate Ausstellungen und wurde mit der Zeit der Mann, ohne den man sich das heutige rheinische

Kunstleben nimmer denken kann, ein Freund und Antreiber, ein Förderer und Kenner, ein unerbittlicher, respektloser Kritiker des Mäßigen und ein Verkündiger des Guten. Und seither genießt er die Dankbarkeit und Hochachtung von Tausenden, die ihm damit gerecht zu werden meinen. Er genießt auch Neid und Furcht, und die freut ihn sicher nicht minder.

Für die Sammlung „Städte und Landschaften"(Krabbe,Stuttgart)schrieb er kürzlich ein Bändchen über den Niederrhein, das weitaus beste der Sammlung. Aber wen interessiert der Niederrhein? Und wen interessiert die Tatsache, daß hier ein Künstler ein Stück Erde samt seinen Städten und Menschen als ein Ganzes erfaßt und gezeichnet hat, mit der Wärme des Liebenden und mit der Gerechtigkeit des geborenen Beobachters? Und wen interessiert es, daß dieser Schäfer zu dem halben Dutzend derer gehört, die mit Bewußtsein Prosa schreiben und mit feinsten Nerven die eigentümliche Rhythmik des Deutschen fühlen?

Es interessiert niemand. Trotzdem plagt es den Dichter von Zeit zu Zeit wieder, ein Stückchen Leben rund und saftig herauszuheben und mit der Feder eine Reihe lebendiger Sätze aufs Papier zu malen. Davon zeugt jetzt sein neues Buch „Anekdoten". Die erste Ausgabe erschien nur für Subskribenten. Eine zweite, für jedermann, steht bevor.

Schäfer hat schon früher kurze, knappe, pointierte Erzählungen versucht und in den letzten Jahren immer wieder solche Stoffe in die Hand genommen. Eine Auswahl der besten gibt das Buch „Anekdoten". Sie haben in der zeitgenössischen Literatur weder Vorbilder noch Geschwister. Aber sie haben doch Geschwister und haben ein Vorbild. Das ist J. P. Hebel mit seinem Schatzkästlein. Dieses große und ehrwürdige Vorbild deutscher Erzählerkunst hat er innig begriffen.

Man kann, wenn man will, in diesen Anekdoten einen Zug zum Klassischen finden, ein beinahe gewalttätiges Stilbedürfnis. Allein das ist nicht die Hauptsache und vielleicht ist es nicht einmal wahr. Es ist eher Naturalismus, wenn der Dichter das harte Nacheinander der Ereignisse unverkleidet und ohne verschönende Übergänge wiedergibt. Es wird besser sein, das Buch gar nicht ästhetisch-literarisch zu beurteilen, sondern zuzugeben, daß hier wie überall, wo ein wahrer Schöpfer am Werk ist, die Welt um eine schöne, in sich vollendete Sache reicher wurde. Und der Dichter, wie jeder rechte Künstler, liebt sein Material und Werkzeug, seine deutsche Sprache. Er geht mit ihr nicht um wie ein Schüler, noch weniger wie ein Lehrer, auch nicht wie ein geschickter Fabrikant, sondern wie ein Liebender, und man fühlt es wohl: ihm haben diese Seiten Seligkeit bereitet. Die wird ihm bleiben, auch wenn die Leser an seinem Garten vorübergehen und seine Anekdoten liegen lassen, wie sie den „Gottlieb Mangold" und den „Niederrhein" haben liegen lassen. Die wenigen, denen dies Liegenlassen ein Unrecht und eine Schande scheint, denen scheint es zu anderen Zeiten auch wieder begreiflich, wie ja am Ende alle Kindereien des großen Kindes „Publikum" begreiflich sind, eben als Kindereien.

H H

Glossen

Hardenprozeß

Moritz und Rina haben sich jetzt vieles zu schreiben. Vielleicht werden sie in ihrer verschnörkelten Redeweise mit abgehackten Geistreichigkeiten auf einige Hintermänner deuten, welche im Hardenprozeß nicht hervorgetreten sind. Der Staatsanwalt machte aus der Affäre ein Rührstück mit versöhnendem Schluß. Alle politischen Momente fehlen; was auch geschehen ist, was auch geschrieben und gesprochen wurde, muß auf die Urheberschaft einer hysterischen Frau zurückgeführt werden. Ihre Krankheit ist erwiesen, ihr Mangel an Wahrheitsliebe ist ärztlich diagnostiziert, und so ist alles wieder gut.

Mit einer ritterlichen Verbeugung vor dem Grafen Moltke klappt der Staatsanwalt die Akten zu, und der Rest ist Gefängnis für Maximilian Harden.

Allen Respekt vor dem sympathischen Stadtkommandanten a. D.; er hat sich jede Anerkennung schon dadurch verdient, daß er in den Qualen dieser zwei Prozesse nicht eine einzige Phrase gebraucht und im rühmlichsten Gegensatze zu Harden nie eine Pose angenommen hat.

Aber so ganz familiäre Tragödie ist die Affäre nicht.

Es ging ein merkwürdiger Zug durch die Reden des Herrn Isenbiel; ganz leise klang es wie Beschwichtigung und Drohung heraus; nicht gesprochene Worte schienen Harden zu ermahnen, jenen anderen, eigentlichen Streit aufzugeben.

In diesem Prozesse gab es immer eine Sache „Rühr mich nicht an", und die Worte des Staatsanwaltes wurden seltsam umschreibend, wenn er im Bogen um diese Sache herumging.

Wem erzählt Herr Isenbiel, daß der Kronprinz als Übermittler hysterischen Geschwätzes am dritten Mai 1907 jene gefeierte, heldenkühne Aussprache mit dem Kaiser hatte? Und das alles, was hinterdrein geschah, dem merkwürdigen Einflusse der Frau von Elbe zuzuschreiben ist?

Müssen wir glauben, daß sich der vorsichtige Harden als Werkzeug einer unbedeutenden Dame so weit vorwagte?

Herr Isenbiel kann uns nicht zu dieser Naivität zwingen.

Das Spiel war anders geplant, aber Fürst Eulenburg hatte eine Rochade ausgeführt.

So wurde Frau von Elbe als Nebenfigur gegen die Nebenfigur Moltke vorgeschoben.

Der Angriff war vom ersten Zuge an lahm; doch konnte Harden im schöffengerichtlichen Verfahren gegen die Hauptfigur losgehen und seine Position verbessern.

Vielleicht bot dies den eigentlichen Grund zum Eingreifen des Staatsanwaltes. Denn so, wie er es erklärt hat, ist es nicht erklärt.

Entweder lag es von Anfang an im öffentlichen Interesse, den Prozeß für Moltke zu übernehmen, oder es lag nie im öffentlichen Interesse. Die Situation hatte sich, was Moltke betrifft, nicht geändert. Den Feldzug gegen Frau von Elbe hätte er selbst zu führen vermocht.

Aber die weit ausgreifenden Beweisanträge Hardens konnten nur dann wirksam bekämpft werden, wenn ein gänzlich neues Verfahren eingeleitet wurde.

Wenn jetzt die gesamte deutsche Presse mit Hohn oder mitleidig Herrn Harden als Opfer der Frau von Elbe hinstellt, besorgt sie die Geschäfte der Staatsanwaltschaft. Und beweist eine recht geringe Findigkeit.

Wer die naive Unterstellung zurückweist, muß darum nicht Harden als patriotischen Gegner der Liebenberger Tafelrunde schätzen.

Er kann das Werkzeug anderer gewesen sein.

Die Franzosen wittern schärfer und suchen Herrn von Holstein hinterm Busche.

Holstein contra Eulenburg, das gibt einen Sinn; Harden als Sprachrohr Holsteins gibt auch einen Sinn.

Und man hätte die Erklärung für tötliche Feindschaften, für grimmige, giftige Fehden, für Angriffe gegen den französischen Botschafter, für Enthüllungen des Kronprinzen.

Als Abschluß der gefährlichen Marokkopolitik Holsteins ist der heimliche Krieg verständlich; als Mache einer Frau von Elbe ist er Blödsinn.

L

Der Schwarzen Mobilmachung

Der Generalstabschef Nuntius Frühwirth ist auf höhere Weisung Roms schon am vierzehnten Dezember nach München abgefahren, weil sich angeblich „große Ereignisse vorbereiten.“ Bisher war sein Amtsantritt auf die Zeit nach Dreikönig 1908 anberaumt. Nun tat Eile not. Es muß nämlich der General Keim umzingelt, aufs Haupt geschlagen und zur Kapitulation gezwungen werden, ansonsten geht der deutsche Bundesstaat aus dem Leim. Die vatikanische Presse weiß genau Bescheid: „Nach Kaiser Wilhelms Ausspruch ruhe Deutschlands Zukunft auf dem Wasser, und darum müsse die neue Flottenvorlage ganz unpolitisch behandelt werden und alle Patrioten in einem einzigen Bund vereinen, alle, die durch die Tat ihre Gesinnung: „Deutschland, Deutschland über alles“ — bekräftigen wollen. Darum dürfe nimmermehr der „Flottenverein“ zur Bekämpfung der verfassungstreuesten aller Parteien, des Zentrums, mißbraucht werden.“ Welch eine Wandlung nach dem markigen Ausspruch des württembergischen Zentrumsführers Adolf Gröber, der im Reichstag gegen das „geradezu gemeingefährliche Treiben des deutschen Flottenvereins wetterte.“ — Direkt gegen den Marineminister Tirpitz und den Fürsten Reichskanzler schlägt das schwarze Blatt: „In Attesa“. Danach begehrt die neue Flottenvorlage viel zu wenig (!); mit solch unzulänglicher Abschlagszahlung könne sich der Deutsche Kaiser unmöglich zufrieden geben! — Gleichzeitig veröffentlichen sämtliche klerikalen Zeitungen Italiens die Adresse der polnischen Frauen im Wortlaut, welche diese an die Universität Oxford richteten, um vor aller Welt wider die Verleihung des zivilrechtlichen Doktortitels an den Deutschen Kaiser Verwahrung einzulegen. Das heißt eine Sammlung von Majestätsbeleidigungen, die unter Brüdern ihre fünf Jahre Gefängnis wert ist. Diesen groben Schmähungen fügt die vatikanische Presse noch die Verdächtigung aus dem Eigenen hinzu, daß die preußische Barbarei gegen die Polen wüte, weil diese treue Katholiken seien. Papst Pius X, der nimmermehr seine edeln und getreuen Polen zertreten lasse, wird als Hort der himmlischen und irdischen Gerechtigkeit gepriesen. —

Den Trinksprüchen Kaiser Wilhelms II und der Königin „Wilhelminchen“ in Amsterdam fügt die „Unione“ die giftige Bemerkung bei: Die „Entente économique“ zwischen Holland und Belgien kann unmöglich dem deutschen Reichskanzleramt gefallen; diese Entente richtet sich gegen Deutschland, in dem jeder auf seine Unabhängigkeit stolze Holländer seinen gefährlichsten Feind erblickt. — Die härtesten Stöße jedoch hat der Fürst Reichskanzler auszuhalten, dessen stündlich zu erwartender Sturz nun schon seit zwölf Monaten prophezeit wird. Dabei erfahren die köhlergläubigen Leser des Jesuitenorgans „La Civiltà Cattolica“ von einer höchst bedenklichen Geschmacksänderung des Fürsten Bülow. Bisher nahm alle Welt an, daß der vierte Reichskanzler der Kunst seines französischen Kochs, Mr Misère, Ehre angedeihen lasse; aber auch dieser milde Zug eines „bon garçon“ ist seit dem verhängnisvollen dreizehnten Dezember 1906 verschwunden: des Deutschen Reiches Kanzler ist seither unter die Kannibalen gegangen, verzehrt Tag für Tag einen „Priester Roms“ und ernährt auch seinen „Block“ mit denselben Leckerbissen. Also schreibt ein Zentrumsmitglied dem Hauptorgan der Gesellschaft Jesu, dem Pio Nono die Würde einer kirchlichen Einrichtung verlieh! — B

Das Recht auf Verwesung

Die preußische Regierung kann sich, wie es scheint, nicht dazu entschließen, die Leichenverbrennung zuzulassen. Wir sind stets bereit, die Motive der Regierung liebevoll zu würdigen. Wir betonen es: liebevoll; wie wir etwa mit gerührtem Lächeln eine Möbeleinrichtung der Biedermeierzeit betrachten. Mit einem energischen Akt der Selbstentäußerung versetzen wir uns in die Seele eines hohen preußischen Beamter und fühlen alsbald, wie uns ein tiefes Mißtrauen gegen jede Änderung des wohltätig Bestehenden, eine herzliche Liebe zu der „guten alten Zeit“ und ein felsenfester Glaube an die Wirksamkeit mechanischer Machtmittel überkommt. Wir gewinnen eine Lebensauffassung und Weltanschauung, die uns das All einer Apotheke ähnlich erscheinen läßt: wohin wir blicken, reinliche Kasten mit weißen Schildern, die über Inhalt und Bestimmung nicht den geringsten Zweifel lassen. Durch einen solchen Seelentausch ergründen wir vielleicht auch, was denn eigentlich die preußische Regierung zu ihrer ablehnenden Haltung gegen die Leichenverbrennung veranlaßt.

Wie es scheint, ist es der Gedanke, daß die Vorstellung einer fleischlichen Auferstehung durch die Verbrennung des Leibes vereitelt wird. Augenscheinlich gibt es immer noch Menschen, die sich gelegentlich eine solche Auferstehung ausmalen; und wer über eine mittelalterliche, in Schrecknissen wühlende Phantasie verfügt, kann allerdings Bilder heraufbeschwören, die der Großartigkeit nicht entbehren. Indessen, solche dantesken Menschen sind heute — Gott sei dank! — recht selten. Denn nicht immer zügelt geniale Dichterkraft die Ausschweifungen der Phantasie, und meist bleibt nichts übrig als ein „wildgewordener Spießbürger“. Wir bekennen also, daß wir Philister sind, und daß die Orgien des Jüngsten Gerichtes nicht mehr auf uns wirken; wir rühmen uns aber auch, daß wir uns der Kannibalenanschauung, die immerdar am Fleische haftet, mehr oder weniger entfremdet haben. Das Wort „Auferstehung“ umhüllt vielleicht manchem von uns eine geheimnisvolle Hoffnung; indessen wir haben darauf verzichtet, uns in Walhall mit Met die Nase zu begießen, und

auch die „jüdische Halluzination“ hält uns nicht mehr im Bann. Für solche Wandlungen des Gefühles ist immer das Theater ein guter Gradmesser, und wer würde heute noch die Gräberszene in „Robert der Teufel“ ernst nehmen?

Der Minister des Innern denkt vermutlich anders. Er ist davon überzeugt, daß wir uns einst alle im Vollbesitz unseres schlotternden Gebeines aus den Gräbern erheben werden, und glaubt wohl auch, daß diese Überzeugung dem Gemeindemitglied nicht entrissen werden dürfe. Dem Volke soll die Religion — en bloc — erhalten werden. Wer die Stunde des Jüngsten Gerichtes nicht mehr nahen sieht, der ist vermutlich auch bald drauf und dran, sich dem Freisinn in die Arme zu werfen. Diesseits und Jenseits sind eben nicht zu trennen; das hat schon jener Leutnant erkannt, der in der Instruktion zu den Rekruten sagte: „Wenn Sie den Fahneneid brechen, so kommen Sie ins Gefängnis und setzen sich auch noch in jener Welt den größten Unannehmlichkeiten aus!“ Darum ist es besser, daß die grobsinnliche Auffassung durch die bisherige Art der Bestattung auch künftigen Geschlechtern als ein wertvolles Erbteil überliefert werde. Wenn wir zu Asche verbrannt werden, so ist es klar, daß sich bei der großen Scheidung in Böcke und Schafe der diensttuende Engel nicht recht auskennen kann, und unzählige Mißgriffe und Reklamationen werden die Folge sein. Die Vorstellung einer derartigen Unordnung ist für einen gutgeschulten Beamten völlig unerträglich. Die Bibel sagt zwar, wir seien von Staub und sollten zu Staub werden, aber Staub läßt sich nicht registrieren, und es leuchtet ein, daß in einem militärisch-bureaukratischen Staate der Gedanke einer allgemeinen, fleischlichen Auferstehung den herrschenden Klassen weit sympatischer sein muß.

Es tritt ferner die Erwägung hinzu, daß die Verbrennung „heidnisch“ ist. Hier gilt es also, eine scharfe Trennungslinie zu ziehen. Wenn sogenannte moderne Menschen zur Verteidigung der Verbrennung anführen, sie sei ästhetisch befriedigender und hygienisch zuverlässiger, so muß man erwidern, daß mit diesen Worten heutzutage viel Unfug getrieben wird, und daß auch solche Verbesserungen gar nicht ins Gewicht fallen, wenn es gilt, einen „frommen Brauch der Väter“ zu erhalten. Überhaupt die Flamme! Sie ist schon an sich verdächtig, aus dem Wort schon züngelt die Revolution empor, und so ist der Kampf gegen das bedrohliche Element, wo es auch sei, gerechtfertigt. Man lasse doch ruhig die Verwesung wirken, die von allem, was da kreucht, mit gutem Appetit gefördert wird; sie erfolgt organisch, und „organisch“ ist ja das Lieblingswort der Konservativen. Quieta non movere! Sie verteidigen das Recht der ungestörten Verwesung auf so vielen Gebieten; warum sollten sie hier eine Ausnahme machen?

Eduard Goldbeck

Berufung

Der Prozeß Hau ist schon ganz und der Prozeß Harden ist schon halb vergessen. Sie haben die deutsche Neugier ein halbes Jahr lang in Atem gehalten.

Nachdem Herr Maximilian Harden unterlegen und von vielen Seiten übermäßig getadelt worden ist, wollen wir uns nicht dabei aufhalten, seine Fehler oder seine Beweggründe aufzusuchen.

Eine Schwäche hatte die Fechterstellung, in der er auslag. Er erklärte, private Intimitäten und perverse Regungen der kaiserlichen Freunde als eine öffentliche Gefahr erkannt zu haben.

zur Abwendung dieser Gefahr habe er gehandelt. Dann aber mußte er den Vorwurf offen erheben und in der Verhandlung festhalten. Denn wenn er ihn nicht festhält, entfällt auch der von ihm selbst geltend gemachte Grund und die innere Berechtigung einer öffentlichen Brandmarkung.

In der Sache selbst war der Hauptgewährsmann eine Frau, die in Scheidungsaufregungen lebte, und die Herrn Harden sichtlich als „Beistand" nahm, um die Drohung auf ihren Scheidungsgegner wirken zu lassen, die in der Einweihung eines Publizisten mit einer gefürchteten Feder lag. Diese Schuld der Frau von Elbe hat sich schwer an ihr gerächt. Sie war der Zeugenschaft nicht gewachsen, in die sie sich verwickelte, als sie Eheszenen plauderte.

Ein Wahrheitsbeweis von Perversitäten ist nicht geführt worden. Im Gegenteil.

Damit entfallen alle die Konklusionen, die gerade hierauf aufgebaut sind, und die dem Fall ein besonderes soziales und auch politisches Interesse zu geben schienen.

Wodurch wurde aber dieses Interesse so hitzig erregt? Durch die Anspielungen, die in der „Zukunft" zerstreut waren, noch nicht. Wohl aber dadurch, daß der Kaiser plötzlich seine Hand von dem Grafen Moltke und den Fürsten Eulenburg abzog und sie in offene Ungnade fallen ließ. Dadurch schienen die Angegriffenen „gerichtet".

Der Gerichtshof hat ausgesprochen, der Unschuldsbeweis sei geführt.

Ist der Kaiser davon nicht überzeugt? Und wenn er überzeugt ist, wird er seine Gnade wieder erneuern?

Die Revisionsinstanz kann an dem tatsächlichen und moralischen Ergebnis nichts ändern.

Hier liegt ein psychologisches Moment vor. Auch eine politische Erwägung drängt sich auf. Man hat den deutschen Kronprinzen lebhaft gelobt, daß er seinen Vater durch Zeitungen unterrichtet und zum Handeln veranlaßt hat. Wäre nicht der abwägende Vortrag eines Ministers vor dem Handeln zweckmäßig gewesen?

Endlich hebt sich auch eine kriminalpolitische Erfahrung scharf ab. Das Bild der zweiten Instanz brachte eine völlige Verwandlung der Szenerie, der Eindrücke und der Urteile. Ohne die Berufungsinstanz wäre es unmöglich gewesen, die Beweise zu ergänzen. Nun denke man sich, daß Jahr für Jahr Zehntausende von Kriminalprozessen geführt und mit Strafurteilen abgeschlossen werden, die tausend und mehr Jahre Gefängnis aussprechen, ohne daß es eine Berufung und eine Berichtigung falscher Urteile gibt. Das ist ein grausamer Gedanke, das ist ein unwürdiger und gefährlicher Rechtszustand, das läßt ahnen, wieviel Justizsünden in Schuldfrage und Strafmaß verübt werden. Von Richtern, die hysterischen Frauen aufs Wort glauben, ist schon viel Lebensglück zertreten worden.

C C

Verein zur Zeugung von Germanen

In einer deutschen Fabrikstadt hat sich ein neuer Bund aufgetan, der unter einer großen Menge hoher und edler Ideale auch einen höchst praktischen Kerngedanken birgt. Wie alle Kerne liegt auch dieser nicht einfach offen da, ist sogar schwer zu erreichen. Man muß durch einen ziemlich dichten und beschwerlichen Niederschlag von Urgermanentum und Edelmut hindurch. Aber schließlich kriegt mans raus.

Altruistisch gesonnen, wie ich bin, will ich meinen Mitmenschen den praktischen Kerngedanken des Bundes, die

Art, wie er sein „Hochziel“ zu erreichen gedenkt, verraten, ohne ihnen zuzumuten, erst den ganzen beschwerlichen Weg durch die großen „völkischen“, „heldischen“, urgermanischen Gedanken durchzuwaten.

Es ist vor allem dieser, daß der bekannten Worte nun genug gewechselt sind; demnächst, daß wir endlich Taten sehen wollen. Diese Taten aber der immer mehr überhandnehmenden völkischen Entartung und rassischen Verwesung gegenüber, worin könnten sie anders bestehen als in Taten neuer Blutschöpfung? Es ist alles umsonst, was man sprechen und rufen kann, „solange nicht neues Blut in den Adern strömt“!

Es handelt sich also, um kurz und deutlich zu sprechen, um Erzeugung von Urgermanen.

Die meisten Menschen haben Geschäft, Beruf und allerlei Arbeit. Sie können sich nicht dem allein wichtigen Tatentum, der Zeugung, hingeben. Dafür bedarf es viel freie Zeit und sozusagen Trainage.

Denken Sie nur erstens die Menge Blut, die nötig ist, um sechzig Millionen mehr oder weniger entarteter Deutschen durch neue, urgermanische Deutsche zu ersetzen!

Und zweitens die geringe Zahl derer, die in der Lage sind, urgermanisches Blut fortzupflanzen! Denn wenn man alle hinzuließe, so wäre ja natürlich die alte Schweinerei wieder da!

Nach welchen Prinzipien man bei der Auswahl zur Zucht zu verfahren gedenkt, hat man noch nicht verraten. Vorläufig handelt es sich noch um die Sammlung der Gelder, die nötig sein werden, um die Zuchtexemplare für ihren hohen Beruf — frei zu halten; und da ist es gewiß richtig, möglichst viele zu berufen und das Auserwählen zur Zucht selber noch aufzuschieben. Man kann es nachher durch Majorität entscheiden oder sonst der Entwicklung überlassen.

Aber über die Möglichkeit selbst muß man sich vorher klar werden; sonst wird das eigentliche „Hochziel“ gar nicht erkennbar. Und wenn es nicht erkennbar wird, dann wird es auch nicht zugkräftig. Man wird gleich sehen.

Nämlich die geringe Zahl der noch übriggebliebenen Urgermanen! Nach dem, was die Blätter des Vereins darüber verraten, kann es nur eine ganz minimale Auslese sein. Seien es selbst hundert. Alle Jahre ein Kind, macht hundert Kinder. Gegen fast eine Million Kinder Entarteter! Man sieht schon, das geht nicht.

Nun würde es an den Männern nicht liegen; sie würden das Opfer bringen, mehr als ein Kind pro Jahr zu zeugen. Wenn nur die Weiber mehr als eines tragen könnten.

Diese so deutlich sprechende Not hat den richtigen Ausweg finden gelehrt. Schon einmal nach der Verwüstung im dreißigjährigen Kriege hat in einigen deutschen Landstrichen die hohe Obrigkeit selbst, um nur Bebauer für das wüst liegende Land zu erhalten, das Mittel gefunden. Weiber waren damals genug übrig, aber wenig Männer. Also! „Um der Not der Zeit willen.“

Sollte die ideale Not unserer Zeit, die Not an richtig gehenden Urgermanen kleiner sein als die Not der damaligen Zeit an Bauern? Wenn die wenigen Germanen, die wir haben, so viele Kinder zeugten, wie ihnen möglich ist, so müßte es gehen!

Natürlich ist das Geschäft schwer und aufopferungsvoll. Man muß es ihnen erleichtern, sozusagen lieb und angenehm machen.

Sollten nicht alle die Hunderte, Tausende, Millionen, die zu entartet sind, um selbst echte Germanen zu zeugen, mit Freuden ihr Hab und Gut auf den Altar derer legen, welche die

schwere Pflicht ihnen abnehmen. Man muß es ihnen nur richtig klarmachen!

Denn jene erlesene Schar, welche ihr Leben hingibt für das künftige, bessere Geschlecht, muß gut genährt und von entkräftender Arbeit frei sein.

Jeder Vorurteilsfreie wird die Ansicht der Gründer des Bundes teilen, daß die erste „Gemeinde" dieser Art „die Augen der Welt auf sich lenken" wird, daß die Offenbarung von ihr, „den schier Verzweifelnden gebracht", „neue seelische Kräfte in den Herzen entfalten, einen neuen Blütenfrühling am Baume der germanischen Menschheit" hervortreiben wird.

Nur einige kleine Bedenken haben die Begründer, soweit ich sehe, noch nicht aus dem Wege geräumt. Es wird leicht sein, das nachzuholen; deshalb mögen sie es bald tun.

Erstlich nämlich scheinen mir die Begründer des Bundes noch nicht erwiesen zu haben, daß die jetzige „völkische Entartung", ähnlich der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges, in der Hauptsache nur die Männer angegriffen hat, sodaß auf einen urgermanischen Mann die zum Gebären so vieler, als ihm zu zeugen möglich ist, nötige Menge urgermanischer Frauen sich finden wird.

Zweitens ist mir aus allgemein-psychologischen Gründen wahrscheinlich, daß die Frauen nicht ganz ebenso begeistert dafür sein werden, die vielen neuen Urgermanen zu gebären, wie die Männer, sie zu zeugen.

Solange diese Bedenken nicht gehoben werden, steht zu befürchten, daß die vorher besagte Entwicklung diese Erlösungsgemeinde ziemlich schnell in eine Art urgermanischen Vergnügungsverein umbilden wird mit Landpartien behufs „Liebeslebens in der Natur".

Nachschrift: Ist Ihnen eigentlich klar, weshalb alle diese lustigen Leute das Wort „Germanen" so sehr lieben? Das Wort ist doch ursprünglich ganz ernst gewesen? Es tut einem fast leid drum.

Ob sie es von germinare herleiten? Die immerfort Keimenden, andauernd mit Keimung Beschäftigten? Die Keimigen sozusagen. Franz

Der mathematische Punkt, in welchem die Wahrheit wahr ist

Jede Wahrheit ist eine Welt für sich, sobald man ihre Vor- und Hintersätze in Betracht zieht. Ihre Konsequenzen gehen bis ans Ende der Welt, ihre Voraussetzungen bis an den Anfang der Dinge, ihre Begleitwahrheiten durchschneiden alle Grenzen.

Man sollte vielleicht diese ihre Breite und Ausdehnung, diese ihre Grenzenlosigkeit aufweisen. Man sollte sich nicht scheuen, zu zeigen, wie eine jede Wahrheit, auch die edelste, vornehmste, auch die einleuchtendste, simpelste, nach allen Seiten hin sich ins völlig Absurde verliert.

Man nehme einen Satz wie den, daß jedes Ding eine Ursache habe. Eine der bestgeglaubten Wahrheiten. Man verfolge sie weit genug zurück, hinaus oder seitwärts, oder zerlege den Sinn des Satzes. Man kommt überall in Absurditäten von der Art der sich selbst verursachenden Ursache oder der Unendlichkeit.

Noch schneller gehen die edleren, die sublimeren und intimeren Wahrheiten nach allen Seiten in das Absurde über.

Wie leicht ist alle Moral, wie noch viel leichter alle Religion ad absurdum zu führen!

Und weshalb soll man es nicht? es übt den Verstand und macht Spaß.

Aber wichtiger ist immerhin jener eine Punkt in jeder Wahrheit, an dem

die Fläche der Wahrheit sich mit der kugelrunden Wirklichkeit berührt, an dem die Wahrheit wahr wird.

Die Wirklichkeit ist wie ein edler Stein, von Natur unansehnlich; nur der Kenner erkennt ihn. Um ihn in seinem reichen Glanz zu offenbaren, muß er geschliffen werden.

Und die feilende Fläche, an der man ihn schleift, ist das, was man „Wahrheit" nennt.

Sie hat nie zwei Punkte zugleich mit der runden Wirklichkeit gemein. Diesseits und jenseits des Punktes geht sie ins Unendliche und Absurde weiter. Wie kurzatmig und begrenzt sie erscheine, — im Verhältnis zum mathematischen Punkt, der unendlich klein ist, ist sie stets noch unendlich ausgedehnt.

Daß die schleifende Wahrheit nicht selbst nur ein mathematischer Punkt sei, ist über alles wichtig: wie sollte man sie handhaben! Eine Feile, die nicht größer wäre als der Punkt, in dem sie schleift! Aber zur Wirklichkeit gehört doch stets nur der berührte Punkt. Der nächste schon gibt der Feile eine andere Richtung, und das heißt im Geistigen: ist eine andere Wahrheit. Vielleicht eine entgegengesetzt gerichtete.

Es gibt unendlich viele Wahrheiten, aber nur eine Wirklichkeit.

Bonus

Herr Lerno

In München interpellierte die liberale Vereinigung den Minister des Innern über die Tötung des Studenten Moschel, welcher am einundzwanzigsten Dezember 1907 von einem Schutzmann ohne jeden Grund niedergeschossen worden ist.

Die Tatsache, daß liberale Abgeordnete den Vorfall rügten, gab dem ultramontanen Abgeordneten Lerno Anlaß, an der brutalen Tötung wenig oder nichts Tadelnswertes zu finden.

Dieser Herr Lerno ist bayerischer Landgerichtspräsident; persönlich eine Null.

Ein Mann, der imstande ist, wichtige Dinge mit Pennälerwitzen abzutun.

Interessant ist seine Karriere.

Sie zeigt, was ein ultramontanes Mandat und der regelmäßige Besuch des nachmittägigen Rosenkranzes in Bayern vermögen. L

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Antipreußische Wursthaftigkeit

Von Conrad Haußmann, M. d. R.



Es ist ein eigenartiger Genuß, in einem Gerichtssaal der hohenzollernschen Stammlande, am Fuß der Zollernburg, wo preußische Beamte und schwäbische Bauern miteinander zurecht kommen müssen, die Belehrungen mitanzuhören, die der Assessor am Richtertisch zu erteilen sich genötigt sieht: „Aber Sie durften nicht generalisieren, Sie durften ihren Angrenzer nicht einen Lügner heißen, auch wenn er unaufrichtigerweise eine Verabredung ableugnete."

„Aber wenn er lügt, ist er halt a Lügner."

„Wenn Sie dieses Wort nochmals gebrauchen, muß ich Sie abführen lassen, wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob Sie mich nicht verstehen wollen oder nicht verstehen können; ich werde Sie wegen des überschießenden und sittlich generell absprechenden Tadels in Strafe nehmen."

Und der Bauer bekam im Namen des Königs von Preußen fünf Taler Geldstrafe und die Kosten zugebilligt, und er behauptete zeitlebens, es sei an ihm ein Justizmord verübt worden, wo er es doch bewiesen habe. Ich habe ihn gekannt. Er ist vor zwei Jahren gestorben.

Ja, das „Generalisieren" und die „Preußen".

In politischen Dingen haben sich die Leute zwischen dem ulmer Münster und dem straßburger Münster allmählich einen vorsichtigeren Sprachgebrauch angewöhnt; sie unterscheiden zwischen den deutschen Brüdern jenseits des Mains, während sie früher generalisiert und jeden einen Preißen genannt und damit „den überschießenden und generell absprechenden Tadel" ausgesprochen haben, daß er von ihrem Empfinden durch einen breiten Graben geschieden sei.

In Bayern aber kann man heute noch interessante Stammesstudien machen. Es läuft über den Oberkörper der Bavaria noch heute nicht etwa eine Gänsehaut, sondern ein jungfräuliches Hochgefühl, wenn ein wohlgewachsener Bayer seine hereditären Gefühle, die er auf seine Nachkommen zu

vererben entschlossen ist, in dem Wort „Preiß" ohne oder mit Vorschlagsilbe zusammenfaßt und zu befreiender Entladung bringt. Ist dabei zufällig ein preußischer Staatsangehöriger im Bräu anwesend, so ruft er auf solche Provokation an den Nebentisch hinüber und bemerkt, „der Bayer sei der Übergang vom Östreicher zum Menschen", und dann kann die Sache ihren stammesbrüderlichen Fortgang nehmen.

Das sollte immer seltener werden. Der Einblick in gegenseitige Tüchtigkeit, aber mehr noch die Entwicklung der öffentlichen Zustände und die Gleichartigkeit der Rechte könnten hier nützlich mithelfen.

Aber ich fürchte, die Dinge vom Januar 1908 haben den Graben, der sich schließen sollte, merklich vertieft, und man stößt in und außerhalb Bayerns wieder auf Ausdrücke, die zeigen, daß die Solidarität der Empfindung zwischen Nord und Süd durch den großen berliner Fehler nicht gesteigert wird. Die Bevölkerung in Süddeutschland fühlt den Stachel, den der preußische Kanzler ins deutsche Fleisch gedrückt hat, als er die grundsätzliche Verneinung des staatsbürgerlichen Gleichwerts für ein Gebot des „Staatswohls" erklärte; die süddeutsche Bevölkerung ist erstaunt, daß sich die preußischen Bürger dagegen nicht in noch stärkerem Maße auflehnen, und mir hat ein Oberbayer gesagt: „Laßt's mi aus mit dene Preißen, sie hamm halt doch a anders Blut, weniger rot und mehr blau."

So generalisiert die süddeutsche Bevölkerung, und zwar notabene fast die ganze Bevölkerung, in diesen Tagen.

Es ist natürlich verkehrt, zu verkennen, daß auch in Preußen, in Mittel- und Norddeutschland, auf weite Kreise die Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten als eine schmerzliche Verleugnung ihres eigenen Empfindens gewirkt hat. Aber ebenso gewiß ist, daß auf ganz Preußen ein politischer Fatalismus lastet, der sogar die Schichte der industriellen Arbeiter berührt hat trotz allen heftigen Auslassungen ihrer Presse und trotz der in der Wirkung zweifelhaften politischen Prozessionen.

Das ist die Lage, die man offen ins Auge fassen muß: Ministerielle Reformverweigerung, sachlich und formell im Junkerton. Verwünschungen seitens der Arbeiterpresse. Schmerzliche Hoffnungslosigkeit der Bürger. Ergrimmtes Kopfschütteln der Süddeutschen und die Erklärung der preußischen Landräte: Die Süddeutschen geht die ganze Chose gar nichts an.

Die preußiſche Hand liegt auf dem deutſchen Land.

Das ſtarke Gefühl dieſer Tatſache macht die Eindrücke des Januars 1908 zu einem bleibenden Erlebnis für alle diejenigen Süddeutſchen, die das noch nicht gewußt haben. Es ſind viele, die in den Tag hineinleben oder eine ſtaatskluge Minderung dieſes Gegenſatzes gehofft haben und erſt durch die Berliner Offenherzigkeit klar ſehend geworden ſind. Sogar ſüddeutſche Miniſter hatten gehofft, Preußen werde etwas weniger mit feudalem Oberwaſſer und Hinterwaſſer das Rad umtreiben.

Von dem Standpunkt der Ernüchterung Süddeutſchlands, auf die der Abgeordnete Payer im Reichstag den Finger legte, iſt die ganze Staatsweisheit des Fürſten Bülow bequem zu überblicken. Denn dieſe ſüddeutſche Ernüchterung iſt nur eines von vielen Elementen, die auf das politiſche Leben drücken.

Preußen war bei der Geburt des Dreiklaſſenwahlrechts Agrarſtaat, es iſt jetzt zur Hälfte Induſtrieſtaat. Es muß deſſen froh ſein. Die Wohlſtandsſteigerung rührt ganz weſentlich von dem Aufſchwung der Induſtrie her; ſie ſchafft der gewaltig wachſenden Bevölkerung Arbeitsſtellen und Brot und dem Brot der Landwirtſchaft den Abſatz. An dem wirtſchaftlichen, techniſchen und wiſſenſchaftlichen Aufſchwung Deutſchlands in den letzten fünfundzwanzig Jahren hat der preußiſche Adel, auf den das Dreiklaſſenwahlrecht zugeſchnitten iſt, perſönlich nahezu keinen Anteil und kein Verdienſt, gemeſſen an dem außerordentlichen Verdienſt, das die induſtrielle Arbeiterſchaft an dieſer gewaltigen nationalen Aufwärtsbewegung hat. Denn die Intelligenz und Ausdauer der deutſchen Arbeiter ermöglichen dem deutſchen Unternehmer überhaupt erſt, ſich auf große Unternehmungen einzulaſſen. Trotzdem ſtößt Preußen dieſe ganze Arbeiterſchaft in die künſtlich konſtruierte Einflußloſigkeit zurück und zwängt ſie künſtlich in die Solidarität mit der Sozialdemokratie. Die politiſche Entrechtung des Arbeiters in Preußen und in Sachſen iſt die Amme der Sozialdemokratie.

Bülow läßt ſich auf dieſen die Gerechtigkeit vorenthaltenden Kampf mit einer Rieſenarbeiterſchaft ein, anſtatt ſich durch zu erwerbende Sympathie eines Bruchteils der Arbeiter zu ſtärken. Er ſteht weiterhin dem Zentrum gegenüber, das ſeit Jahresfriſt das Segel in der preußiſchen Wahlrechtsfrage

so gestellt hat, daß die politische Enttäuschung ihm keine Kraft entzieht, sondern zuführt.

Nun bringt es dieser Staatsmann fertig, den ehrlichen Liberalismus zu erbittern und den ganzen Liberalismus zu ernüchtern. Die Schar der „Intellektuellen", für die Bildung der öffentlichen Meinung durch ihre Beziehungen mit der Presse nicht ohne Gewicht, ist ihm verloren. Daneben ist als ein vergessener Faktor in der flüchtigen politischen Rechnung des Kanzlers auch noch die künstlich erweckte Abneigung Süddeutschlands gegen die preußische Führung der deutschen Geschäfte unter den Passiven zu buchen. Nicht als ob sich Süddeutschland selbst aufraffen und Opposition im Bundesrat machen könnte; nein, aber Mißtrauen gegen das Berliner Fuhrwerk, eine Gleichgültigkeit gegen den Erfolg oder Mißerfolg des dortigen Regiments schlägt sich wie Wasserstein nieder.

Überall öffnen sich Gegensätze, die vernarben sollten und heilen wollten, wie alte Wunden. Gewiß, die Geschichte lehrt, daß auch falsches oder gedankenloses Regiment zu hohen Jahren kommen kann und sich nicht an den verantwortlichen Trägern selbst gerächt hat. Aber rächen muß es sich immer. Und die von den Potentaten angestaunten Dummheiten Metternichs nähren heute noch das Mißtrauen der Völker.

Man darf über dem staatsrechtlich verantwortlichen Staatsmann nicht wichtige andere Faktoren außer Betracht lassen. Nur im Parlament, nicht in der Presse besteht die Übung, den Träger der Krone nicht zu erwähnen. Man weiß von dem Kaiser und König von Preußen nicht, welchen größeren oder kleineren Anteil er an der Entwicklung genommen hat, aber man las vor Jahresfrist in den „Münchner Neuesten Nachrichten", daß dem maßgebenden Monarchen laut seiner Äußerung gegenüber Ludwig Ganghofer kein Wort peinlicher sei als das Wort „Reichsverdrossenheit". Ich hatte besonderen Grund, mir das zu merken; denn ich hatte das Wort zuerst zusammengesetzt, als ich vor Jahren die freigesinnten Bürger der süddeutschen Königreiche gegen den damals üblichen Vorwurf der „Reichsfeindschaft" in Schutz nahm und dem Zustand ablehnender Gleichgültigkeit gegen die Reichspolitik einen kurzen Namen geben wollte. Nicht das Wort, nur der Zustand ist peinlich und schmerzlich und würde es noch mehr, wenn er sich wieder ausbreiten sollte. Wenn aber Preußen, das die Reichspolitik macht, bei der

Gestaltung seines öffentlichen Rechts das übrige Deutschland und dessen Rechtsbewußtsein ignoriert, so ist die unausbleibliche Rückwirkung in anderen Teilen Deutschlands eine verdrossene Gleichgültigkeit, sagen wir: eine antipreußische Wursthaftigkeit. Ich bin bereit, mich in Ansehung dieser Besorgnis und Gefahr dem Schiedsspruch von Ludwig Ganghofer zu unterwerfen, der die bayerische Bevölkerung kennt und nicht im Verdacht steht, ein Schwarzseher zu sein. Das Reich bedarf in dem Strudel geistiger Strömungen und Widerstände ein freudiges oder wenigstens ein hoffnungsvolles Mitarbeiten aller deutschen Gebiete, und es ist darum ein Fehler, dem Geist der süddeutschen Länder in Berlin die Türe zu weisen. Besteht auch nur die Besorgnis einer Erkaltung des Interesses, dann wäre es unverantwortlich von den Ratgebern der Krone, wenn sie die Bedingungen für die Entwicklung einer Stimmung schaffen würden, die dem Kaiser laut seiner Versicherung im höchsten Maße unerwünscht ist.

Einen verantwortlichen Anteil an der Entwicklung haben auch die preußischen Konservativen, deren geistigen Führer man immer noch nicht kennt, und die sich vielleicht nur durch eine kollektive Abneigung leiten ließen. Fernerhin die preußischen Nationalliberalen, die ihre Stimmen in einer liberalen Grundfrage durch Spaltung völlig neutralisiert haben. Endlich die Sozialdemokraten, die durch die Heftigkeit ihrer Worte und ihre seit zehn Jahren unausgesetzt gegen die Bourgeois geballten Fäuste blutrünstige Vorstellungen in gutbürgerlichen Herzen wachgerufen und deren Eifer für die behauptete Ablösung des Junkerregiments durch das Proletarierregiment nicht gesteigert haben.

Diese Zusammenhänge verdienen eine besondere Betrachtung. Erst wenn man ihnen näher tritt, erkennt man, daß, so paradox es klingt, die nie geballte Faust der preußischen Nationalliberalen und die immer geballte Faust der Sozialdemokratie ein wirksames Kampfmittel der preußischen Regierung sind. Durch den grundsätzlichen Haß der Sozialdemokratie gegen die Bürger, der auf beiden Seiten Wurzel schlug, ist ein einheitliches und schrittweises Vordringen, eine gleichartige Erziehung des öffentlichen Geistes seit zwanzig Jahren unterbrochen. Isolierte Anläufe bringen nur „Emotionen", und dabei schaukelt sich der preußische Adelsgeist im Dreiklassenvorrecht wie in einer Hängematte.

Das memeler Denkmal

Von Ludwig Thoma



Im Lärm des Hardenprozesses ist die Aufmerksamkeit von einer anderen Prozedur abgelenkt worden, die viel größere Beachtung verdient als der süße Tütüskandal. Zu Königsberg in Preußen wurden am vierten Januar 1908 die Schriftsteller Marchionini und Marckwald wegen Majestätsbeleidigung und Beleidigung des memeler Denkmalausschusses zu eineinviertel Jahren Gefängnis verurteilt.

Dieses Urteil — in jedem Kulturstaate unmöglich, in Rußland vielleicht denkbar — ist im heutigen Preußen ein typisches Beispiel.

Und ein sehr lehrreiches.

Es weist uns Süddeutschen die Notwendigkeit, auf der Hut zu sein, die Kultur unserer Rechtspflege vor Preußen zu schützen und scharfe Wacht zu halten gegen die sich ständig wiederholenden Angriffe auf unsere Preßfreiheit. Die Zeit mag bald kommen, da alle süddeutschen Regierungen, alle Volksvertreter ohne Unterschied der Parteien unsere intakte Rechtspflege zu schützen haben werden. Das erste Erfordernis ist absolutes Mißtrauen gegen jede Anbiederung der preußischen Regierung.

Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, welche lächerliche Komödie die versprochene Milderung des Majestätsbeleidigungsparagraphen bedeutet.

Man kann es nur bedauern, wenn das demokratische Süddeutschland diesen Entwurf dem Staatssekretär nicht vor die Füße wirft, und nicht rund und nett ausspricht, daß unsere Gesinnungen wie unsere Institutionen uns solche Gnadenbeweise verachten lassen.

Den Zaghaften, welchen die Anhänglichkeit ans Deutsche Reich immer noch den Blick für die Notwendigkeiten eines Kulturstaates trübt, wollen wir diesen Prozeß Marckwald vor Augen führen.

Am dreiundzwanzigsten September 1907 wurde in Memel ein Denkmal für die Königin Luise enthüllt.

Hundert Jahre nach dem erbärmlichsten Zusammenbruche, den die europäische Staatengeschichte kennt, fühlte man in Preußen das Bedürfnis, wie allem und jedem, so auch den jenenser Erfahrungen ein Denkmal zu errichten. Natürlich wollte man nicht einen von den vielen kapitulationsfreudigen Generalen verewigen. Man wählte die Idealfigur der Königin Luise, deren Bedeutung in der absoluten Bedeutungslosigkeit ihres Herrn Gemahls bestand.

Es wird erlaubt sein, über die verstorbene Königin so und so zu denken.

Ihre Eigenschaften als Gattin und Mutter waren sehr gute.

Sie interessieren uns aber nicht; ja, sie interessierten auch ihre Zeit nicht. Denn was gehen diese familiären Tugenden den Dritten an? Tugenden, welche sie mit einigen hunderttausenden Frauen teilte? Bemerkenswert ist nur die Rolle, welche die Königin in öffentlichen Angelegenheiten gespielt hat.

An der Seite eines klugen, tatkräftigen Mannes wäre sie nie hervorgetreten, denn sie hatte kein großes Licht auf den Scheffel zu stellen.

Nun fand sich aber für sie die Möglichkeit, nach außen zu wirken, und es fand sich die Gelegenheit.

Die Möglichkeit war Friedrich Wilhelm III, und die Gelegenheit war der groteske Zusammenbruch eines verfaulten Staatswesens.

Vor 1806 ist von einer Wirksamkeit der Königin Luise wenig zu hören.

Entweder sah sie die Dinge nicht, welche um sie herum geschahen, und welche den Bau des großen Friedrich so vollständig unterwühlten, oder sie ließ sie geschehen.

Sie nahm mit dem Herrn Gemahl vergnügt das Geschenk an, welches ihnen das „korsische Ungeheuer" mit Hannover machte, empörte sich dabei wohl ein bißchen, wie der Emporkömmling mit den allerbesten Familien umsprang, vertraute aber sonst auf den lieben russischen Vetter, der am Sarge Friedrichs Theater gespielt hatte, und vertraute auf die unüberwindliche Armee Preußens. Dabei drückte sie wie ihr Herr Gemahl die Augen zu, wenn die Soldaten viehisch mißhandelt wurden, oder wenn die Herren Gardeoffiziere das bürgerliche Pack anflegelten.

Anno sechs begann sie eine Rolle zu spielen. Eine wenig reizvolle.

Sie protegierte die Kriegspartei am Hofe und gehörte zu den Zuversichtlichen, welche von der friederizianischen Armee Wunderdinge erwarteten.

Als die Gardeoffiziere ihre Säbel vor der französischen Gesandtschaft wetzten, fanden sie für ihr mutvolles Verhalten vermutlich auch bei ihrer Königin ein gütiges Lächeln.

Man weiß, daß Napoleon sich in einem Bulletin ziemlich wegwerfend „über die preußische Amazone" geäußert hat.

In den Schulbüchern steht, daß er die edle Königin beleidigt habe.

Doch hat er nur einem Gefühle Ausdruck verliehen, welches zwei Menschenalter später so heftige Angriffe gegen die Kaiserin Eugenie hervorrief.

Dem Gefühle, daß Frauen nicht kriegerisch sein sollen.

Nach Jena begann die Leidenszeit, welche uns in vielen Bildern und langweiligen Anektdoten geschildert worden ist.

Langweilig für jeden, der die Leiden eines tüchtigen Volkes ernster nimmt als familiäre Rührseligkeiten.

Überdies fand Friedrich Wilhelm III in den herzergreifenden Zuständen seines memeler Aufenthaltes noch immer Gelegenheit, seine kleinliche Natur auszuleben und die großen Retter seines Volkes mit mißtrauischen Quengeleien zu verärgern.

Wenn es der königlichen Familie damals auch nicht allzu gut ging, so hatte sie es immer noch besser als die Mehrheit ihrer Untertanen vor Jena.

Und besser, als die Retter Preußens nach Leipzig und Waterloo.

Es gibt wohl verschiedene Arten, geschichtliche Begebenheiten zu beurteilen, obwohl Tatsachen eine zwingende Logik besitzen sollen.

Eine Art ist die kindische.

Sie besteht darin, über Schuld und Vergeltung hinweg große Ereignisse als Rührstücke zu behandeln.

Die fortgesetzte Geschichtsfälschung hat aus dem Zusammenbruche des preußischen Staates eine larmoyante Hohenzollerntragödie gemacht.

Eine ihrer wirksamsten Szenen ist die berühmte tilsiter Begegnung. Königin Luise als Bittstellerin vor Napoleon.

Für sich ist die Szene nicht von ergreifender Traurigkeit.

Der Sprung vom hochtrabenden und unbegründeten Stolz in die Stimmung, welche ein Gnadengesuch bedingt, ist unsympathisch; die Stellvertretung

des Mannes, der überdies König war, in einer solchen Situation, ist beschämend.

Die Vorstellung, daß von der Rührung eines Napoleon irgend etwas zu erreichen war, ist nicht überwältigend.

Die Hilflosigkeit des Staates konnte vor der Welt nicht stärker bloßgelegt werden als durch diesen Versuch der Königin, der obendrein aussichtslos war.

So bedeutet nur den Kindlichen, welche das Volk als Familie und den König als Papa betrachten, jene Tilsiter Begegnung das Schmerzlichste in Deutschlands Erniedrigung.

Wer über das Höfische und Persönliche wegsieht, kann zu der hartherzigen Meinung kommen, daß die Königin wie ihren Mann, so auch das System vertrat, welches mit Fug und Recht zerschlagen worden war.

Zum Glück für Preußen lebten in Memel neben dem Königspaar einige Männer, welche diese Wahrheit begriffen und den Staat von innen heraus kurierten.

Die volkstümliche Historie erzählt wenig oder nichts über die Stellung, welche Königin Luise zu den Reformen Steins und Hardenbergs einnahm.

Ein wahrheitsgetreuer Bericht würde kaum auf die Tränendrüsen der hingebendsten Untertanen wirken.

Die Königin wollte sich nicht in die Lage finden, welche die Verarmung des Landes geschaffen hatte.

Die blutigen Notgroschen, welche für allernotwendigste Hilfeleistungen bestimmt waren, wollte sie zu einer Reise nach Petersburg verwenden, und als Stein das Ansinnen entrüstet zurückwies, setzte sie die Entlassung des unbequemen Ministers durch. Seine Kämpfe sind wie die Leiden Hardenbergs unendlich größer und wichtiger als die Familienschmerzen, welche in memeler Königszimmern ausgeweint wurden.

Viele Jahre später hat Hardenberg einmal bitter gesagt, der Mut, den er gegen Verdächtigungen und Intrigen beweisen mußte, stünde vielleicht höher als der Muth, den man zum Erstürmen einer Batterie aufwenden müsse. Alexander von Humboldt aber sagte von der Königin Luise, sie sei „selbstsüchtig, verschlagen und versteckt". Man hat allen Grund, patriarchalische Lügen zu zerstören.

Legenden sind schädlich, auch wenn sie mit dem Beiworte „fromm" herausgeputzt zu werden pflegen. Sie machen die Lehren der Geschichte unwirksam.

Wer daran zweifelt, mag die Rede nachlesen, welche Kaiser Wilhelm II bei der Enthüllung des memeler Denkmals gehalten hat.

Er versicherte der aufhorchenden Festversammlung, daß nur Mangel an Frömmigkeit die Niederlagen von 1806 und 1807 herbeigeführt habe.

Es wäre recht bedauerlich, wenn diese Auffassung preußisches Gemeingut würde, denn sie könnte zur Wiederkehr der schädlichen Zustände von damals führen.

An Frömmigkeit, falscher und echter, hat es nicht gefehlt.

Aber ein Staat, in dem jede freiheitliche Regung erstickt wurde, in dem alle guten Kräfte einigen Privilegierten zuliebe lahm gelegt waren, mußte der Stoßkraft des jugendlichen Frankreichs erliegen.

Stein und Hardenberg hatten ihrem Volke besseres zu geben als Frömmigkeit.

Freilich wurden ihre Namen bei der memeler Enthüllungsfeier verschwiegen. Dafür mußte der Familientradition zuliebe ein Friedrich Wilhelm III als Gesundbeter figurieren.

Vor der Geschichte ist dieser König, der für das simple Gefühl des Dankes zu klein war, abgetan. Der Mann, der nach Waterloo Arndt absetzte, Jahn einsperrte, Schleiermacher überwachen ließ, der York zeitlebens wegen des Tauroggener Vertrages grollte, der einem Gneisenau mißtraute und nach den schmachvollen karlsbader Beschlüssen die Jugend seines Landes in Ketten warf, der Mann, der in der Not eine Verfassung versprach und im Glück sein Wort zurückzog, ist abgetan.

Die Anklageschrift der Geschichte wird durch die Tränen der Königin Luise nicht verwaschen, und ihre laute Mahnung geht im Lärm einer Enthüllungsfeier nicht unter. Man sollte meinen, daß das Preußen von heute stark genug ist, um die Wahrheit über sein Unglück von 1807 zu ertragen.

In der Tat haben sich vor der allerglorreichsten Entwickelung Preußens verschiedene Historiker freimütig äußern dürfen.

Nach dieser glücklichen Periode ist es anders, und nach 1888 ist es noch schlimmer geworden. Heute haben Liebediener das Wort.

Das häßlichste ist, daß die Wahrheit nicht autokratisch plump unterdrückt wird, sondern daß man unter Wahrung der äußerlichen Formen des Rechtes illoyale Offenheit und Gesinnung bestraft.

Der Artikel der Königsberger Volkszeitung vom einundzwanzigsten September 1907 brachte nur geschichtliche Reminiszenzen, welche unanfechtbar sind. Dabei waren beschimpfende Worte vermieden; die Äußerung Humboldts war mit Quellenangabe zitiert.

Aber Marckwald hieß die memeler Denkmalsenthüllung eine Tragikomödie und sprach von der „Schandsäule" von Memel.

Diese Bezeichnung ist nicht in schmähendem Sinne gemeint, denn das Monument stellt eine zerbrochene Schandsäule dar, und jedes konservative Blatt hatte den gleichen Ausdruck bei untertänigster Schilderung des Kunsterzeugnisses gebraucht.

Nun erhob man Anklage nicht etwa wegen Verläumdung der in Gott ruhenden Königin Luise oder des ebendaselbst befindlichen Königs Friedrich Wilhelm III, sondern man fand eine aussichtsreichere Unterlage.

Man sagte: wenn ein Denkmal beleidigt wird, welches der Kaiser enthüllt, so ist damit der Kaiser beleidigt.

Logisch ist das ja nicht. Aber logisch muß es auch nicht sein.

Also wurde das Verfahren wegen Majestätsbeleidigung eingeleitet und sinngemäß zu Ende geführt.

Das Ende war eine Gefängnisstrafe von fünfviertel Jahren für den Verfasser des Artikels.

Dieses Urteil erging ein Jahr nach jenem hochherzigen Erlasse, welcher die Milderung im Majestätsbeleidigungsverfahren zusicherte.

Wir Süddeutschen betrachten diese Hochherzigkeiten und Gerechtigkeiten aus der Vogelperspektive.

Für Maximilian Harden

Von Björnstjerne Björnson



Im „Morgen“ habe ich gesagt, daß Maximilian Harden trotz seiner Fehler und Fehlgriffe einer von den Männern sei, die für ihre Überzeugung das Schaffot bestiegen. Dies bestreitet Hardens alter Gegner Professor Delbrück, unter anderm auch mit dem Ausspruch, daß Harden keine Überzeugung habe.

Damals, als Professor Delbrück dies zum ersten Male behauptete, hatte er wohl die Meinung der meisten auf seiner Seite. Es gereicht Harden zu hoher Ehre, daß er sich bei einem derartigen Ansturm durchlaviert hat.

Jetzt schon ist eine große Anzahl der begabtesten Männer Deutschlands von Professor Delbrücks Ansicht abgefallen und legt nun für Harden ein sehr schönes Zeugnis ab; ein Zeichen dafür, daß die Zeit kommen wird, da Delbrück und andre (die Harden ebenso getreu hassen) mit ihrem Verdammungsurteil allein stehen werden.

Was mich betrifft, so habe ich zu beweisen versucht, daß besondere Umstände einen so trotzigen Charakter wie Harden dahin gebracht hätten, den Blick auf seine eigene Person bei allem, was er tat, zu groß werden zu lassen. Er sah beständig sich neben sich. Dies verleitete viele zu dem Glauben, daß er nur für sich arbeite. Eine über die Maßen falsche und ungerechte Auffassung!

Ich kannte Männer aus entschieden weicherem Stoff als Harden, die ihm hierin glichen. Durch ihre Überzeugung in die allergrößte Bedrängnis gebracht, gaben sie diese dennoch niemals auf.

Wo hat Harden dies getan? Etwa Bismarck und anderen Freunden gegenüber? Oder dort, wo er sich politisch, literarisch oder künstlerisch eine feste, eine abgeschlossene Meinung gebildet hatte? Mich dünkt, wir könnten

ihn eher dafür tadeln, daß er oft selbst dort daran festhielt, wo wir anderen das nicht verstanden.

Professor Delbrück und die anderen scheinen zu glauben, daß Menschen, um für ihre Überzeugung leiden und sterben zu können, beständig sich selbst gleich bleiben müßten.

Ist Giordano Bruno immer sich selbst gleich geblieben?

Professor Delbrück scheint ferner zu glauben, daß ein Held keinen Fehler haben, jedenfalls nichts sagen könne, was nicht ganz der Wahrheit entspräche.

Den Historiker Professor Delbrück weise ich auf die Helden der Renaissance hin, die mit voller Hingebung ihrer Person für eine Sache starben. Unter ihnen wimmelt es von Männern, die das vollendetste Gegenteil von Mustermenschen waren.

Ich habe selbst Vorstudien zu einer dramatischen Behandlung Lethingtons gemacht, der für Maria Stuart in den Tod ging. Nach was für einer Vergangenheit!

Aus Haß ist Professor Delbrück psychologisch niemals mit der Beurteilung Hardens zurecht gekommen.

Weiter: damals, als die größte Persönlichkeit der Neuzeit, Fürst Bismarck, fiel, hätte Harden sowohl für als gegen ihn schreiben wollen, erzählt Professor Delbrück. Ja, wer von uns freigesinnten Männern hätte damals nicht dasselbe tun können? Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird doch die Größe gegen Unrecht und schamlosen Abfall verteidigen, selbst wenn allzuviele Handlungen des Großen ihn gepeinigt, ja, aufgebracht haben.

Ich glaube nicht an Hardens unbedingte Wahrheitstreue, wie man gesehen hat. Dem Journalisten in der Klemme wird es schwer, immer völlig bei der Wahrheit zu bleiben. Das ist meine Erfahrung. — Die Beweise, die Professor Delbrück anführt, kann ich nicht kontrollieren, wohl aber dagegen protestieren, daß verschiedene Anschauungen über ein und dasselbe zu verschiedenen Zeiten Beweise für völlige Unwahrhaftigkeit sein sollten. Ebenso dagegen, daß der Fall Krupp, wenn er verschieden von dem Fall Eulenburg ist, nicht auch anders behandelt werden könnte.

Auch ist es durchaus nicht unwahrhaftig, wenn man an der Zurechnungsfähigkeit hysterischer Menschen im großen und allgemeinen zweifelt, aber in

einem besonderen Fall an ihre Aussage glaubt, wenn diese durch Zeugnis und Beweise anderer, oder was Harden dafür nahm, gestützt wird. Endlich muß es Harden doch gestattet sein, eine böse Sache mehrere Jahre zu kennen, sie aber erst dann zu besprechen, wenn sie nach seiner Meinung schädlich wird.

Er hätte vielleicht besser getan, dies bleiben zu lassen; aber tadeln kann ich ihn deshalb nicht. Vielleicht war Nutz und Frommen des Staates nicht sein einziges Motiv; aber gerade sein langes Warten scheint zu beweisen, daß es das ausschlaggebende war. Ein eigenartiger, wichtiger Fall, eine besondere Einwirkung zwang ihn heraus. Ist das zu tadeln? Um ein naheliegendes Beispiel anzuführen: War Bismarcks einziges Motiv immer nur Nutz und Frommen des Staates? Sollten nicht auch seine Motive manchmal etwas gemischt gewesen sein?

Wenn wir, um einen Menschen bei Lebzeiten zu verdammen, uns mit aller Ehrenhaftigkeit, den Gegner mit aller Unehre behängen und, um zu diesem Resultat zu kommen, Tatsachen so stark mißbrauchen, wie es hier geschehen ist, so wäre es ganz in diesem Stile, zu sagen: „Was für ärmliche Menschen müssen doch Hardens Gegner sein!“

Aber dann würden wir an ihnen ein großes Unrecht begehen; denn wenn ihre Motive auch noch so gemischt waren — Harden hat sie zu stark verärgert —, die allerbesten Motive haben zweifellos überwogen.

Aber dieses Beispiel sollte man auch Harden zugute kommen lassen.

Unrecht soll in jeder Gestalt und jedem gegenüber — wer es auch sei — bekämpft werden. Aber wenn einem Manne wie Maximilian Harden Unrecht angetan wird, versteht es sich von selbst, daß wir Männer von der Feder ihm zu Hilfe eilen müssen. Welch große Kraft ist er doch unter uns!

Sizilianische Schauspieler

Von Björn Björnson


Ich saß im dunkeln Theater. Vor mir auf der Bühne lag Florenz, in Licht gebadet; über Paläste und Häuser ragte der Dom, und von seinem wundersamen Campanile klangen große, tiefe Glockentöne über Stadt und Land. — Wir probten damals „das Lied von Florenz" von Wilhelm Kraj. — Ich sah mit Sehnsucht auf die Stadt am Arnofluß; ich wünschte sie wiederzusehen. Dort war ich in meiner Jugend umhergegangen und hatte geträumt, die Welt wäre so rein blau wie der Himmel über mir.

Neulich nun stand ich wirklich wieder dort und sah von der Höhe, wo der „David" thront, hin über die in Licht gebadete Weite. Vom Turme schwangen sich die Töne über Stadt und Land . . . . .

Alles, was ich kannte, alles, dessen ich mich erinnerte und nicht erinnerte, alle Kunsteindrücke von Michelangelesker Größe und Gewalt bis zu jenen der kolibrikleinen Miniaturen, und die alte Stadt, die sich herablassend unserm gestrigen und heutigen Anstarren und Betreten hingab, und die Natur, die lächelte und sich mit Sonnenflimmern in langen Linien hoch um sie herumwiegte, — alles gleitet wie im Traume vorbei; nur ein Eindruck steht stark und wach gleich einem roten Fleck in erhellter Landschaft: die Erinnerung an Grasso und seine Künstlerschar, an sie, von denen ich schreiben will.

Als ich Grassos Namen auf den Plakaten las, entsann ich mich, daß mein Vater über ihn und seine abenteuerliche Romfahrt mit seiner Truppe geschrieben hatte. Am ersten Abend war das Theater leer, am zweiten ausverkauft, an den nächsten kaum ein Platz zu bekommen, bald darauf Grasso dekoriert. Also hin zu ihm! Wir telephonierten nach einer Loge; ich erzähle dies nur, weil das Eintrittsbillett so ungemein originell war. Wir erhielten nämlich einen großen Schlüssel mit einem Messingschild, worauf die Logennummer eingraviert war. Mit diesem Schlüssel gelangten wir in das Theater und in unsere Loge.

Leben war in dem Publikum, das die weiten, weißgetünchten Räume erfüllte. Die Männer, den Hut auf dem Kopf, rauchten, schwatzten und gaben mit den Händen plastische Erklärungen ab. Die Damen — schön wie sie waren — blendeten mit Augen, Lächeln und Diamanten. Wir zogen unsere Zigarren vor; aber Zündhölzer mußten wir uns erst beschaffen; ich beugte mich über den Logenrand und tippte auf einen Männerhut; der Inhaber sah auf, und noch bevor ich ihn ansprach, reichte er mir, was ich wollte; er sah nämlich die Zigarre in meinem Munde. Ein kleines Streichorchester spielte mit viel Rhythmus, endlich ging der Vorhang auf. Wir waren in Sizilien; wir waren ohne Zutun von Dekorationen und Kostümen dort. Sie hätten ebenso gut vor unbemalter Leinwand spielen können; diese Menschen machten uns klar, wohin wir steuerten: südwärts, wo das Volksgeschick sich auf vulkanischem Grund erfüllt, wo die Sonne das Blut sengt, wo Trostlosigkeit liegt und vor den großen Ausbrüchen bebt.

Ein Fest in der Osteria. Der Schwiegersohn der Wirtsleute huschte hin und her und wollte, der Tanz solle losgehen. Die Alten waren guter Laune; aber *eine* stand abgewandt, freudlos, ohne Lust, irgendwie teilzunehmen: die jüngste, die unverheiratete Tochter. Ohne Gesten, ohne Worte, ohne Grimassen führte sie uns; und wir empfanden, wohin sie uns führte. Warum? Was ging vor? *Sie lastete* auf dem Fest. „Komm doch! Sei vergnügt wie wir! Tanze! Komm!" — Und sie gab nach; der Schwager lächelte so gut. Aber er, der andere — der Riese —, der um sie herumging und mit den Augen bettelte, der seinen wuchtigen Körper mit elegantem Schwung vor ihr hin und herschwenkte, achtsam darauf, nicht zu schwer aufzutreten, — er bekam nicht einmal einen Blick. Daß sie dies wagte! Wenn er böse würde! Wie er dort allein in der Ecke stand und seine Gedanken in sich hineinwürgte .... Nein, jetzt wollten die Leutchen nicht mehr tanzen, sie gingen in das Haus, einen Trunk zu tun. Das Mädchen blieb zurück, auf einen Stuhl hingestreckt, und er, der Riese, stand weit ab von ihr und stierte auf ihren feinen Rücken. — Diese beiden waren *Grasso* und die *Aguglia*. Ihretwegen waren wir hergekommen.

Und plötzlich befand er sich hinter ihr; er überflutete sie mit zärtlichen Worten, lächelnd wühlte er in ihrem wilden, schwarzen Haar. In dem, was folgte, war eine Fülle von Weichheit, in seinem Blick eine Tiefe von

Gutheit. Und er wartete, und es wurde still, drückend still; denn sie — die Trollkatze — saß unbeweglich, und nur ihre schwarzen Lichter blinzelten boshaft. Da kehrte die Gesellschaft aus Haus und Garten unter Gesang zurück — und den Sang mußte man sich merken —, das waren helle, offene, fast blökende Töne wie die der Araber. Tief aus dem Süden kamen diese Menschen, die wir jetzt sahen und hörten.... Der Schwager tanzte im Hopsa herum, sagte lustig „Addio" und war im Augenblick fort. Da lief kaum merklich ein Zucken durch ihre Glieder. Dann wurde es wieder still, mit demselben Trotzesdruck in der Stille. Und fast an den Wänden entlang, ganz langsam zog sich der Riese dem Ausgange zu; dort aber richtete er sich auf, und aus einer Tiefe, wie ich eine solche nie gekannt habe, wie ich nie von einer gewußt habe, kam etwas Halbgequältes — halb Wort, halb Schrei — hervor. Sie zitterte; aber sie verharrte in ihrer unbeweglichen Stellung. Er sprach einiges, was ich nicht verstand, Drohendes, Böses; Macht lag darin, würdig eines Recken, der an das schlimmste denkt, wenn er das höchste nicht erreichen kann.

Die gewaltigen Beifallssalven, die Menge von Hervorrufen, geworfenen Kußhänden und Blumen, von halblauten, ekstatischen Schreien bildeten eine Volkskomödie für sich; aber darüber gehen wir hinweg.

Der nächste Akt war seltsam; er hatte nur ein Motiv: unerlöstes, brennendes Begehren. In ärmlicher Stube saßen die Eltern und sprachen mit den ersten besten über die Tochter. Und als diese hereinkam in unfestlicher Kleidung, das Kopftuch über die Augen gezogen, sodaß nur die Spitzen der Haarsträhne zu sehen waren, und sich mit Blumen im Arm zum Madonnenbild mit den davor angesteckten Lichtern schleppte, — da war ihr bis auf das wahnsinnige, das sie nicht erreichen konnte, alles in der Welt gleichgültig. Sie warf die Blumen von sich, sie fiel auf die Kniee, ohne zu beten, und die anderen in der Stube sprachen mit ihr, von ihr. Sie wechselte nur ihre Stellung oder stöhnte wie geistesabwesend, während Gerede und Geplapper durch die Luft schwirrte; die Nachbarn sahen auf sie wie auf eine Kranke, eine vom Teufel Besessene. Ein Anfall von Weinkrampf erfaßte sie, die Hände streckte sie empor nach etwas Unsichtbarem, das sie nicht zu fassen vermochte. — Schnell und leicht trat der Schwager ein; da lag sie wie zusammengerollt unten am Stuhl. Durch Zeichen hieß

er die andern hinausgehen; er sprach zu ihr, das gab ihr einen innerlichen Ruck; sie erhob sich, wollte hinaus, fort; er ergriff sie beim Arm, nahm sie am Kopf, während sie ihn erschreckt anstierte und lautlos schluchzte; sie erbebte bei seiner Berührung — und so nah war er ihr, redete er, fragte er .... Kein Gott, kein Teufel konnte verhindern, daß das Ungesagte wilde, lebende Worte bekam, die ihm entgegenflüsterten, ihm entgegensiedeten: „Ich liebe, liebe, liebe — dich — dich!" — Und als er sie endlich losließ, da stürzte sie zu Boden, platt, leblos. Sein Gesichtsausdruck wurde lüstern, begehrlich nach dem wilden Wahnsinn; er sank vor ihr auf das Knie, küßte sie, redete, lachte, hob sie an sich, bis beide dastanden und sich wortlos in die Augen starrten. Da erklang ein Tritt. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, und er war mit einem Male weit ab von ihr am Fenster. Der Riese stand in der Stube. — „Ist sie krank; dann will"... „Nein", flüsterte der andere, „laß sie jetzt; es ist besser, wenn niemand mit ihr spricht." Und der Riese setzte sich fein artig hin wie ein großes Kind und sah dumm aus. Die Eltern kamen, und der Schwager glitt mit Achselzucken aus der Stube. Da es zur Vesper läutete, öffneten die Alten das Fenster, und halb trug der Riese das Mädchen dorthin: Es solle mit ihm zur Mutter Gottes beten. Aber das Gebet wurde zum Fluch gegen das Geschick; sie warf sich rückwärts zu Boden; ihr Körper war gespannt wie ein straffer Bogen, während sie sich im Krampfe schüttelte.

Der letzte Akt brachte den Ausbruch des Vulkans. Draußen vor dem Hause standen die beiden Liebenden in eifrigem Gespräch; allzu intim. Zuletzt zankten sie sich. Das Verhältnis war also gereift. Leute gingen vorbei und hörten mehr, als sie sollten. — Es folgten noch viele gute Szenen; aber ich will gleich zu der letzten, zu der unvergeßlichen übergehen, zu der Szene, worin der Riese Abrechnung fordert; Abrechnung durch einen seltnen Zweikampf. — Nicht ohne Handgreiflichkeiten — sowohl gegen das Mädchen wie gegen eine Anzahl Stühle, die Purzelbaum schlagen mußten, — ging es ab, als es in ihm aufkochte bis zum Argwohn, daß sie einen anderen liebe, daß dies der Grund ihrer Krankheit sei. Mit Hohnlachen leugnet sie; aber als der Vulkan gefährliche Lebenszeichen zu geben beginnt, schwört sie voll Angst, daß seiner Liebe nichts entgegenstünde. Wie sie da in seiner Umarmung verschwand, von stillem Jubel umfangen! Sie hatte keine Arme, sie ihm

um den Hals zu legen, willenlos hing sie in den seinen. Er stürmte in das Haus; die Alten mußten unterrichtet werden. Das Prestissimo, das nun folgte, war ein Wirbelwind, eine Hexenküche der Hölle in Wort und Ausbruch. Der Schwager kam; keuchend in überhastigem Tempo erzählte sie ihm, was im Werke sei; er schrie auf; aber hinter ihm gellt ein schrillerer Schrei, der Schrei seiner Frau, der Schwester des Mädchens, die unbemerkt hinter ihnen gestanden und das Ungeahnte gehört hatte. Ihr Mann sprang zu ihr hin, den Strom von Schimpfworten zu dämmen, aber es war zu spät; alle waren dazugekommen, alle hatten es vernommen. Was auch die anderen — ein jeder für sich — uns in diesem Zyklon von Schreien, Schmerzensausbrüchen neben sinnlosen Tränen und törichten Worten halb Unbeteiligter gaben, es war nichts gegen den Eindruck, den wir von dem Riesen empfingen, der mit seiner Rache bereit stand, noch ohne zu reden, bewegungslos. Jäh wurde das Mädchen beiseite geschleudert, und er stürzte sich auf dessen Liebhaber. Alte und Junge beteiligten sich, warfen sich dazwischen, das Schreckliche zu hindern. Das war ein Hin und Zurück, eine Blitzesschnelligkeit in den Bewegungen, wie ich es bisher nie besser und naturgetreuer auf einer Bühne gesehen hatte.

Aber keine Macht der Erde konnte sich auf die Dauer dazwischenstellen. Bald waren sie aneinander wie zwei Raubtiere, und plötzlich bog sich der Riese herunter und — stach? Nein, er biß seinem Gegner in das Ohr. Alle um sie her jammerten. Der Biß in das Ohr ist in Sizilien das Zeichen für den Kampf auf Leben und Tod; dem Messer fällt bei der nächsten Begegnung die Entscheidung zu. Dann trennte sich das Gegnerpaar. Gott sei Dank: der Anblick der Hinrichtung selbst sollte uns erspart bleiben. Aber — mit einem Tigersprung saß der Riese auf den Schultern seines Feindes. Das Messer gab an der Kehle des Opfers den Rest. Ich glaube, der Riese entfloh, einige setzten ihm nach, während das Mädchen — das junge Ding — ja, ich weiß es übrigens nicht, das Ganze ging so schnell.

Ich weiß nur: das Stück bekam sein rotes Punktum, worauf wir alle gewartet hatten.

Bezeichnend für die Italiener ist es, daß sich die beiden Todfeinde beim ersten Hervorruf küßten und umarmten; ich muß gestehen, daß dies förmlich eine Erleichterung für mich war, so leibhaft hatten sie gehaßt und gemordet.

Ich habe nur — in des Wortes wahrster Bedeutung — den roten Faden des Stückes wiedergegeben. Aber es enthielt noch viele Szenen voll Humor, feine, kleine Interieurs mit Geraune und Geschwätz in den Ecken, ein künstlerisches und technisches Ensemble von seltner Art, eine Ausarbeitung der Details, die erfreute. Der Sprache wurde eine meisterhafte Behandlung zuteil, mit Pointen, die „saßen", wo sie sollten, um sie her ein leerer Raum, wo es hinpaßte.

Nach dem zweiten Akt war ich hinter die Bühne gegangen, Grasso zu begrüßen. Die Szene glich einem Zigeunerlager, kleine Jungen spielten auf Versatzstücken Karten, ein altes Weib rauchte aus einer kurzen Pfeife, andres, nicht zum Theater gehöriges Volk trieb sich herum. Bei diesem Milieu erinnerte ich mich, daß die ganze Familie bei Beginn von Grassos Erfolg zu ihm kam und sich mit Kind und Kegel, Sack und Pack bei ihm niederließ; sie wollte seinen Triumph mitgenießen. Der Familiensinn ist hierzulande stark entwickelt. Im zweiten Akt standen zwei kleine Mädchen völlig ungeniert draußen vor der halboffnen Tür und sahen mit großem Interesse zu; die gehörten sicher zur Familie!

Der Eindruck des Dramas war, als hätte man in einen glühenden Krater hinabgesehen, dessen heißer Hauch uns noch lange nachher zu umlohen schien.

Es war ein merkwürdiger Abend.

Aus der großen Welt / Von Baptist Gronow

Einleitung

Zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte in Paris ein origineller alter Gentleman, genannt Captain Gronow. Er trug stets einen sehr eng anschließenden blauen Frack, an dessen Aufschlägen ein ganz schmaler Streif seiner blendend weißen Weste hervorsah, und saß stundenlang am Fenster des von ihm mitgegründeten „Petit Cercle" am Boulevard, den goldenen Stockknopf an seine Lippen gepreßt. Diese Haltung war so charakteristisch für ihn, daß boshafte Zungen behaupteten, er schliefe sogar so. Der alte

Herr kannte beinahe jeden Menschen von einiger Bedeutung in ganz Europa, war ein wahrer Anekdotenborn, hatte großen Respekt vor den Regeln des guten Tons und dabei einen starken Hang, gelegentlich recht ausgelassen zu werden. Er nahm an den tollsten Streichen teil, ohne dabei jemals seine tadellose Krawatte in Unordnung zu bringen, und er hätte sich lieber eine Kugel durch den Kopf geschossen, als daß er im Straßenanzug in die Oper gegangen wäre.

Der Name des alten Herrn wäre gewiß längst dem Gedächtnis der Menschen entschwunden, wenn er nicht gegen Ende seines ehrenwerten Lebens einen trefflichen Einfall gehabt hätte: er schrieb eine Anzahl von den Geschichtchen und Anekdoten auf, die er jahrzehntelang mit anerkannter Meisterschaft erzählt hatte, und veröffentlichte im Jahre 1862 ein Bändchen unter dem Titel:

The Reminiscences and Recollections of
Captain Gronow,
being Anecdotes of the
Camp, Court, Clubs and Society
at the close of the last war with France.

Die überaus freundliche Aufnahme, die diese Aufzeichnungen fanden, ermutigte den Verfasser, noch zwei weitere Serien folgen zu lassen, und ein vierter und letzter Band erschien 1866, wenige Monate nach Gronows am zwanzigsten November 1865 erfolgtem Tode. Die letzten Bände beschränkten sich nicht auf den kurzen Zeitraum der ersten Friedensjahre, sondern zogen die verschiedenartigsten Ereignisse und Persönlichkeiten aus den Jahren 1810 bis etwa 1860 in den Bereich ihrer Darstellung.

Gewiß ließe sich kaum ein Geeigneterer finden, Sittenbilder aus jener interessanten Zeit zu entwerfen, als Captain Gronow. Aus einer alten, im nördlichen Wales ansässigen, reichbegüterten Gentryfamilie stammend, trat Gronow als blutjunger Offizier bei der englischen Garde ein, er machte die letzten Feldzüge der Jahre 1813 und 1814 in Spanien und Südfrankreich mit, focht 1815 glorreich mit bei Waterloo und hatte dann in den Friedensjahren Zeit und Gelegenheit genug, in London wie in Paris als Gardedandy seine gesellschaftlichen Talente zur Geltung zu bringen. Mehr wurde damals von den tapferen englischen Offizieren nicht verlangt. Jetzt ist das anders geworden — meint Gronow wenigstens.

Zu Anfang der zwanziger Jahre scheint er des Soldatenlebens im Frieden überdrüssig geworden zu sein und seinen Abschied genommen zu haben. Er lebte dann viel in Paris, auf Reisen in Italien und auch in England, ließ sich 1832 als Liberaler ins reformierte Parlament wählen, fiel aber bei der Wiederwahl durch und zog sich dann zu dauerndem Aufenthalt nach Paris zurück. Er heiratete hier eine Dame

vom Ballettkorps und nach deren Tod ein Fräulein de St. Pol aus einer altadeligen Familie der Bretagne.

Gronow war zeitlebens ein anständiger Mann und dabei kein Dummkopf; er hatte eine gute Schulbildung genossen, besaß umfassende Kenntnisse der modernen Sprachen, ein reges Interesse für schöne Literatur und beherrschte die Umgangsformen der guten Gesellschaft. Dazu kam der Besitz eines stattlichen Vermögens, und so war es kein Wunder, daß er in den ersten Familien von Paris und London gern gesehen wurde. Seine Erzählungen, die er von dem Treiben dieser vornehmen Gesellschaft gibt, sind also Schilderungen eines Augenzeugen, und das ist es, was ihnen ihren unbeschreiblichen Reiz verleiht.

Es sind wunderbare Typen, meist vom großen „Jahrmarkt der Eitelkeit", die Gronow in buntem Zuge uns vorführt, Originale, wie die Welt sie vielleicht so mannigfaltig und so zahlreich nicht wieder beisammen sehen wird. In der endlosen Kriegszeit war England zwanzig Jahre lang fast ununterbrochen von dem Verkehr mit dem übrigen Europa abgeschlossen gewesen; da hatte großbritannische Originalität sich zu höchst absonderlichen Blüten entwickeln können, ja, ich möchte sagen: entwickeln müssen. Die Gefahr lag nahe, bei der Darstellung von vielfach so exzentrischen Persönlichkeiten ins Übertreiben zu geraten und Karikaturen zu zeichnen. Aber ganz abgesehen davon, daß manche von den geschilderten Charakteren der Geschichte angehören, und daß ihre Schilderung auch durch andere literarische Dokumente beglaubigt ist, wird man, denke ich, beim Lesen das Gefühl haben, daß Gronow uns Menschen von Fleisch und Blut in allen ihren Absonderlichkeiten vorführt. Seine Gestalten leben vor uns; er hat die Farben nicht zu dick aufgetragen. Freilich malt er mit bunten Farben, aber es war auch eine recht bunte Welt. Man merkt ihm das innere Behagen an, mit dem er erzählt. In seiner Bescheidenheit glaubt Gronow, sich wegen der Anspruchslosigkeit seines Stils entschuldigen zu müssen. Er habe seine Geschichten niedergekritzelt, „so gut er es konnte". Und er meint weiter: „Wir Soldaten sind im allgemeinen nicht wegen literarischer Qualitäten berühmt." Ich denke, Gronow bedurfte solcher Entschuldigungen nicht, halte ihn im Gegenteil für einen Sittenschilderer ersten Ranges, für einen Humoristen, dem auch Ernst und Gemüt nicht fehlen.

Die demnächst erscheinende deutsche Ausgabe weicht nun von dem englischen Originale ganz wesentlich ab. Gronow hat bunt durcheinander niedergeschrieben, was ihm gerade ins Gedächtnis kam. Darunter waren denn auch viele Erinnerungen, besonders an Regimentskameraden und gesellschaftliche Bekannte, die auf ein dauerndes Interesse keinen Anspruch machen können, zumal für deutsche Leser. Ich denke, daß auch in diesem Falle wieder einmal weniger mehr bedeutet, und habe ohne Bedenken den nach meiner Ansicht überflüssigen Ballast über Bord geworfen.

Dann waren Gronows Geschichten auf vier Bändchen verstreut; schon dadurch konnte es nicht ausbleiben, daß das Zusammengehörige auseinander gerissen er-

scheint. Ob Gronow, wenn er länger gelebt hätte, selbst vielleicht eine bessere Ordnung in sein Werk gebracht haben würde, das weiß ich natürlich nicht. Ich bin der Ansicht gewesen, daß das Buch dadurch außerordentlich gewinnen müßte, und ich glaube jetzt, wo das Buch fertig vor mir liegt, sagen zu dürfen, daß gerade erst in dieser Bearbeitung klar hervortritt, welch ein Reichtum in den Aufzeichnungen des wackeren Captain Gronow steckt.

Möchten recht viele deutsche Leser sich diesem Urteil anschließen!

Dr. H C

Paris beim Einzug der Alliierten 1815

Ich beabsichtige im folgenden lediglich meine eigenen Eindrücke von Paris und seiner Umgebung wiederzugeben. Unser Regiment rückte sieben Tage nach der Schlacht bei Waterloo, am fünfundzwanzigsten Juni 1815, in die französische Hauptstadt ein. Mein Bataillon zählte nur noch etwa fünfhundert Mann, die Überlebenden des Heldenkampfes vom achtzehnten Juni. Wir marschierten über die Ebene von St. Denis bis dicht an die Batterien von Montmartre und bezogen für drei Wochen ein Biwak im Boulogner Gehölz. Der jetzt so schöne Park war damals ein wilder Wald ohne Wege, sumpfig und ganz vernachlässigt. Die Preußen, die neben uns biwakierten, machten sich ein Vergnügen daraus, so viel Schaden anzurichten, als sie nur irgend konnten, obgleich das nicht den geringsten militärischen Zweck hatte: sie schlugen die schönsten Bäume nieder und steckten das Gehölz an verschiedenen Punkten in Brand. Es lagerten damals etwa dreitausend Mann von der englischen Garde in jenem Wald nebst zehntausend Preußen, wenn ich nicht irre. Es fand kein nennenswerter Austausch von Höflichkeiten zwischen den beiden Lagern statt; unser Verkehr erstreckte sich nur auf rein dienstliche Angelegenheiten, deren Besprechung sich zwischen Verbündeten in Feindesland nicht vermeiden ließ.

Ich glaube, ich war in der britischen Armee einer der ersten, die nach Waterloo in das Herz von Paris eindrangen. Ich betrat die Stadt durch die Porte Maillot und kam beim Triumphbogen vorbei, der damals im Bau begriffen war. In jenen Tagen enthielten die Champs Elysées nur ein paar weit verstreut liegende Häuser, und auf den Fahr- und Fuß-

wegen watete man knöcheltief im Kot. Der schwache Versuch einer Straßenbeleuchtung bestand in wenigen Lampen, die an Stricken über den Straßen hingen. Hier fand ich die schottischen Regimenter in ihrem Biwak; ihre seltsame Uniform erregte beträchtliches Aufsehen bei den Pariserinnen, die aber ohne Zögern erklärten, daß die Abwesenheit der Hosen höchst unanständig sei.

Da ich in Uniform war, so erregte ich in hohem Maße die Neugier der Pariser, die mich übrigens, wie ich glaube, durchaus nicht mit liebevollen Blicken betrachteten. Die Boulevards entlang fand ich hübsche, in Gärten alleinstehende Häuser; die Straßen waren zu beiden Seiten mit stattlichen Bäumen bepflanzt, von denen manche hundert Jahre alt zu sein schienen. Das Pflaster war sehr unvollkommen, man mußte sich seinen Weg erleichtern, indem man die größeren Steine aussuchte, um daraufzutreten; übrigens verstanden die Pariserinnen, sich gerade dies höchst kokett zunutze zu machen, um ihre hübschen Knöchel und Schuhe möglichst vorteilhaft zu zeigen. Der Fahrweg bestand aus nackter Erde, so wie Mutter Natur sie geliefert hatte; in der Mitte beförderte eine schmutzige Gosse alle Unreinlichkeiten der Stadt zum Fluß hinab. Die Leute auf den Straßen sahen mißmutig und wie betäubt aus; hier und da bemerkte ich Gruppen von Angehörigen der höheren Stände, die augenscheinlich die neuesten Ereignisse besprachen.

Wie würde man heutzutage über Menschen lachen, die im Kostüm des ersten Kaiserreiches unter uns einhergingen! Die Damen trugen sehr enge und kurze Röcke, die unmittelbar unter dem Busen ansetzten; ihre Hauben waren von gewaltigem Umfang und standen mindestens einen Fuß vom Gesicht ab; einen Fächer trug fast jede. Die Herren trugen sackförmig weite, blaue oder schwarze Röcke, die bis zu den Knöcheln reichten, die Hüte waren von ungeheurer Größe und wurden am oberen Ende breiter.

In den Theatern war zu jener Zeit begreiflicherweise nicht viel los. Ich erinnere mich, daß ich eine Vorstellung im Français besuchte und bei dieser Gelegenheit zum erstenmal den berühmten Talma sah. Der Besuch war sehr spärlich, die besseren Plätze des Hauses waren fast völlig leer.

In einem weltgeschichtlichen Augenblick, wie es die Tage gleich nach Waterloo waren, beschäftigte natürlich alle Gemüter, und besonders die der leitenden Persönlichkeiten des Landes, das große Drama, das sich vor

ihnen abspielte. Napoleon war nach Rochefort geflohen, die Trümmer seiner Armee hatten sich hinter die Loire zurückgezogen. Noch war aber keine einzige Liste der Toten und Verwundeten ausgegeben, und — schwer zu begreifen — das Regierungsblatt hatte sogar gemeldet, daß die große kaiserliche Armee bei Waterloo einen Sieg erfochten habe. Trotzdem waren natürlich Hunderte von Leuten in Paris, die genaue Kunde von dem Gegenteil hatten, und manche wußten auch schon um den Verlust von Verwandten oder Freunden, die in der Riesenschlacht gefallen waren.

Ludwig der Achtzehnte zog, wenn ich mich recht erinnere, am sechsundzwanzigsten Juli 1815 in die Tuilerien ein, und sein Empfang durch die Pariser war eine eigentümliche Illustration des wankelmütigen französischen Nationalcharakters und des plötzlichen, oft unerklärlichen Stimmungswechsels, der in der Volksseele Platz greift. Als der Bourbone in seiner alten rumpelnden Staatskutsche, begleitet von den Gardes du Corps, die Boulevards entlang fuhr, zeigte das Volk auf den Straßen und an den Fenstern die wildeste Freude; begeistert erschollen die Rufe: Vive le Roi! Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt, und weiße Bettlaken oder sonstige Tücher mußten als bourbonische Flaggen dienen. Der König trug einen blauen Frack mit rotem Kragen, dazu eine weiße Weste und einen Stülphut mit weißer Kokarde. Seine würdevolle und gutmütige Haltung schien der Menge zu gefallen, die er mit einem wohlwollenden Lächeln begrüßte. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß zwei Großwürdenträger der Kirche bei dieser denkwürdigen Gelegenheit dem Könige gegenüber saßen. Der Zug zog langsam die Rue de la Paix entlang, bis er endlich die Tuilerien erreichte, wo eine Kompagnie englischer Garde nebst einer Anzahl Pariser Nationalgardisten die Wache bezogen hatte.

Am Tage darauf hatte ich selbst Wachdienst und wurde Augenzeuge, wie der Herzog von Wellington und Lord Castlereagh erschienen, dem wieder auf den Thron gesetzten Monarchen ihre Huldigung darzubringen. Ich war zufällig im Marschallssaal anwesend, als die erlauchten Persönlichkeiten dieses prachtvolle Gemach durchschritten. Welche Ehrfurcht dem Herzog von Wellington entgegengebracht wurde, kann man daraus schließen, daß eine Anzahl Damen von höchstem Rang, natürlich Anhängerinnen der rechtmäßigen Dynastie, eine Gasse bildeten, durch die der Held von Waterloo,

höfliche Redensarten mit ihnen austauschend, hindurchschritt. Der König erwartete den britischen Feldherrn im großen Empfangssaal. Ich glaube mit gutem Grund behaupten zu dürfen, daß es in dieser Unterredung nicht bei bloßen Palasthöflichkeiten blieb.

Die Stellung des Herzogs war höchst schwierig. In erster Linie hatte er dem rachsüchtigen Vandalismus Blüchers und der preußischen Truppen zu steuern, die am liebsten, wenn sie nur gekonnt hätten, die Stadt Paris dem Erdboden gleich gemacht hätten; auf der anderen Seite mußte er gegenüber dem neueingesetzten König sehr diplomatisch vorgehen. Dabei waren die Vollmachten, die der Herzog von seiner eigenen Regierung erhalten hatte, notwendigerweise begrenzt.

Gegen Napoleon und dessen Anhänger war der restaurierte Hof von einem Geist der Rachsucht beseelt, den der Herzog beständig zu dämpfen suchte. Von Talleyrand, Fouché und einigen hohen Geistlichen der ultraroyalistischen Partei war sogar der Vorschlag gemacht, den Kaiser Napoleon, der damals noch in Rochefort war, zu verhaften und erschießen zu lassen. Eifrig arbeiteten sie an der Ausführung dieser verbrecherischen, unmenschlichen und feigen Tat gegen einen ruhmreich gefallenen Feind, der Frankreichs Fahnen glorreich durch ganz Europa geführt hatte. Sie drangen in den Herzog, der über den alten Semaphortelegraphen mit den hölzernen Armen zu verfügen hatte, er möchte ihnen diesen zur Benutzung überlassen, um diesen Befehl zu geben. Wäre nun ihr Plan gelungen, so wäre dies nichts weiter gewesen als ein niedriger Meuchelmord, begangen an dem Zäsar der neuen Geschichte!

Das Palais Royal nach der Restauration

Man kann wohl sagen, daß zu jener Zeit im Pariser Palais Royal das Herz der europäischen Verschwendungssucht pulsierte. Es war die Bühne, auf der alle großen Modehelden aller Nationen ihre Rollen spielten; auf diesem Fleckchen fand sich täglich eine ungeheure Menschenmenge zu keinem anderen Zweck zusammen, als um der Lebenskomödie zuzuschauen, die die Gärten, Korridore und Salons des großen, von Richelieu und Mazarin errichteten und von Philippe Egalité umgebauten Palastes belebte. In buntem

Gewimmel konnte man auf dem Hof des großen, rechteckigen Gebäudeblocks um die siebente Abendstunde einen Schwarm von englischen, russischen, österreichischen und preußischen Offizieren sehen. Dazu kamen noch andere Offiziere von den alliierten Armeen und zahllose Fremde aus allen Weltteilen. Hier konnte man außerdem erblicken den König von Preußen mit seinen beiden Söhnen, die später selber Könige geworden sind, die Herzoge von Nassau und Baden und eine ganze Wolke von europäischen Prinzen, die sich ganz menschlich zu den Vergnügungen gewöhnlicher Sterblicher herabließen, in den renommiertesten Restaurants inkognito speisten und mit geschminkten Sünderinnen schäkerten.

Die Beschreibung eines von den Häusern des Palais Royal wird genügen, von diesem französischen Pandämonium einen Begriff zu geben. Im Erdgeschoß ist ein Juwelierladen, wo man Diamanten, Perlen, Smaragde kaufen kann und jede Art von Damenschmuck feil ist, jedoch nur für solche, die sehr bedeutende Summen zur Verfügung haben. Hier legte der glückliche Spieler oft einen Teil seines Gewinnes an und erstand irgend einen kostbaren Juwelenschmuck, um ihn der oder jener Freundin zu schenken, die niemals mit ihm vor dem Traualtar gestanden hatte. Neben diesem Laden ist eine meistens sehr schmutzige Treppe, die zu den oberen Stockwerken führt. Unmittelbar über dem Laden befindet sich ein Café, an dessen Zahltisch eine Dame sitzt. Gewöhnlich ist diese mit großen weiblichen Reizen ausgestattet, sehr tief dekolletiert und trägt auf ihrem Leibe eine Sammlung von Schmuckstücken, bei deren Anblick die Augen eines Hebräers vor Entzücken funkeln würden. Hier pflegt die Crême de la Crême der männlichen Gesellschaft zu verkehren, ihr Eis zu löffeln oder ihre Schale Mokka zu schlürfen und tagelange Gespräche, fast ausschließlich über Spiel und Weiber, zu führen.

Alle Gedanken der Herrenwelt schienen damals Tag und Nacht dem grünen Spielteppich zu gelten, und über den Eingang zu diesem Salon hätte man Dantes berühmten Vers setzen können:

Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!

Der Leser kann sich denken, daß ich hierbei das Spielhaus im Auge habe, die sogenannte „Hölle" der modernen Gesellschaft. In dem einen Zimmer war der Rouge-et-Noir-Tisch, der von zwölf Uhr mittags an von Männern

in jedem Stadium der Spielkrankheit umringt war. Da ist der kaum flügge gewordene junge Vogel, dem man soeben die erste Feder ausgerupft hat. Er verspürt beim Spiel noch einen angenehmen Reiz, der, wenn diesem ein bißchen gut Glück folgt, unfehlbar von den ihn umdrängenden Schmarotzern, die seiner Eitelkeit schmeicheln, ausgenutzt werden wird. Andere sind schon in einem vorgeschritteneren Stadium des Spielfiebers; sie haben seit langer Zeit den größeren Teil ihrer Einkünfte verloren, ihre Besitzungen verpfändet und stehen bereits in einem zu regen Verkehr mit den Juden. Diese Leute haben die letzte Stufe der Spielerverzweiflung noch nicht erreicht, aber sie sind auf dem Wege zur Verdammnis schon so weit vorgeschritten, daß ihr Leben eine beständige Angst ist, die sie sogar bis in ihre Träume verfolgt. Der Spieler, der einmal so weit gekommen ist, lebt in einem Inferno, das er sich selbst geschaffen hat: die Reize der Geselligkeit, Frauenschönheit, Kunstgenüsse, ja sogar das Vergnügen eines guten Mahls vermögen ihn nicht mehr zu erfreuen, sondern nur noch aufzuregen. Wer dem Spielteufel verfallen ist, der gräbt beständig seinem eigenen Glück das Grab. (Schluß folgt)

In eigener Sache



Die Redaktion der Münchener Neuesten Nachrichten hat trotz des herrschenden Karnevals Raum für eine Erwiderung auf unseren letzten Artikel gefunden. Das ist viel für ein Blatt, welches nach dem Fest der heiligen drei Könige ausschließlich von Reportern redigiert wird; und die Anstrengung erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß gerade jetzt ein spannender Louisprozeß die höchsten Anforderungen an die geistigen Fähigkeiten der Redaktion stellt.

Es ist nur billig, wenn wir dem Blatte unsern innigsten Dank aussprechen, daß es in dieser schweren Zeit noch die Muße fand, uns so viel Belehrendes zukommen zu lassen und uns einen Einblick in seine reiche Wissenschaft zu gewähren.

Freilich ist es interessant, wenn uns eine solche Autorität versichert, daß wir ernsthafte Politik nicht zu treiben verstehen.

Wir glaubten, daß die Parlamentarier, welche unsere Leitartikel verfassen, berufen seien, ihre Meinungen darzulegen. Daß sie sich nicht dazu verstehen, für die Münchener Neuesten Nachrichten zu schreiben, beweist doch nichts gegen, sondern sehr vieles für sie.

Nun zu den Belehrungen auf den Gebieten der von den Neuesten Nachrichten beherrschten Wissenschaften!

Wir hatten uns erlaubt, zu schreiben, daß ernste Verwicklungen mit Frankreich wegen Marokko, oder wegen unserer Handelsbeziehungen zu Marokko, auch aus wirtschaftlichen Gründen töricht wären.

Denn man könne nicht einen Handel, der neunhundert Millionen umsetzt, gefährden, um sich einen Handel zu sichern, der bloß neun Millionen wertet.

Weil neun in neunhundert immer noch hundertmal geht, wie die Herren zugeben werden.

Natürlich gäbe es neben diesen wirtschaftlichen Gründen noch andere, zum Beispiel humane.

Aber wir erwähnten sie nicht, weil wir den Neuesten Nachrichten verständlich bleiben wollten.

Auf die gewissermaßen rechnerische Feststellung erhalten wir nun einen Verweis und folgende Belehrung:

„Eine Halbmonatsschrift für deutsche Kultur braucht nicht zu wissen, daß die Franzosen den Handel mit Deutschland durchaus nicht nur um unserer schönen Augen willen treiben, sondern weil sie dabei ein schönes Geschäft machen, und daß wir den Franzosen noch um ein paar hundert Millionen mehr abkaufen, als sie uns."

Bleiben wir vorerst bei diesem Satze stehen und würdigen wir seine Durchdachtheit und alles materielle Wissen, welches er enthüllt!

Also die Franzosen treiben den Handel mit Deutschland nicht nur um unserer schönen Augen willen? —

Das ist ja eine ganz außerordentlich wichtige Feststellung; aber sie läßt doch noch das Nebensächliche bestehen, daß dieser Handel existiert.

Immerhin ist es wichtig, zu erfahren, daß in der Redaktion der Neuesten Nachrichten ein tiefsinniger Forscher der Frage zu Leibe geht, „warum" Handel getrieben wird, und daß er schon die Lösung gefunden hat, es geschehe nicht um schöner Augen willen. Die weniger geistig veranlagten Kaufleute

begnügen sich leider mit dem Faktum und schätzen den Handel nach gemeinen Ziffern ab.

Diese Nebensächlichkeit betreffend erklärt uns die professorale Redaktion, daß die Franzosen ein gutes Geschäft dabei machen, indem sie uns um ein paar hundert Millionen mehr verkaufen, als abkaufen.

Tja = ja! diese Franzosen!

Man könnte es beinahe glauben, wenn es uns der Redakteur der „großen" Zeitung von oben herunter sagt.

Aber ein Mißtrauischer merkt bald, daß dieser Treffliche viel zu faul war, um von seinem Drehstuhl aufzustehen und nachzuschlagen.

Für seine Leser hat er das nicht nötig, denkt der Mann und bleibt auf dem angewärmten Polster sitzen. Und schreibt: „Ein paar hundert Millionen mehr."

Allerdings beträgt der deutsche Export etwa vierhundertdreißig Millionen, der französische Import nach Deutschland vierhundertsiebzig Millionen. Aber warum sollte man dem Guten dieses bißchen Unterschied unter die Nase reiben? Papperlapapp! Freuen wir uns über die famose Art, wie er sich das mit dem Import denkt. Er meint nämlich, nur der hat den Nutzen, das gute Geschäft, der exportiert.

Man kann also Gouvernante spielen und doch nicht wissen, daß auch die Einfuhr Werte schafft und Werte umsetzt.

Zum Beispiel: Der Redakteur der Neuesten Nachrichten muß wieder einmal einen Leitartikel über das Kostümfest der Münchener Friseurgehilfen schreiben. Er geht hin und trinkt eine Flasche französischen Champagner.

Damit bereichert er nicht nur die französische Witwe Cliquot, sondern auch den deutschen Wirt, den deutschen Weinhändler, den Bundesstaat. Oder die Frau Redakteur läßt sich eine seidene Bluse machen. Der Fabrikant in Lyon erhält noch nicht ein Zehntel von dem Gelde. Der deutsche Grossist, der deutsche Detailhändler, indirekt auch der Herr Commis, dann weiter die Näherin, und, wegen des Zolles, wiederum der Staat partizipieren an dem Aufwande.

Sollten wir uns noch nicht verstehen, dann hat die Redaktion der Neuesten Nachrichten die Möglichkeit, sich anderwärts zu informieren.

Schräg gegenüber von ihrem Palais wirkt ein Käsehändler, der sie gewiß gerne in die Geheimnisse des Handels einweiht.

Weiterhin sagt uns die „große" Zeitung:

„Die Franzosen haben sich in dem guten Geschäft auch nicht beirren lassen, als die politische Spannung wegen Marokkos aufs höchste gestiegen war."

Stimmt das?

Oder war der Treffliche wieder zu faul, sich vorher zu orientieren? Und ist er im allgemeinen überzeugt, daß Spannungen für den Weltmarkt nichts bedeuten? Sein Kollege vom Handelsteil, oder jener Käsehändler mögen ihn eines Besseren belehren.

Wir haben überdies von kriegerischen Verwicklungen gesprochen; und wir glauben noch heute, daß im Falle eines Krieges dem gesamten deutschen Handel, nicht bloß dem mit Frankreich, recht bald die Luft ausgehen würde.

Ob sich dann der deutsche Unternehmungsgeist in Marokko schadlos halten könnte, scheint uns zweifelhaft.

„Aber wir haben dort eine große Zukunft", sagen die Neuesten Nachrichten und fahren also fort: „Als Columbus Amerika entdeckte, betrug dessen Handel mit Europa noch viel weniger als acht bis neun Millionen."

Wir vermuten, er betrug nicht acht Pfennige vor diesem Ereignisse. Aber Amerika mit Marokko zu vergleichen, das wäre auch dem letzten Provinzredakteur, von welchem die Neuesten Nachrichten so unkollegial denken, nicht eingefallen.

Man muß ziemlich lang Angestellter des größten süddeutschen Blattes sein, um von der Vorsehung mit solchen Einfällen begnadigt zu werden.

Verlassen wir diese ernsten Gebiete!

Es wird ja nicht gleich zum Kriege mit Frankreich kommen. Selbst wenn der Prokurist jener Dattelfirma in Casablanca noch viele Jahre in den Neuesten Nachrichten zur Attacke bläst.

Daß wir nicht für ein Marokko-Syndikat in die Schranken getreten sind, ist für andere Leute selbstverständlich.

Dabei bleibt es möglich, daß die Redaktion der Neuesten Nachrichten nicht begreift, wie man sich die unwürdige Hetze bei uns verbitten kann, ohne dem Chauvinismus oder pekuniären Interessen auf der anderen Seite das Wort zu reden.

Wir kennen verschiedene gut geleitete Tageszeitungen, welche die französische Marokkopolitik verurteilen. Aber sie alle verstehen sich nicht dazu, aus der Sache eine deutsche Angelegenheit zu machen, gefährliche Situationen zu schaffen und durch Alarm-Artikel die öffentliche Meinung zu erregen.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit hält sie von diesem Spielen mit dem Feuer ab, und sie verstehen auch das Verächtliche von leeren Drohungen.

Aber freilich, diese Zeitungen würden sich in dieser, wie in jeder anderen Sache, einen Vergleich mit den Neuesten Nachrichten als beleidigend verbitten.

Von derselben Wertschätzung ausgehend, schließen wir die Diskussion und erlauben dem münchener Journal, unseren Wunsch auf freundliche Beziehungen zu Frankreich als „Kinderstubenpolitik" zu bezeichnen und sich vor dem überraschten Süddeutschland als Eisenfresser aufzuspielen. Unsere Landsleute werden dieses neue Märchen von den tapferen Schneiderlein mit Lachen aufnehmen.

Sollten sich diese Herren aber einmal darüber klar werden wollen, wie man auch ohne Vorliebe für das Marokko-Syndikat sich auf der neutralen Linie halten kann, dann brauchten sie nur den politischen Teil jener Zeitungen zu studieren, aus denen sie ihre Feuilleton-Füllsel ausschneiden.

Der März

P. S. Nichts kann die hochpolitische Art, mit der die Redaktion der Münchner Neuesten Nachrichten die Wirren in Marokko behandelt, treffender kennzeichnen, als die nachstehende Notiz über das Gefecht bei Urduellah in Nummer 43 der Neuesten Nachrichten. Es wird zuerst berichtet, daß auf Seiten der Franzosen sechs Mann, darunter ein Leutnant, verwundet wurden. Dazu randbemerkt die Redaktion: „Von der Größe der ruhmvollen französischen Waffentat und der unbeschreiblichen Heftigkeit eines vierstündigen blutigen Kampfes kann man sich nach der Größe des französischen Verlustes — ganze sieben Verwundete, also alle fünfunddreißig Minuten einer — ungefähr eine Vorstellung bilden."

Auch wer die Franzosen nicht liebt, wird zugeben, daß kein französisches Blatt die deutschen Kämpfe in Südwestafrika mit ähnlicher Sachlichkeit besprochen hat.

Die silberne Nacht

Erzählung von Wilhelm Fischer

(Schluß)



ie junge Frau neigte zustimmend das Haupt und sagte: „Ich werde Ihre Dienstleistung mit Dank entgegennehmen, Herr Baumeister." Georg öffnete hierauf das Kästchen und untersuchte es sorgfältig, bis es ihm nach genauer Prüfung gelang, die Springfeder des geheimen Verschlusses zu entdecken. Der Boden schnellte unter dem Drucke eines unscheinbaren, mit vielen andern vergoldeten Nagelkopfes empor, und in dem verborgenen Fache lag eine Schrift. Frau Gismunde langte rasch nach dem Papiere; dabei berührte ihre Hand die seine, und indem er aufblickte und sah, daß ein Armband mit lichten Steinen das feine Gelenk umschloß, wurde er wie von einem fremden Zauber getroffen.

Sie sprach: „Wenn wir noch in der Zeit der frommen Helden lebten, so könnten wir Sie als unsern Ritter gewinnen; allein so müssen wir uns begnügen, Ihnen für den heutigen Dienst zu danken."

„Und jetzt", sagte der alte Veit, „warten Sie auf mich eine Weile draußen, lieber Freund; ich komme gleich nach."

Georg verneigte sich vor der jungen Frau. Sie reichte ihm ihre Hand, die er mit den Lippen berührte, und er schritt hinaus in die Mondnacht.

Ein Hauch von zarter Lieblichkeit kam durch den Garten hergeflossen, und entgegen strömte ihm der Blumenduft wie der sehnsüchtige Atem des Frühlings. Etwas tönte in allen Bäumen und Sträuchern wie der lautlose Jubel der Mondnacht, die in ihrem Keimen und Blühen einen Schatz von Wonne in sich schloß und von einem unbekannten Frühlingsglücke träumte. Und die Sterne blickten vom blauen Himmelsgewölbe auf all den Zauber des stillen Erdenblühens wie auf ein eigenes Leben traumesselig herab. Von ferne leuchtete der weiße Strahl des Springbrunnens, in welchem tausend Silberfunken glitzerten, und in sein Rauschen tönten Stimmen hinein, die ihn anmutig zu sich zogen.

Als er näher kam, hörte er Fräulein Frida sagen: „Ich will meinen Blumen flüssige Mondperlen zu trinken geben; die können sie am Tage doch nicht bekommen."

Und sie nahm eine Gießkanne in die Hand, füllte sie mit dem mondhellen Wasser aus dem Becken des Springbrunnens und bewegte sich zierlich gegen das Beet zu. Sie hielt das Köpfchen sorgsam geneigt und begoß emsig die Blumen. Dabei konnte sie es doch nicht verhindern, daß der Saum ihres weißen Kleides von den fallenden Tropfen benetzt und feucht wurde. Sie lachte über ihr Ungeschick, und Stasi, die nahe stand, sagte: „Das kommt einfach daher, weil Sie das Kleid nicht vorerst geschürzt haben, Fräulein. Und wenn auch der kleine Fuß ein bißchen mehr sichtbar wird als sonst, so darf's doch der Mond sehen."

„Du, Stasi, rede mir nicht zu viel vom Mond, für dich ist er gefährlich. Du mußt immer hübsch in der Sonne gehen, daß sie dich von allen Seiten hell und freundlich bescheine."

Nun trat Georg hervor und sprach: „Welch ein Glück ist es, daß ich hier einem schönen Wasserfräulein begegne, das man, wie es im Märchen heißt, immer an dem nassen Saum ihres Kleides erkennt. Und, o Gunst der blauen Frühlingsnacht! ich bin es, der hier im Mondenstrahl eine solche goldhaarige Nixe trifft. Wenn sie mir nur nicht gefährlich wird!"

„Ich bin ein schlichtes Erdenfräulein," erwiderte sie, „und wer Sie sind, weiß ich nun auch von unserm Veit. Womit könnte ich Ihnen gefährlich sein, Herr Baumeister?"

„Ich glaube, mit einer heimlichen Macht."

„Was ist das?"

„Das ist eine Macht, die vom Himmel jedem anmutigen Mädchen gegeben wird, das sich ihr Herz so rein zu bewahren gewußt hat wie dieser Brunnen hier sein Mondlichtwasser."

„Das ist recht, Herr Baumeister. Eine heimliche Macht, die vom Himmel kommt, gefällt mir. Aber besitze ich sie wirklich?"

„Würden Sie sonst die Blumen so liebreich laben, wie Sie es jetzt getan haben?"

„Dann will ich auch dem Himmel danken, daß er mir durch Sie eine solche geheime Botschaft mitteilen läßt, Herr Baumeister."

„Und dafür sind Sie mir gut, Fräulein Frida —?"

„Wie soll ich Ihnen gut sein?"

„Wie eine Frühlingsnacht; nicht anders."

„Nein; aus der Frühlingsnacht spricht doch zuweilen Fremdes. Man bildet sich ein, etwas gesagt zu haben, und es war doch nur der Frühling draußen, der gesprochen hat."

„Kann er nicht auch in uns sein, Fräulein Frida?"

„Eine Zeitlang; denn es ist doch das ganze Jahr nicht Frühling. Wenn er sich aber einmal bei uns eingenistet hat, so will er das Wort für das ganze Jahr führen und ist doch nur ein Teil desselben."

„Aber Sie sind ja der Frühling selbst!"

„Das heißt, ich bin noch ein Mägdlein. O, wenn mir Gott das Leben schenkt, werde ich noch einmal ein altes Mädchen werden," sprach sie lächelnd.

„Frau wollen Sie sagen!" warf Stasi vorwurfsvoll ein.

„O, wie die Braut des Herrn Birling recht hat!" rief Georg. „Wenn die Empfindungen aufblühen, wird man Frau."

„Mit Ihnen habe ich auch noch ein Wort zu reden," sagte Stasi schmollend.

„Weil ich dem armen Herrn Birling einen Händedruck entwendet habe? Das ist auch ein Verbrechen. Mehr Gutes ist mir ja in seiner Gestalt nicht zugeflossen."

„Sie haben auch nicht mehr verdient," sagte das Mädchen; aber ihr Erröten verbarg der Dämmer der Mondnacht.

„Dann liebt mich Gott weniger als ich ihn, wenn ich nicht mehr verdient habe."

Da ward die Gesellschaft um einen vermehrt; das war der Major, der sich nach dem alten Veit erkundigte, dem er noch etwas zu zeigen habe. Er erfuhr von der Tochter, daß der Alte im Gartenhause bei Frau Gismunde weile, und da mochte er wieder Georg für den Unterlehrer Birling halten, denn er hieß ihm kurz: „Geht und holt ihn mir — das heißt mit gütiger Erlaubnis der Frau Gismunde."

Und Georg machte sich auf den Weg nach dem Gartenhause, um dem Geheiße zu willfahren. Als er aber dort das Gemach betrat, war Veit nicht mehr anwesend.

Frau Gismunde saß am Tische unter der Ampel halb abgewendet, sodaß er ihr Antlitz nur von der Seite sehen konnte. Das war aber so, daß etwas

wie ein Lichtschein daraus emporstieg, der ihm vor den Augen flimmerte. Sie erhob sich bei seinem Nahen, kam ihm entgegen und bemerkte seine Verwirrung. Sie legte beide Hände auf seine Schultern und sprach: „Willkommen, Herr Baumeister!"

Jetzt war der Lichtschein in ihren dunklen Augen und strömte in die seinen über. Das bemerkte sie auch mit holdem Lächeln und entfernte sich von ihm.

Doch wendete sie ihm wieder ihr Antlitz zu und sagte mit süß klingender Stimme:

„Ich besitze eine kleine Insel im blauen Meere der Adria. Wenn Sie ein geschickter Baumeister werden, können Sie mir dort ein Marmorschloß bauen. Das soll in die Ferne leuchten, und im Innern will ich schöne Statuen aufstellen lassen. Auch soll ein hoher Schrank aus eitel Glas in dem innersten Zimmer stehen, der soll hundert Lädchen enthalten, alle übereinander und alle von Glas. In der untersten Lade wird mein Bild liegen, gemalt auf Elfenbein; doch das wird niemand sehen können, es sei denn, daß er von oben herab durch alle Decken der Lädchen bis auf den Grund blickt. Und das könnte nur der Vogel mit purpurnen Flügeln sein, der Phönix heißt und alle hundert Jahre einmal kommt. Der könnte hinab wie auf den Grund einer Frauenseele blicken und mein Bild entdecken. Was sagen Sie dazu, Herr Baumeister?"

Georg stand so verwirrt unter dem Lichtschein ihrer Augen, daß er nur erwiderte: „Ich möchte wohl ein solches Schloß bauen können, aber nicht um des Schlosses willen, sondern um Ihretwillen, Frau Gismunde."

„Das ist recht, Herr Baumeister. Und was den alten Veit betrifft, den Sie suchen, so ist er nach den Sternen gegangen. Dort finden Sie ihn."

Und sie reichte ihm die Hand zum Abschied. Er neigte sich darüber, um sie zu küssen; dabei berührten seine Lippen das Armband mit den lichten Steinen.

„O, das ist nicht recht!" rief sie nun mit betrübter Stimme. „Was haben Sie da getan!"

Er wollte sich entschuldigen; aber sie verließ, wie von plötzlicher Angst ergriffen, das Gemach und verschwand durch eine Seitentür. So entfernte auch er sich in den Garten, um den alten Veit zu suchen, den er hier nicht gefunden hatte.

Die Nacht trug ein silbernes Gewand; von dem ging aller Schimmer aus, der den Garten erhellte. Dazu funkelte ihr Sternendiadem in himmlischem Glanze. Die jungen Blumen neigten sich vor ihr, da sie ihren Boten, den linden Maienwind, herab auf die Erde sandte. Und ein Säuseln zog durch das Laub der Bäume, das klang wie liebliche Musik. Es kam wie von oben mit leisem Sange und breitete sich durch den ganzen Garten aus mit nie verklingendem Raunen, wie wenn silberne Wellen tropfenweise rinnen und dann wieder gesammelt mit feinem Halle plätschern. Es war ein Surren und Flüstern, als wenn aus jedem Grashalme ein seltsames kleines Wesen blickte und seine Verwunderung über diese silberne Nacht kundgäbe. So tönte es überall schier unhörbar und doch mit heimlich zauberhafter Gewalt.

Hoch oben im blauen Sternenwagen zog der Geist des Frühlings durch die Lüfte und segnete das Land mit Duft, Laub und Schimmer. Und die Schönheit der Mondnacht war nichts anderes als seine und aller Wesen Harmonie auf der blühenden Erde.

Georg fiel hinein wie in einen Strom bis über die Ohren, die ihm von den vielen Geisterstimmen schwirrten, und er trank von der silbernen Flut, bis das Herz davon voll wurde. So merkte er auch nicht, daß er in der Wirrnis dahinirrte, und hatte doch die Aufgabe, den alten Veit zu suchen, der zu den Sternen gegangen war. Das hatte Frau Gismunde gesagt. Die Sterne glänzten oben an dem blauen Gewölbe des Doms, und er war unten im Kirchenschiff, das der Frühling als himmlischer Baumeister der Schönheit auf Erden erbaut hatte.

Aber jetzt leuchtete ihm aus dämmerndem Fichtengezweige etwas entgegen, was nicht Mondlicht und Sternenschimmer war, sondern wie der rötliche Glanz einer Kerze oder Lampe schien. Er verwunderte sich darüber, kam näher und fand, daß es ein erhöhter Rundbau war, aus dessen Fenstern sich die Helligkeit über die Häupter der Fichten ausbreitete, die als andächtige Gemeinde standen und nach dem Glanze emporblickten. Die Pforte war offen; er ging die Stufen hinauf, und oben in dem Hallenrund sah er die beiden Alten mit einem großen Fernrohr beschäftigt, das auf seinem Gestell beweglich ruhte und jetzt durch eine breite Öffnung des Daches nach dem Jupiter gerichtet wurde, wie er den Worten des Majors entnahm. Er blieb vorerst auf der Sternwarte als dritter unbemerkt; denn gar eifrig waren die

beiden Alten der Betrachtung des wundersamen Himmelskörpers zugewendet, wobei sie sich von Zeit zu Zeit ablösten und ihre Bemerkungen austauschten.

Endlich war dem Eifer Genüge getan, und Veit sprach:

„Ich bin zu meinen Tagen gekommen und alt geworden, aber wenn ich in den gestirnten Himmel blicke, so kommt die Jugend immer wieder. Es ist, als ob sie dort hauste, wo sie noch niemand gesehen hat, der leiblich auf der Erde wandelt; und fühlt doch ein jeder, der's vermag, ihren Einfluß als den eines milden Geistes, der das Auge erleuchtet und das Herz erneut. In den Sternen wohnt das Leben, und wir sind an sie gebunden, ohne daß wir es wissen. — Könnte ich den Himmel nicht mehr jung betrachten, so hätte ich all mein Sehnen verwirkt. Denn dort fährt auf allen Straßen der Geist der Jugend zu Felde, der meiner Seele frischen Odem gibt, Gottes Herrlichkeit in seinem nie alternden Reiche zu betrachten. — Woher ich gekommen bin, weiß ich nicht, noch, wohin ich gehen werde; aber ich weiß, daß in dem großen leuchtenden Lebensacker da droben vielfacher Same ausgesät ist und daß, wenn mein Leib hier in die Erde gesenkt wird, sein Kern dort im Sternenacker neu ersprießen kann. Denn die ganze Welt ist nur eines Geistes, von dem nicht ein Fünkchen, und eines Leibes, von dem nicht ein Tüpfelchen verloren gehen mag. So muß ich mich auch im Lichte wiederfinden, der ich mich im Tode verloren habe, und der Schatten der Erde muß dem Leben auf einem andern Sterne weichen, der, so wie dieser hier, auch ein Kind des alleinigen Vaters ist. — Und der da gesagt hat: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, unser Herr und Heiland, er wird uns gnädiglich nach unsern Taten die Stätte bereiten, wo ich nicht wissen werde, wer ich bin, sowenig, wie ich es hier weiß; und wo ich doch immer fühlen werde, daß ich die Ewigkeit in mir trage als einzig dazu geeignetes Gefäß und ihrer nie verlustig gehen kann."

„Wahrlich, Veit, Ihr redet mir zu Gemüte, als wärt Ihr nicht der Schulmeister, sondern der Pfarrer selbst. Der weiß übrigens auch nicht die Stimmen auf der Orgel so zu führen wie Ihr, daß sie alle, einzeln und insgesamt, dem Herrn mit mächtiger und lieblicher Eintracht lobsingen. — Doch da fällt mir ein, daß Frau Gismunde den königlichen Stern gern sehen möchte, und hätte ich jemanden zur Hand, so würde ich ihn zu ihr mit der Botschaft schicken, daß der Jupiter heute besonders hell steht."

Dabei fiel des Majors Blick auf Georg, der jetzt in den Lichtkreis der Lampe trat, und er sagte: „Wie gerufen, Birling! Ihr habt wohl gehört, was ich eben gesprochen. Tuet darnach und überbringt Frau Gismunde die Botschaft."

Daß ihn der Schulmeister schon auf seinen Irrtum hinsichtlich der Person Georgs aufmerksam gemacht hatte, das war in dem weiten Gedächtnisse des Majors zu Boden gesunken wie ein Stein in einem Teiche.

Georg aber machte sich als Botschafter getrost auf den Weg zum Gartenhause und ging wieder im Mondlichtgarten dahin. Da hauste die zarte Lieblichkeit wie eine feine Elfengestalt mitten unter Bäumen und Blüten und spann ein Netz von silbernen Fäden durch den Dämmer, das viel dünner war als ein Spinngewebe, und in welchem sich die Träume eines jungen Menschen wie Nachtfalter verfingen, sodaß sie nicht mehr heraus konnten. Doch erwachte das Blut in ihm heller als gewöhnlich und rauschte mit leisem Sange durch seine Adern. Der Mutwille in ihm lächelte sich gleichsam im Spiegel der silbernen Nacht selber zu, erfreut, daß er auf so schönem Pfade wandelte; und als ein leichter Schritt ihm auf dem Kiesweg entgegenknisterte und bald darauf an einer Biegung des Weges ein weiches Gewand ihn streifte, rief er leise: „Halt, die Parole!"

Die erschreckte Gestalt, in der er das Kammermädchen Stasi zu erkennen glaubte, strauchelte ein wenig, und er schloß sie rasch besonnen in die Arme, um sie zu stützen. Aber er konnte sie nicht gänzlich an sich ziehen; denn sie sträubte sich kräftig dagegen, sodaß er nur einen Augenblick lang die zart schwellende Mädchenbrust an die eigene pressen und, da sie ihr Antlitz jähe zur Seite gewendet hatte, nur ihre Wange mit den Lippen berühren konnte. Dabei fiel der Mondschimmer auf den erhobenen Arm, mit dem sie ihn zurückdrängte, um sich der Umschlingung zu entziehen, und er bemerkte ein Armband daran mit weißen Steinen.

In der Betroffenheit, die ihn plötzlich überkam, entschlüpfte ihm die Gestalt lautlos, und er sagte sich, daß es nicht Stasi sei, der er so mutwillig die Parole auf den Lippen hatte abfangen wollen, sondern Frau Gismunde selbst.

Das Amt der Botschaft trieb ihn aber doch vorwärts bis zum Gartenhause, und als er dort in das Gemach trat, saß Frau Gismunde am Tische,

mit ruhigem Antlitze über ein Schriftstück geneigt, das sie prüfte. Er entledigte sich getreulich seines Auftrages, und Frau Gismunde hörte ihn ruhig an. Sie blätterte dabei mit der einen Hand in dem Schriftstücke, die andere ruhte auf dem Tische; und er bemerkte, daß beide Gelenke über den schönen Händen ungeschmückt waren und daß sie das Armband nicht mehr trug.

Sie antwortete ihm, daß sie dem Herrn Major danke, aber heute nacht nicht zu den Sternen gehen wolle. Sie sprach dieses holdselig, wie es ihre Art war, ohne Georg anzusehen. Aber als hätte sie es mit innerem Auge merken können, daß Georgs Blicke an ihrem Handgelenke hafteten, erhob sie die Stirn, sodaß die beiden dunklen Sterne ihm groß zuglänzten, und sprach:

„Sie suchen das Armband, das ich vorhin getragen habe, doch vergebens. Denn ich habe es dem Fräulein Frida geschenkt. Das liebe Kind wird sich davon nicht trennen, das weiß ich."

Sie stand auf und trat ihm näher.

„Sie möchten auch wissen, Herr Baumeister, warum ich es getan habe. Ich will es Ihnen mitteilen. Meine Ältermutter hat das Armband von den Lichtalben bekommen. Die haben es geschmiedet und aus ihrem Horte die Steine angefügt, die seltenen Zauber in sich bergen. Ich selber habe ihn nie walten lassen, denn mein Sinn ist auf den Himmel gerichtet und nicht zur Erde geneigt, obgleich ich in Ehe meinem Gemahle verbunden bin, der zurzeit ferne weilt. Der Zauber ist dergestalt, daß wenn ein Mann das Armband auch nur flüchtig mit den Lippen berührt, wie Sie es unversehens getan haben, er wieder zu der Trägerin gezogen wird und zu ihr zurückkehren muß, wenn er von ihr gegangen ist. Dem dürfte ich mich nicht aussetzen, und da Fräulein Frida schon vorher oft, wie ich bemerkte, Wohlgefallen an dem Kleinode fand, schenkte ich es ihr. Und wenn Sie gezwungen sein sollten, einst wieder hierher zurückzukehren, Herr Baumeister, wie ich glaube, so werden Sie auch die geheime Macht erkennen, die dies bewirkt. — Noch einmal: ich gehe heute nicht zu den Sternen; vielleicht später, denn sie warten meiner, und meine Sehnsucht fliegt ihnen zu."

Ihre ganze Gestalt schien von einer seelenreichen Anmut verklärt zu sein, als sie dieses sagte, und, wie schon vorher, entzog sie ihre Erscheinung dem jungen Manne, ehe er noch über den seltsamen Eindruck ihrer Rede Herr werden konnte.

Nun ging er, dem Major den Mißerfolg seiner Botschaft mitzuteilen, und dachte den kürzesten Weg zur Sternwarte einzuschlagen, als er am Springrunnen vorbei kam. Der war ganz in Silber getaucht, und die Tropfen waren so durchleuchtet, daß sie freudig herabzufallen schienen.

Zuerst sah Georg alles weiß, denn jegliches Dämmerige hielt sich von dem Brunnen fern, der sich ganz mit schneeig-weißem Lichte bekleidet hatte; aber dann unterschied er doch ein Menschenkind, dessen Gewand sich von dem Mondesäther um einen schattigeren Ton abhob. Dieses hatte seine Hand in das flüssige Silber getaucht und wendete jetzt die Stirne dem Nahenden zu, dem es mit einer schalkhaften Bewegung rasch die Tropfen in das Gesicht spritzte. Dabei glänzte das Armband mit den lichten Steinen an ihrem feinen Handgelenke. Fräulein Frida sprach: „Diese Strafe haben Sie für Ihre Verwegenheit verdient! — Wenn ich mir ein Häuschen auf dem Limbecker Hügel bauen ließe, um von oben in die helle Welt und nach den blauen Bergen zu sehen, so dürften Sie mir es allenfalls bauen, aber nicht hinein kommen. Denn Sie sind ein Wegelagerer, Herr Baumeister."

„O wie glücklich bin ich, es zu sein, Fräulein Frida!"

„Und das Gericht, fürchten Sie es so wenig?"

„Nein, wenn Sie die Richterin und mir milde sind."

„Im Gegenteil, ich will recht hart gegen Sie sein und Sie verurteilen —"

„Zu was?"

„Das weiß ich noch nicht. — Und da kommt unser Veit. Gehen Sie ihm entgegen."

„Ich hoffe gewiß, mir meine Verzeihung noch zu holen."

„Versuchen Sie es!" sagte sie mit hellem Lachen und war entschwunden wie eine Mondlichterscheinung, er wußte nicht wohin, und der alte Veit stand schon nahe bei ihm und sprach: „Gehen wir."

„Und der Herr Major—?" fragte Georg.

Veit ging voran, und Georg folgte ihm. Es war ein sonderbarer Schatten, den der Alte zurückwarf. Der Kopf bewegte sich hin und her, als wollte er jeden Augenblick sich vom Rumpfe loslösen und zu einem dunklen Vogel werden, der zum blauen Nachthimmel auffliegen konnte. Deshalb hütete sich Georg, daraufzutreten, sondern hielt sich in gemessener Entfernung, sodaß, als sie zu einem Pförtchen kamen, das ins Feld führte, der Alte

schon einige Schritte voraus war und Georg noch innerhalb der Einfriedung stand.

Da sprach eine Stimme nahebei: „Ich bin böse auf Sie, Herr Baumeister;" und wie aus dem Boden hervorgezaubert, blickte ihn das Kammermädchen an.

„Sie haben recht, Stasi", erwiderte er. „Unrecht Gut gedeihet nicht. Ich muß, was nicht mir gehört, zurückgeben. Da haben Sie Ihren Kuß wieder."

Er haschte nach ihr, um dem Vorsatze eines ehrlichen Mannes die Tat nachfolgen zu lassen. Aber sie entschlüpfte ihm behend und kicherte aus der Ferne: „Er bleibt Ihnen geschenkt."

„Dann vergelt's Gott, Stasi!" rief er der Davoneilenden nach und holte dann mit raschen Schritten den vorausgehenden Veit ein. Der hatte Georgs Verzögerung kaum bemerkt, denn er war tief in Gedanken versunken. Als der junge Mann jetzt an seiner Seite schritt, hub er überaus ernst zu reden an von dem Sternenhimmel und all den sichtbaren Mächten und unsichtbaren Kräften, die ihm an- und innehaften. In solchem Gespräche kamen sie heim ins Dorf und trennten sich im Hause, ein jeder in seine Stube.

Georg schlief nicht bald ein, so erfüllt war sein Sinnen von Bildern und Gestalten, und konnte deshalb auch nicht am frühen Morgen, wie er wollte, seine Fahrt fortsetzen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er sich von seinen freundlichen Wirten verabschiedet hatte, und mit dem Ränzel auf dem Rücken fürbaß schritt.

Der Weg führte zwischen zwei Berghängen durch die Schlucht den Wald hinan, einem Gebirgsbach entgegen, der über Felsblöcke mit grünen weißbeschäumten Wellen abwärts rauschte. Unten, wo der Wanderer schritt, lag noch die Morgenkühle; doch oben an der jenseitigen Berglehne spielte es golden-grünlich durch das Fichtengezweige, und höher, über den Kamm hinweg, schien in ganzer Herrlichkeit der goldene Glanz des Tages ausgegossen. Wo ein Strahl der Sonne den Bach traf, da schimmerte es unter dem überhängenden Frühlingslaube holdselig auf. Die Schlucht verengte sich immer mehr, und der Pfad stieg in Windungen den Wald hinan. Georg mußte den Bach verlassen, der jetzt tief unter ihm rauschte und blinkte.

Auf einmal sah er auf dem jenseitigen Hange zwei weibliche Gestalten abwärts wandeln. Sie waren vom lichten Waldeszauber umflossen, und er erkannte in der einen die mädchenhaft schlanke Elfriede. Ein weißes Kleid umschmiegte ihren Leib, und er konnte noch ein blaues Gürtelband wahrnehmen, in welchem als Schmuck eine junge Rose stak. Die andere, Frau Gismunde, war dunkel gekleidet.

In dem waldesgrünen Rahmen erschienen sie ihm wie zwei liebliche Märchenbilder. Die jungfräuliche Elfriede mit dem schimmernden Blondhaare war wie das taufrische Bild eines Maienmorgens anzusehen und Frau Gismunde mit dem schönen, von dunklen Augen beglänzten Antlitze wie eine holdselige Sommernacht. Da stieg der Mondlichtzauber vor ihm am sonnenhellen Tage vom Waldesgrunde auf, er stieß einen Juchzer aus und schwenkte den Hut hinab auf das Bachgelände. Sie hörten unten den Gruß, blickten empor, und Elfriede schwenkte ein weißes Tüchlein zum Abschiede; Frau Gismunde winkte mit der Hand.

Dann entschwanden sie unten im Walde, und Georg schritt oben der blauen, sonnigen Ferne zu.

Strindbergs „Schwarze Fahnen“

Von Adolf Paul

u Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts jubelte man in Schweden. Strindberg war tot. Endgültig niedergerungen. Der unbequemste und rücksichtsloseste Kritiker der gesellschaftlichen Zustände, der unerbittliche Verkünder dessen, was nach seiner Überzeugung die Wahrheit darstellte, war endlich — und, wie man hoffte, für immer — verstummt.

Die Fälschung seiner Absichten und die Verdrehung der Beweggründe seiner Tätigkeit hatten also geholfen.

So oft und so lange wurde von den herrschenden Koterien seine berechtigte Opposition gegen ihre Einzelinteressen als Verrat am Vaterlande, als eine

Bloßstellung der „Nation" dem Auslande gegenüber dargestellt, daß es im Lande allgemein geglaubt wurde. Er wurde unmöglich gemacht, jede Existenzmöglichkeit wurde ihm abgeschnitten, er war moralisch und gesellschaftlich tot und stand vor der Aussicht, auch noch geistig ermordet zu werden.

Eins hatte man vergessen: daß die geistige Tätigkeit eines Menschen von seiner Bedeutung nie und nimmer eine interne Angelegenheit jenes Landes bleiben kann, wo er zufälligerweise geboren ist. Die Sache „Strindberg" war eine internationale geworden, — und man erfuhr es.

In Berlin begann eben zu jener Zeit eine neue Zeitschrift zu erscheinen: Die Zukunft. Die erste Nummer enthielt kurz und knapp einen Brief Strindbergs an seinen in Berlin ansässigen Landsmann Ola Hansson, dem dieser einige orientierende Begleitworte beigefügt hatte. Mehr war nicht nötig.

Aus der ganzen gebildeten Welt bekam die Redaktion Zuschriften und Geld für Strindberg, der Verein Freie Bühne, der seine Stücke hier gespielt hatte, überwies ihm telegraphisch, was er für die Reise brauchte. Er kam sofort hierher und war fürs erste aus seiner Hölle heraus. Verwundet, getreten, innerlich zerrissen, aber ungebeugt und trotziger denn je.

Es soll allen Beteiligten, dem Herausgeber der Zukunft obenan, unvergessen bleiben, daß sie im letzten Augenblick eingriffen, und daß sie ihn sich selbst wiedergaben, da sie ihn vor der geistigen Zerrüttung bewahrten.

Lange dauerte es ja, ehe er sich wiederfand. An acht Jahre irrte er in Europa umher, um endlich, langsam, wieder nach dem Lande zurückzukehren, wo er seine Wurzel hatte, und wo er seine künstlerische Tätigkeit mit voller Kraft wieder aufnehmen konnte.

Die Zeit seines Exils war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Geistig hatte er sich gesammelt und gefestigt. Künstlerisch war er zurückgeblieben. Es galt jetzt, wiederaufzubauen und die ihm gebliebene Zeit noch schnell zu benutzen, um die halbfertigen oder die noch im Keime liegenden Geisteskinder auszutragen und in die Welt zu setzen.

Es kam eine Unruhe und eine Hetze über seine Produktion, die nicht immer ein Vorteil für die entstehenden Werke war.

Aber sie waren endlich da, mit ihren Fehlern und Vorzügen, groß angelegt und großzügig, und daneben eine Menge Halbausgetragenes oder geradezu

Gleichgültiges. Alle aber von einer eminenten Geisteskraft zeugend, und von dem Riesenkampf eines Titanen, um den „Mächten", die ihm zehn Jahre seiner besten Manneskraft genommen hatten, den Raub wieder abzugewinnen.

Es liegt eine herbe Tragik über dem ganzen Kampf dieses Mannes, darum, sein Menschenrecht, seine künstlerische Pflicht vollführen zu dürfen.

Daß aber auch das Satyrspiel nicht ausblieb, dafür sorgten die guten Freunde. Und Strindbergs eigner Beitrag zu der Komödie ist sein Buch: „Schwarze Fahnen".

Als Strindberg zuerst in Schweden hochkam und der kühne Neuerer und Ketzer an allem Hergebrachten begrüßt, gefeiert und bekämpft wurde, da schloß sich ihm eine kleine Gruppe von Leuten an, die durch eigne Kraft und Talent nicht emporzukommen vermochte, die deshalb an seinem Ruhm und Erfolgen mitzehren wollte und es auch redlich tat.

Vor allem Gustaf af Geijerstam, der die Geschmeidigkeit und Geschicklichkeit besaß, dafür zu sorgen, daß sein Name bei jeder Gelegenheit neben dem Strindbergs genannt wurde.

Als Strindbergs Stern dem Erlöschen nahe war, als sein Ruhm sank und er geächtet wurde, da fand man diesen Herrn und sein Grüppchen — auf der Seite der anderen. — Man betätigte wohl noch, ohne sich bloßzustellen, so gut wie möglich das kollegiale Mitleid. Geijerstam zum Beispiel schickte ihm, laut Strindbergs eigner Angabe, einen Gruß des Chefredakteurs von „Dagens Nyheter", des Herrn Bult von Steijern, nebst der Mitteilung, er „dürfe" an seiner Zeitung mitarbeiten, wenn er damit einverstanden sei, daß sein Name nicht genannt werde, — kurz, man suchte Fühlung mit ihm zu behalten, da er doch am Leben blieb, und entzog sich gleichzeitig nicht der Mannespflicht des Strebers, mit den Wölfen zu heulen.

Als Strindberg dann nach Schweden zurückkehrte, fand er seinen Heiducken Gustaf af Geijerstam als Hauptmacher in einem neuen Verlage. Dieser eilte, sich die Konjunktur zunutze zu machen, er spekulierte mit Glück in dem wiedererwachten Ruhm Strindbergs und wurde sein Manager. Die Zeitung „Dagens Nyheter" unterstützte ihn nach Kräften und hatte jetzt nichts mehr dagegen, den inzwischen zum Weltruhm gediehenen Namen Strindberg in ihren Spalten zu drucken.

Strindberg ließ sie gewähren, ließ es zu, daß sie nun ihre Geschäfte dadurch machten, daß sie für ihn arbeiteten; und jetzt quittiert er für das eine wie für das andere dadurch, daß er die gesamte Koterie, die an Gemeingefährlichkeit nichts eingebüßt hatte, in seinem Buche „Schwarze Fahnen" paradieren läßt.

Das Buch ist eine Hinrichtung, wie sie sich grausamer nicht denken läßt. Und den davon betroffenen, der Redaktion der oben erwähnten Zeitung, Professor Karl Warburg, Geijerstam, Ellen Key und andern, wird es schwer fallen, sich von dem Schlage aufzurichten.

Aber das Buch ist, davon abgesehen, wohl eines der glänzendsten in der gesamten Produktion Strindbergs; es ist nach Form wie Inhalt ein Kunstwerk allerersten Ranges, und als solches weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus von Interesse.

Es schildert in glänzend hingestellten Szenen das Treiben jener Koterie, — ihre geselligen Veranstaltungen, wo sie alles gegen alles verhetzen, sich selbst und ihre Weiber geistig und leiblich prostituieren und die „heiligsten" Güter der kulturellen Menschheit dem einen Zwecke dienlich machen: ihre eigenen kleinen „Ichs" hochzubringen und ihr Geschäft zu machen. Einige wenige, die aus Not oder Schlaffheit mitmachen mußten, retten sich nur dadurch, daß sie sich ganz von der Welt abschließen und sich in eine Art Kloster zurückziehen, wo sie, „auf Höhen wandelnd", nur noch als Zuschauer, aus der Ferne, an dem Getriebe teilnehmen und über Ewigkeitsfragen diskutieren, sich gegenseitig dialogisierte Untersuchungen über kulturelle Fragen von tragender Bedeutung vorlesen und darüber die dort unten, im Gewühle des Kampfes ums Dasein, erhaltenen Wunden vergessen.

Daß diese „Dialoge" stofflich mit dem Gegenstand des Buches wenig zu tun haben und meistenteils dem später erschienenen Werke Strindbergs: „Das Blaubuch" entnommen sind, tut nichts zur Sache.

Auch nicht, daß sie sämtlich die Schwäche des Strindbergschen Dialogs überhaupt aufweisen, eines Dialogs, wo jede Frage direkt auf eine im voraus bestimmte Antwort zugespitzt ist und also weder unbefangen noch natürlich sein kann, wo man aus Frage wie aus Antwort immer nur Strindberg heraushören muß und er a priori im Recht zu bleiben versteht, ob er's nun sei oder nicht.

Die Hauptsache ist, daß jene Szenen aus dem Klosterleben einen wohltuenden und in heiteren, hellen Farben gehaltenen Kontrast zu den übrigen Teilen des Buches abgeben, die sonst gar zu sehr schwarz in schwarz gemalt erscheinen würden. Sie sind mit dem Gehirn geschrieben, wie das ganze übrige Buch mit dem von glühendstem Haß entflammten Herzen eines echten Dichters. Und deshalb geben nicht sie dem Buche seinen hohen künstlerischen Wert, aber sie nehmen ihn ihm auch nicht. —

Daß ein solches Buch nicht geschrieben werden konnte, ohne daß man in Schweden mit den Fingern auf die Modelle zeigte, ist klar.

Die Geijerstam, Warburg, Staaf, Ellen Key, und auch Strindberg selbst, sind in ihrer Art, sich zu benehmen, zu sprechen, sich zu inszenieren, treffend gegeben; auch die Erpressungen eines Stockholmer Redakteurs und das ganze Getriebe eines modernen Revolverblattes werden mit einer Rücksichtslosigkeit sondergleichen vorgeführt und beruhen leider auch auf allgemein bekannten Tatsachen, die seinerzeit von der Presse totgeschwiegen, aber von der großen Masse um so lebhafter diskutiert wurden und noch nicht vergessen sind.

Seinen lieben Landsleuten sagt der Dichter im Laufe der Schilderung manche derbe Wahrheit, und er rechnet überhaupt mit der ganzen hinter ihm liegenden Epoche ab. Als Kulturbild aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts wird das Buch denn auch seine größte Bedeutung haben.

Solche Bücher haben es nicht leicht auf dieser Welt.

Ein Strindberg mußte fünf Jahre suchen, bis er einen Verleger dafür fand. Sie waren alle zu feige. Und als er schließlich einen hatte und der das Buch herausgab, wurde er offen mit dem gesellschaftlichen Boykott bedroht und kategorisch sein Austritt aus dem Verlegerverein verlangt.

Um von vornherein dem Vorwurf entgegenzutreten, es handle sich um eine Spekulation auf die Skandalsucht, wurde nur eine einmalige Auflage von zweitausend Exemplaren gedruckt. Sie war sofort vergriffen und — ein Gegenstand der wildesten Spekulation. Das Buch wird jetzt schon mit dem Vielfachen des ursprünglichen Preises bezahlt. Und die Verlagsfirma wird sich entschließen müssen, eine neue Ausgabe eben zu dem Zweck zu veranstalten, den sie durch das Zurückhalten weiterer Auflagen erreichen wollte.

Der Erfolg beim Publikum war ungewöhnlich groß. Die Kritiken lauteten in den meisten Fällen vernichtend. Die Hetze gegen den Dichter war unerhört.

In der Presse wurde sofort die Ansicht ausgesprochen, Strindberg, der im übrigen gegebene Kandidat für die schwedische Dichtergage, müsse wegen seiner „Schwarzen Fahnen" von jener Ehrung ausgeschlossen bleiben. Sie ist ihm denn auch nicht zuteil geworden.

Dem Auslande gegenüber sei es deshalb ausgesprochen, daß er eben für jenes mutige Buch, in dem er sich um sein Vaterland und sein Volk verdient gemacht hat, diese Nationalbelohnung verdient hätte.

Um so mehr, da das deutschlesende Publikum wohl kaum in der Lage sein wird, selbst zu urteilen. Man wird das Buch lesen und wird stofflich alles vorfinden, — aber der Glanz und das Kolorit der Schilderung, der schlagfertige Witz, der spezifisch Strindbergsche Humor, alles, was einem Buche Leben verleiht, — danach wird man in der Übersetzung vergebens suchen. Denn die Übersetzungen der Strindbergschen Werke sind so miserabel wie nur denkbar. Und es ist wohl kaum zu hoffen, daß darin eine Besserung eintritt.

Stärkung der Krone? / Von Gothus



s empfiehlt sich dringend, die Kundgebungen des deutschkonservativen Delegiertentages vom elften Dezember etwas genauer zu betrachten; die dort versammelten vierhundert Herren haben aus ihren Herzen keine Mördergruben gemacht. Die kräftig ausgegebene Parole lautete: Stärkung der Krone und Erhaltung des Bewährten.

Bewährt, wenn man gewisse andere Äußerungen heranziehen darf, um dieses Wort recht zu verstehen, haben sich nach der Idee der Deutschkonservativen besonders das Dreiklassenwahlrecht in Preußen, die finanzielle Subsistenzlosigkeit des Deutschen Reiches, die Bornierung des Landvolkes durch eine bigotte Schule, endlich ein Ding, das in jenen Kreisen immer „Autorität" genannt wird, eine Kombination aus polizeilicher Bevormundung mit Vertretungslosigkeit der breiten Massen und persönlichem Regiment von oben her.

Was mit „Stärkung der Krone" innerhalb des Reiches gemeint sein soll, bedarf nun freilich der Erläuterung. Denn Wilhelm II ist bekanntlich nicht „Kaiser von Deutschland", sondern „Deutscher Kaiser", die Reichsgeschäfte werden laut Verfassung vom Kanzler geführt, „Verordnungen" und „Erlasse", die allein von der kaiserlichen Krone ausgehen, gibt es nicht. Für alle gesetzgeberischen Vorlagen an den Reichstag ist der Kanzler vom guten Willen des Bundesrats abhängig, in welchem Preußen die Majorität nicht hat, der Kaiser ist vom Bundesrat abhängig für Erklärung von Angriffskriegen, von ihm und vom Reichstag für alle Verträge mit fremden Staaten. Er kann sich einen intimeren Einfluß auf den Gang der Geschäfte nur dadurch sichern, daß er Vertrauensleute zu Kanzlern beruft und sich gut mit ihnen stellt. Jeder persönliche Eingriff ohne Vorwissen und Billigung des verantwortlichen Ratgebers ist, wie das gelegentlich hier schon ausgeführt wurde, verfassungswidrig.

Was heißt also Stärkung? Sie kann für den König von Preußen erfolgen entweder durch Verfassungsbruch, indem den Bundesstaaten ein Kampf aufgezwungen wird, wie ihn mit recht undeutschen Hintergedanken ja viele Deutschkonservative wollen und wie ihn Herr von Oldenburg öffentlich angedroht hat. Oder sie kann erfolgen an dem Punkte der Kanzlerwahl. Der Kaiser könnte, dem Bürgertum zum Trotz, nur noch rückgratlose Kreaturen zu Kanzlern machen, die sich nach Art der preußischen Minister zu Zeiten der Kabinettsräte Lombard und Beyme lediglich als Exekutivorgane monarchischen Willens zu fühlen und zu betätigen hätten. Die Feudalen — worüber sich Bülow ja so hübsch im Reichstag lustig machte — stellen sich freilich an, als ob man dem jetzigen Kaiser Mangel an Eigenwillen vorgeworfen habe. Das ist jedoch niemandem eingefallen; die „Kamarilla" genoß vielmehr den bösen Ruf, durch Pflege romantischer Größenvorstellungen den „Monarchen" gerade zur Unnachgiebigkeit schlechthin ohne Anhörung irgendwelcher Berater aufgemuntert zu haben. Und in diesem Sinne, der den Mitgliedern alter Familien mit befestigtem Grundbesitz doch recht günstig zu sein scheint, soll nun sichtbarlich auch fernerhin munter drauf los „gestärkt" werden.

Eigentlich müßte die Torheit, die darin liegt, ein Reich von einundsechzig Millionen Seelen über denselben Kamm scheren zu wollen wie den friede-

rizianischen Kleinstaat von zuletzt sechs Millionen, offen zutage liegen; und selbst er ist ja später an der Privilegienseuche recht eigentlich erkrankt und verendet. Was die Feudalen daran hindert, diese Einsicht zu suchen und auf sich wirken zu lassen, sind die großen Annehmlichkeiten von Privilegien für die Inhaber, wie sehr auch die betroffenen Völker durch sie aufgehalten werden und Schaden leiden.

Daher kehrt bei den Unbelehrbaren vom inneren Zirkel die Gesinnung des „après nous le déluge“ immer wieder. Bisher sind es von europäischen Nationen, die nicht gleich Frankreich die Republik ausriefen, eigentlich nur die Engländer gewesen, die sich dem nationalen Risiko eines von unsachlichen Antrieben beherrschten Monarchismus entzogen und derartig eingerichtet haben, daß es keine Rolle mehr für sie spielt, ob ihr jeweiliger König ein Held oder ein Esel ist. Es würde dort rein gar nichts ausmachen, wenn Edward VII, was er klugerweise ja zu tun unterläßt, für den Absolutismus im Stil des vierzehnten Ludwig schwärmte; die Geschäfte werden unter allen Umständen nicht von ihm, sondern von einer Auslese gewiegter Politiker besorgt, die durch die Tradition von Jahrhunderten für ihre schweren Ämter vorgebildet werden und sich des Königs, wenn sie ihn für geschickt halten, höchstens gelegentlich als politischen Agenten bedienen. Soweit sind wir lange noch nicht. Bei uns geht es holprig, oft unter allgemeinstem Unbehagen, wenn ein intelligenter Kaiser zuviel Wert auf Initiative legt. Geradezu furchtbar kann es aber werden, sobald erst einmal völlige Inkompetenz und Leichtfertigkeit wie in einem großen Nachbarstaat mit zäher Eitelkeit an allen Prärogativen festhalten, während bevetterte Schranzen, denen außer ihrem Profit ja nichts heilig ist, immer noch weiter „stärken“ möchten. Indessen führen die fortgesetzten plumpen Versuche in dieser Richtung doch vielleicht dazu, die Vorteile demokratischer Institutionen etwas lebhafter als bisher zu erörtern.

Daß die preußische Wahlrechtsreform von den Deutschkonservativen als kaum noch der Rede wert behandelt wird, liegt jedenfalls an dem Gefühl großer Sicherheit. Soweit von hohen Stellen aus diese Sicherheit etwa gewährleistet wurde, wäre das kurze Gedächtnis, das dahintersteckt, anzustaunen. Die Regierenden scheinen dann, auf ihren Lorbeeren eingeschlummert, sich einzubilden, daß nach dem Erfolg über die Roten im Ja-

nuar 1907 eine endlose Reihe von ähnlichen Siegen bevorstehe, weshalb man die Mündigsprechung der aufstrebenden Schichten in Preußen beliebig vertagen könne. Dies dürfte sich in jedem Fall als eine böse Verrechnung erweisen. Das deutsche Bürgertum wird, wenn in seinen Erwartungen inbezug auf Beseitigung gewisser Überlebtheiten betrogen, sich von der preußischen Regierung samt dem Reichskanzler abwenden und verstimmt die Radikalen aufs neue durchs Ziel gehn lassen; dann läge der alte Stein den hohen Herren wieder auf der Brust. Denn eine Gefahr muß die Sozialdemokratie so lange bleiben, als keine aufrichtigen Schritte geschehen sind, sie mit ihrem Staatsbürgertum auszusöhnen. Es ist dasselbe Dilemma wie in Belgien: die Klerikalen wollen Almosen spenden, und das Volk verlangt Rechte. Erst wenn der deutsche Arbeiterstand auch im preußischen Landtag vertreten ist, kann sich dort jene erfreuliche Entwickelung anbahnen, die in Württemberg zur Bewilligung des Landes-Budgets durch die sozialdemokratische Fraktion geführt hat. Es wird aber immer deutlicher, daß die meisten Feudalen, wenigstens in Preußen, diese Entwickelung zu einer bessern deutschen Einheit überhaupt gar nicht wünschen. Sie gleichen darin dem alten Deutschorden von Marienburg, bei dem sich die unglücklichen Littauer wiederholt zu Taufe meldeten, aber Heiden bleiben mußten, weil der Orden sonst seinen „Kreuzruf“ zu verlieren fürchtete. Der Kreuzruf brachte jedes Jahr neue Kreuzfahrer und Geld ins Land. „Wirtschaft, Horatio!“ So müssen auch die Sozialdemokraten Landesfeinde bleiben. Denn sobald gewisse konservative Politiker nicht mehr „das blutige Hemde schwingen“ und vom Umsturz unken dürfen, ist ihr Monopol auf Rettung des Vaterlandes erloschen, ist ihre Wichtigkeit dahin, sind sie mit ihrem Latein fertig.

Die Deutschkonservativen, in ihrer hinterhaltigen Klassenpolitik, setzen sich zurzeit, kalt für die Finanznöte des Reiches, gleich dem protzenden landwirtschaftlichen Käfer des Märchens, auf ihren blanken Pfennig. „Reichserbschaftssteuer? Das ginge ja an den Beutel der Majoratsherren! Nicht zu machen!“ Warum aber dürfen sie das wagen? Weil sie zurzeit im Block tatsächlich die stärksten sind, nicht nur an Zahl, sondern auch durch die ganze Konjunktur. Zur „bewährten“ politischen Unfruchtbarkeit mithelfen zu sollen, dieses Ärgernis würde für uns erst aufhören, sobald die Liberalen mit den Freisinnigen im Reichstag hundertundfünfzig Mandate

kommandierten, die Konservativen entsprechend verringert wären. Es würde sich der Mühe verlohnen, bei nächster Gelegenheit zu untersuchen, um welch ein Programm von wenigen Hauptpunkten sich eine größere freiheitliche Partei mit entsprechend vermehrter Anziehungs- und Werbekraft nach rechts wie nach links wiederum sammeln könnte. Wenn die rein äußerliche Gleichheit der Konfession bereits dazu genügt, ein so eminent politisches Gebilde wie das Zentrum trotz der buntesten wirtschaftlichen Schattierung beisammenzuhalten, sollte der weltgeschichtliche Gedanke des Liberalismus unfähig dazu sein? Vermag er seine Bekenner nicht auf der vom linken Flügel erfolgreich beschrittenen Entwickelungslinie zu einer größeren Einheit vorwärtszuführen, so wäre freilich der Beweis erbracht, daß die politische Reife der Zentrumsleute die der Liberalen übertrifft. Bevor aber diese Konsolidierung nicht erfolgte, ist es eine bloße Schimäre, auf Reduzierung willkürlicher Autorität zugunsten parlamentarischer Regierung zu hoffen. In England, wo zwei große Heerlager, jedes ausgerüstet mit einem besonderen Generalstab und bis ins einzelne organisiert zum sofortigen Antritt der Macht, einander balanzieren, da sind die leitenden Parlamentarier alle zugleich in großen Verhältnissen emporgediehene Staatsmänner. Aber man übertrage die Idee des regierenden Parlaments doch einmal ernsthaft in den Alltag unserer Fraktionen. Zugegeben: die konservative Fraktion übernimmt die Zügel, dann bilden, um von den andern nur die vier größten zu nennen, der Freisinn, die Nationalliberalen, die Sozialdemokraten und das Zentrum die Opposition. Aber wenn die Konservativen glücklich gestürzt wurden? Was dann? Dann treten vier unter sich völlig uneinige Bruchteile die Herrschaft an? Sie sind ja garnicht imstande dazu, nicht für vierundzwanzig Stunden. Es würde zugehen wie bei der babylonischen Sprachverwirrung. Deshalb sollte sich der Liberalismus ein stattlicheres Haus bauen. Erst in einer wirklich großen Partei schulen sich — das Zentrum beweist es — auch die unerläßlichen diplomatischen Gaben. Solange wir nur Fraktionen aufweisen, wuchert jene Unverantwortlichkeit, die, von der Macht ausgeschlossen, bei der Pflege ihrer Prinzipien den Blick für gewisse Notwendigkeiten verliert. Angesichts bloßer Fraktionen wird es ja zum Segen, wenn die preußische Krone als Sammelpunkt administrativer Talente Stetigkeit besitzt. Wer ihre Anstößigkeiten beseitigen will, muß etwas Erhebliches zu bieten haben, er muß

regierungsfähig, fähig zur Ablösung anderer vom Posten sein; andernfalls gewänne die Mißliebige immer wieder ein gewisses Recht, das Streben nach Minderung monarchischer Autorität vor der Öffentlichkeit als ein Streben nach Minderung deutscher Aktionsfähigkeit im allgemeinen zu verklagen. Bleibt aber in Preußen die Krone aus Rücksichten auf deutsche Macht unantastbar, so werden auch fernerhin die „stärkenden" Konservativen in ihrem Schutz und Schatten nisten.

Sich temporär verhaßt zu machen, dies schöne Ziel könnten die Feudalen ja vielleicht erreichen, wenn sie sich auch ferner mit der deutschen Entwickelung so dreist wie auf dem Delegiertentag vom elften Dezember in Widerspruch setzen. Wenn sie nichts weiter betreiben als die bewußte, sehr überflüssige Nackenstärkung, die Wegdrängung der Bürgerlichen von allen besseren Offizierspfründen und Verwaltungsämtern, die Auslieferung der Schule an die Kirche, Verweigerung der Existenzmittel für das Reich und sonstigen „bewährten" Klassenhochmut, Klassenegoismus, dann dürfte der öffentliche Unwille über ihr Treiben eines Tages doch erheblichen Wind in die demokratischen Segel bringen.

Drahtlose Telegraphie und Telephonie

Von Dr. Gustav Eichhorn

Mit zehn Abbildungen



Unsere Zeit steht in dem Zeichen eines intensiven internationalen Verkehrs. Das geistige Leben des Einzelnen bildet gewissermaßen nur einen integrierenden Bestandteil eines Weltgehirns; ein bedeutsames Geschehen irgendwo auf der Erde ist fast unmittelbar darauf Gemeingut aller Menschen. Lange Zeit haben nur die Kabel, die Telegraphen- und Telephondrähte die Nervenstränge dieses Weltgehirns gebildet; seit einem Jahrzehnt dient dem gleichen Zweck auch eine Telegraphie ohne metallischen Leiter, die sogenannte drahtlose Telegraphie oder Radiotelegraphie.



Abbildung 1

Jeder Gebildete weiß heute, daß man bei diesem neuen Verkehrsmittel mit Hertzschen Wellen operiert, das heißt, daß die klassischen Untersuchungen des leider so früh verstorbenen Professors Heinrich Hertz über die Ausbreitung elektrischer Kraft das eigentliche Fundament für die praktische drahtlose Telegraphie vermittelst elektrischer Schwingungen beziehungsweise elektrischer Wellen bilden. Hertz verifizierte durch seine Experimente die geniale Faraday-Maxwellsche elektromagnetische Lichttheorie, die aussagt, daß alle Strahlungserscheinungen elektromagnetischen Ursprungs sind, daß sie sich im Weltäther abspielen, daß sie alle die gleiche enorme Ausbreitungsgeschwindigkeit von dreihunderttausend Kilometern in der Sekunde haben, und daß schließlich die verschiedenen Erscheinungsformen, wie Licht, strahlende Wärme und Strahlen elektrischer Kraft, sich nur durch die Wellenlänge voneinander unterscheiden. — Unser Auge ist ein elektrischer Detektor für die sehr kleinen Lichtwellen, während unserem Körper für die Wahrnehmung der großen elektrischen Wellen der drahtlosen Telegraphie ein Organ fehlt, sodaß wir auf die Benutzung von Instrumenten angewiesen sind. —

Für die Zwecke einer Telegraphie ohne Draht wurden dann die Hertzschen Dispositionen unter Benützung des inzwischen von Branly entdeckten Kohärers, als Detektor für elektrische Wellen, zuerst von Marconi in die Praxis eingeführt; und es bleibt sein unvergängliches Verdienst, die anfänglich großen praktischen Schwierigkeiten überwunden und als erster über die relativ große Entfernung von dreißig Kilometern drahtlos telegraphiert zu haben. Der eigentliche Entdecker dieser Telegraphie vermittelst elektrischer Wellen bleibt trotzdem für alle Zeiten Heinrich Hertz, und nicht Marconi.

Die einfachen Anordnungen Marconis wurden auch sehr bald von deutschen Forschern überholt, und speziell Professor Ferdinand Braun hat eine neue Epoche eingeleitet durch Einführung der sogenannten gekoppelten Systeme, das heißt einer Verbindung eines geschlossenen elektrischen Schwingungskreises, der das Energiereservoir für kräftige, lang andauernde elektrische Schwingungen bildet, mit dem offenen freien Luftdraht, der die Energie ausstrahlt. Um die vollständige theoretische Klarstellung dieser neuen Anordnungen, mit denen bis vor kurzem in der ganzen Welt ausschließlich, auch von Marconi, drahtlos telegraphiert wurde, haben sich besonders die

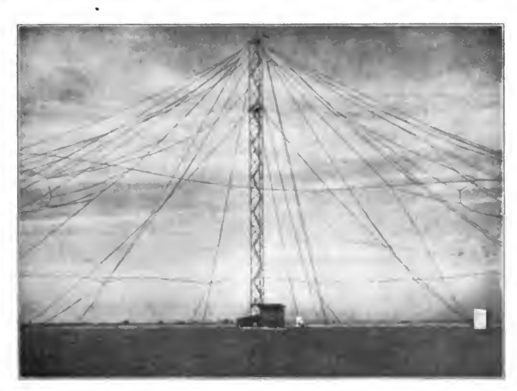


Abbildung 2

Professoren Max Wien und Paul Drude verdient gemacht. In dieser Methode, bei der die elektrischen Wellen durch einen elektrischen Funken ausgelöst werden, weshalb man auch von „Funkentelegraphie" spricht, haben wir es nun nicht mit unaufhörlich anhaltenden Schwingungen zu tun, sondern diese sind nach jedem Funken durch Pausen unterbrochen. Es entstehen nur diskontinuierliche Schwingungen beziehungsweise Wellenzüge,



Abbildung 3

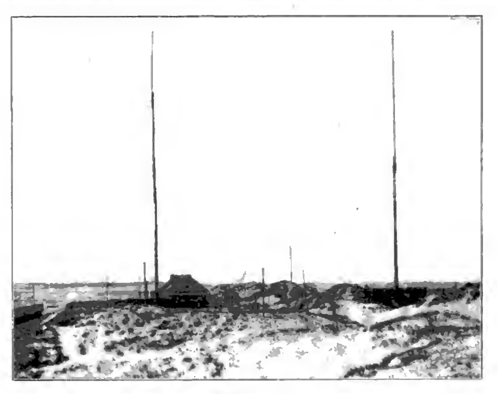


Abbildung 4

die sich zwar seit jetzt zehn Jahren als sehr brauchbar erwiesen haben, aber keineswegs das Ideal der Vollkommenheit darstellen.

Eine neue Anregung erfolgte durch die Entdeckung von Duddell, daß in einem elektrischen Schwingungskreis unter gewissen Bedingungen kontinuierliche Schwingungen entstehen, wenn man ihn parallel zu einem Gleichstromlichtbogen, zum Beispiel einer Bogenlampe, schaltet. Leider stellte sich heraus, daß die erreichbare maximale Frequenz sehr niedrig blieb, sodaß diese neuen kontinuierlichen Schwingungen zunächst nicht praktisch zu verwenden waren. Dieser Übelstand wurde erst vor etwa zwei Jahren durch den dänischen Ingenieur Valdemar Poulsen beseitigt, den Erfinder des ingeniösen magnetischen Telegraphons. Von den durch Poulsen zur Erzielung genügender Frequenz und Intensität der Schwingungen angewendeten Mitteln sei nur das hauptsächlichste genannt: die luftdichte Einbettung des Lichtbogens in Wasserstoff.

Gegen die alte „Funkentelegraphie" hat die neue „Lichtbogentelegraphie" viele Vorzüge; nicht der geringste ist, daß diese kontinuierlichen, schwach gedämpften Schwingungen es ermöglicht haben, auch die lang ersehnte drahtlose Telephonie auszubilden.



Abbildung 5

Wir wollen uns nun auf einigen größeren Stationen für drahtlose Telegraphie umsehen, um die praktischen Einrichtungen und die Arbeitsweise des neuen Verkehrsmittels aus unmittelbarer Anschauung noch näher kennen zu lernen.

Abbildung 1 (Seite 246) zeigt den Raum der Telefunken-Großstation Nauen bei Berlin, wo die Schwingungsenergie erzeugt wird. Der primäre Strom einer von einer fünfunddreißigpferdigen Dampflokomobile angetriebenen Wechselstromdynamo wird durch die vorne sichtbaren Hochspannungstransformatoren auf hunderttausend Volt hinauftransformiert. Diese hochgespannten Ströme laden die gewaltigen Leidener-Flaschen-Batterien, die zusammen mit Drahtspulen den elektrischen Schwingungskreis bilden. In der Mitte der ersten Flaschenreihe erblickt man die ringförmige Funkenstrecke, in der die Entladungen, die die Schwingungen einleiten, mit armdicken, weißglänzenden Funkenbändern unter donnerähnlichem Krachen vor sich gehen. Die erzeugte Schwingungsenergie wird nun auf das offene Luftleitergebilde über-

tragen, das die spezifische Eigenschaft hat, die Energie in den Raum zu strahlen. Natürlich dient es auch zum Auffangen der elektrischen Wellen.

Abbildung 2 (Seite 247) zeigt uns den hundert Meter hohen Turm, der sein gewaltiges Gewicht durch eine Stahlkugel auf ein gegen die Erde isoliertes Betonfundament überträgt. Das von ihm getragene Luftleitergebilde besteht aus vielen verseilten Kupferdrähten, die gleich den Rippen eines Regenschirmes ausgespannt sind und eine Fläche von sechzigtausend Quadratmetern bedecken.

Die Abbildung 3 (Seite 248) führt uns in den Empfängerraum. Mit der Hebelanordnung über dem Tisch kann man das Luftleitergebilde bald an den Sender, bald an den Empfänger anlegen. Kaum hat man mit dem auf dem Tisch montierten Morsetaster, der eine kürzer oder länger dauernde Erregung der Schwingungskreise vermittelt, telegraphiert und den Hebel auf Empfang gestellt, so erscheinen auf dem Morsestreifen wie bei der Drahttelegraphie in Punkten und Strichen die Telegramme von einem Ort, der vielleicht Tausende von Kilometern durch den freien Raum von uns getrennt ist. Außer den genannten Apparaten befinden sich auf dem Tisch noch die erforderlichen Empfangs-schwingungskreise, Relais, Kohärer und so weiter. Der Kohärer, die eigent-

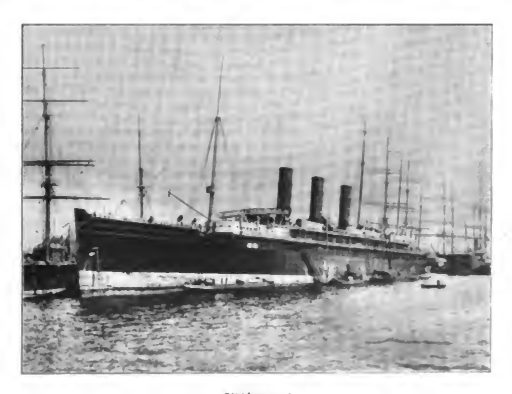


Abbildung 6

liche Seele der Empfangsanordnungen, besteht im Prinzip aus losem Metallpulver, das die Eigenschaft hat, unter Einwirkung elektrischer Wellen seinen elektrischen Widerstand zu verringern; durch leises Klopfen — was automatisch geschieht — versetzt man ihn wieder in seinen ursprünglichen Zustand. Auf diese Weise erregen kürzere oder längere Bestrahlungen in einem angeschlossenen Stromkreise kürzer oder länger dauernde Stromstöße, die man auf dem Morseschreiber als Punkte und Striche registriert.

Die Station Nauen steht in täglichem Verkehr mit einer Gegenstation bei Petersburg und versorgt neuerdings die atlantischen Dampfer bis auf viertausend Kilometer Entfernung mit Zeitungsdepeschen.

Die beiden Abbildungen 4 und 5 (Seite 249 und 250) führen uns eine andere Ausführungsform von „Telefunken"-Stationen in der Station Scheveningen vor. Alle vorher beschriebenen Anordnungen sind unschwer wiederzuerkennen. Im Stationszimmer ist rechts der Sender, links der Empfänger; in der Mitte des Tisches erblickt man hier noch ein Telephon, durch das man in Verbindung mit einer sogenannten Schloemilch-Zelle (ein auf elektrolytischen Vorgängen basierender Detektor) die Morsezeichen auch abhören kann.

Man kann heute nicht nur sehr große Entfernungen überbrücken, sondern sich auch sehr scharf auf bestimmte Frequenzen, beziehungsweise Wellenlängen, abstimmen, sodaß zwei bestimmte Stationen miteinander ohne Störung verkehren können, auch wenn gleichzeitig noch viele andere Stationen in Tätigkeit sind. Andrerseits aber liegt es in der Natur der sich nach allen Seiten ausbreitenden Schwingungen, daß jeder sich mit geeigneten Apparaten auf wirksame Wellenlängen einstimmen, das heißt: die Telegramme unbefugt abfangen kann. Dagegen gibt es heute nur ein Mittel: die Benützung eines Geheimcode, wie er im russisch-japanischen Kriege Anwendung fand,



Abbildung 7



Abbildung 8

wo die drahtlose Telegraphie eine große Rolle gespielt hat. In letzter Zeit hat Professor Braun allerdings mit Erfolg noch einen anderen Weg eingeschlagen: die Ausbildung der sogenannten „gerichteten" drahtlosen Telegraphie. Durch Erzeugung phasenverschobener Schwingungen wird die elektrische Ausstrahlung vorzugsweise in eine bestimmte Richtung entsendet. Wir können auf diesen etwas komplizierten Gegenstand hier nicht näher eingehen. Nach einer speziellen Richtung hat sich die Radiotelegraphie (es ist dies die amtlich angenommene Bezeichnung der Berliner internationalen Konferenz des letzten Jahres) wohl ganz unentbehrlich gemacht, nämlich für den Verkehr auf dem Meere. Schon seit lange sind alle Feuerschiffe und Lotsenstationen mit solchen Einrichtungen versehen, und es sind dadurch schon viele Menschenleben gerettet und Verluste materieller Güter verhindert worden. Des ferneren aber sind nicht nur, wie jeder weiß, alle Kriegsschiffe mit Installationen für den drahtlosen Verkehr ausgerüstet, sondern auch fast alle größeren Passagierdampfer, sodaß die Sicherheit des Seeverkehrs dadurch ganz bedeutend größer geworden ist. Wie die Abbildung 6 (Seite 251) erkennen läßt, werden die Luftdrähte zwischen den Spitzen der Masten ausgespannt.

Eine interessante Anwendung vertreten die fahrbaren Stationen der Militärbehörde. In Abbildung 7 (Seite 252) erblicken wir den ganzen Apparat auf einen leichten Wagen montiert, der den schnellsten Kavalleriebewegungen folgen kann und Befehle auf die Entfernung vieler Tagesmärsche vermittelt. Der Luftdraht wird hier durch Drachen oder Ballons in die Höhe geführt.

Die bereits ehrwürdige Funkentelegraphie hat sich bewährt; aber schon ist sie nicht mehr Alleinherrscherin, und immer mehr Boden wird ihr abgerungen durch die junge „Lichtbogentelegraphie" mit kontinuierlichen Schwingungen nach Duddell-Poulsen.

Abbildung 8 (Seite 253) zeigt uns den Poulsen-Generator für diese Schwingungen. Die weiße Marmorplatte bildet die Vorderseite des luftdicht abgeschlossenen und von Wasserstoff durchströmten Gehäuses, in dem sich der Gleichstromlichtbogen befindet; seitlich erblickt man noch einen Elektromagneten, der ein transversales Magnetfeld zum Lichtbogen schafft, wodurch gleichfalls eine Steigerung der Frequenz und der Intensität bei den erzeugten Schwingungen erreicht wurde. Die dicht dabei stehenden Apparate sind Kondensatoren, die mit der breiten Drahtspule den Schwingungskreis bilden. Dieser wird



Abbildung 9

durch den parallel geschalteten Lichtbogen angeregt. Die ganze Anordnung wirkt etwa wie eine von einem stetigen Luftstrom angeblasene Orgelpfeife. Die Luftlamelle, die gegen das Labium der Pfeife strömt, hat dieselbe Funktion wie der Lichtbogen. Bemerkenswert ist, daß hier nur eine primäre Spannung von fünfhundert Volt angewendet wird gegenüber den gewaltigen primären Spannungen der Funkentelegraphie. Trotzdem wird infolge der kontinuierlichen Schwingungen die angeschlossene lange Resonanzspule (die in praxi durch den Luftdraht ersetzt ist) auf das heftigste erregt, wie es die an der Spitze der Spule auftretenden starken Ausstrahlungen erkennen lassen.

Äußerlich sind die Poulsen-Stationen nicht wesentlich verschieden von den Funkentelegraphie-Stationen. Die Abbildung 9 (Seite 254) zeigt das Innere der Großstation Lyngby bei Kopenhagen, die ich auf Einladung von Poulsen im letzten Sommer besuchte. Rechts ist der Sender, links der Empfänger. Die bisher üblichen Empfangsapparate sind auch hier anwendbar, doch führte mir Herr Poulsen auch schon seine neue ingeniöse Anordnung vor, die es gestattet, die Morsezeichen photographisch zu registrieren.



Abbildung 10

Abbildung 10 zeigt die Reproduktion eines Originaltelegramms.

Die Station Lyngby verkehrt regelmäßig mit einer Station bei Berlin (über etwa fünfhundert Kilometer) und mit der Station Cullercoats bei Newcastle in England (über etwa neunhundertfünfzig Kilometer), ferner mit Überseedampfern bis auf dreitausend Kilometer Entfernung.

Wie schon erwähnt, war mit der Entdeckung der kontinuierlichen elektrischen Schwingungen auch die drahtlose Telephonie ermöglicht. Denn jetzt brauchte man nur nach bekannten Methoden durch Überlagerung von Mikrophonströmen den Lichtbogen zum Singen und Sprechen zu bringen, beziehungsweise ihn zu beeinflussen, um den ausgesandten elektrischen Wellen die menschlichen Laute aufzuprägen. Das Prinzip ist dasselbe wie bei der schon sehr alten Methode einer drahtlosen Telephonie vermittelst der Lichtschwankungen und einer darauf reagierenden Selenzelle. An der Empfangsstation für elektrische Wellen wird jetzt an Stelle der Selenzelle ein mit dem Luft-

draht und Schwingungskreisen verbundener Schloemilch-Wellendetektor benutzt, der auf die feinsten Intensitätsschwankungen der elektrischen Strahlungen reagiert und seine resultierenden Stromschwankungen in dem mit ihm verbundenen Telephon wieder in die Sprachlaute umsetzt.

Man hat in jüngster Zeit große Fortschritte mit dieser drahtlosen Telephonie gemacht; so wurde kürzlich der Vortrag eines Grammophons, das auf der Station Weissensee bei Berlin aufgestellt war, deutlich auf der Station Lyngby (also über mehr als fünfhundert Kilometer) gehört.

Mit diesem Hinweis will ich meine Darstellung über Wesen und Wirken der drahtlosen Telegraphie und Telephonie beschließen, die unvergängliche Kulturdenkmale unseres arbeitsfreudigen Jahrhunderts bedeuten.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)



Jetzt, ah, jetzt! Wenn Frau Else hier wäre! Jetzt möchte er zu ihr, ihr zujauchzen: „Da! Ich war doch kein Wahnsinniger!" Sie aber war ferne, so daß er das unermeßliche Glück allein tragen mußte. Auf die Straße, ins Grüne also. Und nur sorgsam an sich halten, damit die Leute nichts ahnen! Wirklicher Geheimer Rat des mächtigen Kaisers der Deutschen! Aber sie werden es an deinen leuchtenden Zügen erkennen. Einsame Wege also. Und auf den stillsten Pfaden der sommerstillen Stadt rannte er wie ein Toller dahin. Nach Norden! Nach dem frischen, prachtvollen, herben Norden! Er wählte den Weg durch den Graben, erstieg den Rosenberg und schaute gegen Mitternacht. Verfluchte steirische Berge, die dem Blick in das weite Land der Verheißung entgegentrotzten! Wo wäre nur die Warte, von der man bis Preußen sehen könnte! Er hatte es doch geahnt. Für dieses lebenslustige, weiche, österreichische Volk war er zu hart, zu herb, zu strenge! Für diese singenden, lachenden, helläugigen Steirer, für diese Traumstadt, für diese weiche Umgebung!

Wenn nur schon die vierzehn Tage herum wären! Und dann fuhr er.

Fuhr wie im Traum. Wenn er die Augen schloß, vergaß er, daß er im Waggon letzter Klasse saß. Das Schlagen der Räder auf den Schienenstößen klang wie achtfach gedoppelter Hufschlag. In einer Goldkarosse mit vier Pferden fuhr er zu seinem Kaiser . . .

Aber je weiter er nach Norden kam, desto beengender wurde der Traum. Es war um die Mitte des reichen Monats August, und dennoch schien ihm die Gegend dürftig, wie zu hause hoch oben auf den Bergen. In Steiermark war es ihm ein Wunder, daß die Bahn nicht im Humus versank; hier staunte er, daß man Schwellen unter die Schienen legte, so hart und knapp erschien ihm schon der mährische Boden mit seinen Gänseweiden. In Schlesien wurde es viel besser. Das reinliche Deutsch, die in Büsche hineingedichteten Dörfer, die Windmühlen, . . . es begann also dennoch das Land der Poesie. Aber nicht lange, — dann wurde die Gegend von neuem mager und karg.

Und mager und karg war, was er von den Menschen hörte, die einstiegen. Der Zug hielt und ging wie eine Präzisionsmaschine, die Beamten standen wie Automaten — wahrlich, ein sicheres, durchkonstruiertes Land! Aber ihm war eng, eng ums Herz.

Beim Umsteigen war er in eine höhere Wagenklasse geraten; nun sollte er sich die Zuschlagskarte lösen. Von Österreich her verwöhnt, gab er dem Schaffner das Geld mit einer guten Zutat: der solle ihm das besorgen.

Aber als ob man ihm eine glühende Kohle in die Hand gedrückt hätte, ließ der streng erzogene Mann die Münzen fallen, so daß sie weit hin über den Boden rollten.

„Ich wollte sie nicht bestechen," rief Wigram unwillig. „Ein kleiner Dienst darf wohl bedankt werden. Liebenswürdig sind Sie nicht."

„Zur Liebenswürdigkeit bin ich hier nicht bestellt," schnarrte ihn der Bedienstete an.

Wahrhaftig, das waren sie alle nicht, die Menschen in diesem Lande. Befehl oder Bericht, Kommando oder Meldung, das waren die einzigen Laute im Bahndienst. Und erst, was man in den Fahrabteilen hörte: Klub; öffentliche Meinung; Rang; Beförderung . . . Und überall Uniformen. Sogar die Geister waren uniformiert, und die Frauenzimmer betonten stets mit einem fatalen Akzent das Wort und die Bedeutung: Dame. Auch eine Uniform.

Was mochte das nur sein? Dame! Es schien ihm eine Art Weib, aber von allen Seiten mit Schrauben und Verboten verwahrt und versichert.

Davon hatte er in Österreich nie gehört. Die Weiber gaben sich, wie sie waren; und war eine elegant, ruhig und graziös, so war es eben ihre Art; aber man machte kein System daraus, kein Schema.

Beredt wurden die Leute nur, wenn er sagte, daß er aus Österreich kam; dann erzählten sie ihm nämlich von Preußen. Österreich war eine Art Balkanstaat. Unschädlich, ohne Bedeutung. Das Volk ganz nett, soll früher für talentiert gegolten haben.

Und in Wigram zog sich ein leises Etwas zusammen. War das denn so? Kam es ihm nicht viel eher vor, als komme er aus dem verklärten Lande der freien, heiteren Einzelentwicklung in einen Bienenstaat, wo alle gleich tüchtig und gleich mittelmäßig waren?

Wo er hinfragte: Antworten, die voraus zu bestimmen gewesen wären; kein Wort, das einen Abweichenden verraten hätte. Überall Tüchtigkeit, Zucht, strenge Lebensführung. Überall peinliches Einzirkeln in Stand und Beruf. Diese Menschen fanden sich selbst infolge allgemeiner Geistesuniformierung bejaht und bestätigt, wo sie hinkamen. Daher eine Selbstüberschätzung, welche Wigram peinigend laut entgegenkam. Daheim dachte jeder für sich und jeder anders; es gab keine offizielle Staatsanschauung! Freilich ließ auch keiner des andern Meinung gelten, so daß in dem viel originelleren Menschenschlag Österreichs viel mehr Bescheidenheit und Achtung vor dem gänzlich verschiedenen andern lebte.

Prahlerei! Das hätte er zu Hause nie für möglich gehalten. Er dachte, die Prahler seien ausgestorben; sogar in Frankreich; da es doch viel wirksamer war, zu schweigen und andere über sich streiten zu lassen. Die aber schrieen hier ihren Kaiser, ihre Armee, ihre Beamten, ja um Gottes willen: ihre Kunst und ihren Geschmack, ihr Berlin und seine Bauten und Denkmäler aus, als wäre die Welt ein Jahrmarkt und Preußen eine Bude, die Zuschauer nötig hätte.

In banger Neugier betrat er dieses Berlin und suchte in den Straßen, die er durchschritt, nach Innerlichkeit. Er gab unendlich viel auf Architektur. Sie ist das Antlitz der Menschheit, in dem unerhört viel zu lesen ist. Schon in Graz hatte er regelmäßig ausgespuckt, so oft er an dem neuen Rathaus vorbeigekommen war.

Hier nun war alles auf Äußerlichkeit hinausgetrieben, wie wohl in den meisten Großstädten. Nun hatte es einmal einen wunderschönen Spruch gegeben, noch zur Zeit der Biedermaier:

Ich bau' für mich, sieh du für dich!

Und die Häuser waren behaglich, familiengerecht und einladend gewesen, wie stillbescheidene Gesichter. Jetzt hieß es: Ich bau' für dich. Du! Preise mich!

In Wien waren doch aus älteren Tagen noch gemütliche Häuser vorhanden; hier auch das nicht. Weil die Stadt neu ist? Aber sie ist auch der Parvenu unter den großen Städten Europas; und hatte nicht Zeit zur Entwicklung von still und stolz gewachsenen Geschlechtern.

Wird von hier aus Deutschlands Heil kommen? Und wenn: Wie wird es aussehen!?

Mit schon unwillig zusammengezogenem Herzen suchte er seinen Geheimrat auf . . . Da aber taute ihm, zum letztenmal in jenem Lande, die Seele!

Ein alter Herr, mit strengen Zügen. Kurz in Worten, karg mit dem Ausdruck, einfach bis zur Selbstbeherrschung auch in der Wärme. Aber Augen! Augen! Stahlgrau, ruhig, treu und von unendlich kluger Wärme. So könnte der alte Kaiser Wilhelm geblickt haben. Ein Herz, ein großes, reiches, verschwiegenes Herz versteckt hinter lauter Klugheit und Nachdenklichkeit. Der alte Herr empfing ihn ernst, würdig und warm. Vor allem sah er Wigram lange Zeit an. „Ich bin zufrieden, daß ich Sie sehe", sagte er kurz. „In Ihren Briefen galoppierte viel Temperament kreuz und quer durch alle Gedanken und überritt sie. Aber seit ich Sie sehe, glaube ich, daß Sie wissen, was Sie wollen."

„Ich bin jung und noch hitzig, Exzellenz", sagte Wigram. „Das wird täglich besser: ich habe keine Angst vor dem Älterwerden."

„Sollen auch nicht", sagte der alte Herr freundlich. „Angst vor dem Alter hat nur, was nicht reif werden kann."

Die alte Exzellenz prüfte peinlich genau alle Zeugnisse; von jung auf.

„Sie waren stets ein Dickkopf", sagte er ernst. „Hm, hm. Es hat eine Zeit gegeben, wo das nicht geschadet hätte. Ob Sie aber jetzt Karriere machen werden . . ."

Das sagte er in sich selbst hinein; vielleicht wäre es ihm sehr unangenehm gewesen, wenn er gewußt hätte, daß Wigram es gehört hatte.

„Sonst sind die Zeugnisse schön. Ich denke, wenn Seine Majestät zurückgekehrt, daß Sie gnädig gestimmt sein wird, Sie mit Nachsicht des Examens anzunehmen."

„Ich kann den Kaiser nicht sehen?" rief Wigram.

„Sind zurzeit in Koblenz."

Wigram stockte. „Ich möchte ihn nur von ferne sehen, ehe ich mich entscheide, ihm zu dienen. Es ist hier so vieles anders, als ich es mir gedacht hatte. Ich habe zu sehr die Zeiten vor fünfundzwanzig und vierzig Jahren studiert und mir daraus leider ein Bild des ehemaligen Preußens gemacht; dem ich dienen zu können glaubte . . ."

Die alte Exzellenz sah Wigram ernst und strafend an. „Das Leben", sagte sie, „wechselt; und anpassen muß sich können, was die Kraft haben soll, zu leben."

„Verzeihen mir Exzellenz gnädigst," erwiderte Wigram, „ich glaubte, noch auf Schritt und Tritt die stille Tüchtigkeit des alten Herrn zu finden."

„. . . Die stille Tüchtigkeit des alten Herrn", wiederholte der greise Beamte leise; dann stand er jäh auf. Es kämpfte in ihm. Rührung, Groll, Strenge. „Sie kommen hierher und kritteln schon", sagte er herb. „Es ist gut. Sehen Sie sich hier um, ehe wir Ihr Gesuch einreichen. Sie sollen auch unseres jungen Kaisers Majestät sehen und, wie ich hoffe, verehren lernen. Bis dahin wollen wir warten. Können Sie uns mit vollem Herzen dienen, dann werden wir diese Papiere hier wieder brauchen."

Er gab Wigram seine Zeugnisse zurück.

„Sie wollen doch nicht der Majestät nach Koblenz nachfahren?" fragte er dabei.

„Gewiß will ich das, ich brenne vor Sehnsucht, den Kaiser zu sehen . . . und zu hören."

Der alte Herr forschte mit scharfen Augen, ob da nicht Ironie laure. Aber Wigram blieb ernst und traurig, eigentlich schon resigniert.

„Gut", sagte der alte Herr endlich. „Ich will Ihnen eine Empfehlung verschaffen. Zur Parade oder zur Galerie beim Festmahl; wie es geht. Herr von Plenow!"

Eine schöne, junge Mannesfigur trat ein.

Die Exzellenz stellte vor. „Herr Doktor Wigram aus Graz, Herr Regierungsassessor von Plenow."

Um den Mund des Herrn von Plenow zuckte ein Lächeln.

„Könnten wir nicht vom Grafen Wallrode eine Empfehlung für Herrn Wigram nach Koblenz haben? Fürs Exerzierfeld oder den Bankettsaal, Tribüne, Galerie oder so was; möchte Seine Majestät sehen und hören ..."

„Exerzierplatz wird schlecht gehen", sagte Herr von Plenow, „wegen Andrang von Uniformen. Orden wird Herr Doktor Wigram auch keine haben."

„Nein", sagte Wigram.

„Bankettsaal also eher", fuhr Plenow fort. „Aber der Herr Graf hat Besuch."

„Wen denn?"

„Oberst Trattner."

„Na, den kenne ich; gehe selbst. Warten Sie gefälligst hier, Herr Doktor?"

„Gern", sagte Wigram, und der alte Herr ging.

„Na", sagte Herr von Plenow, als sie allein waren. „Sie sind also der dolle Student gewesen?! Hören Sie mal, Sie hätten wir uns auch anders vorgestellt. Wissen Sie, als so 'ne Art von Lockenschwung, so 'n jungen Schillerbengel, Karlsschüler, oder so was!"

„Ich verstehe", lächelte Wigram finster.

„So 'ne Art von Deklamator", fuhr Herr von Plenow fort. „Aber doch properer. Wissen Sie, der Österreicher, wenn er nu sonst auch gar nischt vorstellt, ist doch 'n netter, gemütlicher Kerl; schick, hübsche Frisur, achtungswerte Weste, tanzgebügelte Hose. Na, — will nichts gesagt haben." Er schwieg und sah flüchtig an Wigram hinunter, der allerdings aussah wie Bruder Straubinger in Allerhöchster Audienz.

„Wird der alte Herr lange ausbleiben", fragte Wigram.

„Na, vor allem wird bei denen drüben an der Ähnlichkeit der Handschriften geprüft werden, ob Sie auch der Autor der drolligen Briefe sind. Wissen Sie, Vorsicht tut not. Da kommt aus dem Ausland allerlei Revolvervolk, dem das Leben unserer Majestät nicht recht genehm ist."

Wigram erschrak. „Meine Briefe sind also nicht beim Kaiser?" rief er stotternd. „Er hat sie gar nicht gelesen!?"

„Ach wo", schnodderte Herr von Plenow lachend. „Seine Maj'stät haben wichtigere Dinge zu tun, als derlei Amüsements zu lesen. Da wird das Ressort draufgeschrieben: Kultus, Volkshygiene, Unterricht, Kunst und

dergleichen, und wandert in die Ministerien zur Prüfung. Ja, Herr Wigram, zur Prüfung; so ernsthaft nimmt man in Preußen alles, was auch nur nicht gänzlich nach Holler duftet!

Na, und da hat 'n Kollege, wissen Sie, so 'n Spaßvogel, Ihren ersten Brief in 'ner fidelen Stunde unserer Exzellenz vorgelegt, zusammen mit einer rotangestrichenen Simplizissimusnummer. Alle Tollheiten muß unser alter Herr auf ihr Körnchen Ernst prüfen. Kränkt sich ohnehin genug über den Spott von den Kerls in München.

Exzellenz hat also auch Ihre Sache falsch aufgefaßt, wenn ich überhaupt berechtigt wäre, Exzellenz zu kritisieren, und hat 'nen Narren an Ihnen gefressen und befohlen, wenn wieder Briefe kommen, die sollten ihm nur vorgelegt werden.

So ist's gekommen, daß Herr Doktor Wigram heute, statt im Papierkorb" . . . Herr von Plenow richtete sich auf und betonte jedes Wort stark „. . . leibhaftig hier im königlich preußischen Ministerium für Kultus und Unterricht empfangen und ernst genommen zu werden die Ehre hat."

Dem phantastischen Wigram wirbelte im Kopf. „Gar nicht gelesen? Mit Witzen und Hohn in den Bureaus umhergetragen! Nur durch den Ernst eines würdigen Mannes aus dem Schmutz gezogen und . . .!"

Die alte Exzellenz trat ein. „Hier ist ein Empfehlungsbrief", sagte er kurz . . . „Vielleicht sehen wir uns dennoch wieder. Ich habe die Ehre, Herr Doktor."

Wigram nahm das Schreiben, stammelte einen Dank, verbeugte sich und schied, — im Antlitz, in Lippen, Händen und über den ganzen Leib das Ameisenlaufen der Todheit aller Glieder.

Er war geistig vollkommen gelähmt. Verwundert, betrübt und ernst sah ihm der alte Herr nach, belustigt und verächtlich sein Sekretär: das alte und das junge Preußen.

Was nun folgte, sah der schon resignierte Wigram nur mehr als Epilog an, dessen Text er bereits wußte.

Er fuhr nach Koblenz, er sah den straff uniformierten Selbstbewußten und hörte ihn von dem verstorbenen, alten Herrn reden, der ihm heute, ganz anders als vor zwei Jahren, als der „Kaiser" erschien, den er sich ersehnt hätte!

„... uns Fürsten hat er ein Kleinod wieder emporgehoben, welches wir hoch und heilig halten mögen: das ist das Königtum von Gottes Gnaden... mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann."

Wigram fuhr schweigend bis in die Seele nach Österreich zurück; alle Muskeln gespannt vor Grübeln: wie werde ich jetzt wieder gesund?

Hinter ihm war ein Tor zugefallen. Das Tor der Gralsburg, in welcher er das geistige Heil gesucht und die Freiheit der Seele. Und in welcher er bloß einen, seit Jahrhunderten bekannten und geübten Ritus gefunden, gut für jene, welche an ihn glaubten, unfruchtbar dem einsam Denkenden.

Die Erkenntnis dieser Tage hätte ihn zerbrochen und vielleicht in Wahnsinn gestürzt, wenn nicht schon die geheime Angst, diesem fremden Volke zu dienen, ihn vorbereitet hätte. Und wenn das Schicksal ihm für das, was es ihm genommen, das Geschenk der Erkenntnis gegeben hätte, daß er längst seine Wurzeln geschlagen habe.

Er fuhr nach Süden. Schon im Schwäbischen weitete sich sein Herz, ganz schüchtern aus der Totenstarre auflebend. Er sah Städte süddeutscher Bürgerkraft, wie im Norden kaum das reiche Meer sie so stolz beschenken konnte. Er fühlte, was alles in der deutschen Seele klingt, wenn sie an der Sonne gedeiht. Nach der Sonne zog es sie ja doch alle, um dort das Staunen eines Erdballes zu werden: Goten, Franken, Longobarden ... Bayern.

Wann blühst du wieder, südliches, sonniges Deutschland? Du hast lange geruht ...

Und als er nach Österreich kam, da war er nicht mehr totkrank. Hier wuchsen die Blumen nach eigener Kraft, hier webte das Leben nach der Ordnung der Natur, wie im Walde. Gott sei Dank, in dem Bienenstaate dort wäre er erstickt. Diese Erkenntnis rettete ihn vor dem Zusammenbruch. In der Fremde erhielt er erst seine Heimat geschenkt.

Selber sein! Für sich zuerst, und damit für den Staat leben. Eine freie, kecke Moral, aber eine freudige und menschliche Moral! Kein Massenvolk, Menschen nach eigener Schöpfung. Das ist das höhere Glück, das an der Sonne gedeiht und bis ins Deutsche Reich hinein im Volke steckt, soweit

der Wein reift, und weiter noch. Darum also der geheime Zauber Österreichs bei allen Süddeutschen!

Fast schon gesund, in wehmütiger Freude, kam Wigram in Graz an und warf sich zur Ausheilung mit tausend neuen Gedanken an das Herz der reichwebenden Natur. Und er sah den stillruinenhaften Berg mitten in der Stadt, und diese Baumgänge, sie alle Mitarbeiter an einem Torentraum, der nur in Graz wunderschön war! Wie leuchteten ihm diese Höhen zu, wie öffneten sich ihm lächelnd die Täler! So schrieb er dann einen Brief voll Verehrung und Dank an den alten, strammen Exzellenzherrn in Berlin, einen Brief, der eine einzige Erklärung reuiger Liebe für sein schlechtes, zerfahrenes und doch so herrlich reiches Österreich war. „Sterben hätte ich dort draußen müssen."

Und als Frau Else zurückkam, staunte sie, wie froh und stark er war. Nun bekannte er der nachdenklichen Frau alles, wie er ein großdeutsches Reich geträumt und was er dem Kaiser zum Gaudium eines königlich preußischen Bureaus angeraten hatte, und wie er draußen, mitten in der erfolgreichen Organisation Uniform-Deutschlands die stille, lichte Größe der innerlich freien Heimat entdeckte!

Dann erschreckte er die schon erheiterte Frau mit dem Ergebnis der Philosophie, die ihn seit vierzehn gedankenheißen Tagen in den Bergen der Heimat besessen hatte:

„Der wahre Anarchist ist auch der einzig wahre Mensch!"

„Um Gottes willen!" rief sie, „da haben Sie sich was Schönes errungen."

Wigram aber lachte. „Anarchist für sich, Anarchist nach innen", beruhigte er sie. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und seid alles, was der Staat verlangt, als ganze Männer! Nach innen aber kein Gesetz als das eigene. Nichts glauben und alles prüfen. Jeder Gedanke, den ich aufnehme, muß mir fortab die eigene Punze tragen, und unumschränkter Herrscher will ich sein im Reich der mir zuwandernden Ideen. Das ist keine Philosophie für alle; und Gott verhüte, daß solche sie üben würden, die nicht bis in ihren Kern reif, gesund und geistesfroh sind. Für die Selteneren aber sei das Seltene Gesetz."

Und danach lebte er fortab.

Er war Bibliothekar geworden; eine große Gnade für diesen Menschen. Seinen Beruf erfüllte er mit stiller Freudigkeit. Er bediente jedes Besuchers

Verlangen, als ob es die eigene Sache gelte, und war universal im Verständnis und in der Auswahl des neuen Zuwachses an Literatur. Auf solch eine Stelle gehört wahrlich ein Mann, der warmherzig alles begreift; selbst den Irrtum, den Haß und die Krankheit.

Aber dann in der freien Natur, da war er sich selbst gewidmet. Das Leben dieses Menschen war umdrängt von Gedanken. Es wurde immer gewaltiger, und wie seine Bibliothek umfaßte es alle Welt und alles Streben. Er arbeitete an der Faustidee weiter, betrieb Medizin und erfand eine rücksichtslose Roßkur zur Heilung der Tuberkulose, welche mit Blasrohrschießen begann und bis ins Flügelhornblasen weiterschritt, um mit vernunftgemäßer Lungengymnastik neue, gesunde Partieen der von den meisten Menschen nur zum Teil benützten Lunge zu kräftigen und zu erschließen. Zur Konkurrenz um das neue Stadttheater legte er einen prachtvoll originellen Bauplan vor, welcher viele Bewunderer fand. Er stellte neue Grundlagen des musikalischen Unterrichtes her, wodurch Kinder das Spiel im Spielen lernen und ein Ohr für die jedem Instrument eigene Gesangsfarbe erhalten sollten. Er trieb Sozialpolitik und Geologie und brachte es bis zum Erstaunlichen in allen Arten der Künste; ausgenommen die Poesie, die sich ihm versagte, so heiß er um sie rang. Denn ihm fehlte die lustvoll lebendige Anschaulichkeit der Menschenzeichnung. Er lebte zu sehr in Ideen; Ideen blieben also auch seine Menschen.

Das Naturallgefühl war in ihm durch die Freudefahrten des kleinen Vereins derer, welche dem Leben eine Widmung gaben, so sehr vertieft worden, daß er die schwerste Probe des Philosophen bestand, wie Gold im Feuer: Einer harten, quälenden, boshaften Krankheit, welche ihn nahe am Tode vorbeiführte, sah er lächelnd zu, wie sie sich an dem zufälligen Zusammenfindsel seines Ich abmühte.

Dieser scheinbar düsterste all der Zwölf hatte die reiche Heiterkeit des Unzerstörbaren in sich. Wie ihn selbst der arge Faustschieb des höhnenden Schicksales in seine Kaisertraumwelt, ohne Nachzittern der Nerven, aufatmend die andere Welt suchen lehrte, die er bisher vergessen, so warf ihn auch die Krankheit nicht seelisch zu Boden. Er überwand sie und gesundete wieder.

Allein, von allen den Zwölfen, stand er zuletzt noch an der Seite der Frau Karminell, welche durch ein tiefes Schicksal noch tiefer nachdenklich

geworden war und für bessere und hoffnungsreichere Dinge lebte, da ihr bisheriger Beruf nur gewesen war, mit sich selbst ein herrliches Kunstwerk der gütigen Schöpfung zu vollenden.

Die zwingende und reiche Neigung, die ihn zu dieser blühenden Frau hinriß, hielt er mit starkem Verstande unterirdisch gefangen, und nie erlaubte er sich auch nur einen heißen Blick. Ja, wenn dieses herrliche Weib gestorben wäre, er hätte ihr zum ewigen Abschied, wie Michelangelo der Vittoria Colonna, wohl die Hände, nicht aber Stirn und Augen geküßt.

Darum bleibt ihr Freundschaftsverhältnis heute und weiter fort unzerstörbar bis an die Zerstörung eines der beiden Leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In jener naturzurückverlorenen Stadt der Gärten, welche die eigentliche Heldin dieser Geschichte ist, bedeuten die Jahreszeiten neunmal mehr als in steinernen Städten und dreimal mehr als auf dem Lande, wo wenige sie beachten.

In Graz wird das Herantasten des Frühjahres, das volle, reiche Rauschen des Sommers von tausend feinfühligen Menschen mit der Innigkeit beobachtet, wie sonst nur Nachgeborene den Werdegang eines Genies verfolgen. Ein Schritt vor die Türe, und die täglich gesehene Baumwand schaut den, der sie liebt, mit immer neuen Gesichtszügen an; die Wiesenflächen antworten freudig oder verweint dem Himmelsauge, der greise Hochwald wacht blitzefordernd zu den Wolken empor, und das entsetzte Gewitterkämpfen der Bäume braust dem Wanderer bis ins Zimmer nach.

So leben sie in der naturumarmten, der grünträumenden Stadt. Keine ist mehr wie sie.

Stets ist dort der Herbst ein Ereignis. Nicht bloß, weil er, wie in anderen Städten, seine Früchte über alle Märkte schüttet, nein.

Da greift im August eine goldfarbene Hand gespenstig aus einem Kastanienbaum heraus, oder eines Morgens lächelt eine wilde Rebenranke ihr wehmütig lichtes Rot. „Da ist er schon", sagen die Leute.

Hierin setzte er sich und dorthin, der Herbst. Und alles wird von den langsam wandelnden Menschen kopfnickend bemerkt und mit der würdigen Wichtigkeit besprochen, welche solchen wehmütigen Kalenderblättern des Lebens gebührt. Denn nur dreißig, nur fünfzig, nur siebzig solcher Blätter

sind uns beschert, und mit Gedanken voller Innigkeit sollen wir das Bilderbuch Gottes betrachten, das uns so schnell, so jähe vor den wünschenden Augen zugeschlagen wird!

Das erstemal, stets im August, ruft der Herbst von den rauhen Waldbergen des Nordens ins Land: „Bald komme ich!" Sein Ruf fährt im Sturm mit herbem Duft, mit Bergreifluft grollend in die schönen Gärten, und Laub und Vögel fliegen auf, wenn rauschend die Bäume sich biegen.

Da erleben viele den leise poetischen Schauer des wiederkehrenden warmen Gewandes. Um die hellen Sommerkleider schlägt flatternd der graue Regenüberwurf: Kragen oder Mantel. Schon im August frösteln die Menschen leise und schauen ihre Bäume an, ob ihrer viele schon das rote und goldfarbene Ja sagen.

Aber dann weht von Süden aus dem Sonnenlande der Reben das milde, heilandlächelnde: „Nein, o nein. · Noch nicht! Freut euch von neuem!"

Und die Gärten leuchten überirdisch in Pracht und Sonnenschein, schwere Wagen führen die Früchte des Sommers; die Kornmandeln stehen in Reihen auf den straffblonden Feldern, geduckt wie knieende Dankbeter.

Alle Seelen aber sind weit geöffnet wie die Tore der Scheuern, um einzulassen, was an Segen noch einkehren will. Denn wieder und wieder bläst der Herbst den Sturmhornton ins Land: „Ich komme!"

Da wechseln die Bäume ihr Kleid, und selbst die sonnenverklärtesten Septembertage beginnen schon das leise Lied zu summen, dessen Reime sind: Scheiden, leiden, meiden. Schon die Minnesänger haben sie einst aus den goldgelben Blättern gepflückt.

Wieviel Glück für sehnsüchtige Liebe, langsam durch solche Ewigkeitsbilder zu schreiten. Nie hätte Kantilener sich gänzlich an die seelenfressende Leidenschaft verlieren können, solange die Gottheit des blauen Himmels und der goldenen Blätter, des frostigen Todesrauschens und des ambrosischen Südhauches ihm beruhigend mit den tausend Stimmen des Allgefühles zusang: „Mein Kind, mein Kind!"

Sogar Wigram hatte die große Weichheit dieses Abscheidens zu weicher Größe gestimmt; wie er, umflüstert vom Geraune des goldenen Abschiedsfestes der Sommergeister, seine ganzen Gedankenräume zu bürgerlich stolzer Schlichtheit umbaute, das lasen wir. Begütigt waren alle.

In Wehmut saß nur Doktor Urban mit Liesegang und dem kleinen Klaus auf der leuchtenden Ries, wo ihr Gesundungsheim den ganzen Sommer fast leer gestanden. „Nun geht unsere Protektorin Sonne mit unserer Gründerin, der lauen stärkenden Luft, von uns", klagten sie, „und wir haben fast niemand in das Glück der Gesundung zurückgebracht."

Ihr Genesungsheim war nicht vom Erfolg überschüttet worden. Ein paar aus dem Verein der neuen Menschen hatten dort fast kostenlos geweilt. Die einen waren gesundet, die anderen krank geblieben, Friede und Ruhe waren unberührt im neuen Licht- und Luftheim gelassen worden; nur zu unberührt. Denn die Leidenden außerhalb des Vereines der neuen Menschen waren ausgeblieben. Mißtrauische, eifersüchtige Ärzte hatten es leicht gehabt, das von so vielen Laien beeinflußte einfache Heilverfahren als bedenklich auszurufen, und die Fanatiker des Naturheilglaubens machten den Zwist nicht besser; sie rissen und schnitten gehässig an dem Spalt zwischen sich und der Medizin, und der edle Urban hatte mehr Feinde unter den Kollegen, als er sich verdient hätte; aus lauter Freundesarbeit.

Hier brach ein bitter begrüßter Herbst herein. Guten Ruf verloren, Geld verloren, und viel, viel Hoffnung und frohen Glauben.

Das wenige Kapital war verzehrt; Doktor Urban konnte nicht noch mehr opfern, wenn er nur das stillste, bescheidenste Leben fristen wollte. Kantilener hatte alles verloren; sein Vermögen war dahin. Die anderen waren verschreckt, das schön ersonnene Unternehmen in einem kurzen Sommer gescheitert.

Kantilener, der von allen am meisten hingegeben hatte, ging mit Doktor Urban durch den Stadtpark und erfuhr, daß nichts, gar nichts geblieben sei von dem herrlichen Sonnenglauben als der Fachwerkbau des himmelblauen Hauses auf der Ries, wie Kantilener das bescheidene Gesundungsheim immer noch lächelnd nannte. So schön blickte es jetzt aus den goldenen Bäumen herab, und niemand war, der sich des Bildes freute.

„Weiß Gott, wieviel Geld dafür herausgeschlagen wird", seufzte Doktor Urban.

„Gleichgültig", lächelte Kantilener. „Es war ein wunderschöner Traum. Daß er zu schön für diese Erde war, erhebt uns doch nur. Mir ist nicht leid um den Verlust. Ich habe das meine hingegeben, nach dem Rat des

Herrn der seligen Armut, und freue mich, daß ich's tat. So viel an Geldwert auf mich fällt, nehmt Ihr als Hypothek auf das Haus. Auf eine Rückerstattung verzichte ich, und nächstes Frühjahr fangen wir mit Gottes Sonne wieder an."

Doktor Urban drückte dem seltsam befreiten, jungen Menschen die Hand, seine Augen leuchteten vor Freude. „Ein großes Geschenk, welches du mir machst", sagte er. „Nicht dein Vermögen, das ich nicht annehme, aber dein Opfer, welches gar kein Opfer ist, so gottleicht gibst du es hin: das stärkt mir den Glauben an die Menschen, und dessen bedurfte ich sehr!"

Erhoben und getröstet ging er fort nach seinem seligen, goldenen, einsamen Berg, und Kantilener schritt weiter durch die besonnten Birkenreihen und schaute auf die Kastanienwände, welche wie angelaufene Bronze irisierten, und auf die roten Buchen und die trostreich grünen Fichten, und sah, wie die Lindenblätter fielen, tanzten und spielten.

„Wie reich bin ich, solang ich euch am Herzen habe, still mitwachsende Brüder und Schwestern Bäume, und ihr anderen Erscheinungen dieser schönen Zeitlichkeit!"

Sein heller, froher Gleichmut war nicht umzubringen.

— —

Und dennoch. Als der Herbst den letzten Hauptsturm auf die verklärte Stadt der Gärten machte; mit dem Schluß des Oktobers, da zerriß er viele von den blühenden Ranken, welche einst die Zwölfe aneinander gefesselt hatten, da riß er nieder, was nicht tief gewurzelt, und zerbrach, was nicht ewigkeitgeweiht war!

Wigram hatte sein bitteres Aufwachen, sein Sehendwerden im schönsten Sommer durchkämpft und überstanden. Jetzt, im Monat des Abschiedes, rechnete ein anderer mit seinem Schicksal ab, der nicht lebenszäh wie der Bauernsohn von der Koralpe war.

Der unglückliche Amadé Helbig ging heim . . . nach Graz.

Wie das kam?

Er hatte zu Wien wie täglich in seinem Bureau gearbeitet. Freudlos, dumpf, gleichgültig. Dann ging er durch die gehaßten Gassen heim in sein Zimmer bei Leuten, die ihn nicht anders betrachteten als Bauernleute das Stück Nutzvieh, das sie im Stall haben. Erwerbsvermieter, die ihm Licht,

Holz und anderen Bedarf mit hohen Prozenten anrechneten, die heimlich seine Wäsche gebrauchten, seine Laden durchwühlten, seine Schriften in stumpfer Neugier und dumpfem Haß gegen den Kerl lasen, dem es nicht bei ihnen gefiel. Sollte er es nur sagen!

Die Vermietersleute hatten einen Sohn; ihren Poldi, welcher arbeitsscheu und praterlustig war. Ihr Luxusstück, für das sie der anderen Welt Geld abnahmen. Der wieder an ihnen zehrte; der mit der instinktiven Unersättlichkeit des Krebsgeschwüres am eigenen Fleische fraß und kalt und mitleidlos den Alten aus dem Hause trug, was sie hatten; er wußte Lade und Versteck und brach auf, was ihm versperrt wurde. Sein war die Welt, wie sie der Raupe gehört.

Als er sah, daß der Quartiergast still, krank und freudlos war, zog er dessen Zimmer mit in seine Habhaftsbegriffe. Erst, indem er auf dem Diwan während der Kanzleistunden des Helbig faulenzte und den Schuft verwünschte, der ihm zur Bosheit nicht rauche. Nie war Tabak im Hause!

Dann kleidete er sich in Helbigs Wäsche. Zuletzt prüfte er den Kleiderschrank und suchte sich eine Sonntagshose aus.

Helbig hatte es bemerkt und schwieg. Er fühlte es als einen Gruß der Großstadt an seine Person. Haß gegen Haß; was vermochte er gegen den Koloß!

Heute, da er heimkam, war Montag. Der Poldi war betrunken gewesen und hatte dann seit Morgen auf Helbigs Sofa den übelschmeckenden Katzenjammer zu Tode rauchen wollen. Als Helbig in stiller Verdrossenheit zurückkam, war Poldi mit diesem Kampf stupiden Hinwegqualmens gegen das stets aufsteigende Übelbefinden noch nicht fertig; — aber die ganze Stube stank und brütete im Qualm von Schnaps und dichtem Tabaksbrodem.

Als nun Helbig eintrat, sah sich der Bursche unwillig um, erhob sich dann träge vom Faulbett und wollte zur Türe hinaus, in welcher Helbig stand.

Der arme Amadé, dem es ohnehin arg in der geschwächten Lunge aussehen mochte, haßte nun nichts mehr als die Gewohnheit des Tabakrauchens. Schon auf der Gasse begriff er nie, wie ein anderer Mensch sich das Recht nehmen könne, die holde, allgemeine, wehende Luft für die Spätergehenden zu verstänkern.

Daß nun dieses Laster bis in sein Zimmer mit gehässiger, breiter Rechts-

verletzung gedrungen war, ließ ihm den langverhaltenen Zorn gegen seine Ausbeuter und Beleidiger aufschießen.

Fest stand er in der Türe; nur seine Nasenflügel zitterten vor Wut.

„Machen S' net bald Platz?" fragte ihn aber der Eindringling in lässiger Verachtung und zog einen der herabfallenden Pantoffel zurecht. „I will eh furt."

„Erst entschuldigen Sie sich", sagte Helbig.

„Fallt ma net ein."

Pause, Stellung zum Kampf. Helbig war entschlossen, seiner grenzenlosen Wut alle Türen aufzureißen, und wenn er raufen, balgen, beißen sollte wie ein Bauernvieh. Hier stand ihm die Verkörperung dessen, was ihm Wien war! So blind hatte ihn die fertig mitgebrachte Abneigung gemacht.

„Hausdieb! Du entschuldigst dich!"

Der erste Griff Poldis war der gewohnte; in die Tasche, nach dem Messer. Aber er hatte es im Rausch in der gestohlenen Sonntagshose vergessen. Er blickte um sich; kein feindseliger Gegenstand in der Nähe? Eine leere Bierflasche, die griff er auf, da rannte ihn Helbig schon an, und im Augenblick lagen beide wüst verbalgt auf der Erde. Der feingebildete, hysterische Doktor und das verworfene, verzogene Kind der rohesten Unbildung hieben, stampften aufeinander los, kratzten sich und beschimpften sich; arbeitende, keuchende Brunnen, welche Schmutz über Schmutz aus sich hoben und sprudelten.

Der tobende Lärm der Wütenden hatte die Quartiergeber in jagendem Alarm herbeigeweht. Wie eine böse Sau warf sich die Frau gegen Helbig, fauchend und quiekend; oder wie ein schmutziger Lappen, dem ein lachender Hexenmeister eine Weibsseele angezaubert hat, die zu ihm passen sollte; so grotesk und unheimlich flog das Schlampstück auf den halb bewußtlosen Helbig zu, welcher in einem Höllentraum zu wirbeln glaubte. Erst unter ihren Schlägen erwachte er wieder.

Der Alte riß inzwischen seinen wüsten Leopold vom Boden empor: „Hat er dir was getan?" Der aber schäumte von neuem auf Helbig los: „Wart, du Lump, du elender, miserabler, du Jammergestell, das zünd' ich dir noch heim. Ich erstech ihn, den Lausbuben, den . . ."

Helbig erwachte. „Später, später meinethalben!" rief er ironisch. „Wenn er aus dem Zuchthaus zurückkommt!"

„Aus dem Zuchthaus! Poldi!" kreischte die Frau.

„In das ich ihn, den Dieb, hineinbringen werde!" schrie Helbig außer sich. „Bestohlen hat er mich. Er, ihr! Seit Monaten beobachte ich alles!"

Damit war die Hölle los. Die schmierige Bande fühlte, daß jetzt nur allergrößte, unfaßbarste Frechheit die beste Hilfe sei, und sie schrieen und lärmten das ganze Haus zusammen. Zeugen! Untersuchung! Polizei! Ehrenbeleidigung!

Kein böser Traum kann so viel wüste, schmutzlumpige, graue, fletschende, schrillende und menschenunähnliche Gestalten um den Fiebernden hexen, wie die aufgeregte Zinskaserne einer Großstadt auszuspeien vermag. Auf die Verschwörungspfiffe der alten Vettel flog ein Schwarm über die Stiegen und in die Wohnung wie der lebendig gewordene Inhalt einer Hadernstampfe. Alle haßten sie den blassen, mißvergnügt schweigsamen Menschen, der sich selber aus ihrer Welt ausgeschlossen hatte und sie seit über Jahresfrist gänzlich übersah.

Vor dem Andrang des Misthaufens von Volk, der sich in sein Zimmer entlud, wich Helbig bis an das Fenster zurück, das er aufriß, um Hilfe anzurufen. Denn eine furchtbare Welle von Bedrängnis war in seiner Brust aufgeschwollen und drängte sich zum Halse hinauf. Ein Schrei, — Hustenstöße, — und das hellrote Blut sprengte heraus.

Der Anblick des schwer Leidenden, das blutbefleckte Antlitz, brachte die Menschlicheren der wüsten Bande zur Besinnung. Sie drängten die Wütenden zurück, zur Türe hinaus.

„Aber laßt ihn doch in Ruh'! Der ist ja krank! Der gehört ins Spital!"

Ein paar Buben rannten um den Arzt, Helbig wies jede andere Hilfe mit raschem Winken ab; — das Zimmer war leer, leer, der Spuk verbrodelt, ihm selber war leicht, schwach und wohl.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau

Die französische Armee nach dem neuen Cadregesetz



as schon seit länger als Jahresfrist nicht nur von ganz Frankreich, sondern auch in allen militärischen Kreisen Deutschlands mit Spannung erwartete Cadregesetz, das eine neue Gliederung des Heeres bringen sollte, ist endlich der Öffentlichkeit übergeben worden. Daß das Erscheinen des neuen Gesetzes so lange hat auf sich warten lassen, findet wohl zur Genüge seine Erklärung darin, daß es den entscheidenden Stellen nicht leicht geworden sein kann, das veränderte militärische Bild Frankreichs, wie es durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstanden ist, ins Praktische zu übertragen und ohne Irrtümer die erforderlichen Konsequenzen zu ziehen. Begründet wird die Notwendigkeit der Neuorganisation der Armee in dem einleitenden Dekret des Gesetzentwurfes, wie schon eben kurz angedeutet, mit der durch die verkürzte Dienstpflicht herbeigeführten neuen militärischen Lage. Diese kommt nach zwei Richtungen zum Ausdruck. Die nächste Folge ist, daß sich der bisherige Friedensstand des Heeres für die Zukunft nicht mehr aufrecht erhalten läßt, sondern um *fünfundvierzigtausend Mann verringert wird, also nur auf fünfhundertvierunddreißigtausend Mann* festgesetzt werden kann. Und das spätere, günstigere Resultat ist, daß der Cadre der Reserveoffiziere, der zurzeit sehr schwach ist und große Lücken aufweist, sowie die Formation aller Reserven auf eine sicherere Grundlage gestellt werden soll. Der Motivenbericht fährt dann fort, daß die Verminderung des Friedenseffektivs der Armee natürlich Opfer fordere; es müßten zwar nicht, wie einige Pessimisten voreilig gemeint hätten, große Einheiten bis zum Armeekorps hinauf aufgelöst werden, dennoch aber seien die Stände bei verschiedenen Truppenteilen herabzusetzen oder sogar aufzugeben, um dafür die erforderlichen Kräfte an anderen, notwendigeren Stellen zu gewinnen.

Wie diese allgemeinen Gesichtspunkte in die Wirklichkeit übertragen sind, das lehrt ein Einblick in die Einzelheiten des neuen Organisationsgesetzes. Sie können naturgemäß an dieser Stelle nicht sämtlich besprochen werden, weil dazu der Raum einer Fachzeitschrift gehören würde. Es genügt aber zum Verständnis des Ganzen auch, wenn hier nur auf die großen Gesichtspunkte von allgemeinem Interesse etwas näher eingegangen wird, zumal die rein militärischen Veränderungen bei den verschiedenen Truppengattungen, mit Ausnahme derer bei der Artillerie, von nicht erheblicher Bedeutung sind und deshalb nur gestreift zu werden brauchen. Bei der *Infanterie* hat sich nämlich im großen ganzen nichts weiter geändert, als daß durch das Zusammenfassen dritter und vierter Bataillone vierzehn neue Festungsinfanterieregimenter gebildet worden sind, wodurch die bisherige Zahl von einhundertachtundfünfzig Infanterieregimentern auf einhundertdreiundsiebzig gebracht wurde. Und bei der *Kavallerie* sind die Neuerungen noch unerheblicher. Es wurde nur das dreizehnte Kürassierregiment in ein Dragonerregiment umgewandelt, und die fünften Schwadronen der noch verbleibenden zwölf Kürassierregimenter wurden aufgelöst. Der Be-

stand der französischen Kavallerie umfaßt daher, wie bisher, so auch in Zukunft, neunundachtzig Regimenter. Im Gegensatz zu diesen nicht großen Reformen bei der Infanterie und Kavallerie stehen, wie schon angedeutet, die im neuen Cadregesetz vorgesehenen Veränderungen bei der Artillerie. Sie bilden den Kern dieses Teils der ganzen Neuorganisation und erfordern daher einige Erläuterungen. Man war sich ja in den militärischen Kreisen Frankreichs längst einig darüber, daß eine Vermehrung der Artillerie, nachdem Deutschland die Bewaffnung mit Rohrrücklaufgeschützen durchgeführt hatte, eine zwingende Notwendigkeit geworden sei. Daher war man auch bei uns auf eine bevorstehende Verstärkung der Artillerie unserer westlichen Nachbarn vorbereitet. Man glaubte hier aber wohl, daß sie vorläufig auf die erst unlängst angeordnete Umwandlung der zweireitenden Batterien bei jedem Korpsartillerieregiment in drei fahrende Batterien, sowie auf die drei in fahrende umgeformten Batterien des sechzehnten Fußartilleriebataillons beschränkt bleiben werde. Daß dagegen die französische Heeresleitung die Absicht habe, die Zahl ihrer Feldartillerieregimenter fast zu verdoppeln, daran hat wohl niemand gedacht. Aber das neue Cadregesetz läßt keinen Zweifel darüber. Aus bis jetzt vierzig Feldartillerieregimentern sollen demnächst fünfundsiebzig Regimenter (eins davon in Algier-Tunis) werden; fünfhundertelf Batterien von heute sollen sich einschließlich achtzehn Gebirgsbatterien zu siebenhundertzweiundsechzig Batterien entwickeln; tausendundvier neue Geschütze sind zu beschaffen. So wird in Zukunft jedes französische Armeekorps, von den zu besonderer Verwendung bestimmten Gebirgsbatterien abgesehen, sechsunddreißig Batterien mit einhundertvierundvierzig Geschützen zählen; das sechste und zwanzigste Armeekorps an der Grenze gegen Deutschland, die je drei Divisionen stark sind, werden sogar vierzig Batterien mit einhundertsechzig Geschützen haben. Das deutsche Armeekorps verfügt bekanntlich über einhundertvierundvierzig Geschütze. Diese bedeutende Vermehrung der französischen Feldartillerie, die dadurch bereits vorbereitet ist, daß die Artillerie im Herbst 1907 fünftausendzweihundert Rekruten mehr erhielt als 1906, gibt um so mehr zu denken, als die kriegsmäßige Ausbildung in dieser Waffe im Vergleich zu der bei uns wesentlich erleichtert ist, da auch die mobile Batterie ihre vier Geschütze behält und diese Geschütze schon im Frieden dauernd bespannt sind. Bei unserer Artillerie liegen ja die Verhältnisse so, daß von den fünfhundertvierundsiebzig vorhandenen Batterien im Frieden über ein Viertel nur die Bespannung für zwei Drittel der Geschütze der mobilen Batterien besitzt. Auch darin ist die französische Artillerieorganisation zum Teil besser daran als die deutsche, daß eine ganze Anzahl Batterien bereits im Frieden über sechs bespannte Munitionswagen verfügt.

Die Einzelheiten von Interesse aus dem neuen französischen Militärgesetze beziehen sich aber nicht allein auf die hier besprochenen Reformen der Truppeneinheiten und die damit verbundenen Veränderungen in der Zusammensetzung der Stäbe, der Zentralbehörden, des Generalstabes, der Intendantur, des Sanitätskorps und so weiter, sondern sie erstrecken sich insonderheit auch auf die Reorganisation des gesamten Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. Diese Reform erscheint von ausschlaggebender Bedeutung, weil sie auf dem demokratischen Prinzip aufgebaut ist, das immer festeren Fuß in Frankreich faßt und, alle staatlichen Einrichtungen und Gesetze beherrschend, für das Offizierkorps das längst ersehnte Ziel einer unité d'origine zu erreichen hofft. Der Weg zu diesem

Ziel soll durch Errichtung von Applikationsschulen für alle Offiziere jedweder Herkunft, nach Waffengattungen geteilt, und durch Umformung der Schule von St. Cyr gebildet werden, die bis zu dieser Stunde als die Pflanzstätte des Offiziernachwuchses ausschließlich der gebildeten Stände angesehen wird. Mit anderen Worten, es werden Schulen eingerichtet werden, in denen nicht nur die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizieranwärter, die die Schulen von Saint Maixent (Infanterie), Saumur (Kavallerie) und von Versailles (Artillerie, Genie und Train) besucht haben, Aufnahme finden, sondern auch die Schüler von St. Cyr und Saumur. Von diesem Zeitpunkt an, der vorläufig für das Jahr 1909 in Aussicht genommen ist, wird alsdann St. Cyr nur noch den angehenden Infanterieoffizieren offen stehen. Über den Lehrplan auf den Applikationsschulen liegen noch keine näheren Angaben vor. Nur soviel steht schon fest, daß der Kursus von einjähriger Dauer sein wird, und daß das Programm und die Anforderungen auf allen Schulen übereinstimmend die gleichen sein sollen; die erreichten Leistungen entscheiden dann über das Dienstalter aller jungen Leutnants, gleichgültig, ob sie aus dem Unteroffizierstande oder aus den höheren Schulen hervorgegangen sind. Da es nun aber sehr schwer sein würde, diese weitumfassende Reform für die Schaffung eines einheitlichen Offizierkorps mit einem Schlage durchzuführen, insbesondere soweit St. Cyr in Frage kommt, so sieht das Cadregesetz, um einen Übergang zu schaffen, bereits für jetzt eine Umgestaltung dieser Schule vor. Nach den neuen Statuten soll die frühere Einteilung der Militärschüler der Infanterie in Bataillone und Kompagnien aufhören und an ihre Stelle die Gliederung in drei Brigaden treten, die je von einem Hauptmann befehligt werden; jede Brigade wiederum zerfällt in drei Abteilungen, an deren Spitze je ein Instruktionsleutnant steht. Auch die Schwadron, in welche die der Kavallerie angehörigen Zöglinge jetzt eingestellt werden, sollen fallen gelassen und wie für die Infanterieschüler durch die Einteilung in eine Brigade ersetzt werden. Den Instruktionsleutnants liegt in erster Linie ob, die militärische Ausbildung der ihnen unterstellten Zöglinge zu leiten; außerdem aber müssen sie selbst an den allgemeinen Instruktionskursen für das Lehrpersonal teilnehmen. Da nun die jungen Offizieranwärter nach dem Gesetz über die zweijährige Dienstzeit vom einunddreißigsten März 1905 bereits durch einen einjährigen Dienst bei der Truppe vorgebildet sind, ehe sie nach St. Cyr einberufen werden, fällt hier jetzt bei der militärischen Ausbildung das Exerzieren in Reih und Glied und so weiter ganz fort. An seine Stelle treten lediglich praktische Übungen, die aus den Zöglingen Lehrer und Offiziere und nicht nur Soldaten wie früher machen sollen. Der Aufenthalt in St. Cyr soll in Zukunft nur auf ein Jahr bemessen werden, worauf die Anwärter nach bestandener Prüfung zu Unterleutnants befördert werden. Infolge dieser Zeitverkürzung für die Gesamtausbildung um ein Jahr hat natürlich auch das Lehrprogramm von Grund auf geändert werden müssen; es ist vereinfacht und verkürzt worden entsprechend den Zielen, die in einem Jahr erreicht werden sollen.

Überblickt man den übrigen, hier noch nicht besprochenen Inhalt des neuen französischen Militärgesetzes und faßt das Ganze zu einem abschließenden Urteil zusammen, so kann dieses nicht anders lauten, als daß dies Gesetz vom Gesichtspunkt der Kriegsbereitschaft der Armee unserer westlichen Nachbarn von außerordentlicher Bedeutung und Tragweite

ist. Alle Neuerungen, die das Gesetz enthält, sind **lediglich** darauf gerichtet, die Schwierigkeiten des Überganges vom Friedensfuß des Heeres zum Kriegsstand auf ein Mindestmaß zu beschränken. Das zeigen besonders die Organisation der Infanterie und Artillerie, die hohe Zahl von eintausendsiebenhundertundvierzig Offizieren als „besondere Stäbe" in **allen** Waffengattungen, die im Mobilmachungsfalle sofort Kommandos bei den Reserveformationen zu übernehmen haben, sowie endlich die Ausstattung des Generalstabes mit sechshundertundvierzig Offizieren, denen wir zum Beispiel im Frieden nur dreihundert Generalstabsoffizieren gegenüberstellen können. — Es darf wohl angenommen werden, daß unsere maßgebenden Stellen diese Bedeutung der französischen Heeresreformen in vollem Umfange erkannt haben und sie nicht gering anschlagen.

von Witzleben

Morgendämmerung

edes Werden ist ein Vergehen und jedes Vergehen ein Werden. In diesem Kreislauf entrollen Welten. Sie kommen — sie gehen. Wo Anfang — wo Ende? Keiner weiß es zu sagen, denn alles fließt ineinander.

Alles fließt und alles verfließt, und in unendlichem Wechsel gestaltet sich Neues. Aus Widerständen und Gegenfluten reckt es sich empor, wächst, wird, ist und vergeht.

Und immer wieder gibt es Strömungen, die sich dem Neuen, dem Werdenden entgegenwerfen, denen das Seiende heilig und unantastbar und alles Kommende ein Verbrechen ist.

Nie habe ich diesen Binsenwahrheiten ernster nachsinnen müssen als in diesen Tagen.

Sie riefen: Kreuziget! weil in ihrem Sinn eine Zeit noch nicht erfüllet, ein Grenzstein noch nicht vermorscht war.

Sie riefen: Kreuziget! so wie der Winter sich aufbäumt, wenn die Vorboten des Frühlings an seine Eisfeste pochen. — Sie meinen, es könne ewig Winter bleiben und ewige Nacht, wenn es ihnen nur gelinge, die Sonne einzufangen und das Frühror zu bannen. Aber die Sonne steigt siegend empor. Der Tag kommt, und als wesenlose Schemen zerflattern die Nachtgespenster.

Bis dahin aber — — —! Und so lange sie am Werk sind, die Dunkelmänner, verdüstern sie selbst das Denken jener, die als Seher und Führer allem Volke voranleuchten sollten. So rühmt Wildenbruch in einer prächtigen Würdigung, die er im ersten Dezemberheft des „März" Björnson zuteil werden läßt, die Björnsonschen Frauengestalten und verdammt im Gegensatz dazu in schärfster Weise jene modernen Frauen, von denen er sagt, sie seien bloß noch Intellektwesen und nicht mehr das, wozu die Natur sie gemacht habe: Gefässe des tiefen, großen, geheimnis- und weisheitsvollen Lebensgefühls ....

Das ist ein schwerer Vorwurf, und wer in seinem Herzen sich der ehelichen Treue und Aufopferung ebenso verhaftet fühlt wie dem Neuen, das da werden will, der sollte solche Worte, in solchem Zusammenhang gesagt, nicht unwidersprochen hinausgehen lassen.

Gewiß sind die rührenden Gestalten einer Frau Tjälde, einer Klara Sang liebenswert und verehrungswürdig. Gewiß kann uns nichts inniger ergreifen als diese so völlig auf sich selbst verzichtende Gattenliebe, die in der Zeit der Not zur reinsten Kristallisation des mütterlichen Instinktes wird. Nichts ehrfurchtgebietender und überwältigender als diese Treue bis in den Tod. —

Unsere besten und reinsten Geister, die erlesensten unserer Dichter und Denker

haben das Weib so erschaut und haben ihm mit der Dornenkrone der Schmerzen zugleich die Gloriole der gottesmütterlichen Allliebe ums Haupt geflochten.

Und das Leben hat zu ihrem Seherwort Ja! gesagt. Von der Mutter der Gracchen über die Weiber von Weinsberg bis zu den Frauen und Jungfrauen der Befreiungskriege, wie sie Körner besingt und die Geschichte überliefert. Vom Käthchen von Heilbronn bis zu Klara Sang eine leuchtende Kette von Wahrheit und Dichtung, und ihr strahlender Mittelpunkt das hingebende, das mütterliche Weib.

Wir Frauen wollen dessen froh sein.

Froh der Wertung und Stellung, die uns der Geist der Menschheit, so wie er in seinen instinktsichersten Trägern zum Ausdruck kommt, zugewiesen hat. Doppelt froh, weil wir wissen, daß nicht Lug und Trug der Sinne, sondern daß uns die Wahrhaftigkeit unseres Lebens auf diesen Platz gestellt haben.

Ja, wir wissen das. Wir schauen in uns hinein, nud wir lassen unsre Blicke rundum gehen. Und da sehen wir Tausende und Abertausende von Frauen, die dann erst ganz sie selbst wurden, wenn das Unglück zu ihnen und den Ihren kam, die ungeahnte Schätze der Liebe, des Trostes, der Aufrichtung aus schmerzzerrissenem Innern hervorbluten ließen, die aufrecht blieben, wo alles sank, Liebe hatten, wo alles haßte, Heldinnen wurden, wo alles verzweifelte.

Ja, wir wissen das! Und lehnen doch jenes Frauenideal für uns — für uns moderne Frauen ab. Lehnen es ab, weil wir mehr sind als jene! Weil wir höheren Sinn tragen als sie und mehr auf uns nehmen, als sie taten!

Heldinnen des Verzichts waren und sind sie, jener erhabenen Seelengröße, jener unauslöschlichen Liebe, die alles duldet und alles trägt. Und wollten nicht mehr und nichts anderes sein.

Wir aber sind, und wir wollen mehr. Nicht im Schatten wollen und werden wir stehen, wenn die Sonne des Glückes scheint. Da wollen wir fordernd und gleichberechtigt unsern Platz neben dem Manne einnehmen und behaupten. Sein guter Kamerad — wenn er will; sein ebenbürtiger Gegner — wenn's ihm so lieber ist. Nicht aber seine Sklavin und nicht seine Puppe.

Und in Zeiten der Not? Ja, auch da wollen wir mehr und anderes; oder nein: da wollen wir alles zugleich sein. Eine ganze Kraft setzen wir ein: zu trösten, zu lieben, zu hoffen und zu a r b e i t e n! Zu arbeiten! Mit der Tat werden wir dem Leben antworten. Mit der Tat antworten wir schon heute!

Schaut euch doch um! Wem sind nicht Fälle geläufig, wo in der Stunde der Not Frauen nicht nur Trost und Aufrichtung, sondern Hilfe, tatkräftige Hilfe spendend, neben den Gatten getreten sind? Wer vermöchte nicht, in seinem näheren Lebenskreise auf Frauen hinzuweisen, die mit sicherem Griff das Steuer erfaßten, das der müden Hand des Mannes entsunken war, und Schiff und Mannschaft durch Brandung und Geklipp in den sichern Hafen des Gelingens führten.

Das sind die neuen Frauen, von denen kein Heldenbuch noch sang und sagte.

Um aber zu werden, was sie geworden sind, und was sie noch werden wollen, bedurften und bedürfen sie der Freiheit und der Selbstverantwortlichkeit. Sie bedürfen des Rechtes, aus eigener Kraft ihre Entschließungen zu treffen. Ihre Entschließungen in allen Dingen des Lebens und erst recht auf dem Gebiete der Sexualethik. Da ist Ibsens Frau vom Meere. Das Fremde, das Unbekannte lockt und lockt die Unfreie. Die Freigewordene aber kehrt kraft eigener Erkenntnis und freier Entschließung zu den Pflichten zurück, die zuvor mit Zentnerschwere auf ihr lasteten, und die

sie nun tragen wird wie eine schmückende Krone.

Das ist es. Nur die Huld des Freien, nur seine Liebe, nur seine Hingabe birgt Menschenwert und Menschenwürde. Nur sie ist ein königlich Geschenk, das Geber und Empfänger in gleicher Weise ehrt.

Helft uns darum, ihr, die ihr die Besten seid unter den Männern! Helft uns! Nicht frei zu werden! Dazu bedürfen wir eurer nicht. Das können wir aus eigener Kraft. Aber helfen sollt ihr uns, unserer Freiheit froh zu werden. Helfen, damit wir freudigen Herzens unsre Freiheit in euren Dienst stellen können, so wie ihr euer Wollen uns dahingebt.

Zum ersten Mal ein Geschlecht von Männern und Frauen, die Gleiche sind. Einander gleich und einander wert und demütig darum, einer dem andern zu dienen. Henriette Fürth

Der Bürgermeister von Rom



Die Welt steht auf keinen Fall mehr lang. Die Stadt der Päpste hat Herrn Ernesto Nathan zu ihrem Bürgermeister erwählt, einen Juden und gleichzeitig den früheren Großmeister aller Freimaurerlogen Italiens.

Nathan entstammt einem der ältesten Geschlechter der Judengemeinde, die schon seit Julius Cäsar im Trastevere und um die Inselbrücke des heiligen Bartholomäus ansässig, alle Stürme Roms überdauert hat. Ein Häuflein Hebräer von etwa zweihundert Hausvätern, unvermischt mit Römern und Barbaren, sah in Staub fallen die altrömische Republik, das Zäsarentum, die unermeßlich reiche Marmorstadt Rom, ein zweites fränkisches Kaisertum; aber es überlebte, unzerstörbarer als Bildsäulen von Erz, die furchtbare Nemesis der Jahrtausende. Gegen Schluß der Völkerwanderung waren diese Juden die einzigen Römer aus antiker Zeit, Überbleibsel der von Grund aus zerstörten Roma, caput mundi, während schon im sechsten Jahrhundert der Hof und Adel, die Kaufmannschaft, das Bürgertum und die Plebs so ziemlich überallhin sich geflüchtet hatten, nach Ravenna mit Honorius Anno 402, nach Byzanz, nach Sizilien, Südfrankreich und in den Orient. In den verfallenden Kaiserpalästen auf dem Palatin hausten die Bischöfe Roms und duldeten später, als sie die Macht an sich gerissen, die Anhänger der Judenschule zu ihren Füßen als „ein monumentales Symbol, welches die alttestamentliche Wurzel des Christentums darstellte.“

Als zur Zeit Alexanders III Bandinelli der Rabbi Benjamin von Tudela die „Ewige Stadt“ besuchte, fand er unter seinen Glaubensgenossen einflußreiche Leute, sogar am päpstlichen Hofe, und „sehr weise Rabbiner, wie Menahem, Daniel, Jehiel, Joab und Nathan.“ Nathan hat sein Wörterbuch Aruch Anno 1101 in Rom verfaßt; sein Vater schrieb liturgische Dichtungen. Den Juden von Rom, Salerno und Cordova, bleibt der Ruhm, als Ärzte und Handelsleute Heilkunde und Handelswissenschaft aus dem Altertum in die Neuzeit herüber gerettet zu haben. So oft die Päpste sich in gesundheitlicher oder finanzieller Bedrängnis fühlten, vertrauten sie regelmäßig ihren Leib und Schatz den Juden an. In Erkenntlichkeit für die empfangenen Dienste hat das Papsttum nie gezaudert, den Volksleidenschaften seine hebräischen Knechte zum Opfer zu bringen; als Anno 1020 ein Erdbeben die sieben Hügel schüttelte, mußte die göttliche Vorsehung durch die Hinrichtung einiger Juden versöhnt werden. Also hat es Honorius II Lambert befohlen.

Die Nachkommen des geknechteten Stammes, der, jahrhundertelang in einen finstern und feuchten Ghetto eingeschlossen, zur Warnung der „ehrbaren Christenheit“ einen gelben Hut tragen mußte, haben an ihren geistlichen Bedrängern eine noble Rache genommen.

Unter der Regierung Gregors XVI Cappellari erklärte der englische Gesandte Lord Seymour den Sturz des Kirchenstaates für unausbleiblich. Der Hof seufzte in schrecklichsten Geldnöten, der Schatz erwies sich völlig ausgeleert, und in den öffentlichen Kassen tanzten statt der goldenen Münzen die Fliegen. Die Schatzmeister Monsignor Mattei und sein Nachfolger Tosti hatten alle Kisten und Kasten, Schubladen und Beutel umgestülpt und den absoluten Finanzruin durch die Anwerbung der Fremdenregimenter, durch die Aufstellung der Militärkommission und durch die Neuordnung der päpstlichen Polizei vervollständigt; die Polizei, von begnadigten Banditen geführt, stahl wie ein Rabe. Schon hatte Pellegrino Rossi die nahe bevorstehende Revolution angekündigt, als im Augenblick der höchsten Not Amsel Rothschild aus Frankfurt am Main den Kirchenstaat rettete, indem er ihm ein bedeutendes Darlehen gewährte.

Darauf befahl Papst Gregor XVI Cappellari, daß zum Dank alsbald das Allerheiligste Altarsakrament zur öffentlichen Andacht in allen Kirchen Roms ausgestellt werden solle. Der Erretter Rothschild aber wurde zu Rom mit königlichen Ehren empfangen.

Pius IX Mastai-Ferretti fühlte sich als Grandseigneur, der etwas draufgehn ließ. Seit der Rückkehr von Gaëta stak er fortgesetzt in den ärgsten Bedrängnissen; denn allein sein Staatssekretär Giacomo Antonelli hatte aus dem Gemeinen Gut neunzig Millionen Franken in sein Privatvermögen überzuführen verstanden. So suchte denn Pio Nono Hilfe bei Rothschild, bei Tedesco in Wien und Samuel Alatri in Rom. Zum Danke dafür trat Pius IX als Großwähler für seinen finanziellen Nothelfer ein, bezeichnete den israelitischen Bankier Alatri als den „allerchristlichsten aller Wahlbewerber“ und erwirkte ihm dadurch die glänzendste Erwählung in den Gemeinderat Roms.

Leo XIII Pecci war lange Zeit als Antisemit verschrien. Die Abweisung, die er Madame Dreyfus zuteil werden ließ, muß schroff genannt werden. Dagegen verdient ein auf Doktor Lueger in Wien gemünztes Wort dieses diplomatischen Papstes bekannt zu werden. Doktor Lueger hieß damals noch nicht der allmächtige Bürgermeister von Wien, sondern galt als politische Mauserungsfigur von der Demokratie zur christlichsozialen Partei. Als nun Doktor Lueger damals dem Kongreß der Katholiken Österreichs präsidierte, wurde ihm die energische Betonung der Rechte, der Freiheiten und der souveränen Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles durch den päpstlichen Nuntius ans Herz gelegt und die Drohung beigefügt, daß bei Unterlassung einer geharnischten Resolution zugunsten des wiederherzustellenden Kirchenstaates der Papst niemals die Intentionen derjenigen zu segnen vermöge, welche die Religion zu einer Waffe im brudermörderischen Kriege machten. „Fratricida“ lautete der Ausdruck, womit Leo damals das Treiben der Lueger-Partei belegte.

Während dieser weltkluge Herrscher im Vatikan den Bischoffsheim zu Paris, einen stillen Wohltäter in großem Stile, den Oppenheim und andere Hochfinanzer des Auslands allzeit in hohen Ehren hielt, sprach er von dem „Buddhisten“ Luigi Luzzatti aus Padua immer nur in wegwerfendem Sinne: „Dieser angebliche Finanzgelehrte ist eine absolute

Null und nur durch Reklamewind zum Ballon gebläht."

Pius X Sarto mußte als Kaplan von Tombolo mit dreißig Franken Monatsgehalt sich und seine älteste Schwester durchbringen; da taten ihm die Nebeneinnahmen wohl, die er durch Privatunterricht in einer jüdischen Familie verdiente, welche regelmäßig in der Mark Treviso ihre Sommerfrische genoß. Später als Pfarrer von Salzano schloß Papst Sarto eine intime Freundschaft mit dem Abgeordneten Leone Romanin Jacur, der sich durch seine rastlosen Bemühungen für die Kanal- und Wasserbauanlagen in der Po-Ebene und für die Verbindung des Langensees mit Mailand und Venedig bleibende Verdienste erworben hat.

Kaum hatte nun Papst Pius X von dem glänzenden Siege des antiklerikalen Blocks bei den Gemeindewahlen Roms Kenntnis erhalten, als er bei seiner Vorliebe für parteitaktische Mächeleien sofort ein großes Tier der schwarzen Welt in sein Gespräch zog und fragte, wer wohl die größten Aussichten als Bürgermeister habe, einer der fünf Universitätsprofessoren oder ein hoher Ministerialbeamter.

„Heiligkeit — das modernste und zugkräftigste Programm hat Nathan; er will aus Rom eine schöne, gesunde und billige Weltstadt machen; Reformen an allen Ecken und Enden."

Dieser Nathan ist ein Organisationstalent! Wenn er kein Freimaurer wäre, schiene er mir besser als alle anderen.

„Aber, Heiliger Vater, bedenken Sie doch, er ist ein Jude!"

Ja, das schon — so schloß Pius X das Gespräch —, aber er ist ein Ehrenmann. Mit diesem Urteil des Papstes gehn denn auch alle Römer einig. —

— — —

B

Von London nach Kalkutta in acht Tagen

(Zur Vorgeschichte des russisch-großbritannischen Übereinkommens)



Der Abschluß diplomatischer Verträge und geheimer Bündnisse zwischen einander vordem feindlich oder fremd gegenüberstehnden Staaten kommt nach einiger Zeit regelmäßig durch eine auffallende Tatsache ans Licht: Es gehen über Nacht Türen auf, die bis dahin zu Verteidigungszwecken aufs festeste geschlossen gehalten wurden.

Zwanzig Jahre lang haben sich so die Strategen Frankreichs einer direkten Verbindung von Turin über Cuneo durch die Seealpen nach Nizza mit Zähigkeit widersetzt; sie wußten zu gut, daß sie dem konzentrischen Vormarsch von fünf italienischen Armeekorps (I. Turin, II. Alessandria, III. Mailand, IV. Genua und VIII. Florenz) auf ihre beiden Haupthäfen am Mittelmeer, Toulon und Marseille, nur die einzige, obendrein in zahllose kleine Garnisonen aufgeteilte neunundzwanzigste Division von Nizza entgegenzuwerfen vermochten. Als darum an der Jahreswende 1904/05 plötzlich das Grenztor bei Breil geöffnet wurde, enthüllte dieser Verbrüderungsakt durch den völkerverbindenden Schienenweg aller Welt ein bis dahin sorgsam gehütetes Geheimnis: Italien im Dreibund hatte aufgehört, die französische Schwesternation zu bedrohen; denn Monsieur Theophile Delcassé an der Seine war mit den Mailänder Onorevoli Emilio Visconti Venosta und Giulio Prinetti ins Reine gekommen. —

Neunzig Jahre lang bestand der moskowitisch-britische Antagonismus in Zentralasien. Seitdem das indobritische Reich durch die Unterwerfung der ganzen südlichen Halbinsel, durch die Vernichtung des Mahrattenstaates und durch

die Eroberung der Ostseite des Bengalischen Meerbusens sich um viele Tausende von Quadratmeilen und Millionen von Untertanen vergrößert, der Wert des Besitzes sich unermeßlich gesteigert hatte, sahen die Engländer mit desto größerer Besorgnis die russische Grenze sich von Norden her langsam, mitunter selbst unfreiwillig, aber stetig, gegen das Herz Asiens vorschieben. Die Bewältigung der Kaukasusvölker, die Einverleibung von dreitausend Kirgisen und das Vordringen bis Bokhara erschienen ihnen als die ersten Etappen des russischen Vormarsches gegen Indien. Kaum an den Gestaden des Mittelmeers zur Ruhe gebracht, tauchte die orientalische Frage in veränderter Gestalt tief im Innern Asiens als der unstillbare Länderhunger des russischen Bären wieder auf. Wie durch Verhängnis wurden die rivalisierenden Kolosse Großbritannien und Rußland dem Zusammenstoß auf der gewaltigen Hochbühne von Iran entgegengetrieben. „Nicht auf die Türkei haben wir unsere Blicke gerichtet," hatte der russische Kanzler Nesselrode schon 1823 dem französischen Gesandten versichert, „unsere kostbarsten Interessen ziehen uns nach Asien, nur durch Persien können wir England angreifen." —

Und heute erscheint als das erste Resultat der englisch-russischen Abmachung vom einunddreißigsten August 1907 die Nachricht, daß der Minister der Eisenbahnen und Straßen im Zarenreiche den Ausbau der siebenhundert Werst langen Eisenbahnstrecke beschloß, die als Verlängerung der transkaspischen Bahn Rußland direkt mit den indischen Grenzstationen verbindet.

Seit vierzig Jahren ist diese Linie beiderseits aufs eingehendste studiert und vorbereitet worden; von seiten Rußlands, um den Landkrieg in die reichste Kolonie Großbritanniens zu tragen, von seiten Englands, um gerade diesen Angriff auf den tödlichen Fleck der britischen Weltherrschaft abzuwehren. Und über Nacht wird aus dieser Straße des gewaltsamen Einbruchs eine Eisenbahn des Friedens und der Eintracht! Die Reise von London wird künftighin über Berlin—Warschau—Kiew—Tanganrog—Rostoff—Baku—Krasnovofsi—Kuschk—New Chamann—Kurachee nach Bombay und Kalkutta in acht Tagen zurückgelegt werden.

* * *

Im Jahre 1899 hatte der russische Gardeoffizier Lebedeff eine militärisch-politische Studie veröffentlicht, worin er die Notwendigkeit von vier Feldzügen nachwies, um Indien zu erobern. Lebedeff gelangte jedoch zu der unerwarteten Schlußfolgerung, daß ein dem Zaren tributpflichtiges indisches Reich eine unversiegliche Quelle der allergrößten Schwierigkeiten für Rußland vorstelle und dessen innere Schwächung zur Folge haben müsse. Alle Unternehmungen und Anstrengungen Rußlands in der Richtung gegen Indien könnten daher — so begehrte Lebedeff — nur den einen Zweck haben, Großbritannien zu einem für beide Teile günstigen Bündnisse zu zwingen. Lebedeffs Studie erschien den Machthabern am Himalaja so bedeutsam, daß der Vizekönig Lord Curzon in Person darüber nach London Bericht erstattete.

Ende Oktober 1900 veröffentlichte alsdann der unter dem Pseudonym „Kalchas" arbeitende Politiker in der „Fornightly Review" einen Aufsatz über Großbritanniens auswärtige Politik, der in der Frage gipfelte: „Warum dürfen wir nicht mit Rußland verhandeln?" Allein die öffentliche Meinung in den vereinigten Königreichen erwies sich damals noch so feindselig gegen Rußland, daß die Frage des klugen Kalchas ungehört verhallte. —

Können so die Herren Lebedeff und Kalchas nur als die „Vorläufer und Rufer in der Wüste" für das spätere russisch-englische Abkommen bezeichnet werden, so darf als der geistige Vater des internationalen Schienenweges London—Baku—Kalkutta der Botschafter W. Lessar gelten, der lange Zeit zu Peking weilte. Ein Jahrzehnt lang hat dieser weitblickende Diplomat an einer Verständigung Rußlands mit Großbritannien gearbeitet, um zu einer „redlichen" Aufteilung Asiens zwischen England und Rußland zu gelangen. Asien ist der große Weltteil schlechthin, von dem das territorial und national zerrissene und verwirrte Europa nur ein vorgeschobenes Halbinselchen bildet; über den Besitz dieser unermeßlich weiten Völkerwiege mußten sich darum die beiden Wettbewerber um die Vorherrschaft auf dieser Erde zuerst verständigen; der Rest wurde ihnen zugegeben.

Am einunddreißigsten August vorigen Jahres nun haben sich beide Teile wechselseitig und öffentlich bezeugt, daß sie einig geworden seien. Die Mühen und Schwierigkeiten waren beiderseits groß. Ihrer Herr zu werden, dazu waren nötig die Zähigkeit King Edwards, die Gewandtheit seines Botschafters, des Rt. Hon. Sir A. Nicolson in St. Petersburg und die slawische Geschmeidigkeit eines Iswolskij. Als Pflaster für die zu Mukden und bei Tschuschima erlittenen Wunden wurden dem nordischen Bären die Honigwaben von Nordpersien besonders reichlich und lecker zugeteilt. Die zentralasiatische Beute scheint „redlich" aufgeteilt.

Daß heute Großbritannien durch den ihm völlig ergebenen Sultan von Afghanistan dem Ausbau der kurzen Eisenbahnstrecke keinen Widerstand mehr entgegensetzen läßt, das bildet die erste Probe aufs Exempel; sie beweist klipp und klar: Das Kabinett von St. James stellt den seit beinahe einem Jahrhundert gefürchteten Vorstoß des russischen Kolosses auf Indien nicht mehr in seine Rechnung; die alte Rivalität ist gefallen, das System der wechselseitigen Kompensationen von China nach Tibet, über Afghanistan und Persien bis zum Kaukasus und Armenien gestattet dem mit Japan und Frankreich verbündeten England, das Tor zu seiner indischen Schatzkammer sperrangelweit zu öffnen; der moskowitische Bär wird gleichwohl den indischen Pagoden nicht zu nahe kommen.

Nur der auf Asien bezügliche Teil des englisch-russischen Abkommens ist veröffentlicht worden. Die Vorteile, welche einem russischen Vorstoße gegen die europäische Türkei, gegen Armenien und Kleinasien englischerseits zugebilligt worden sind, entziehen sich vorerst der allgemeinen Kenntnisnahme. Bedeutsam ist nur die eine Tatsache, daß King Edward für das Jahr 1908 seinem Bruder, dem Prinzen Arthur William Patrick Albert Herzog von Connaught, den Oberbefehl über die Streitkräfte Englands im Mittelmeer und in Ägypten übertragen hat: „In Bereitschaft sein ist alles!"

* * *

Von der Weltbahn London—Berlin—Warschau—Kiew—Baku—Kuschk—Kalkutta wird noch viel die Rede sein.

Unter Ausnützung der schon bestehenden Eisenbahnstrecken kann das afghanische Mittelstück von siebenhundert Werst innerhalb kürzester Frist ausgebaut und der Weg von London bis Currachee in etwa sieben Tagen zurückgelegt werden; fünfzehn Tage und mehr nahmen bisher die schnellsten Dampfer in Anspruch, um von London über Gibraltar, Port Said und Aden nach Bombay zu gelangen.

King Edward hat mit Eröffnung dieser internationalen Bahn, die durchweg durch dicht bevölkerte, überaus fruchtbare und an Mineralschätzen reichste Länder führt, der deutschen Weltbahn über Konstantinopel nach Bagdad, Buchir und Benda-Abbas im Zuvorkommen ein Paroli gebogen und zugleich eine äußerst gefährliche Konkurrenz gemacht; an der deutschen Linie fehlen heute noch mehr als viertausend Kilometer, und diese „unsere" Bahn führt teilweise durch menschenarme Wüsteneien, die sogar nach Menschenaltern dem Verkehr nur allerdürftigste Hilfsquellen erschließen können.

Spectator alter

Glossen

Der Liberalismus im Betkämmerlein

Der Liberalismus hält von der Kirche nicht viel. Das gehört zum Stil des deutschen Liberalismus. In Gladstones England denkt man bekanntlich anders und glaubt, Denkfreiheit sei eben die Freiheit, zu denken; wie man denkt aber, das ist eine Sache für sich.

Unser Liberalismus ist jedenfalls der Kirche nicht sehr grün, und am wenigsten der Orthodoxie. Aber einen Punkt gibt es doch, an dem auch der deutsche Liberalismus von der Denkfreiheit Gebrauch macht.

Wenn nämlich ein liberaler Pastor über soziale Dinge anders denkt als der liberale Fabrikbesitzer, so nimmt sich der Liberalismus die Freiheit, orthodox zu denken und einen Eingriff des Konsistoriums in die Denkfreiheit des Pastors für äußerst wünschenswert zu halten.

In Osnabrück, dem bekannten hannöverschen Osnabrück, das durch seinen entschiedenen Liberalismus vor kurzem das orthodoxe Konsistorium von Hannover schwer geärgert hat, hatte die Leitung einer großen Fabrik eine sogenannte „gelbe Gewerkschaft" gegründet, eine jener fabrikreaktionären Gewerkschaften, die den Arbeitern für allerlei kleine Vorteilchen ihre liberale Vereinsfreiheit abkaufen, — sie stellen ihnen die Bedingung, sich von den unabhängigen Arbeiterorganisationen loszusagen.

Der tapfere Pastor Pfannkuche, ein Anhänger der Naumannschen Richtung, hatte sich gesprächsweise erlaubt zu sagen, was jeder weiß, und die Fabrikleitung natürlich am besten, daß nämlich der Arbeiter, der sich dieser Bedingung unterziehe, sich damit selbst die Hände bindet.

Hieraufhin denunziert die Fabrikleitung den Pastor beim Konsistorium. Der Pastor beantwortet die Denunziation in der einzig würdigen Weise damit, daß er die denunzierten Äußerungen öffentlich wiederholt und andere in dem Sinne hinzufügt, daß sozialdemokratische Parteiangehörigkeit keine antireligiöse oder antipatriotische Gesinnung zu bedeuten brauche. Die liberale Zeitung bringt einen gehässig gefärbten Bericht über diesen Vortrag, und auch dieser Bericht wird dem Konsistorium eingeschickt.

Wen's interessiert, der mag näheres und weiteres in der „Chronik der Christlichen Welt" nachlesen, einem unabhängig und sachlich scharf redigierten kirchlichen Nachrichtenblatt, das in Tübingen erscheint.

Den „März" interessieren ja wohl im allgemeinen kirchliche Händel nicht brennend. Wenn ich ihn aber richtig verstehe, so liegt es in der Linie des Liberalismus, den er vertritt, für Männer, die mit Unerschrockenheit ihre Selbständigkeit wahren, einzutreten, wo er sie findet.

In diesem Falle wird es vielleicht nicht weiter nötig sein, weil zu erwarten steht, daß der Pastor mit einer Belobigung davonkommt; dafür nämlich, daß er fertig gebracht hat, was vor einigen Jahren dem Konsistorium nicht gelang: den Osnabrücker Liberalismus vor dem Konsistorium in die Kniee zu zwingen. Franz

Die große Mörike-Ausgabe

Die von Karl Fischer besorgte große Ausgabe der Werke Mörikes (Verlag Callwey, München) liegt jetzt in sechs Bänden vollständig vor. Für alle, die den hohen Preis nicht zu scheuen brauchen, ist nun also endlich eine schöne, ja köstliche, durchaus befriedigende Ausgabe vorhanden, und wer noch keinen oder nur einen klein gedruckten und unvollständigen Mörike besitzt, braucht nun nicht mehr auf die lang gewünschte gute Ausgabe zu warten.

Am meisten interessiert bei einer Neuausgabe natürlich der „Maler Nolten". Bekanntlich hat der Dichter lange Jahre damit hingebracht, sein längst vergriffenes Jugendwerk, das er in der alten Gestalt unter keinen Umständen wieder gedruckt wissen wollte, umzuarbeiten, bei dem jahrzehntelangen Intervall eine mühevolle und eigentlich unerquickliche Arbeit, über der Mörike denn auch starb, ohne fertig oder doch ohne befriedigt zu sein. Nach seinem Tode gab sein Freund Klaiber den Nolten heraus, auf Grund zahlreicher Notizen und Korrekturen von des Dichters Hand, eine fleißige und verdienstliche Leistung, doch leider nicht frei von Willkürlichkeiten, ja Gewalttaten. Wer allzu streng darüber urteilt, den kann man freilich daran erinnern, daß Mörike selber als Herausgeber fremder Werke seinerzeit eine fast unheimliche Harmlosigkeit gezeigt hat. Seit damals existierte der Nolten nur noch in der Klaiberschen Edition, den Neudruck der ersten Ausgabe hat Mörike verboten. Als nun kürzlich seine Werke frei wurden, begann der Nolten den Herausgebern zu schaffen zu machen. Denn nicht nur verlangten viele eine Revision, sondern die Klaibersche Bearbeitung war auch noch vom Verlagsrecht geschützt. Der Nolten war frei, aber weder der ursprüngliche noch der Klaibersche durfte abgedruckt werden. Fischer ist nun mit großer Sorgfalt zu Werk gegangen und hat einen Text hergestellt, der nur die vom Dichter selbst herrührenden Änderungen und Streichungen berücksichtigt und auf eigene Zutaten gescheiterweise verzichtet. Damit haben wir einen Nolten bekommen, so gut er überhaupt herzustellen war, und wir können damit zufrieden sein. Im übrigen bringt die Ausgabe von Stücken, die in der Originalausgabe fehlten, namentlich die zwei „dramatischen Entwürfe", die Autobiographie, die Mörike 1834 beim Antritt seines Cleversulzbacher Pfarramts schrieb und von der Kanzel vorlas, die von 1839 stammende Einleitung zu einigen Schillerbriefen und die „Bruchstücke eines religiösen Romans", die von besonderem Interesse sind.

Daß die Bände groß und schön in wohltuendem Format gedruckt sind,

Papier und Einbände von prächtigem Material, freut jeden Mörikeleser, der sich früher über die mäßige Ausstattung seiner Werke geärgert hat. Der liebe, große Dichter kann sich jetzt sehen lassen, und man freut sich, daß gute Papiere und Pergamente doch nicht ganz ausschließlich für die Verse wohlhabender Anfänger und für numerierte Drucke erotischer Kuriosa zu existieren scheinen.

Hermann Hesse

Geteilter Schmerz

Die Watsche ist gefallen, ohne verbindliche Einkleidung, klar und deutlich, eine Watsche. Backpfeife nennt's der Berliner, um im Lokalton zu bleiben. Bülow hat keinen Zweifel gelassen: Wahlrecht in Preußen? Nichts zu machen.

Nun gibt es eine ganze Menge Liberale, die sich wirklich und aufrichtig darüber ärgern, die aufrichtige Demokraten sind und der Meinung, daß ein allgemeines gleiches Wahlrecht eine sehr gute, prinzipientreue Sache wäre. Und die das auch sagen. Diese ziehen natürlich die einzige Konsequenz und rufen: Weg vom Block! Werft das Ungeheuer in die Wolfsschlucht! Andere gibt's, die sich einreden, sehr freisinnige, fortschrittlich denkende Männer zu sein, denen die kulturelle Reaktion und die Geistesbedrückung einen tiefen Schmerz bedeutet, und die doch ein rein demokratisches Wahlrecht für höchst zweifelhaft halten, in Anbetracht der traurigen Kulturzustände der Massen in Deutschland, die zu einem großen Teil von katholischen, zu einem anderen großen Teil von sozialdemokratischen Pfaffen gegängelt werden, sonst wohl auch stimmen, wie der Gutsherr stimmt oder sonst wer stimmt. Diese Leute halten das Reichstagswahlrecht mit seiner ungeheuerlichen Begünstigung des platten Landes für sehr schlecht, weil in ihm die Intelligenz und die Kultur überhaupt nicht zu Worte kommt, und sind also auch bei der Ablehnung des Wahlrechtes in Preußen ziemlich gleichgültig, weil sie eine von oben einsetzende Änderung der Regierung und ihrer mittelalterlichen Maximen für viel wesenswichtiger halten als die Wahl von zwanzig Sozialdemokraten in den preußischen Landtag.

Alle diese sind ehrliche liberale Männer, trotz der verschiedenen Ansichten über Wahlrechte.

Nun gibt's aber noch eine Spielart. Die schreien in der Öffentlichkeit am allerlautesten nach dem allgemeinen, gleichen und so weiter Stimmrecht. Damit meinen sie aber, wohlgemerkt, nur das für die Staatsparlamente. Sie hüten sich aber schwer, ähnliche Ideen auch für die Stadtparlamente, in denen sie herrschen, zur Geltung kommen zu lassen. Da sind sie stockkonservativ, nicht bloß in Wahlrechtsfragen. Wie viele Großstädte von der politischen und wirtschaftlichen Rückständigkeit ihrer Leiter ein Klagelied zu singen haben, ist ja nichts Neues. Diese Leute saßen nun in einer bösen Zwicke. Wenn überall der König Demos das Wahlrecht kriegen würde, und der Himmel fiele doch nicht ein, dann würde die Sache höchst peinlich, dann müßten am Ende — gar nicht auszudenken — diese unentwegten Fortschrittler in den Städten auch .... Donnerwetter, Donnerwetter! Diese Braven sehen den Zusammenbruch der Wahlrechtsträume mit einem nassen und einem sehr heiteren Auge. Denn daß sie etwa von selber für die Städte ein „liberales" Wahlrecht einführten? Zeigen, daß sie Prinzipien haben? Gott bewahre! Sozis im Parlament, schon schlimm, aber unter den Stadtverordneten, oder im Magistrat? Schaudervoll, höchst schaudervoll!

Und solche Leute schreien nach dem allgemeinen und so weiter Wahlrecht.

Kater

Dramatische Modensalons

Es wird doch wieder einmal in absehbarer Zeit ein französisches Gastspiel kommen?

Das macht ja auch weiter nichts!

Aber liebevolle Anleitung sollte dem Publikum endlich werden, wie aus solchen Vorstellungen Gewinn — wohl selbst Vergnügen — zu schöpfen sei.

Bisher war's anders, weiß Gott! Schuld daran hat natürlich die deutsche Kritik! Immer lenkt sie die Leute vom Wesen eines Stückes unnütz ab, betont obskures Beiwerk — etwa den verbindenden Text zwischen den Toiletten.

Sogar der Autor wird verschwiegen, anstatt pikant Biographisches zu Anregung zu erzählen, wie der Dichter schon mit seinem Erstlingswerk die Hohlfalten vom Knie habe ausspringen lassen, wie er so der Bühne Frankreichs neue Wege gewiesen habe. Statt das Publikum auf solche Art sachlich vorzubereiten, wird von der hamburgischen Dramaturgie herumgeredet.

— — — — — — — — — — — —

So horcht der irregeleitete Bürger, wenn auf der Bühne gesprochen wird; bedrückt und still sinnt er dann dem Phänomen der Zeitdehnung nach. — —

Anders in Paris!

Da weiß natürlich auch der Minderbemittelte, wie ein dramatischer Aufbau im modernen Stück geführt wird:

Vom schlicht-perversen Taylor-Made, zu dem an Spannungen reichen Tea-Gown, durch die Verwicklungen des Abendmantels zur machtvollen Schlußwirkung der Balltoilette steigert sich die Handlung. So war es bis vor kurzem wenigstens. — In jüngster Zeit aber hat sich auch die Lingerie zum Rang der Hüte und Kleider fast ebenbürtig emporgeschwungen und bildet, mit ihnen vereint, eine neue Trias der dichterischen Formen. — — Meist wird nun ein fünfter Akt hinzugedichtet, der ausschließlich der Wäsche reserviert bleibt.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Streng vorgeschrieben, sozusagen im Prinzeßschnitt schon begründet, ist nur die Szenenführung des Tea-Gown-Aktes! Er muß durch leidenschaftliche Bewegtheit die Vorzüge des weichen Materials zur Geltung bringen. — Ein zu Füßen sinken, um Vergebung flehen demonstriert hier wohl am reinsten das tadellose Abfließen der Rückenfalten!

— — — — — — — — — — — —

Daß man auch in Paris ab und zu den Mann nennt, der die phonetische Synthesis der Kleider zu liefern hat, ist unschwer aus einer leicht ironisierenden Galanterie der Kelten zu begreifen.

Im französischen Drama reihen sich Toiletten an den Text wie Perlen an die Schnur. — —

Wer aber wird an einer Perlenschnur — — die Schnur beachten.

Sir Galahad

Ordensregen in Preußisch-Byzanz

Und er tat die königliche Rechte auf und schüttete das Füllhorn seiner Gnade über die aus, so sich beugten ...

Ich denke nicht daran, alle Opfer des roten und schwarzen Adlers ohne weiteres mangelnden Rückgrats zu zeihen. Denn ich weiß: nicht allen bedeutet's ein Glück. Die Ordenskommission hält Musterung über Gerechte und Ungerechte. Ganz nach dem Gustus von Majestät. Und mancher sieht sich am achtzehnten Januar, allda die Gesinnungstüchtigen in Preußisch-Byzanz ihren Ehrentag haben, plötzlich mit einem Matz behaftet und

weiß nicht wie . . . Auf die Dingerchen verzichte ich. Das Eiserne Kreuz für Heldentaten im Felde. Die Rettungsmedaille. Das sind Ehren, auf die man (wenn Zeichen nottun) stolz sein mag. Das andere gib denen, die sich Pflichttreue und andere Selbstverständlichkeiten im Dienst extra lohnen lassen, die Orden brauchen, um menschliche Blößen zu decken. Es gibt Beamte, die auch so denken. Wer zweifelt? Aber der Staatsbeflissene kann nicht anders. Muß die Brust dem spezifischen Untertanenschmucke darbieten, und wenn er sich hundertmal (kommt vor — auch in Preußen) als Bürger fühlt. Muß dankbar die Hand des Monarchen küssen, und wenn er hundertmal mit der Regierungsweise des hohen Herrn nicht einverstanden ist. Und wenn er am Tage des Ordensregens zwischen die andern „Ritter" gestellt, es noch so klar sieht: Diese Byzantiner und Speichellecker! Unter was für Heilige bin ich geraten! Hier und dort ein menschlich Antlitz. Ein Stolz. Eine Gleichgültigkeit. Aber das Gros? Vor Gott dem Herrn sind wir alle gleich. Vor Gott dem Könige sind wir alle vom ersten Minister bis zum letzten Kutscher Lakaien. Und wie das bei jedem Wort, bei jedem Urteil, das dem Gehege der königlichen Zähne entfleucht, schon beifällig nickt und bis zum Boden dienert, noch ehe die allerhöchste Weisheit die Gestalt eines Satzes angenommen hat! Diese Gesellschaft ist mehr als gemischt. Wer kann, rettet sich. Aber der Beamte ist entschuldigt. Er akzeptiert dankend den Orden, oder er schädigt durch verfrühte Pensionierung die Seinen. Und wird so ein alter Herr dann schließlich zu Grabe getragen, dann neue „Ehrungen", die man ohne Unterschied mit Lakaien teilt. Hat man's zu führender Stellung gebracht, dann läßt sich der dankbare König beim Leichenbegängnis noch durch einen Adjutanten, oder wenn das der Ehre zu viel, wenigstens durch ein paar wohlgenährte Gäule vertreten. Die neugierigen Untertanen sehen ehrfurchterschauernd, wie dann eine absolut leere Hofequipage an der Spitze des Trauerkondukts das letzte Geleit gibt. Und dann die Orden! Das letzte Mal. Fein säuberlich als das Höchste, was der Sterbliche erreichen konnte, auf seidenem Kissen einhergetragen. Doch genug! Bei „Handlangern" ist Ordenssegen verständlich. Er spricht nicht für sie und auch nicht gegen sie . . .

Anders steht's mit den Männern, die von Berufs wegen unabhängig sind. Für diese ist der Orden mehr als eine Alterszulage. Er ist — in Preußen wenigstens — ein Charakteristikum. Ist beim Freien, was der Trichinenstempel beim Schinken. Der Ordensstempel besagt: Inhaber dieses ist politisch keimfrei . . Ist's übertrieben? Nein. Denn wann bekommt ein Industrieller, ein Großkaufmann, ein Gelehrter, ein Künstler in Preußen so ein Ding? Doch nur, wenn er . . . na, ihr wißt schon . . . Wer's kurz und kräftig liebt, hält sich an Goethes Götz. Wer's umständlicher ausdrückt, gilt für feiner: Also die (nichtbeamteten) Ordensritter in Preußen sind die Gemeinde derer, die nicht zur Opposition gehören. Die Gemeinde der Friedsamen. Die Gemeinde der Zufriedenen. Und wenn ein Begüterter mit seinen Mitteln die Armut einer ganzen Stadt linderte und Obdachlosen ein Asyl nach dem andern baute, so ist er, wenn er gleichzeitig ein Mann der Freiheit ist, etwas, was nicht dekoriert werden darf. Und preußische Dichter, wenn sie in ihren Schöpfungen nicht den Hohenzollern Weihrauch streuen? Und unsere Gelehrten, wenn sie die Wahrheit über das höheren Orts so beliebte Kirchendogma ältesten Stiles stellen? Geruht der König sie zu kennen? Ehrt er sie, denen die Liebe des Volkes gehört? Nein. Die Ehrenzeichen denen, die sich mir unterordnen. Selbstver-

ständlich. Keiner der Lebenden vermißt den Tand. Keiner strebt heute mehr danach. Und die meisten würden sich auch bedanken. Würden, wie einst Uhland Friedrich Wilhelm IV gegenüber, das Ordenskästchen als Muster ohne Wert dem freundlichen Absender retournieren. Also nichts gleichgültiger als Ordensfragen? Stimmt. Wir alle pfeifen darauf. Pfeifen drauf, soweit wir nicht eitel sind wie Weibsvolk. Aber bei Unabhängigen sind Orden ein Charakteristikum. Das besteht.

Sie ist ein Charakteristikum. Und wer sie als Unabhängiger annimmt, für die ist's ein Merkmal. Darum sage ich: Die acht Freisinnsmänner, die sich auf das Geheiß des Preußenkönigs ins Schloß begaben, um sich von dem König just jetzt die tapfere Männerbrust mit allerhand Höflingsgeschmeiß zusammen schmücken zu lassen, sind eigentlich — bei Licht besehen — komische Figuren. Männer, die nicht besser, höchstens inkonsequenter sind als die Junker. Denn was soll das? Noch schrieen sie (mit Recht) über Volksverrat. Hielten in Versammlungen begeisternde Freiheitsreden. Der König hat von neuem die Rechte des Volkes mit Füßen getreten. Der Kanzler hat im Namen des Königs, uns, den Volksvertretern aus Liebe zu den Junkern den Fehdehandschuh hingeworfen. Aber wir heben ihn auf, so wahr wir eure Abgeordneten sind. Wir sind Männer. Wir . . . Und nun dies? So friedlich? So schnell gewandelt, nur um eines „Ordens“ willen? Man sage nicht, daß das eine Privatangelegenheit dieser acht Aufrechten sei. Als Parlamentarier wurden sie „ausgezeichnet“. Als Parlamentarier, deren guten Willen der Kanzler mißbraucht hat. Als Parlamentarier, die das vom König herausgeforderte Volk vertreten. Wenn sie's mit ihrer Sache ehrlich meinten, wenn diese „Volksvertreter“ (deutsch gesprochen) Ehre im Leibe hatten, konnten und mußten sie sich in dieser Stunde jede Dekoration verbitten. Und Bülow hat wirklich nicht so unrecht. Männern, wie diesen „Freisinnigen“ schuldet ein Diplomat kaum noch Ehrlichkeit. Diese Art „Opposition“ braucht man nicht ernst zu nehmen. Und die gute Sache des Freisinns bezahlt diese Eitelkeit.

So fügten als Freiheitshelden maskierte Byzantiner dem Freisinn nach der Niederlage vom zehnten Januar aus eigenen Reihen noch Schmach hinzu.

Heinrich Ilgenstein

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Die wirtschaftliche Krise und die Fortschritte des Luxus / Von Professor Guglielmo Ferrero

ls ich vor sieben Monaten von Europa abreiste, ließ ich hinter mir Wohlstand, Vertrauen und Zufriedenheit; zurückgekehrt, finde ich krisenschwere Zeiten. In Italien sind die Bankhäuser verlassen, still, gelähmt; England kämpft mit ernsten Schwierigkeiten; Frankreich sammelt sich; Deutschland ist um viele seiner Industrien besorgt. Überall, Frankreich ausgenommen, mangelt es an Kapital, und man lebt in der ständigen Angst, daß der Sturm, der unlängst Nordamerika verheerte, von heute auf morgen auch zu uns heranbrausen könnte.

Werden die Nationalökonomen nach der Ursache der Krise gefragt, so antworten sie, daß die Krise in der Unzulänglichkeit des Kapitals zu suchen sei, sowie in den Kniffen und Kunstgriffen, mit denen die Banken und Private die Krise zu verdecken suchen. Die Industriellen, die Kaufleute, die Spekulanten von Beruf und die Dilettanten der Spekulation, deren Zahl in allen Klassen bedeutend wächst, haben sich, berauscht vom Erfolge, in zu viele Unternehmungen gestürzt; und zwar blindlings, mit wahllos geborgtem Gelde, ohne sich von den schweren Bedingungen, von den überaus hohen Zinsen zurückhalten zu lassen. Die Banken ihrerseits haben der Industrie und der Spekulation nicht nur ihre eigenen Kapitalien geborgt, sondern auch die bei ihnen in Kontokorrent deponierten Gelder: jene Gelder, die nur zur Diskontierung von Wechseln, für höchstens sechsmonatliche Darlehen verwendet werden sollten. Jede Bank ist verpflichtet, die bei ihr deponierten Gelder innerhalb weniger Tage zurückzubezahlen. Verwendet ein Bankhaus solche Gelder für Darlehen, die der Natur der Sache nach einige Jahre dauern müssen, so balanciert es mitsamt seiner Kundschaft am Rande des Abgrundes. Was würde geschehen, wenn die Deponenten sich plötzlich in Massen am Schalter der Bank präsentierten, um ihr Guthaben zu entnehmen? Das, sagen die Nationalökonomen, was in Amerika geschah, was sich in geringerem Maße in Italien ereignete, was in höherem oder geringerem Grade viele Länder

Europas bedroht. Die Banken reklamieren die den Spekulanten und der Industrie geliehenen Gelder; und deshalb fallieren die Industrien oder müssen sich sammeln, ihre Produktion einschränken und Arbeiter entlassen; die Spekulanten sehen sich gezwungen, die Aktien augenblicklich und zu den niedrigsten Preisen zu verkaufen, die sie in der Hoffnung auf hohen Verdienst mit geborgtem Gelde erstanden hatten.

So reden die Nationalökonomen. Das große Publikum aber versteht nicht immer vollständig, was sie sagen; denn leicht kann es bei ihm eine Verwirrung geben, wenn es die krummen Wege und Umwege betrachtet, auf denen das Geld durch die Welt zirkuliert, wenn es von den Banken in den Handel, die Industrie, die Familien fließt, um in die Banken zurückzukehren und den Kreislauf von neuem zu beginnen. Trotzdem sind die wirtschaftlichen Phänomene, die der Nationalökonom in seiner etwas geheimnisvollen und dunkeln Sprache erwähnt, Lebenserscheinungen, deren Ursprung in der menschlichen Seele, in ihren Leidenschaften, ihren Illusionen und Berechnungen zu suchen ist. Es ist kein Zufall, daß in der Sprache der lateinischen Völker das Wort „Spekulation" zwei Bedeutungen besitzt: die Bestrebung, den wirtschaftlichen Wert der Dinge an sich zu entdecken, und die Bestrebung, das Rätsel des Weltalls zu durchdringen. Diese doppelte Bedeutung des Wortes beweist, daß Handel und Industrie, genau so wie Wissenschaft und Philosophie, Erscheinungen des menschlichen Geistes sind. Die verworrene Schlußfolgerung der Nationalökonomen läßt sich also in eine glatte, einfache, verständliche Sprache fassen, die Sprache, die zum Studium der moralischen und psychologischen Erscheinungen benützt wird. Davon bin ich überzeugt!

Die Krise, die über Europa und Nordamerika braust, entspringt teilweise aus einer sich rapid über die beiden Weltteile verbreitenden ungesunden Neigung der Menschen: der Verschwendungssucht. Es wird heutzutage in der Welt zu viel ausgegeben und zu wenig gespart. Vor allem aus diesem Grunde folgt dem zum Teile sichtbaren Wohlstande der früheren Jahre die jetzige Zeit der Krisen.

Diese Erscheinung hat einen solchen Umfang und solche Bedeutung, daß sie eine rasche und kurze Prüfung verdient. Vor allem sind es die Staaten, die zweifelsohne das Beispiel zu solcher Verschwendung gegeben haben.

überall, in Amerika wie in Europa, vermehren die Staaten seit dreißig Jahren alljährlich ihre Ausgaben für Bewaffnung, Kriegsführung, Bildungszwecke, um Wissenschaft und Kunst zu heben, um die Städte in hygienischer Beziehung zu verbessern, um Eisenbahnen und Straßen zu bauen. Es genügt, zu sagen, daß Frankreich heute doppelt so viel als im Jahre 1870 verausgabt, obgleich seine Bevölkerung nur um ein Achtel gewachsen ist. Und Frankreich ist einer der am sparsamsten verwalteten Staaten Europas. Wie es in den andern zugeht, läßt sich denken! Europa und Amerika stellen nach und nach unter verschiedenen Vorwänden jene verschwenderischen öffentlichen Finanzbudgets wieder auf, worin die verschiedenen Monarchien des achtzehnten Jahrhunderts so viel Hervorragendes leisteten, und womit sie ihre Völker ruinierten, indem sie zum Schlusse die französische Revolution herbeiführten. Heute scheinen auch die Regierungen, die in direktester Linie von der Revolution abstammen, die Traditionen der zerstörten Regimes wieder aufnehmen zu wollen. Die Völker merken es aber nicht oder geben sich damit zufrieden. Jede Nation ist heute ein Danaiden-Faß, und der Staat muß sich, gleich Jupiter, in einen Goldregen verwandeln, um zu gefallen. Nur wenige aufgeklärte Geister zählen mit einer gewissen Unruhe die enormen Reichtümer, die jährlich von den Bilanzen der Staaten verschlungen werden.

Die moderne Welt hat den Begriff dessen, was die tatsächliche Zerstörung und die tatsächliche Erschaffung der Reichtümer bedeutet, so sehr verloren, daß sie sich fortwährend darüber wundert, daß die zerstörten Reichtümer nicht mehr da sind. Sie scheint zu glauben, daß sie von Rechts wegen noch da sein sollten. Wie viele Leute staunten und betrachteten es als unerklärliche Überraschung, daß die Welt heute so knapp bei Geld ist, mitten in den Wohlstandsillusionen, deren sie sich noch vor sechs Monaten erfreute! Fast jedermann hat vergessen, daß von 1897—1907 sechs Kriege geführt wurden: zwischen Griechenland und der Türkei, zwischen Amerika und Spanien, Amerika auf den Philippinen, Europa in China, England in Transvaal und Rußland mit Japan; sechs Kriege, die mindestens zwanzig Milliarden Mark gekostet haben. Wer wußte, daß dieser zerstörte Reichtum nicht mehr existiert und von neuem ersetzt werden muß, der erwartete eine Krise wie die jetzige als unvermeidliche Folge der riesenhaften Geldverschwendung auf so vielen Schlachtfeldern.

* * *

Die Krise aber mußte umso schneller einsetzen und umso stärker einschlagen, weil die modernen Staaten nicht zum Kriegführen allein so viel ausgegeben haben. Den überall übermächtig gewachsenen Militärausgaben muß gleichfalls Rechnung getragen werden. Desgleichen den Ausgaben für Bildungszwecke, den hygienischen, denen für Straßen und öffentliche Arbeiten. Das alles ist maßlos gewachsen. . . . Es ist wahr, daß sich viele dieser Ausgaben rentieren werden; aber erst in der Zukunft. Die nützlichsten öffentlichen Ausgaben, die als Quelle des Lebens, der Wissenschaft, des Reichtums betrachtet werden können, erweisen sich nicht sofort als ertragreich, sondern erst nach einiger Zeit. Die Völker Amerikas und Europas sind heute alle damit beschäftigt, neue Quellen des Lebens, der Wissenschaft und des Reichtums zu erschließen: sie können wohl hoffen, binnen zwanzig oder dreißig Jahren die Früchte ihrer Saat zu ernten; gegenwärtig aber müssen sie das Betriebskapital vorschießen und mit Geduld abwarten. Schließlich kommt zu der Vermehrung der öffentlichen Ausgaben noch die der persönlichen Ausgaben hinzu, die vielleicht noch größer ist. Nicht nur ist die Bevölkerung beinahe in ganz Europa gewachsen; auch die Lebensansprüche beinahe aller Klassen haben sich bedeutend vermehrt.

Wir sprechen nicht von Nord- und Südamerika, wo die Menschen seit dem Ursprung ihrer Geschichte immer großzügig gelebt haben; aber auch in Europa, bei den Nationen, die seit Jahrhunderten an ein einfaches, sparsames Leben gewohnt waren, wie in Italien, der Schweiz und in Deutschland, verbreiten sich Verschwendung und Luxus sogar in den unteren Klassen, die man gewöhnlich „arm" nennt. Ich habe gelegentlich meiner jüngsten Reise in Südamerika bemerkt, daß dort viele Leute glauben, das Volk lebe in Europa noch so elend wie vor fünfzig Jahren, zufrieden mit einer Hütte und einem Stück Brot. Welch ein Irrtum!

Lebensmittel und Ausgaben haben sich überall verdoppelt und verdreifacht. Vor zwanzig Jahren floh, vom Hunger getrieben, ein elendes Volk von Bettlern auf alten und schmutzigen Dampfern nach der neuen Welt, um Brot zu suchen. Heute reisen, wenn auch nicht alle, so doch viele Emigranten, versehen mit etwas Geld, mit einer gewissen Ausstattung, wenn auch nicht elegant gekleidet, so doch nicht mehr mit Lumpen bedeckt, und suchen sich für ihre Reise sorgfältig einen schnellen, bequemen und sicheren Ozean-

dampfer aus. Sie gehen nicht mehr, wenigstens die nicht, die aus Italien kommen, nur einfach das tägliche Brot zu suchen: denn das würden sie auch in ihrer Heimat finden. Sie gehen, um in einigen Jahren einen kleinen Schatz, fünf- oder zehntausend Lire, für die Heimkehr zu ersparen; sie gehen, um dort, wo er noch vorhanden ist, billigen Boden zu erwerben. Wo es keine Aussicht gibt, zu sparen oder billigen Boden zu kaufen, landen sie nicht. In ganz Europa, in den Städten wie auf dem Lande, beansprucht das Volk größere und bequemere Behausungen; es will mehr und besser essen; will sich eleganter kleiden, gewöhnt sich daran, Likör zu trinken und zu rauchen. Durch die einfache Vermehrung der Konsumenten allein hätten so viele Industrien in letzter Zeit nicht in so hohem Maße fortschreiten können. Die Ursache liegt darin, daß heute jedermann mehr konsumiert als ein Mensch in gleicher Lebenslage vor einem halben Jahrhundert. Die mittleren und höheren Klassen haben ihren Luxus natürlich noch mehr als das Volk vermehrt. Man findet heute nicht mehr, wie vor einem halben Jahrhundert, nur einige außerordentlich reiche Familien, die Millionen um sich sammeln; außerordentlich gewachsen ist die Zahl der Familien, die glanzvoll leben, umgeben von allen Bequemlichkeiten und allem Wohlbehagen, die die Industrie für Geld liefern kann.

Dieses allgemeine Streben nach einem üppigeren und reicheren Leben erklärt, weshalb seit zwanzig Jahren die Bewunderung für Amerika in Europa so zugenommen hat. Europa besitzt noch den Vorrang in allem, was die Quintessenz der Zivilisation bildet: von der Wissenschaft bis zur Kunst, von der Politik bis zum sozialen Leben, von der Industrie bis zum Handel. Es konnte diesen Vorrang jedoch nur dadurch erhalten, daß es sich zu einem Leben voll harter und andauernder Arbeit, voll spartanischer Einfachheit bequemte. Viele Tatsachen deuten an, daß Europa dieser spartanischen Einfachheit müde ist; deswegen bewundert es Amerika, wo weniger Kenntnisse, weniger Kunst, dafür aber allgemein eine üppigere und glänzendere Lebensauffassung zu finden ist.

* * *

Hier dürfte der Leser einen Einwand erheben. Er sagt mir: „Haben Sie nicht selbst als Grundlage Ihrer Geschichte Roms die Idee aufgestellt, daß die Vermehrung der Bedürfnisse von Generation zu Generation ein

ewiges Gesetz der Geschichte bildet; daß die neue Generation, im Besitze des von den vorhergehenden eroberten Wohlstandes, ihr eigenes Wissen, ihren eigenen Reichtum, ihre eigenen Genüsse immer vermehren wollen? Darin besteht gerade der Fortschritt nach der optimistischen Auffassung des Lebens, die wir der alten pessimistischen Auffassung der Korruption entgegenstellen, wovon die antike Philosophie und Literatur erfüllt sind."

Ja, gewiß! Aber die Krise, die heute in der Welt wütet, beweist, daß das Wachsen zu schnell ging. Der Wunsch, mehr zu besitzen, um mehr konsumieren zu können, ist gerechtfertigt; aber mehr besitzen und mehr konsumieren, das ist nicht möglich, wenn der Reichtum nicht im entsprechenden Verhältnis wächst; deshalb ist es nötig, jedes Jahr einen Teil der geschaffenen Reichtümer nicht dazu zu verwenden, gegenwärtige Bedürfnisse und Wünsche zu erfüllen, sondern dazu, wieder neue Reichtümer zu schaffen, mit denen die Bedürfnisse und Wünsche der Zukunft gedeckt werden können. Das nenne ich Sparen und Kapitalisieren.

Stellt der Nationalökonom den Satz auf, daß in einem gewissen Augenblick das Kapital für Industrie und Handel nicht mehr zureichend ist, so kann der Moralist dies so ausdrücken, daß die Menschen nicht verstanden haben, ihre Ungeduld zu zähmen, und daß sie den geschaffenen Reichtum sofort zu genießen trachten, der notwendig ist, um die Produktion genügend zu vermehren. Leroy-Beaulieu versuchte diesen Mangel an Kapital in Zahlen zu präzisieren; er kalkulierte, daß Europa und Amerika jedes Jahr ungefähr acht Milliarden ersparen, wogegen sie jährlich elf Milliarden kapitalisieren sollten, um die Produktion im Verhältnis zum Anwachsen der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse zu vermehren.

Die pessimistische Lehre der Alten über die Korruption ist also heute noch teilweise richtig; der Luxus, der die Welt überflutet, ist zum großen Teile Fortschritt, basiert auf dem gesunden Wunsch, durch Arbeit einen größeren Wohlstand zu erobern. Er ist aber auch, wie die Alten sagten, Korruption, Sucht nach zu leichtem Verdienst, ein zu ungeduldiges Drängen nach Vergnügen. Viele Reichtümer werden heute in Festlichkeiten, in Schmuck, in Vergnügen, in kostbaren Kriegsmitteln, in politischen Abenteuern, in öffentlichem und privatem Luxus vergeudet, die besser dazu dienen würden, in verlassenen Gegenden Straßen zu bauen, noch brachliegendes Land zu kul-

tivieren, die Industrie zu heben, die neuen Generationen besser zu erziehen, die noch so rohen Sitten eines recht großen Teiles der Menschheit zu verfeinern. Die jetzige Krise ist ein natürliches und heilsames Vorgehen der Dinge, das die Menschen mit Gewalt zwingt, zu tun, was sie aus Weisheit und Einsicht nicht von selbst zu tun imstande waren.

Die jetzige Krise war notwendig; um so notwendiger, als in den letzten zehn Jahren Europa und Amerika fast gänzlich vergaßen, daß die Sparsamkeit eine durchaus nötige Bedingung für wirtschaftlichen Fortschritt bedeutet. In der Welt von heute gibt es noch eine Nation, die mehr erspart, als sie für sich allein braucht: das ist Frankreich. Dank Frankreich und den immensen Kapitalien, die es angehäuft hat, wird die jetzige Krise weniger hart und weniger andauernd sein; die Verschwender werden die Folgen ihrer Irrtümer weniger empfinden, und alle erkennen es heute als ein großes Glück für die moderne Zivilisation, daß mitten in der allgemeinen Verschwendung wenigstens eine Nation die Tugend der Sparsamkeit immer noch so hoch hielt. Und doch: seit einiger Zeit fing man sogar in Frankreich an, diese Sparsamkeit und die Traditionen und Sitten, die sie ermöglichen, beinahe als Laster zu betrachten. Man gewöhnte sich daran, im Gegensatze zu der Mäßigkeit, der Vorsicht, dem Spargeist, welche die Merkmale des französischen Bürgertumes sowohl im Geschäft wie im Leben bilden, den Glanz, die Freigebigkeit, den abenteuerlichen Geist der Nordamerikaner zu setzen.

Das ist an und für sich nicht befremdend. Die Verschwender liebten die Sparsamen immer nur wenig, wie die Sparsamen die Verschwender immer verachtet haben. Die Juden wurden früher so sehr gehaßt, weil sie vor allem zu sparen verstanden, und zwar gerade zu den Zeiten, wo die Aristokratie ihre Erbgüter toll vergeudete und sich mit Schulden belastete. Inmitten der allgemeinen Verschwendung mußte die sparsamste Nation Europas ungefähr wie seinerzeit die Juden beurteilt werden.

Und doch ist der Augenblick gekommen, wo die nordamerikanische Kühnheit die Hilfe der französischen Vorsicht und der Ersparnisse, die sie zu sammeln verstand, erbitten muß. Dies ist eine heilsame Lektion, welche die Dinge heute den Menschen geben. Hoffen wir, daß sie von Nutzen sein wird, wenn sie jeden daran erinnert, daß die Kühnheit allein aus dem Nichts keine

Reichtümer schaffen kann. Daß sie in der Welt zwar notwendig ist, daß sie aber allein nichts erreicht, wenn Sparsamkeit und Vorsicht ihr nicht die nötigen Mittel liefern, ihr Werk mit der größtmöglichen Erfolgschance zu unternehmen.

Ausstellung älterer englischer Kunst in der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin

Von Sabine Lepsius

Mit fünf Abbildungen*)



Eine große, ragende Welle triumphierender Kunst und erlesenen Geschmackes hat unseren märkischen Sand befeuchtet! In der Berliner Akademie ist eine Ausstellung englischer Bilder aus Privatbesitz veranstaltet worden, welche aus ganz Deutschland Gäste herbeilockt. Maler nicht nur, sondern Genießende, Kunstkenner und -liebhaber aller Art.

Welch eine Chance! Bilder, um deretwillen man eine Reise nach England unternehmen müßte — mit guten Empfehlungen ausgestattet, die nicht einmal immer zum Ziele führen —, finden wir hier in Berlin in der wundervollen Beleuchtung der Akademiesäle vereinigt.

Chance — oder besser Bereitwilligkeit sowohl auf seiten der Besitzer drüben in England, die den grandiosen Mut hatten, die Bilder herzugeben, als auch bei dem deutschen Fürsprecher Grafen Seckendorff. Endlich Energie und Enthusiasmus für die Aufgabe bei den Präsidenten Arthur Kampf und Ludwig Justi hat uns ermöglicht, die Werke nun von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Vorsaal der Akademie, mit einigen gemalten Phrasen (selbst historisch nicht genießbar) ist wie ein Ausdruck der Zeit des Wartens der Dinge, die

*) Abgedruckt mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin, in deren Verlag auf Veranlassung der Kgl. Akademie der Künste in Berlin ein großes Sammelwerk über die Ausstellung erscheint.

da kommen sollen — und welche uns dann auch in dem ersten großen Saal entgegenstrahlen.

Gainsborough, Reynolds, immer wieder drängt es zum Vergleich — doch nicht zum gegenseitigen Schaden, sondern zur Steigerung des einen durch den andern.

Reynolds, hervorgegangen aus der souveränen Beherrschung des Handwerks. Eine Malerei, die immer gehorcht, da wo es gilt, Kraft, Schönheit,



Reynolds, Lady Caroline Price
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)



Gainsborough, Miß Sparrow
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

Bedeutung, wo immer sie liegen mag, auszudrücken. Eine Malerei, jedem rein malerischen Problem gewachsen, das sie sich stellt. Ein großer Künstler mit nahen Zielen, die immer erreicht wurden.

Seine Gestalten sind durchaus konstruktiv, anatomisch unantastbar; seine Psychologie findet ihre Grenzen nur in denen der Persönlichkeit, die er darstellt. Sie wächst mit der Bedeutung des Porträtierten, von dem er also in gewisser Weise abhängig ist. — Die Technik erinnert manchmal sogar

an Frans Halssche Kühnheit und Spontanität. — Sie ist vollkommen und also verwandt mit aller Technik größester Maler. —

Reynolds besitzt die wundervolle Verschmelzung des Wirklichkeitssinns mit der Kraft des Stils.

Die Herzogin von Devonshire mit ihrer Tochter ist ein schlagendes Beispiel für diese Verschmelzung. Nicht die Distance der anderthalb Jahrhunderte ist es, nicht der gepuderte Haaraufbau und die Tracht der Zeit, was uns das Gefühl des Stils gibt; denn sobald ein Geringerer es darstellt, wirkt es eher lächerlich, wie zum Beispiel auf dem großen Porträt der Mrs. Lee Harvey und Kind von dem sonst oft reizvollen Raeburn, der aber hier von einer unerträglichen Sentimentalität überfließt; oder auf dem Romney'schen Knabenporträt des jungen Lord Burghersh in dessen



Reynolds, Die Herzogin von Devonshire mit ihrer Tochter
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

schlotterndem gelbem Anzug nicht einmal ein mannequin, geschweige denn ein menschlicher Körper existiert, und dessen ältlich-mangelhafter Knabentypus eine unwillkürliche Komik besitzt. —

Die Stilkraft aber ist in Reynolds selbst. Wir erkennen jeden Großen an seinem Stil, wie wir jeden Kleinen an seiner Manier erkennen.

* * *

Anders Gainsborough — er ist nicht aus dem Handwerk gewachsen, er gehört zu den Malerpoeten.

Hervorgegangen aus der Landschaft, hat er sich allmählich zur Darstellung des Menschen bequemt. Er wurde dazu verlockt durch seine „Entdecker" und Freunde, mit denen er dann später wegen eines Besitzstreites um ein köstliches Musikinstrument zerfiel. — Dann aber wurde er zum Verkünder vornehmer Frauenschönheit.

Es ist einmal gesagt worden, daß zur Lady mindestens drei Generationen gehörten. Nun, dann haben die Ladys des Gainsborough wohl mehr als dreimal drei Generationen!

Jedes Bild von Gainsborough ist wie ein Gedicht an die Frau, die er malte. Es ist eine poetische Abstraktion der Dargestellten. Wirklichkeitssinn besitzt er nicht. — Schultern zum Beispiel stören ihn, also schneidet er sie ab, unbedingt, skrupellos, er mag sie nun einmal nicht!

Er malt wie aus dem Gedächtnis: nur die Essenz der Dinge, nur die Handhaben für die Erinnerung, an denen sich die Wirklichkeit in der Phantasie wieder aufbaut. —

Sein Gedächtnis für das Wesentliche ist so künstlerisch, daß es ihm auch angesichts der Natur gelingt, das Unwesentliche zu übersehen. —

Mit einer vorgefaßten Meinung geht er an die Natur; sie ist a priori in ihm vorhanden — so daß er in ihr nichts sieht, als was er selbst als Vorstellung von ihr in sich trug. —

Dieser Umweg, den alle Natur durch die Poetenseele Gainsboroughs machen mußte, gibt ihm seinen Zauber, seine Erlesenheit — und auch seinen Stil.

Wenn man auch glauben will, daß es einmal Wesen von einem annähernden ladyhaften Schmelz gegeben hat, so mußte doch in Gainsborough die unerschütterliche Vornehmheit selbst sein, um darzustellen, was durch ein



Raeburn, Mrs. Mackenzie
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

allergeringstes Schwanken in der Unfehlbarkeit des Taktes zerronnen wäre. Wer eine Lady darstellen will, muß allerdings selbst ein Gentleman sein.

Die Ausstellung ist eine Art Hohn auf das Dogma der Gleichgültigkeit des in der Malerei dargestellten Gegenstandes.

Dieses allermodernste Dogma enthält den Glauben an die Möglichkeit rein optischen Sehens in der Kunst.

Es gibt jedoch genügende Beweise dafür, daß der betrachtende Mensch die Ideenassoziationen, die von dem gemalten Gegenstande ausgehen, nicht abweisen kann. Beispiel: Man vermischt auf Stilleben nicht Bücher oder Stoffe und Eßwaren. Man hat sogar ein immer waches Gefühl für den Aggregatzustand gemalter Gegenstände und würde nicht etwas Klebriges in die Nähe eines Pelzes bringen.

Auch im Bilde würde man den Hals einer Dame nicht mit den übrigens sehr hübschen Knoblauchblüten schmücken.

Den englischen Künstlern, deren Bilder hier ausgestellt sind, jedenfalls ist der Gegenstand nicht gleichgültig. — Mit welchem Genuß an der Schönheit hat Gainsborough das Porträt des Viscount Ligonier gemalt. — Ohne glatt oder konventionell zu werden, ist es ihm gelungen, sogar den verpönten „schönen Mann" in seiner königlichen Haltung darzustellen. Hier erreicht er einen Grad aparter Vornehmheit im Ausdruck, wie er in der Malerei ganz selten zu verzeichnen ist.

Gleichviel, ob Mann oder Weib, alt oder jung, — die Gainsboroughschen Gestalten umschwebt jener luxuriöse Reiz der späten Menschenblüten, deren Lebenswerk die Pflege und ästhetische Vervollkommnung ihrer eigenen Person und dessen ist, was zu ihnen gehört.

Die Hände dieser Frauen sind wie Ornamente oder Orchideen — schön und träge, unfähig, zuzufassen, und selbst im Halten von Fächern, Musikinstrumenten, Kindern unsicher und untüchtig.

Sie schweben durch das Leben, dessen Höhen und Tiefen sie nicht ahnen. Sie weinen nur so viel Tränen, als in einem kleinen Spitzentaschentuch Platz haben, und lachen nicht herzlicher, als ihnen gut steht. Sie reagieren mit kleinen Seufzern, spielen mit Hündchen, und was auch geschieht, ob ihr Cavaliere servente todgeschossen wird, oder ihr Schloß in Flammen aufgeht, ihre Haartracht bleibt immer in tadelloser Ordnung.

Das Elementare liegt hinter ihnen wie eine vergessene Vorstufe zu der Menschheit Höhen. Hier liegt der Reiz und der Mangel Gainsboroughscher Gestalten, der Reiz und Mangel seiner künstlerischen Konzeption sowie der „Lady" überhaupt. — Es kommt immer ein Moment, wo es uns ermüdet, wie sie so lächelnd und glatt an den Schaudern des Lebens und des Todes vorübergleitet. —

* * *

Die englische Malerei wird hie und da eine Kunst von zweiter Hand genannt. — Sie ist es nur, insoweit alle Renaissance von zweiter Hand ist. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß irgendein Künstler sich neu wie Adam der Natur gegenüberstellen könne und seine Anregung allein aus ihr ziehen müsse. Jeder steht auf dem Kopfe seines Vorgängers und trägt unbewußt oder bewußt die Traditionen mit sich umher, die in jedem Falle stark wirken; sei es da=



Gainsborough, Master Jonathan Buttall („The blue boy“)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

durch, daß er sie nicht verlassen kann, oder dadurch, daß er, ihrer immerwährenden Gegenwart überdrüssig, in ihr Gegenteil verfällt und tendenziös „anders" zu sein sich bemüht.

Gainsborough ist allerdings ohne Van Dyk ebenso undenkbar wie Manet ohne Velasquez; dennoch kann man ihre Kunst nicht eine von zweiter Hand nennen. — Es hat sich in ihnen die Anschauung alter Kunst zu einem Eigenen umgeschaffen und erneuert durch die Auslese, die sie selbst kraft ihres persönlichen Temperaments in der Natur trafen.

* * *

Es ist immer eine Unritterlichkeit, Künstler nach ihren mißlungenen Werken zu beurteilen; sie sollten vielmehr „dem Schutze des Publikums empfohlen" sein. — So der gelbe Knabe von Romney und die übersüßliche Mutter Raeburns. Von beiden Künstlern sind so starke und entzückende Werke zu sehen, daß man diese andern gerne vergißt. — Zum Beispiel das Bild eines kleinen Kindes an einem roten Stuhl stehend von Romney von köstlichem Geschmack, oder Raeburns herrliches Porträt einer alten Dame mit fein gesehenem schwarzen Seidenstoff in herbstem Gegensatz zu der hellen Haube. — Oder das Bild seiner Frau oder — — — — — — — —
es würde zu weit führen, alle diese Perlen aufzureihen.

* * *

Lawrence, der in Reproduktionen durch seinen immer geistvollen Umriß noch zu den allzeit gepriesenen englischen Porträtisten zu gehören scheint, entpuppt sich hier, wo uns keines seiner Mittel und Mittelchen erspart bleibt, als der Heraufbeschwörer aller seicht-malerischen Geschmacklosigkeiten, an denen das vorige Jahrhundert krankte. Er ist in der Malersprache der erste „Kitschmaler". Süßlich, gewandt, geleckt, immer gefällig und um so gewissenloser, als er doch die Fähigkeit hatte, uns einen Metternich überzeugend zu überliefern. Er malte nicht wie alle echten und starken Künstler, um sich und seine Anschauung auszuleben, zu der er dann das Publikum allmählich heranzog, sondern er verkörpert den Geschmack des Publikums zweiten Ranges, zu dessen minderer Vorstellung von Darstellbarkeit er sich so anhaltend herabneigte, daß sie ihm selbst zu eigen wurde und er auch noch für die Nachwelt das

Gesicht eines sicher in sich ruhenden Meisters verlor und zum Handlanger eines für äußerliche Effekte begeisterten Publikums geworden ist.

Ein Wort noch über das „Publikum" jener Zeit. Hoch über denen, die einem Blender wie Lawrence zujubelten, existierte eine Elitegesellschaft des weniger populären Geschmackes, die Romney und Raeburn würdigte, Reynolds oder Gainsborough aber liebte. — Diese Elitegesellschaft besaß eine unvergleichliche Geschmackskultur, die nur in einem Lande entstehen konnte, wo man so viel Sinn für Gleichartigkeit besitzt, wie er auch noch in dem heutigen England vorhanden ist.

Durch viele Generationen wurde an der Vervollkommnung eines bestimmten gesellschaftlichen Ideals gearbeitet; im Gegensatz zu barbarischeren Nationen, bei denen der einzelne immer wieder mit dem Chaos beginnt, um dann allmählich so geformt zu werden, wie es ihm bei Erhaltung seiner Originalität eben möglich ist. Für den Ausnahmemenschen ist diese Art der immer wieder von vorne beginnenden Entwickelung gewiß jeder anderen überlegen. Bei den Mittleren jedoch erweckt sie „Furcht und Mitleid."

Eine Individualität glückt nur selten, ein Typus fast immer.

Wie bevorzugt waren die Maler jener Zeit, da sie diese sicheren und hochentwickelten Typen vor Augen hatten, deren Gesten vorgeschrieben waren, deren Toilette mit dem äußersten Raffinement nach der nur leise angedeuteten Individualität des Dargestellten modifiziert werden konnte. Das in seinem Gefühl noch nicht durch die Photographie beirrte Publikum wußte es zu schätzen, wenn der Maler sie — wie Gainsborough und Reynolds dies immer taten — in der Darstellung erhöhte.

Der alltäglichen Zufälligkeiten gibt es unzählige, der künstlerischen Notwendigkeiten für jeden Künstler nur eine einzige.

Diese eine einzige fand Reynolds in seinem starken Naturgefühl, Gainsborough in seiner Traumsicherheit jedem Typus und jeder Individualität gegenüber heraus, und sie wurde ihm von einem nicht genug zu rühmenden künstlerisch gerichteten Hofe sowie von einem Publikum geglaubt, das durch seine Schönheit und Kultur fast ebensoviel zu dem Entstehen dieser schmückenden, festlichen Bilder beigetragen hat wie die Künstler selbst, die für alle Zeiten ein Vorbild veredelten Geschmackes und künstlerischer Kultur bleiben werden.

Münchens Niedergang als Theaterstadt

Von Kurt Aram



Berlin hat zwei Millionen Einwohner und gut und gern ein Dutzend Theater, in denen mit Eifer Komödie gespielt wird. München besitzt eine halbe Million Einwohner und zwei Theater, die für das Schauspiel ernstlich in Betracht kommen. Unter dem Dutzend berliner Theater befinden sich mehrere, an denen wirklich gut Theater gespielt wird. In München kann man das zurzeit von keiner der beiden Bühnen sagen. Die drittgrößte Stadt Deutschlands bedeutet im Augenblick für das Theater gar nichts. Die beiden münchener Theater zeigen nicht mehr die geringste dramatische Initiative; und wenn sich das eine der beiden doch einmal zu einer Uraufführung entschließt, so kommt das in letzter Zeit regelmäßig einem künstlerischen Fiasko gleich.

Am Hoftheater wirkt ein Intendant, der vom Theater nichts versteht. Das wäre noch zu ertragen. Aber es wirkt neben ihm als Dramaturg und Regisseur ein Mann, der noch nie eine Gelegenheit nutzte, um zu beweisen, daß er wenigstens etwas versteht. Und wenn uns von den Darstellern noch die zwei, drei verlassen haben, die für das Schauspiel von größerer Wichtigkeit sind, und das geschieht in diesem und dem nächsten Jahr, so bleibt ein Ensemble zurück, das zum guten Teil aus altgedienten Kräften besteht, die für Zweitbesetzungen gut sein mögen. Der Rest ist Schweigen. Bis auf Fräulein Lossen und Fräulein Rottmann. Von Fräulein Lossen verspricht sich jeder viel, der etwas vom Theater versteht. Ihr fehlt nur die verständige Leitung eines tüchtigen Regisseurs. Berlin besitzt sie. Deshalb würde Fräulein Lossen es in Berlin zu etwas bringen. Von München läßt sich das nicht für diese Darstellerin erhoffen. Als Fräulein Rottmann zu uns kam, schien sie nicht im geringsten mit ihrem hier schon wirkenden Bruder verwandt zu sein. Eine rechte Beruhigung für jeden Theaterfreund. Seit einiger Zeit aber läßt sich diese Verwandtschaft nicht mehr leugnen. Dies bewirkt, daß Fräulein Rottmann neuerdings wohl wild und tumultuös erscheint, sich aber

nicht zu irgendwelcher edeln und erhabenen Größe einer rechten Heroine aufschwingen kann. Jedoch auch diese Bande des Bluts ließen sich von einem Regisseur, der danach ist, wahrscheinlich wieder zerreißen. Der leitende Regisseur ist leider nicht danach. Seine menschlichen und bürgerlichen Tugenden mögen respektabel sein. Sie gehen mich hier nichts an. Theaterblut besitzt er jedenfalls nicht. Theaterblut zeigt zum Beispiel schon von Jugend auf eine Neigung für Richard III. Wer unter uns je fürs Theater schwärmte, kannte Richard III längst, hat ihn wohl schon als Primaner halb auswendig gelernt. Von dem leitenden Regisseur des münchener Hoftheaters aber geht die Rede, er habe, bis er nach München kam, Richard III weder gesehen noch auch nur gelesen. Nicht einmal für einen Intendanten bedeutet das eine Schande. Für einen Regisseur aber ist es ein Manko. Kein bürgerliches, aber ein schweres, berufliches Manko.

Jedes Hoftheater ist an sich schon eine bureaukratische Institution, was dem Wesen des Theaters durchaus entgegengesetzt ist. Bei jedem Hoftheater können sich Regisseure und Darsteller wie die kleinen Beamten eines Ministeriums Rechte und Titel ersitzen. Deshalb braucht jedes Hoftheater nichts nötiger als einige antibureaukratische Naturen, soll es nicht versauern. Namentlich der leitende Regisseur muß ein antibureaukratisches Temperament besitzen, denn er vor allem ist der Mann, von dem man erwarten muß, daß er die Karre vorwärts schiebt. Nichts dergleichen hat der jetzige leitende Regisseur getan. Das kommt davon, wenn man sich bei einer Eisenbahnfahrt von einem Regisseur Max Reinhardts in solchen Dingen beraten läßt. Das ist immer gefährlich. Erstens weil man zwischen Berlin und München überhaupt nicht eine Stunde fahren kann, ohne mit einem der vielen Reinhardtschen Regisseure zusammenzutreffen. Und weil zweitens nie ein Regisseur einen Kollegen über den grünen Klee lobt, wenn er etwas taugt. Wenn aber auch andere berliner Fachleute einen solchen Mann loben, ist doppelte Vorsicht geboten. Berlin ist zurzeit unbedingt die erste deutsche Theaterstadt. Dort lobt man einen tüchtigen Regisseur sicher nicht, wenn ihn ein auswärtiger Intendant wegschnappen kann. Naivität steht Kindern und jungen Mädchen sehr anmutig zu Gesicht, einem Theaterintendanten nicht.

Die Folge von dem allen ist dann etwa jene Faustvorstellung, bei der Herr Rottmann den Faust und Herr Wohlmuth den Mephisto spielte. Das liest

sich ohne Herzklopfen, läßt sich aber nicht ohne Krämpfe mitansehn. Herr Rottmann ist ein harmloser, kleiner Chargenspieler mit großem Stimmaufwand und seltsam altmodisch anmutenden Kothurnmanieren. Herr Wohlmuth soll einmal ein tüchtiger Charakterspieler gewesen sein. Damals kannte ich ihn noch nicht. Als Mephisto ist er heute eine Lächerlichkeit.

Doch, der zurzeit leitende Regisseur geht. Wer kommt? Herr Kilian. Die Hofbühne braucht neben ihrem Intendanten einen Regisseur, der mit Haut und Haaren Theatermensch ist, dem die Bretter über alles gehen, der eine antibureaukratische Natur ist, und wer kommt? Ein Philologe. Einer, der Shakespeare bearbeitet und die Wallenstein-Trilogie um einige tausend Verse köpft, damit ein abendfüllendes Stück daraus werde. Eine echte Philologentat. Man muß kein Schillerenthusiast sein und kann solch Unterfangen doch schändlich finden. Herr Kilian mag an zweiter Stelle sehr heilsam und nützlich sein. Als philologischer Bremser sozusagen. Das Münchener Hoftheater aber hat Bremser mehr als genug. Es braucht einen Führer.

Aber es gab an diesem Theater doch immer wieder sehr schöne Ibsenaufführungen? Gewiß. Jedoch, wie wird es damit werden, wenn erst auch Herr Heine und Herr Monnard fort sind? Es gibt in der Welt wahrscheinlich Ersatz für sie, wohl auch noch reichlich größere Schauspieler. Ob die aber, wie die Verhältnisse eben liegen, gerade nach München gehen? Das darf bezweifelt werden.

Bliebe also das Schauspielhaus. Auch dies Theater ist ganz erstaunlich zurückgegangen. Die Privattheater haben vor den Hofbühnen einen großen Vorteil voraus: sie können sich alle vier, fünf Jahre in ihrem Personal verjüngen. Dadurch kommt neues Leben und frisches Blut in den ganzen Betrieb. Unser Schauspielhaus aber geriert sich nachgerade wie eine Hofbühne. Es gibt bei ihm schon eine ganze Reihe von Darstellern, die sich das Recht ersessen haben, ewig hier zu bleiben. Altgediente Kräfte, die stagnieren und das ganze Unternehmen zum Stagnieren verurteilen. Ein Privattheater verträgt das noch viel schlechter als eine Hofbühne. Was an neuen Kräften hinzukommt, hat entweder Talent und sucht sich dann möglichst bald einen größeren Wirkungskreis, oder es hat kein Talent und bleibt und ersitzt sich bald das Recht, ewig zu bleiben. An diesem Zustand muß jedes Privattheater mit der Zeit zugrunde gehen.

Dazu kommt noch die neue Marotte, Klassikervorstellungen à la Reinhardt zu inszenieren, wobei aber nur Klassikervorstellungen einer recht mittelmäßigen Provinzbühne herauskommen, wenn nur die eigenen Kräfte mitwirken. Das zeigte die letzte Shakespeareaufführung deutlich genug. Da gehe ich denn doch immer noch lieber ins Hoftheater. Und mit den neuen Inszenierungskünsten war es auch nicht weit her. Nicht einmal die Bäume beraubte man ihrer natürlichen Tücke, so daß sie im Mondenschein ihren Schatten ungehindert direkt an den Himmel warfen, was außerordentlich „natürlich" wirkte. Damit kann man in der Tat in ganz Deutschland von sich reden machen. Aber seinen künstlerischen Leumund bessert man so nicht. Die Direktion muß eine Art Größenwahn befallen haben, da sie sich an Shakespeare wagte. Wahrscheinlich nährt sich der Boden, auf dem dieser Größenwahn erwuchs, von der Erkenntnis: Das Hoftheater spielt die Klassiker nicht gut, aber wenn ich sie schlecht spiele, sind sie immer noch besser, denn ich kann mildernde Umstände beanspruchen. Tue ich doch an sich schon etwas Besonderes, wenn ich Klassiker spiele, ganz einerlei, was dabei herauskommt. — Wer weiß, welche Sprünge die Phantasie gerade beim Theater macht, der weiß auch, daß der Weg von solcher Erwägung bis zum Größenwahn nicht weit ist. Man braucht dann nur noch die Aufgaben zu vernachlässigen, die der Bühne zu ihrem Ansehen verhalfen, wie es beim Schauspielhaus geschieht, und bis zum Ruin ist es nicht mehr allzu weit.

Was kann aus diesem trostlosen Zustand heraushelfen? Nur eins, die Angst vor Konkurrenz. Unsere beiden Schaubühnen haben sich so eingerichtet, daß keine von der andern etwas zu fürchten hat. Sie sind einander lieb und wert. Das Volkstheater hat nicht die Mittel und deshalb schon nicht die geringste Möglichkeit, dies satte Behagen zu stören. Ein dritter, ein Konkurrent muß herbei.

Da käme also zunächst das „Künstlertheater" auf unserer diesjährigen Ausstellung in Betracht. Für dies Theater ist vor allem wieder einmal ein neuer „Typ" gefunden worden. Im allgemeinen gilt das schöne Wort: zu einem neuen Typ gehört nur noch ein alter Depp, der das Geld gibt, und das Unglück ist fertig. Wie es sich damit in unserem speziellen Fall verhält, kann erst die Zukunft lehren. Jedenfalls ist es an sich kein glücklicher Gedanke, ein Theater mit ernsten, künstlerischen Absichten in eine Ausstellung hineinzupflanzen.

Es gehört verzweifelt viel Idealismus dazu, wenn man glaubt, die Leute, die mehrere Stunden auf der Ausstellung verbracht haben, befänden sich in der geistigen Verfassung, sich noch schnell etwa den „Faust" anzuhören. Die Leute sind müde und abgespannt. Vielleicht gehen sie dann ganz gerne in ein Variété. Aber an den Erfolg eines Künstlertheaters auf einer Ausstellung glaube ich nicht. Fausts Osterglocken und Militär- und Karussellmusik harmonieren zu schlecht miteinander. Ferner scheint das Typische an dem neuen Theatertyp vor allem darin zu bestehen, daß die Bühne nicht tief ist. Die Bühnenbilder sollen dadurch reliefartig wirken. Das ist der Traum der Reformer, die von der bildenden Kunst, aber nicht vom Theater ausgehen. Die Verwirklichung dieses Traumes mag dem Theater viele szenische Anregungen bringen, mehr aber schwerlich. Wenn in unserem Fall die Bühne nur nicht räumlich so beschränkt ist, daß die Reliefwirkung bei Faust etwa nicht natürlich, sondern gezwungen und komisch herauskommt! Hat zum Beispiel eine größere Anzahl von Personen auf einer solchen Bühne zu tun, so können sie sich eventuell nur deshalb nicht en face, sondern immer nur als Relief zeigen, weil sie sonst einfach keinen Platz haben. Damit wäre nicht der Kunst, sondern nur der unfreiwilligen Komik ein Dienst geleistet. Aber die Freunde solcher Reformen sind ja auch zugleich die Freunde eines vereinfachten, stilisierten Bühnenbildes. Man gestaltet dann den Osterspaziergang etwa so: Im Hintergrund eine Stadtmauer oder dergleichen, hinter der drei hübsche, nach allen Regeln der Mathematik verteilte Bäumchen hervorragen. Damit wäre die Natur markiert, oder wenn man lieber will: stilisiert. Vor dieser Mauer her gehen von rechts die redenden Personen nach links vorüber und sagen derweil ihr Teil. Schön. Es fragt sich nur, ob das stilisiert oder ob es nur dürftig wirkt. Die Bühne zu Shakespeares Zeit war aus N o t primitiv. Es fragt sich nur, ob eine Stilisierung des Osterspaziergangs, wie sie eben skizziert wurde, nicht auch nur aus der N o t geboren wurde, weil nämlich kein Platz da ist. Man nennt dann stilisiert, was in Wirklichkeit nur primitive Not ist. Man hebt dadurch nicht die Kunst der Inszenierung, sondern macht sie arm und eng. Das ergäbe dann das Inszenierungsniveau einer Schmiere, nur in modern-künstlerischer Aufmachung. Auch das soll uns recht sein, wenn wir nur über der Güte der schauspielerischen Leistungen die innere Armut der Inszenierung vergessen, die sich aufs Stilisieren nicht aus innerem Drang ver-

legt, sondern aus äußerer Not, weil es bei der Reliefbühne nun einmal nicht anders geht. Die Güte der schauspielerischen Leistungen aber hängt vom Schauspieler und vom Regisseur ab. Die Schauspieler des Künstlertheaters werden in der Hauptsache mit den Schauspielern des Hoftheaters identisch sein. So bekommen wir am Ende wieder Herrn Rottmann als Faust vorgesetzt? Ich glaube nicht, daß seine Leistung durch eine Reliefbühne wesentlich besser wird. Ich denke mir, im günstigsten Fall wird Herr Heine den Mephisto spielen. Gewiß eine interessante Leistung, auf die man sich freuen kann. Aber nicht Mephisto allein, nicht einmal Mephisto und Gretchen zusammen machen den Faust. Woher aber soll man in München einen Faust nehmen? Es gibt keinen. Doch das scheint einem Regisseur von heute, der immer mehr Dekorateur wird, wenig Kopfschmerzen zu bereiten. Früher gehörte es zu einem brauchbaren Regisseur, daß er nicht nur das Szenenbild beherrschte, sondern auch eine innere Anschauung von den auftretenden Charakteren besaß. Er mußte eine so deutliche Vorstellung von jedem Charakter haben, daß er sofort hinter jeder Person, um im Schauspielerjargon zu reden, die Charge sah, aus der sie wächst. Es gibt keine Figur auf dem Theater, die für den Darsteller nicht aus einer Charge herauswächst, wenn dieser altmodische Ausdruck auch verpönt ist. Früher war es daher für einen Regisseur nicht die wichtigste Frage, wie statte ich das Ruhegemach der Desdemona aus, sondern woher nehme ich den besten Charakterspieler für den Othello, und lasse ich den Jago vom Bonvivant oder vom Intriganten spielen. (Man nimmt übrigens dummerweise meist den Intriganten statt den Bonvivant.) Heute aber geht man an eine Faustinszenierung, ohne einen guten Faust zu haben. Man denkt offenbar, der wird sich schon finden, und wenn er sich nicht findet, so zeigen wir wenigstens die Reliefbühne, und daß unsere talentvollen Maler geschmackvolle Bühnenbilder schaffen und stilisieren können. Als ob wir zum Beweis dafür ein neues Theater brauchten!

Malerische Anregungen wird uns das Künstlertheater geben können. Vielleicht werden auch einige Stücke, die zum Genre neigen, wie etwa Kleists zerbrochener Krug und Kotzebues Kleinstädter, sehr hübsch herauskommen. Aber um das zu erreichen, ist eigentlich all der neue Aufwand nicht nötig.

Mir scheint, Herr Stollberg braucht sich nicht zu beunruhigen. Als ernsthafte Konkurrenz kann das Künstlertheater für ihn schwerlich in Betracht

kommen. Das Hoftheater aber hat noch weniger Anlaß zur Furcht. Es schickt seine eigenen Truppen in den Kampf und markiert so nicht ungeschickt eine Schlacht. Aber diese Truppen werden schon nicht so dumm sein, dem Hoftheater im Künstlertheater eine Niederlage zu bereiten. Man begreift, warum Herrn von Speidel militärische Tugenden nachgerühmt werden.

All den Schlendrian, all den Marasmus kann nur die Angst vor einem ernsthaften Konkurrenten beseitigen. Deshalb wäre München ein neues Theater zu wünschen. Es wäre ja nicht notwendig, daß an seiner Spitze ein militärischer Geist stände. Es wäre auch nicht schade, wenn die geistige Leitung eines solchen Unternehmens in diesem und jenem die des Schauspielhauses überträfe. Auch halte ich es durchaus nicht für unmöglich, derlei zu finden. Aber das Geld? In Berlin ist trotz der vielen Theater immer wieder Geld für neue Theater zu finden. Sollte in München nicht das Geld für ein drittes Theater aufzutreiben sein? Und wenn es sich nicht fände, weshalb sollte es sich ein tüchtiger Mann nicht in Berlin besorgen? Es wäre sogar ein recht hübscher Gedanke, wenn München mit berliner Geld als Theaterstadt wieder beachtenswert und konkurrenzfähig würde.

Märzbriefe / Von Jacob Schaffner

3

(Vom Sport. — Von Berlin)

Hochgeliebte Frau Eva,

der Winter hat uns genarrt. Als Du im Schnellzug wegfuhrst, regnete es; und Du warst kaum wieder in Deinem Berlin, und ich hatte nur eben resigniert die kurze Hose ausgezogen und weggehängt, da begann es wieder zu schneien, machte einen Matsch und gefror darüber, und jetzt haben wir wieder das ganze Land voll Schlittenbahnen und Skifelder und Schlittschuheis. Aber du bist nicht mehr da, und so mag ich auch nicht mittun. Statt dessen setze ich mich hin und bringe meine Maschine zum Singen, von Deiner Güte und Schönheit und vom schönen Sport und von Deinem einzigen Berlin, das da weit droben in seinem

Norden um Dich her donnert und blitzt. Du sagtest: „Man vernimmt nichts mehr von ihm. Aber es ist kein Wunder, er ist von seinem besseren Teil fern. Ich muß ihm wieder einen lebendigen Odem einblasen!" Und da schwangst du Deine mutwillige Gerte um einen ungeliebten Kopf und eiltest, einem desto geliebteren sozusagen wieder auf die Beine zu helfen. Und jetzt lebe ich wieder. Ich rauche wie ein Berg. Mein Herz schlägt aus, acht Wochen vor dem Frühling her. Meine Eingeweide blühen. Und mein Kopf grünt wie eine Wiese. Schönste, erlesenste Frau, das soll nicht vergessen werden, wie Du in das Klappern meiner Maschine ungehört hereintratest und mir eine Weile über die Schulter zusahst und ich Dich dann plötzlich am Duft merkte. Was tat ich da, und was für ein Gesicht machte ich? Ich wollte Dich immer danach fragen die ganze Zeit, und immer trat der unbegreifliche Reiz Deiner Gegenwart dazwischen, und es gab etwas anderes.

Aber Lob und Preis sei Dir und ein ganzes lachendes Antlitz voll Dank. Und zwei riesengroße Hände voll Segen über Dich, Gottesbefreierin. Denn wie fandest Du mich? Gebunden, verstrickt und verlassen im dunkelsten Verlies der Melancholie, wo die Ratten der Philosophien an den Wurzeln des Lebens nagen und die Fledermäuse der Mystik das Dunkel mit geheimnisvollem Stumpfsinn beleben. Du tatest meine Verandatüre auf, daß das schöne kalte Winterlicht und die mutige Januarkälte mit einem ganzen Wald von Wintermelodien in meine zärtliche Stubenwärme hereinströmte und auf eine geheime Weise brauste, daß man sich wunderte und angefangen hätte, sich zu besinnen, wenn Du es einem nicht schnell überflüssig gemacht hättest. Du lachtest — und wenn Du so lachst, mit allen Deinen Glocken, so muß ich immer schlucken wie vor einer Schüssel voll Apfelmus mit Zimmet — und standest in Deinem blauen Reisekleid und den lichten Wangen darüber da wie die leibhafte jüngste Tochter oder Nichte des verschollenen Königs Winter. Und du sagtest — und wurdest ein wenig ernst dabei: „Karlemann", sagtest Du: „Immer hinaus sehen, nicht hinein. Drin ist nur Aufgang und Untergang, und wir verstehen uns auf keins von beiden. Aber draußen ist die Gegenwart und eine Menge Wirklichkeit!" Dann tratest Du an meinen Schreibtisch und klapptest mir alle dreizehn aufgeschlagenen Bücher nacheinander zu, stülptest den Kasten über meine Maschine

und gabst allen Geistern in meinem Namen Urlaub. Und befahlst Kniehosen und Fausthandschuhe und die weiße Schneejacke. Was machten wir jetzt zuerst? Schlittschuhlaufen? Bitte, nein. Schlittschuhlaufen war für Primaner und Backfische. Und für heimliche Liebesleutchen. Und für Brautleute unter Aufsicht. Auf einer gespritzten Sportwiese. Oder gab es hier herum fünf Kilometer freies Eis? Nein. Aber Schlittenbahnen von ähnlicher Länge. Dort hinterm Berg hinunter.

Geliebte Frau Eva, ich bleibe dabei: Du bist schuld, daß wir das erstemal purzelten. Ich spüre doch vorn am Steuer, wenn sich hinten eins nicht ruhig hält. Aber es war göttlich, vornehmlich, weil Du mir in die Arme flogst dabei. Ich begreife nur den Hergang nicht recht. Ich überschlug mich doch zweimal im Schnee: wo kamst dann Du noch so spät her? Weißt Du, und unser Schlitten machte sich davon, den Berg hinunter wie ein Hund mit der Leine hinterher; man hätte darauf schwören mögen, er schielte zurück. Aber vom Purzelbaum waren mir alle philosophischen Systeme im Kopf voneinander gefallen. Und vom Gelächter hinter dem tollen Schlitten drein fielen mir die ersten zehn Jahre vom Rücken; es waren aber immer noch fünfzig statt dreißig. Du stampftest Dir den Schnee von den zierlichen Füßen, und ich lief den Schlitten holen; der hatte sich mit den Hörnern in einem Busch am Weg gefangen wie weiland Abrahams Widder. Und weiter ging's den Berg hinunter, erst noch ein wenig zurückhaltend, aber bald wieder mit Schnellzugsgeschwindigkeit. Ha! wie einem die Augen im Kopf munter wurden! Da gab es ganz andere Dinge zu lesen als Buchstaben. Man spürte sie ordentlich sich dem Licht entgegenrecken, auf rosenroten Stöckchen wie Schneckenaugen. Alte, halbvergessene Naturinstinkte wurden plötzlich wieder wach. Achtung! Hopp! Eine Bodenwelle. Man zog die Schultern ein. Und jetzt spannte man sich zusammen wie einen Bogen, weil eine Kurve kam. Ssss! sauste der Wind. Silbern flogen links die Felsen vorbei. Und drunten stand der winterliche Wald. Er dröhnte. Wovon dröhnte er? Von den Holzhauern, die Bäume fällten. Weit vor uns den Berg, der jetzt mit den weißen Hängen aufsteigt über dem Dorf in der Tiefe — siehst Du ihn? — den wollen wir morgen mit unsern Skiern versuchen.

Das eine ist ethisch, und das andere ist schön. Wenn wir sagen: „Sport!", so haben wir vieles in einem Laut, Ethisches und Schönes. Aber was man

nicht wissen kann, davon ist nichts dabei. Nein, der Mensch ist doch kein rein geistiges Wesen. Überhaupt, reiner Geist, was ist das? Nichts. Die Widerstände machen uns schön und wert. Wenn Du vor mir her auf Deinen Skiern einen beschneiten Abhang hinabfliegst, so verwalte ich einen Reichtum der allergewissesten Gewißheiten. Die ernste Neigung des Abhanges gibt mir eine Anschauung der Ewigkeit. Die hohe Folge der weißen Kuppen und der ragenden Gipfel dahinter bringt mir den Begriff Unendlichkeit gefühlsmäßig nahe. Wenn ich sehe, wie Du beim Skilauf dieselbe und elegante Frau bist wie im Theaterfoyer, so weiß ich viel von der Absolutheit und Unveränderlichkeit eines Wesens. Wenn Du dich im Angesicht der ewigen Berge mit Deinem gleichmütig graziösen Frauentakt unentwegt weiterbewegst und still und klug immerfort Deiner Melodie nachgehst, so bekomme ich auch eine Ahnung davon, was das ist, eine Seele. Und fasse ich Dich mit Berg und Wald und Wolke zusammen in einen gestillten andächtigen Blick, so habe ich auch auf einen Moment den Menschen. Süße Frau, freilich hast Du recht. Was hilft mir alle Ethik? Entweder sie verdammt mich, oder ich verdamme sie. Gut sein ist alles. Und das lernt man nicht mit dem Kopf, sondern wie das Wasser, das seinen See füllt, mit dem Gefühl. Die Harmonie! Darin liegt's. Du hast sie. Und Du bist gut. Ich war's auch, solang ich in Deinem frommen Schiff den Wohllaut der Natur wie ein Meer befuhr. Ach, wir suchen Ausblickspunkte, Einblickspunkte, und ist doch kein besserer, als auf dem wir mit festen Füßen stehen.

Aber noch etwas über den Sport, das mir inzwischen beigekommen ist. Sport ist Sammlung. Sammlung zerstreuter und enttäuschter Kräfte. Wir haben deren viele allerorten. Sport gegen Eremitentum. Wahrscheinlich liegt uns zurzeit nichts Wichtigeres ob, als zu sammeln. Das ist die soziale Mission des Sports.

Vielleicht ist er auch eine Kur gegen den (modernen) Dilettantismus.

Liebe schöne Frau, werde ich diesen Sommer mit Dir Tennis spielen und segeln?

Und jetzt zierst Du wieder Dein schönes Berlin und läßt Deine Equipage durch den Tiergarten rollen, und alle Leute sehen zu Dir hinein und denken: „Das ist eine freudige und feine Frau, die da drinnen sitzt!" Manche sagen's auch laut. Aber Du kümmerst Dich nicht um sie, sondern denkst an Deine

Einkäufe, die Du nachher machen willst. Und dazwischen auch ein wenig an Deinen Karlemann. Dein Kutscher knallt mit der Peitsche, daß die Straße immer schön frei ist für Dich und Deine beiden Goldfüchse. Der Neue See ist jetzt wieder zugefroren und wimmelt von Schlittschuhläufern aller Grade und Alter. Du wendest ihnen einen flüchtigen Blick zu zwischen den fünfhundertjährigen Bäumen hindurch. Dann kommt der große Stern mit der bronzenen Hofjagd in der Runde und dem ewigen Sankt Hubertus vor dem stummen Hirschprediger. Rechts zwischen den Bäumen hält die Walküre auf ihrem Pferd. Wieder links weißt Du das kleine Sodoma der volksvergnüglichen Zelte und Konzertgärten; aber Du siehst nicht hin. Seitdem ich Dich kannte, tat ich's auch nicht mehr. Aber jetzt wollt' ich ihnen doch heimlich zunicken, wenn ich nur wieder durch Deinen und des Kaisers schönen Tiergarten lustwandeln dürfte. Der Kaiser, da kommt er auch schon angeritten mit seiner vornehmen Frau Kaiserin an der Seite und drei jungen Söhnen hinter sich. Er wendet sich halb zurück und sagt etwas, und alle lachen, aber die Söhne nur zerstreut und höflich, denn sie schauen in Dein Wagenfenster. Die Siegesallee blinkt auf mit ihren hundert marmornen Fürsten und Königen. Vom untern Ende winkt der Rolandsbrunnen und vom obern die Siegessäule. Dort dehnt sich auch der Königsplatz, und noch eine Minute, so wendest Du Deine schönen Augen die Sommerstraße hinauf und blickst auf das Reichstaggebäude mit der goldbelebten Kuppel und dem gelassenen Trotz der vier Ecktürme. Aber das figurenwuchtige Bismarckdenkmal davor kannst Du nicht sehen, da müßtest Du schon Deinen Kutscher umfahren lassen. Bereits rollte Dein elegantes Gefährt dem Brandenburgertor zu, das mit dem Edelmut seines antiken Gleichmaßes groß und dauerwert vor Deinem Kutscher aufragt. Die Hufe Deiner Pferde donnern silbern durch die Torwölbung. Dann tut sich die lichte Freiheit des Pariserplatzes vor ihnen auf, aus der breit und reich zwischen vielfachen Ufern der Rhein und Mississippi des bedeutenden Lebens sich ergießt. Unter den Linden! Die Herzschlagader der preußisch-deutschen Geschichte. Der Triumphweg der siegreichen Heere, vaterländischer und feindlicher. Die schimmernde Spielbahn des Neujahrskorsos. Und wenn die bekrönten Equipagen zum Schloß fahren, wo das alljährliche Ordensfest wieder aufgeglüht ist: ach, wie vornehm blicken da die Lakaien! Und wie

mutig stampfen die Rosse! Hinter den Fenstern glänzen Uniformen und leuchten rote Wangen in Wolken von Pelz und Spitzen, und manchmal schimmert ein weißer Arm auf, wenn eine Hand nach geschmücktem Haar auffliegt.

Aber Du lächelst und gleitest schon bei Kranzler vorbei, wo der philosophisch mokante Nachmittagskaffee auf der kleinen Terrasse getrunken werden kann. Vor dem historischen Café Bauer grüßt Dich jemand. Du fährst also immer noch nicht die Friedrichstraße hinauf, sondern am alten Fritz vorbei, weil es besser ausgibt im Tempo und im Ansehen, und mitten zwischen die wohlerwogene Harmonie der Königspaläste, Dome, Theater und Ruhmeshallen. Als ich noch um Dich her im Lichte wandelte, da ließest Du etwa beim alten Fritz einen dunkeln Pfennig aus dem Wagenfenster auf den Asphalt gleiten, wenn ich Dich an einem gewissen Ort auf eine gewisse Weise schnell sehen durfte, und ein Zweipfennigstück, wenn es einen Festtag geben konnte. Ich habe sie alle aufgehoben, und weil Du neulich Dein gutes Herz übermäßig rühmtest, zähle ich sie jetzt nach. Liebe Eva, elf Pfennige und vier Zweipfennigstücke. Von einem ganzen langen Winter und Vorfrühling.

Inzwischen bist Du mir beim königlichen Schloß aus den Augen gekommen. Ich weiß, nun fährst Du um den königlichen Marstall herum und dann über den Spittelmarkt in die Leipzigerstraße. Ich nehme an, Du hast mir einen Pfennig fallen lassen mit der Jahreszahl 1875. Mithin darf ich Dich um fünf Uhr bei Wertheim im Erfrischungsraum sehen. Nur sehen. Ich darf auch in Deine Nähe sitzen und Dich betrachten und Dir zu Deiner Schokolade ein leichtes Leben wünschen in Gedanken. Vielleicht läßt Du mir Dein spitzenbesetztes Taschentüchelchen liegen oder einen Handschuh, wie ich Dich gebeten habe, daß doch was von Dir bei mir zu Hause ist. Möbius nennt das Fetischismus, aber es ist mir piepe. Wer es nicht begreift, der ist ein Esel.

Es ist drei Uhr vorbei, und so will ich mich noch ein wenig in Deinem königlichen Berlin umtreiben. Ich komme an die Spree.

Hier grüßt mich das bekannte Ufer, wo im Herbst die Appelkähne liegen, Bord bei Bord, rot, gelb und auch grün, daß einem das Herz torflügelweit aufgeht vor der „vielen Masse“ (Dein Wort!) Herbstsegen. Breit und fest und tief im Wasser fahren sie hinter ihren Schleppern unter dem königlichen

Schloß vorbei, und die Schiffer sehen hinauf zu den hohen Fenstern, und ihr breites, festes Märkerherz fährt allezeit tief und mit Wünschen wohlgeladen in der schönen breiten Flut der Vaterlandsliebe mit Gott für den König, der da im Schloß residiert, und für den Kronprinzen. Und so hält es der Pommer, und so hält es der Berliner. Es ist wahr, der Berliner ist mit dem Redzeug immer frisch bei der Hand und oft sogar vor der Hand voraus. Aber das ist nur eine andere Art des Zungenschlages. Und wenn er kritisiert, so ist er ein ebenso guter Kerl wie der gute Bello, der an der Blume riecht und niesen muß. Denn wenn er wo den Kaiser oder seinen Sohn zu sehen kriegt, so muß er ebenso notwendig den Hut schwenken und Hurrah! rufen. Ist er also nicht ein guter Kerl? O ihr Süddeutschen und ihr Österreicher und ihr lieben Schweizer, laßt es euch von mir sagen und laßt euch von mir den Floh aus dem bangen Ohr nehmen. Denn erstens gibt es in Berlin nicht mehr echte Berliner, als in einem ganz kleinen Provinzstädtchen Platz haben, und etwa zehnmal soviel Israel. Und zweitens ist die Mischung der Charaktere kein bißchen lausiger als in München oder Wien oder Bern. Nur daß die Superlative ein wenig laut werden, weil sie in Menge vorhanden sind. Zum Beispiel, zwei Millionen Einwohner auf sechzig Quadratkilometer: das ist ein Superlativ. Geistige Metropole: das ist auch einer. Freilich, wer hält sie wach? Die hellen Köpfe aus den Provinzen. Wirtschaftlicher Brennpunkt: wieder ein Superlativ. Berliner Kunstausstellung, Berliner Verlag, Berliner Theater, Berliner Große Elektrizitätsgesellschaft, Berliner Hoch- und Untergrundbahn, Berliner Stadtbahn, Berliner Konzerte, Berliner Museen, Berliner Straßenbauwesen, Berliner Architektur, Berliner Hinz und Berliner Kunz: alles Superlative. Das Gemeinwesen Berlin ist der Superlativ der deutschen Tat und der deutschen Sammlung, Deutschland in höchster Potenz, der Kernstern des deutschen Weltnebels. Made in Germany. In Berlin sieht man, was man in Deutschland kann. Der Pariser prahlt auch nicht wenig, weil er weiß, was er leistet und bewegt. Und der Krähwinkler prahlt ebenfalls, aber er leistet nichts, als Infanteristen für den König, und hat leider nichts zu bewegen, als den Mist aus dem Stall.

Wenn ich wütend bin, so komme ich ins Laufen und vergesse allerlei. Zum Beispiel ein Rendezvous. Ich sehe auf die Uhr: Dreiviertel Fünf.

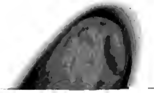
Ich orientiere mich. Stralauerplatz, eine Stunde von Wertheim entfernt. Aber ich bin nicht verlegen. Nämlich da scheint die Wintersonne in die weitausblickenden Fenster des Stralauer Hochbahnhofes, und ich steige kurz-entschlossen die Treppe hinauf. Unterwegs ziehe ich einem Automaten für zwanzig Pfennige ein Billet aus der Brust. In Dachhöhe über der Straße trete ich in einen schönen langen, gelben elektrischen Wagen, der gerade in seinem Zug hergesaust kommt und nur eine halbe Minute sehr ungeduldig hält. Und los geht's mit mir wie in Sturm und Gewitter. Immer in Haushöhe über der Straße. Ich sehe den Berlinern in aller Geschwindigkeit durch die Fenster auf Tisch und Bett. Dort spielt eine Tochter Klavier. Hier wird ein Brief geschrieben. Ein Bureau voll Schreiber fliegt vorbei. Eine Stube voll Kaffeefreundinnen hinterher. Unten kriechen die Droschken die Straßen entlang. Ich schwebe schon über der Spree und sehe weithin die Wasserfreie hinauf und hinab. Ostwärts in Nebelferne öffnet sich das flache Land. Rings nur Berlin. Ein atlantischer Ozean von Häusern und Straßen. Westwärts grüßt der Dom her aus Dunst und Dampf, fern, wie aus einer andern Stadt. Dahinter steht die Abendsonne. Brücke hinter Brücke liegt über der hellen Wasserstraße der Spree. Aufwärts und abwärts ziehen Schiffszüge. Ich schwanke in meiner Höhe. Ich donnere. Ich blitze auch. In meinem Wagen fliegen Feuerbrände durcheinander vom Sonnenuntergang. Nun rasen wir an einer Kirche vorbei. Ich kann ihr aufs Dach sehen. Aber sieh' doch, vorn linksher in der freien Luft zieht sich der dunkle Bogen einer zweiten Bahn herbei, hochgestützt und kühn, und noch einmal um den Betrag eines kleinen Hauses höher als die unsre. Doch wir beginnen zu steigen, merke ich. Unsre Fensterausschnitte stehen schräg gegen den Himmel. Ein Gegenzug wetterleuchtet an uns vorbei. Über uns donnert ein anderer in unsrer Richtung vor uns her. Aber es dauert nicht mehr lange, so fliegen wir auf seiner Höhe. Unten tut sich eine beispiellos tätige Weite auf, ein rauchendes Strombett, ein Nil-Delta aus Stahl und Eisen: der Anhalter Bahnhof. Eine Provinz von einem Bahnhof. Dicht nebeneinander und leuchtend unterm Nachglühen des Abendrots Geleise bei Geleise, wie Telegraphendrähte überm Hauptpostamt. Und darauf für jede Stadt des Reiches ein Zug. Wie Weberschiffe schießen Lokomotiven hin und her. Und gerade blitzen über die ganze Weite die elek-

trischen Bogenlampen auf und die fünftausend Signallichter, rot, grün und weiß. Wir müssen von unten betrachtet aussehen wie ein gelbes Sturmwölkchen vorm Sturm. Indessen haben wir auch die Weite überflogen, und die Bahn senkt sich. Auffallend senkt sie sich. Wir fahren schräg an den Häusern hinunter. Jetzt sind wir zu ebener Erde angelangt. Und nun versinken wir schon in Kellertiefe. Der Zug donnert. Der Zug kreischt. Der Zug singt. Irgendein ziemlich gottloses Lied singt er. Es ist so gut, als rasten wir durch den Bauch der Erde, so finster ist es vor den Fenstern draußen. Aber da kommt Helligkeit auf. Sie mehrt sich. Die Wände weichen. Der Raum weitet sich. Wir fahren in den Potsdamer Untergrundbahnhof ein.

Ich habe den wildbelebten Potsdamerplatz wieder mit Glück und gutem Erfolg überschritten, und nun grüßt mich von der Leipzigerstraße her der schöne Wertheimbau. Ich lasse wieder wohlgefällig und auf eine Art liebkosend meine Augen an seiner erbaulichen Gliederung niedergleiten, wie an den Falten eines wohlgelungenen Frauenkleides. Dann nimmt mich der Völkermarkt des Weltgeschäftes auf, das seine Seele ausmacht. Eine volltönige und vielverwaltende Großfrauenseele. Ich schwimme wieder gelassen von Raum zu Raum. Bei Wertheim merke ich nie etwas von Hast an mir. Nur Zufriedenheit. Es wird verkauft und gekauft im großen Stil, und jedermann bezahlt bar. Darin liegt entschieden Beruhigung. Daneben kann ich an Asien denken und an Amerika und an alle Länder und Weltteile, die hier mit Produkten Markt halten. Ich gehe den Weg der Waren zurück und sehe Beduinenkarawanen und Elefantenposten und Maultierzüge. Ich habe wieder viele Fäden in der Hand. Aber wie ich meine, die rote Wüstensonne geht mir auf, so ist es beim bessern Zusehen das freudige Wunder Deines Winterhutes, Eva. Meine Augen verneigen sich vor Dir und küssen den Saum Deines Daseins. In den Deinen glänzt der stille Abendmond Deiner Güte auf, und um Deine Lippen bemerke ich den sanften Schwung der Liebe. Wahrscheinlich läßt Du mir jetzt Deinen Handschuh liegen.

Sei gegrüßt! Sei gegrüßt!

Karlemann



Der Tod des Bruders Antonio

Von Hermann Hesse



Hochzuverehrende Dame und liebe Schwester in Jesu! Eurer mir zugekommenen Bitte gemäß schreibe ich Euch im gegenwärtigen Briefe jene Dinge, von welchen Ihr zu hören wünschet, ohne mich der Mühe gereuen zu lassen. Denn zwar seid Ihr mir, wie Ihr wohl wisset, durchaus unbekannt; jedoch muß ich glauben, Ihr habet in früheren Zeiten den Entschlafenen wohl gekannt, und so möget Ihr dieses mit Nachsicht für meine Schwachheit und geringe Schreiberkunst lesen und bedenken.

Viele Menschen trifft der Tod, welchen der selige Poverello unsern lieben Bruder nannte, als eine leichte und willige Beute an. Andre, und unter ihnen sind manche fromme sowohl wie mutige Leute, ergeben sich ihm nur nach hartem Kampfe und wider ihren Willen wie einem nicht genug zu hassenden Feinde. Unter diese zählt mein verehrter Mitbruder Antonio, dessen Hinscheiden mich mit tiefem Grauen und mit einem solchen Erstaunen erfüllte, daß ich keines seiner Worte und keine Falte seines Gesichtes noch eine Bewegung seiner Hände vergessen habe.

Freilich habe ich den Augenblick seines Sterbens nicht gesehen, wohl aber verweilte ich bis ganz kurz zuvor an seinem Lager. Ich will alles das, was ich davon weiß, aufschreiben und Euch fleißig berichten. Auch hindert mich meine wahrhafte Verehrung für den Seligen nicht, denn ich bin nach vielem Nachdenken zu dem sicheren Glauben gekommen, daß Antonio eines löblichen Todes gestorben und von Gott in Gnaden als ein treuer Knecht empfangen worden sei.

Es geschah an einem kühlen Morgen, und sind seither vier Monate vergangen, daß ein Bote des Bruders Antonio zu mir kam und mir zurief: Erhebe dich flugs und eile, denn unser Vater Antonio liegt auf den Tod und wird nicht viele Stunden mehr leben. Da erschrak ich, ergriff meinen Stab und folgte dem Manne in großer Eile über den Berg. Der Weg ist weit, auch steil und beschwerlich, und wir wanderten sechs Stunden, ehe wir rasteten, und nochmals zwei Stunden, während Trauer und große Unruhe unsere Herzen bedrängte, sodaß keiner mehr als einige unbedeutende Worte reden mochte. Und der Bote, welcher zuvor die halbe Nacht durchlaufen hatte, um mich zu holen, ermattete so sehr, daß ich ihn am Wege ließ und allein das Ziel erreichte. So rasch, als wäre ich um viele Jahre jünger, erklomm ich den Hügel unseres Bruders und fand ihn in seiner Hütte auf dem Lager schlafend. Er lag ruhig, atmete schwächlich, und sein Angesicht war vom Tode gezeichnet. Da setzte ich mich neben das Bett, ergriff seine rechte Hand mit Vorsicht und hütete seiner. Nun ich aber hoch bejahrt und müden Leibes von der weiten Fußreise war, geschah es mir, daß ich entschlummerte und wohl eine Stunde verging, bis ich wieder erwachte. Und siehe, da hielt der Kranke meine Hand und hatte die Augen nach mir gerichtet, redete aber nichts. Ich war beschämt, weil ich geschlafen hatte, und sehr beklommen.

„Bruder Antonio," sagte ich, „siehe ich bin gekommen, um Abschied von dir zu nehmen. Selig bist du, der du Gottes Thron so nahe stehst."

Antonio schwieg stille und lächelte auf eine besondere Weise, als glaubte er meinen Worten nicht. Ich meinte nun, er spotte meines Schlafes, demütigte mich daher und bat um seine Verzeihung, fragte auch, welcherlei Dienst ich ihm erweisen könnte.

„Öffne die Türe weit!" sagte er zu mir. Und ich tat, wie er befohlen hatte. Und da er wieder schwieg, fragte ich nochmals, welcherlei Dienst er von mir begehre.

„Öffne auch das Dach!" erwiderte er, indem er nach oben deutete. Und ich ging aus der Hütte und hob zwei Bretter aus ihrem Dache und war voll Verwunderns, was dies bedeuten sollte. Als ich wieder an sein Lager trat, hingen seine Blicke an der Öffnung des Daches. Nun lächelte er wieder auf jene wunderliche Art.

„Ich habe in sechs Tagen den Himmel nicht gesehen", rief er mir entgegen und bat, ich möge wieder neben ihm sitzen. Ich willfahrte sogleich, und er begann nun plötzlich laut und gewaltig zu reden. Seine Augen glänzten wie große Lichter, und seine Hände bewegten sich wie die Hände eines Mannes, der zu einer großen Volksmenge redet. Und seine Worte waren diese:

„Ihr, die ihr vom Leben und vom Tode sprechet, was wisset ihr denn? Und welcher von euch ist schon einmal des bitteren Todes gestorben, daß er ihn möge kennen? Aber ihr wisset auch wenig vom Leben, denn eure Augen sind trüb und eure Sinne faul. Ich aber weiß, was das Leben sei, denn mein Auge ist hell gewesen, und heute steht der Tod an meinem Lager. Ich weiß, wie groß und voll von Wundern die Erde ist und wie schön und grausam das Meer. Und wahrlich, der schmale Strahl, den die Sonne hierher in meine Hütte sendet, ist mir mehr Freude, als ich je an Menschen gehabt habe.

O süße Sonne! O weiter Raum der Ferne! O ihr Berge, auf denen ich stand, und ihr Bäche, aus denen ich getrunken habe! O meine ferne Heimat und o du, meine Jugend!

Ihr armen, unseligen Menschen, wie läuft euer Leben spärlich und ohne Wonne hin gleich einem trüben, schmalen Gewässer, das vor seiner Zeit im Sand verendet! O öffnet doch eure Augen und nehmet wahr, wie wundersam und köstlich die Erde ist, auf welcher ihr wohnet! O schauet doch, wie sanft und geheimnisvoll ein Tal ist, das der Mond bescheint, und wie voll Glanzes das Meer, aus welchem die Sonne sich erhebt!"

Mir erschien diese Rede sonderbar, und ich besorgte, mein Bruder möchte die Augen schließen, ohne Gottes Namen im Munde zu haben. Daher stieß ich ihn leise an und winkte ihm mit der Hand. Er aber schwieg eine kleine Zeit und lächelte, dann sprach er mit sehr leiser Stimme zu mir:

„Bruder Gennaro, auf deinem heutigen Gange bist du über den Rücken des Hügels gekommen, von dessen Höhe man zugleich das Meer und das große Schneegebirge erblicken kann. Es steht ein Ahornbaum an jener Stelle und ein Bildnis der heiligen Mutter der Schmerzen. Kennst du jene Stelle?"

Da ich bejahte, fuhr er fort: „Gut, Du kennst sie. Du hast vielleicht manchmal von dort aus die Sturmwinde über die See herziehen sehen, und über den fernen weißen Bergen den blauen Luftraum und die lichten Wolken.

Und du sahest den Ahornbaum und lagest ruhend in seinem runden Schatten. Und du atmetest den Geruch seiner Blätter und die Luft des Meeres, und deine Blicke wanderten dir voraus, die schönen, hellen Wiesen hinabwärts."

„Ja," sagte ich, „es ist alles so, wie du mir da sagst, und ich habe dieses alles oft gesehen."

„Es ist gut", sprach Antonio. „Nun siehe, alle diese Dinge werde ich nie mehr erblicken, weder die Berge noch den Ahornbaum, noch auch das Meer oder die hellen Wiesen."

„So ist es," antwortete ich, „du wirst nicht mehr an jenen Ort kommen, sondern du wirst zu den Engeln Gottes eingehen."

„Und die Stadt, in der ich geboren wurde," fuhr er fort, „und unsern Strom und all dieses werde ich nie mehr sehen?"

„Nein," sagte ich wieder, „denn Gott will es so."

„O mein Bruder," schrie er nun laut, „jenen Strom und den blauen Himmel und alle diese schönen und köstlichen Dinge der Erde liebe ich mehr als dich und alle Menschen und als alle Engel Gottes!"

Da erschrak mein Herz so sehr, daß ich bleich wurde, und ich sank auf meine Kniee nieder und betete zu Gott. Dann erhob ich mich und sprach zu dem Kranken: „Ich habe nicht gehört, was du sagtest. Aber ich flehe dich an, sage mir, daß du Gott mehr liebst als alle Meere und köstlichen Dinge dieser Erde!"

Und er neigte sich ein wenig; da sah ich, daß seine Augen voll von Tränen standen. Und er sprach: „Herr Gott, ich liebe dich mehr denn mein eigenes Leben, sei meiner Seele gnädig."

Darauf wurde er gar stille, und ich saß neben ihm, und wir weinten und seufzten, bis die Sonne aus der Hütte wich. Als dies geschah, schrie er nochmals überaus heftig und reckte die Arme aus. Ich glaubte, es nehme ein Ende mit ihm, und gab ihm das heilige Sakrament. Er verharrte schweigend in großer Demut, dankte mir auch hernach mit herzlichen Worten. Alsdann bat er mich, hinwegzugehen.

„Gehe nun," sprach er, „mein lieber Bruder; man wird dich drüben vermissen. Laß mich allein sterben; denn ich weiß, du würdest von dieser Stunde an den Tod fürchten wie ein Feuer. Laß mich dich segnen!"

Er segnete mich mit großer Inbrunst und küßte mich, wie ein Vater seinen Sohn, obwohl er nur wenig älter war als ich. Und ich ließ ihn, weil er es so wollte, und ging meines Weges zurück. Meine Seele war aber voll Zagens, und mein Herz brach von Trauer und Beklemmung. Unter Beten und Seufzen schritt ich meine Straße, und da ich den Ahornbaum erreichte und das Meer vom aufgehenden Monde glänzen sah, übermannte mich meine Trübsal, daß ich zur Erde fiel und lange liegend verharrte wie ein Erschlagener. Indem ich mich aber wieder von der Erde erhob, sah ich die weiten Täler diesseits und jenseits in weißem Lichte und den Himmel voll von Sternen stehen.

Seit derselben Stunde habe ich des teuren Bruders Antonio niemals vergessen, vielmehr häufig seiner Reden und alles dessen gedacht, was ich von seinem Wandel und Gemüte wußte. Dabei ersah ich die unerschöpfliche Macht und Liebe Gottes, welcher diesen Antonio zu einem seligen Weisen gemacht hat. Denn vordem war derselbe nicht nur ein wohlhabender Edelmann und Schwelger, sondern auch ein Dichter und wohlbekannter Freund weltlicher Wissenschaft, ja selbst des Griechischen und vieler anderer Künste mächtig, deren unsre arme Seele nicht bedarf. So soll er in sündhafter Liebe zu einer vornehmen Frau gestanden sein und derselben ein ganzes Büchlein lateinischer Verse gewidmet haben. Auch zu der Zeit, da ich ihn schon kannte und wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit hoch verehrte, redete er mehrere Male nach Art der Dichter, gleichsam verzückt, und sprach zu Bergen und Winden, als wären sie einer Seele teilhaftig. Und einmal verwies ich ihn dessen mit Bescheidenheit als eines unheiligen, ja heidnischen Wesens. Da lachte er unerschrocken und sagte: „Weißt du denn nicht, daß der Poverello alle diese Dinge unsre Geschwister nennt, und daß er selbst den Vögeln und anderen Tieren gepredigt hat? Wahrlich, ich weiß, daß jedes Gras auf dem Felde heilig und Gott teuer ist. Und auch die Fische, welche doch stumm sind und unter dem Wasser hausen, sind ihm lieb, und der heilige Mann, dessen Namen ich trage, hat ihnen das Evangelium gepredigt."

Auf solche Weise war sein Herz, welches gegen Menschen sich manchmal hart und strenge erwies, jeglicher Art von natürlichen und anmutigen Dingen zugeneigt, wie er denn auch alle Tiere und selbst die kleinen Fliegen und Käfer heilig nannte und mit großer Schonung behandelt hat. Denn er sagte einmal: „Wenn du einem Menschen wehe tust, so kann er dafür Rache nehmen

oder kann dir verzeihen. Die unschuldigen Pflanzen und Tiere aber sind von Gott in des Menschen Hand gegeben, daß er sie liebe und mit ihnen wie mit schwächeren Geschwistern lebe. Wenn du einem Menschen Liebes erweisest, so bezahlt dich dafür sein Dank und seine Liebe; wenn du aber einen Käfer, Fisch oder Vogel oder ein Gewächs oder Gesträuche verschonst, ja ihm Liebe zeigst, so tust du es Gott. Und wenn du als ein fromm gestorbener Christ und Prediger vor ihm stehst, so wird er vielleicht dich fragen: Warum denn hast du diesen Wurm zertreten? Warum hast du diese Blume abgebrochen und weggeworfen? Warum hast du diesen Zweig geknickt? Dies alles hast du mir getan."

Vor mehr als zehn Jahren verfaßte Antonio ein sehr langes und schönes Gedicht über die Bienen und ihre Weise, wie sie in Völkern zusammenleben und auf merkwürdige Art den Honig zubereiten. Dies hat er selbst mir vorgelesen, und ich bewunderte die Wahrhaftigkeit und Schönheit seiner Worte sehr. Als ich ihn aber ein andermal fragte, warum er — da doch Gott ihn zu einem Dichter geschaffen habe — nicht lieber das Leiden des Erlösers oder das Leben der seligen Väter besungen habe, da ward er sehr ernst und verwies mir meine Rede. „Denn siehe," sagte er, „wie sollte ich es wagen, Gott und seine heiligen Namen in Versen zu beschreiben, da mir das kleinste seiner Werke, gleich jenen Bienen, so wunderbar und schwer zu begreifen ist."

Genug jedoch hiervon. Ihr wollet vom Hinscheiden des Antonio vernehmen, so schreibe ich denn hierüber noch das Wenige auf, das mir nachträglich zu Ohren kam.

Kurze Zeit, nachdem ich den Sterbenden verlassen hatte, wie es sein eigener Befehl gewesen war, besuchte ihn ein Ziegenhirte aus Torre, und dieser ist bis zum Tode unseres Bruders bei selbigem geblieben. Er fand ihn sehr entkräftet, aber mit offenen Augen liegend, und da er ihn fragte, welcherlei Dienst er ihm erweisen könnte, dankte ihm Bruder Antonio mit schwacher Stimme, jedoch ohne irgendeine Hilfeleistung zu begehren. Und nach einer Weile begann er sehr leise zu sprechen bei vollem Bewußtsein. Er fragte nämlich diesen Hirten nach seiner Herde, und zwar sowohl nach der Zahl seiner Ziegenböcke als nach deren Namen, Alter und Art, nicht anders als ein Hirte mit seinesgleichen redet. Darauf fragte er: „Hast du auch junge

Zicklein in deiner Herde?" Welches der Hirt bejahte, und jener nannte ihm verschiedene Kräuter als Heilmittel für junge Tiere, wenn sie krank sind. Und einige von den Kräutern waren dem Ziegenhirten bekannt, einige aber nicht, und diese beschrieb ihm der Sterbende mit äußerster Deutlichkeit.

„Vergiß nicht," sagte er, „daß alle diese Tierlein, sie seien noch so gering, von Gott geschaffen und lebendige Wunder seiner Güte sind. Ihnen mußt du Liebes antun, nicht mir, denn sieh, ich bin ein zerbrochenes Gefäß, und mein Leben entrinnt als durch eine unheilbare Lücke. Du sollst aber jeden Tag deines Lebens an mich denken, damit du deines Lebens froh seiest, so lange es währt. Denn einst wird auch deine Kraft versiegen, und du wirst den Tod schmecken, welcher bitterer ist, als irgendein Gedanke denken mag. So schwer dein Leben sein möge, Freund, noch viel schwerer und schrecklicher ist der Tod. Dieses wisse und freue dich deiner Tage, solange du des Lebens genießest."

Dann ruhte er lang, und seine Kräfte entflohen. Doch redete er noch einmal, und zwar diese seltsamen Worte: „Wer eine Frau begehrt und lieb hat, und er weiß nicht, ob sie ihn wieder begehre, der leidet und hat böse Tage, und jeder Mann erfährt dieses an seinem Herzen. Wer aber Gott begehrt und Gott lieb hat, der leidet schwerer, und sein Leiden endet nicht, da er niemals weiß, ob er der Liebe Gottes gewiß sei."

Nach diesem sprach er nichts mehr. Der Hirt aber erzählt, der Selige habe mit immer klareren Augen um sich geblickt, auch seine eigene Hand eindringlich und gleichsam verwundert betrachtet und dann öftere Male still genickt. Dann habe er auf eine unbeschreiblich gütige und traurigmachende Weise gelächelt und sei bald hernach verschieden. Möge er in Frieden ruhen!

Mehr weiß ich über diesen Gegenstand nicht zu berichten. Nehmet dies Wenige mit Güte an und Gott segne Euch! Dieses wünscht Euer Diener und Bruder in Jesu

Fra Gennaro

Streifzüge eines Amerikaners durch die politischen Probleme des europäischen Kontinents

Von Frank A. Vanderlip
Vize-Präsident der National-City-Bank in New York



Wir brauchen nicht allzuweit zurückzugehen, um uns der Zeit zu erinnern, wo die Weltpolitik den Amerikaner noch recht wenig interessierte. Fragen der europäischen Politik, Ziele des nationalen Ehrgeizes anderer waren für den Durchschnittsamerikaner ohne jedes praktische Interesse. Ein europäischer Krieg bedeutete für uns nur soviel, daß wir mehr Getreide und sonstigen Proviant verkaufen konnten, und wir lasen mit größerem Interesse Kursberichte als die Behandlung der Fragen, die für Nationen ein Zündstoff zum Kriege sein könnten.

Die militärischen und industriellen Fortschritte der allerletzten Jahre brachten manche weitgreifende Umwälzungen. Wir haben den Platz der ersten Industrienation von der Welt eingenommen und stehen dem unvermeidlichen Geschick gegenüber, mit der Industrie der übrigen Welt in Wettkampf zu treten. Alle Fragen, die auf die Machtstellung der übrigen Industrieländer von Einfluß sind, welche uns auf dem Weltmarkt begegnen, werden nun von praktischer Wichtigkeit für jeden Amerikaner. Sogar der Farmerjunge, der Krämerlehrling, der kaufmännische Angestellte, jeder Arbeiter muß von jetzt an in ein näheres persönliches Verhältnis zu den Problemen und Zielen der europäischen Politik treten, weil die politische Lage Europas unsere Großindustriellen unmittelbar berührt, und weil ihre Erfolge und ihre Schwierigkeiten einen immer steigenden Einfluß auf die Nettoerträge der Tagesarbeit jedes Durchschnittsamerikaners haben.

In den Vereinigten Staaten ist the business of government the government of business. Die Fragen, die vor den Kongreß kommen, stehen fast alle zu geschäftlichen Angelegenheiten in Beziehung. Der Kongreß

ist der Aufsichtsrat einer ungeheuern Aktiengesellschaft, die Probleme, die ihn beschäftigen, sind Geschäftsprobleme, und außerhalb seiner Tätigkeit als Regierungsmaschine pflegt er in erster Linie wieder Geschäftsinteressen. Es gibt nicht ein Mitglied beider Häuser, das sich nicht mit einer gewissen Berechtigung einen Geschäftsmann nennen dürfte. Die Hauptaufgabe der Gesetzgebung ist das kommerzielle und industrielle Gedeihen der Nation.

In Europa ist der Amerikaner zuerst ganz betroffen durch die Entdeckung, wie wenig Geschäftsmänner Sitze in den Parlamenten einnehmen. Wirtschaftliche Fragen stehen zurück hinter den Fragen der Klassenprivilegien, der Rassenherrschaft, des Rassenkampfes, der kirchlichen Autorität, der Stellenbesetzung und der Machtvererbung. Die Programme der Gesetzgeber wenden sich an Gefühle: Rassen-, Religions-, Klassen-, Parteigefühle, an dynastische Hoffnungen. Es gibt kein Parteiprogramm, das seine Anhänger für oder gegen irgendeine kommerzielle Maßnahme zu einer festen Einheit verbände. Man ist erstaunt über die große Zahl von politischen Kontroversen, denen eine ganze Nation die intensivste Aufmerksamkeit schenkt, die aber nicht das geringste mit der wirtschaftlichen Lage der Wähler zu tun haben. Der europäische Geschäftsmann kümmert sich nicht um Politik; auch scheint man sich in politischen Versammlungen nicht allzusehr nach ihm zu sehnen. Von den dreihundert Mitgliedern des französischen Senats stehen nur vierzig irgendwie zum Handel oder der Industrie in Beziehung. Unter den Deputierten ist der Geschäftsmann fast ganz unbekannt. Im Reichstag zu Berlin sind die Geschäftsinteressen besser vertreten. Aber in den parlamentarischen Körperschaften zu Wien und Budapest, wo eine gesunde handelspolitische Gesetzgebung so nötig wäre wie sonst nirgends in Europa, hört man nur endlose Streitereien über Rassenfragen. Die vernünftige konservative Stimme des erfahrenen Geschäftsmannes hört man in der Tat selten unter den verschiedenen Zungen in Wien, die sich auf keinen einzigen Satz einigen können, es sei denn auf parlamentarische Obstruktion.

Die europäischen Parlamente sind auch viel weniger Volksvertretungen als das unsrige. Kaiser Wilhelms Ausflüge in die Weltpolitik würden wohl ziemlich kräftig gedämpft werden, wenn seine Handlungen der Kontrolle eines Reichstages unterlägen, der wirklich eine Vertretung der Majorität des Volkswillens wäre. In Frankreich sehen die besten Elemente der

Bevölkerung die Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten fast als sündhaft an. Frankreich bietet das Schauspiel einer ruhigen Nation mit einem aufgeregten Parlament.

Keine andere Sprache wäre imstande, einen solchen Reichtum von Schimpfnamen hervorzubringen, wie er den hysterischen Tschechen, Kroaten und dem Dutzend sonstiger Rassen im Wiener Parlament zur Verfügung steht. Viele dieser hervorragenden Staatsmänner betrachten es als den höchsten politischen Erfolg, wenn sie jede gesetzgeberische Aktion unmöglich machen. In der italienischen Kammer ist die öffentliche Beschimpfung zu einer so raffinierten Kunst entwickelt, daß nur die kühnsten und abgehärtetsten Staatsmänner es über sich bringen können, in Italien ein Amt zu bekleiden. Was Charakter, intellektuelle Höhe, Methoden, Würde und die Unverfälschtheit anlangt, mit der jeder einzelne das Volk repräsentiert, kann sich kein Parlament auf dem europäischen Kontinent mit dem Kongreß der Vereinigten Staaten oder auch dem britischen Parlament messen, das noch am ehesten dem unsrigen gleicht.

In einem Parlament, das etwas leisten will, muß es eine Regierungspartei und eine festgeschlossene Opposition geben — zwei Parteien mit genau sichtbaren Abgrenzungslinien. Aber auf dem Kontinent sind diese Vorbedingungen nirgends erfüllt: anstatt der zwei Parteien viele Gruppen, und die Unterscheidungsgrenzen zwischen diesen einzelnen Gruppen entbehren gewöhnlich des Vorzugs der Klarheit. Ein Amerikaner ist ganz betroffen über die offenkundige Tatsache, daß die Hauptidee, welche die einzelnen Glieder einer Gruppe zusammenhält, selten ein wirtschaftliches Programm ist. In mancher Beziehung bildet Deutschland eine Ausnahme. Nirgendwo sonst in der Welt kann man eine so scharf ausgesprochene Parteidisziplin finden wie in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Aber sonst ist das Band, das die einzelnen Gruppen umschließt, sehr locker. Gewöhnlich beruht es auf der Rasse oder auf einem Gefühl, oder man läßt sich von irgendeinem politischen Führer treiben; Pläne jedoch, die eine gesunde, wirtschaftspolitische Gesetzgebung und eine industrielle und kommerzielle Entwicklung der Nation bezwecken, scheinen nirgendwo in Europa genügend wichtige Gründe zu sein, eine politische Partei beieinander zu halten.

Ein Problem gibt es, das fast in jedem Lande Europas eine Rolle spielt,

und von dem wir in Amerika glücklicherweise ganz verschont geblieben sind. Es ist die Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat. In Frankreich hat diese eine Frage jahrelang das gesamte politische Leben absorbiert; in Italien untergraben die gespannten Beziehungen zwischen Vatikan und Quirinal die Wurzeln des politischen Lebens und haben lange Zeit die nationale Entwicklung aufgehalten. Sie stehen bei jeder Neuwahl und jeder Parlamentsitzung an Wichtigkeit obenan.*)

Politische Stabilität ist die unbedingte Voraussetzung für eine industrielle Entwicklung. Wo die Energie eines Volkes beständig darauf abgelenkt wird, politische Kämpfe auszufechten, fehlt die Grundlage, auf der das Gebäude des Handels sich aufbauen kann. Es wird allgemein anerkannt, daß die Stabilität in unserer eigenen Politik ein außerordentlich wichtiger Faktor für unsere Entwicklung gewesen ist. Seit der Zar den Anstoß zu der Schiedsgerichtsbewegung gegeben hat, ist nach dieser Richtung hin schon viel geschehen: Verträge sind zwischen England und Frankreich, Frankreich und Italien, Schweden und Dänemark geschlossen worden, wenn diese Verträge auch wenig mehr sind als die Bekundung des guten Willens der Nationen. In Frankreich hat die Schiedsgerichtsbewegung die stärkste Vitalität dank den erfolgreichen Bemühungen des Barons d'Estournelles de Constant. Hinter ihm stehen mehr als hundert Deputierte, eine ziemlich kompakte Macht für die gute Sache. Er denkt äußerst pessimistisch über die finanzielle Zukunft der europäischen Nationen, wenn durch die wachsenden Ausgaben für militärische Rüstungen das Budget immer mehr belastet und die Staatsschuld vergrößert wird. Als er mit mir von dem Ruin sprach, den er voraussieht, und von der Gewißheit, daß mit der Zeit ein Krieg kommen müsse, wenn die wachsenden Rüstungen die Leistungsfähigkeit der Nationen übersteigen würden, da machte nicht bloß sein überwältigender Ernst sondern auch die Wucht seiner Beweisführung und die Größe der Gefahr, die er voraussah, einen ungeheuern Eindruck auf mich. Und wenn man sich das Budget und den Rechnungsbericht des französischen Finanzministers ansieht, ist es nicht mehr so erstaunlich, daß ein Franzose diese Gefahr besonders scharf und nahe sieht. Seine Bemühungen um das Zustandekommen des englisch-fran-

---

*) Und in Deutschland? Die Redaktion

zösischen Bündnisses sind von solchem Erfolg gekrönt worden, daß sie ihm den Namen eines Staatsmannes eingetragen haben.

Die große diplomatische Bedeutung, die man in Europa Monarchenbesuchen beilegt, und der tatsächliche Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung ganzer Nationen ausüben, ist einem amerikanischen Beobachter ganz unbegreiflich. Der Höflichkeitsaustausch zwischen dem König von England und dem Präsidenten von Frankreich, die Besuche des italienischen Königs in Frankreich und Deutschland haben das nationale Fühlen der betreffenden Nationen herzlicher gestaltet, und als eine geplante Romreise des Zaren nicht zustande kam, schrieben die europäischen Journalisten endlose Spalten über die Gründe dieser Änderung in dem Reiseplan eines Herrschers.

Zweifellos gewinnt die Friedensbewegung an Stärke; aber das ist immer noch eine Fesselung der Krieger mit Zwirnsfäden. Niemand glaubt auch nur einen Augenblick lang, daß eine der Haager Schiedsgerichtsabmachungen eine kriegerische Aktion verhindern könnte, wenn ein Herrscher oder ein Volk einmal überschäumt. Ich habe viele Staatsmänner und führende Geister in Industrie und Handel gesprochen, aber niemals hörte ich auch nur eine Stimme, die es für möglich hielt, daß die europäischen Großmächte in der nächsten Zukunft abrüsten oder die Ausgaben für Militär und Flotte verringern könnten. Es ist wahr: die deutschen Sozialdemokraten haben die Reduzierung solcher Ausgaben in ihrem politischen Programm wohl an erster Stelle stehen, aber in derselben Rede, in der Bebel die Regierung ihres Militarismus wegen anklagt, tadelt er sie, daß sie nichts tut, die aggressive russische Politik zurückzudämmen. Wenige Ereignisse in Europa können mit größerer Gewißheit vorausgesagt werden, als daß die Aufwendungen für Verteidigung und Schaffung einer starken Angriffsmacht noch lange weitersteigen werden. Den Bankerott Europas, den solche Männer wie der Baron de Constant voraussehen, kann ein Dilletant der Statistik sehr leicht vordemonstrieren. Er braucht dazu nur ein paar Budgets und einen kurzen Bleistift. Aber ein so leichtes Rechenexempel muß doch nicht immer stimmen, und ich glaube, daß es nicht stimmt. Es ist natürlich, daß man in Frankreich am pessimistischsten über die Zukunft der europäischen Großmächte denkt, denn Frankreich hat die unvergleichlich größte Staatsschuld der Welt, rund zweiunddreißigtausendfünfhundert Millionen Franken — jeder Wähler ist

für viertausendzweihundertzwanzig Franken Nationalschuld verantwortlich —, und diese Schuld wächst unaufhörlich.

Kein Wunder, wenn eine solche Summe jede Vorstellungskraft übersteigt. Nur der unvergleichliche Wohlstand des französischen Volkes macht es möglich, daß der einheimische Markt diese riesigen Rententitres aufnimmt, eine Erbschaft, die jeder Finanzminister testamentarisch seinem Nachfolger hinterläßt. Die Budgetdefizits der Friedensjahre haben die Schuld fast ebenso vermehrt wie das Kriegsunglück.

Ich möchte keineswegs vorschnell über die politische Zukunft Europas urteilen. Die Fragen sind zu kompliziert, der wichtigen Unterströmungen sind zu viele, als daß ein zufälliger Beobachter zu einer mehr als oberflächlichen Schlußfolgerung kommen könnte. Ich hatte jedoch den Vorzug, in allen Hauptstädten Europas mit den im geschäftlichen wie im Staatsleben bedeutendsten Männern zusammenzukommen, und meine Meinung setzt sich aus den Ansichten jener Männer zusammen, die mir der Beachtung wert erscheinen. Und der Gesamteindruck, den ich diesen Interviews verdanke, ist der Glaube an eine politische Stabilität, der feste Glaube an die Unwahrscheinlichkeit einer nahe bevorstehenden Umwälzung der Gesellschaft. Die Sozialdemokraten mögen Triumphe errungen haben, es mögen Parteien erstehen, die gegen die bestehende Staatsform ankämpfen, die Belastung des Volkes durch die Ausgaben für Heer und Flotte mag drückend sein, — und doch, wenn man sich eine Nation nach der anderen ansieht und ihre Stellung im europäischen Konzert betrachtet, so wird, glaube ich, der praktisch denkende Mann zu dem Schlusse kommen, daß Europa noch viele, viele Jahre auf dem Wege weiterschreiten wird, den es bisher gegangen ist.

Wenn zum Beispiel jemand mit einem einzigen Satze die politischen Bestrebungen, das wirkliche Wesen des lebendigen politischen Lebens in Deutschland zum Ausdruck bringen wollte, müßte er sagen: man will das Wort „Wahrheit" in die deutsche Verfassung schreiben. Gewiß gibt es auch hier politischen Fortschritt, Fortschritt in der Richtung auf individuelle Freiheit und politische Gleichheit; und die deutsche Verfassung enthält viele schönklingende Garantien für Freiheit und Gleichheit, — in Wirklichkeit aber hat sie dem gewöhnlichen deutschen Bürger weder Freiheit noch Gleichheit zu verschaffen gewußt. Das politische Leben Deuschlands hat vielleicht ein un-

mittelbareres praktisches Interesse für den amerikanischen Durchschnittsbürger als das irgendeiner anderen Nation des europäischen Kontinents; denn an vielen seiner politischen Fragen und seiner gesetzgeberischen Maßnahmen sind wir unmittelbar interessiert: wegen der Zollschranken, die Deutschland zur Abwehr unseres Lebensmittelexports errichtet, wegen seiner Volkserziehung und seiner sozialen Gesetzgebung, einer Gesetzgebung, die den ausgesprochensten unmittelbaren Einfluß auf seine Stärke als Industrieproduzent hat.

Im nationalen Leben Deutschlands besteht ein unüberbrückbarer Konflikt: es will eine große Agrikulturnation sein und zu gleicher Zeit eine große Industrienation. Der Agrarier muß einem widerspenstigen, kargen Boden abringen, was in seinen Kräften steht, die Industrie will in einem Lande blühen, das sich von Natur aus nicht besonders dafür eignet, und in dem das Rohmaterial nicht billig ist. Erst seit einer Generation haben Deutschlands industrielle Ambitionen internationale Bedeutung gewonnen, aber in dieser kurzen Zeit haben fast alle lebendigen Ströme der Entwickelung Deutschlands ihren Lauf nach der Richtung des Industrialismus hin genommen. Die Industrie hat den Ackerbau eingeholt, und heute stehen sich die beiden Lager gleich stark gegenüber. Der große Fortschritt, den die Industrie errang, erscheint der agrarischen Hälfte der Nation als eine große Ungerechtigkeit, und die Hoffnungen und Bemühungen der industriellen Hälfte erscheinen den Agrariern als Streben nach noch größeren Ungerechtigkeiten. Der Gutsherr sieht in dem Industriellen und Kaufmann nur einen unliebsamen Konkurrenten um Arbeitskräfte. Die Fabrik lockt die Arbeiter von seinen Feldern. Eisenbahnen und Dampfschiffe, so denkt der Rittergutsbesitzer, seien Teufelserfindungen, weil sie die Getreidefelder von Argentinien und Amerika, die stärkste Konkurrenz, neben seinen eigenen Sand- und Moorboden setzen. Seine einzige Hoffnung war bisher, daß sich Deutschland vor der Lebensmittelproduktion anderer Länder verschließe, und daß er so vom Staate immer höhere Schutzzölle herausschlüge. Dieser Antagonismus des Rittergutsbesitzers und seine Klagen sind indessen keineswegs unbegründet; er hat eine böse Zeit durchzumachen, der Gang der Ereignisse hat seine wirtschaftliche Position immer schwieriger gestaltet. Dadurch, daß er ungemein hohe Steuern auf die Lebensmittel des deutschen Arbeiters legte, verbesserte er seine Lage, aber er hat sich nicht von der scharfen Konkurrenz befreit, so erschwert diese auch erscheint. Wenn er seine

frühere Stellung, seinen früheren Einfluß mit dem jetzigen vergleicht, dann beschleicht Bitterkeit sein Herz gegen das neue industrielle Regime, gegen die neue Geldaristokratie. Denkt man an die historisch gewordene Stellung der landbesitzenden Klassen, so erscheint die Anschauung des Rittergutsbesitzers nicht so sehr unnatürlich. Durch die ganze deutsche Geschichte hindurch haben die Junker die Offiziere für die Armee geliefert und diese zu Ruhm und Sieg geführt; sie lieferten die Staatsmänner, sie waren die Klasse, die das Land beherrschte. Nun ist die neue Industrie gegenüber den geringen Löhnen, die der Rittergutsbesitzer dem Landarbeiter bot, erfolgreich in den Wettbewerb um die Arbeitskräfte eingetreten. Die früheren Arbeiter des Rittergutsbesitzers, mit denen er noch fast ebenso schaltete, wie seine feudalen Ahnherrn taten, verließen nicht nur ihre armseligen Hütten und ihre Äcker, sondern organisierten sich noch überdies in den Städten zu einer politischen Macht und schrieen ihn an: „Brotwucherer!" Ihre sehr bestimmten Forderungen auf billiges Brot sind der beständige Kriegsruf zum Kampfe gegen den Schutzzoll, den einzigen Rettungsanker, der dem Junker übrig blieb. Und derselbe Industrialismus, der den Aristokraten empfindlich am Geldbeutel trifft, verwundet ihn auch in seinem Stolze; eine neue Aristokratie ersteht, eine neue Klasse von Machthabern, deren Macht und Stellung nach dem Reichtum gemessen wird, und sie beginnt schon mit Erfolg den traditionellen Einfluß des Junkers zu verdrängen und seine Macht zu unterminieren. Hand in Hand mit diesem prosperierenden Industrialismus geht der Klassenhaß, der Ruf nach Beschneidung der adeligen Privilegien, nach größeren politischen Rechten und größerer individueller Freiheit.

Wenn man nur ein bißchen tiefer in die politische Situation Deutschlands hineinblickt, ist man überrascht, wie wenig von politischer Gleichheit und Freiheit man hier findet. In einer Generation ist Deutschland zu einer politischen und ökonomischen Großmacht geworden; aber ein wirklicher innerer Fortschritt, was Freiheit anlangt, ist dabei nicht erfolgt. Der „Verfassungsstaat" ist nur Schein und Vorspiegelung, nicht Wirklichkeit. Der Reichstag hatte zu Anfang herzlich wenig Einfluß auf die Initiative der Gesetzgebung und ist gezwungen, mit einem Ministerium zu arbeiten, das ihm gegenüber nicht im geringsten verantwortlich, das in seinem Bestande nur von der Gunst des Monarchen abhängig ist. Anstatt die entscheidende Macht zu haben, wie sie einer Volks-

vertretung zukäme, hat der Reichstag ein gut Teil seiner Kontrolle über die Ausgaben eingebüßt, er hat sich auch die Verfügung über die Staatseinkünfte beschneiden lassen, als er einem straffen und verzwickten Steuersystem zustimmte, das in seinen Einzelheiten auch nach den Wünschen der Majorität nicht biegsam genug ist.

Deutschland wird von einer Bureaukratie regiert, und das in mancher Beziehung besser als irgendein anderes Land der Erde, denn zweifellos besitzt das deutsche Regierungssystem die beste Bureaukratie, die peinlichst ehrlich und arbeitsamer und pflichttreuer als das Beamtenmaterial ist, das irgendeine andere Regierung aufweisen kann. Aber das nennt man nicht Volksregierung. Die Samenkörner der Sehnsucht nach einer Volksregierung sind schon vor langer Zeit in den deutschen Boden gesät worden, und es ist ein Ausdruck dieser Sehnsucht, daß die Partei der Sozialdemokraten drei Millionen Stimmen zählt — ein Drittel der Gesamtstimmenzahl aller Wähler. Das erstaunliche Wachstum und die alles mitreißenden Siege dieser Partei sind kein Spiegelbild der deutschen Parteiverhältnisse, es sind die Stimmen der Kritik über die Staatsausgaben und des Unwillens über die Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung für den Reichstag. Unter ihnen sind die Stimmen der Partei des Protestes gegen manche bestehende Verhältnisse, die jedoch den Fortbestand des Staates nicht bedrohen will; es sind die Leute, die die wachsende Macht und Verantwortlichkeit ernüchtert hat, und deren Programm in der Hauptsache derart ist, daß der durchschnittliche amerikanische Wähler es als eine Verkündigung der Grundprinzipien politischer Gleichheit und einer guten Regierung betrachten würde.

Die große Welle des Sozialismus, die Deutschland überschwemmt, ist in Wirklichkeit nur eine Welle des Liberalismus. Die Grundlagen des Staates werden durch sie keineswegs erschüttert. Die meisten Forderungen der siegreichen sozialdemokratischen Partei sind derart, daß sie nur zu einer gesteigerten industriellen Leistungsfähigkeit führen würden, wenn die Partei noch weitere Fortschritte machen sollte.

Deutschland ist das Land, das wir mit dem größten Interesse beobachten müssen, es ist das Feld, wo eine politische Entwickelung, die sicher einmal kommen muß, sich zuerst zeigen wird; aber diese Entwickelung wird nur eine stärkere und bessere Regierung bringen und keine Zeichen an sich tragen, die den Fort-

bestand des Staates bedrohen. Es gibt manche praktische Errungenschaften in Deutschland, um die wir es beneiden könnten: die Unterstützung, die die deutsche Regierung der Industrie zuteil werden läßt, den Einfluß, den sie auf das kommerzielle Leben ausübt, die Gründlichkeit und Ehrlichkeit in der Verwaltung und die tatsächlichen Vorteile, die jeder Bürger hier genießt. Welcher revolutionäre Umschwung dort auch immer in der Zukunft eintreten mag, er wird nur eine wirksamere Hilfe für die Industrie sein; welche Modifikationen sich auch im nationalen Leben ausbilden mögen — und deren werden nicht wenige sein —, sie alle werden als Endresultat eine bessere Regierung und eine Stärkung des industriellen Gebäudes haben. Groß ist Deutschland als Konkurrent in der Industrie, dies Land ist weitaus der größte Rivale Amerikas. Die kommenden Jahre werden es noch größer machen.

Nahrung, Kleidung, Liebe und die Rechte der Natur / Von Fr. Erhard



Ehe man so vieldeutige und verschwommene Ausdrücke, wie Natur und Rechte, gebraucht, muß man erklären, was man darunter versteht. Die äußeren Umstände, unter denen die Natur uns hat zu Menschen werden und die längste Zeit der weiteren Entwicklung verbringen lassen, will sie beibehalten haben; sie betrachtet das gewissermaßen als ihr Recht und hält sich für befugt, den, der davon abweicht, durch Strafen zum Gehorsam zu bringen. Je weiter die Menschen sich von jenen Bedingungen entfernen, desto schlimmere Folgen läßt sie eintreten; und den Spielraum, innerhalb dessen sie dem Menschen gestattet, sich das Leben anders, und besonders leichter, zu gestalten, hat sie sehr eng gesteckt.

Unsere äffischen Vorfahren lebten ohne Zweifel von ähnlicher Nahrung wie die Affen heute noch, auch als sie schon auf dem Wege waren, Menschen zu werden. Was aber frißt ein Affe: Blätter, Früchte und mehlhaltige

Körner, als Zukost kleines Ungeziefer, wie er es auf den Bäumen und im Gras erwischt, auch wohl Eier und junge Vögel; er ist also Pflanzen- und Körnerfresser mit einer gelegentlichen Zugabe von etwas tierischem Eiweiß. Ähnlich leben noch die primitivsten Völker und befinden sich wohl dabei. Der erste Schritt, den die Menschen taten, sich das Leben bequemer zu machen, war der Gebrauch des Feuers, der den Zähnen und Verdauungsorganen die Arbeit erleichterte und manches genießbar machte, was vorher nur eine notdürftige Nahrung war. Das Feuer hat uns die Natur verziehen, das Kochen schadet nicht, vorausgesetzt nur, daß wir nun nicht alle Nahrung zu Brei reduzieren und Zähne, Darm und Verdauungsdrüsen an ihrer Untätigkeit zugrunde gehen lassen. Danach fingen die Menschen an, die Grasarten, die kleine Körnchen trugen, anzubauen und zu veredeln, sodaß allmählich unser Korn: Gerste, Weizen und Reis daraus wurden. Das hatte den Vorteil, daß man Nahrung aufsparen konnte für die Zeit, in der nichts reifte (was mit Früchten, Wurzeln und Blättern nur sehr mangelhaft möglich war), und daß man mit dem haltbaren Getreide Handel treiben und Gegenden, die wenig ergiebig waren, bewohnbar machen konnte. Als aber das Getreide anfing, die vorherrschende Nahrung zu werden, hatte man den ersten bedeutungsvollen Schritt zur Abweichung von der angestammten Nahrung getan. Von Gemüsen und Früchten bekommt niemand die Fettleibigkeit, die auch schon eine Krankheit ist, wohl aber von Brei und Brot.

Solange die Waffen und Werkzeuge primitiv waren, konnte die Jagd und Fischerei nicht mehr als einen gelegentlichen Leckerbissen liefern, und die Gewohnheit, anderer Tiere Verdauungsorgane für uns arbeiten zu lassen, blieb in engen Grenzen. Die Not der nördlichen Gegenden zwang die Menschen zur Vervollkommnung der Hilfsmittel, mit denen man der Tiere habhaft wird, und nun zeigte sich, daß man dort fast ausschließlich von Fleisch und tierischem Fett leben kann, ohne die Gesundheit zu schädigen, vorausgesetzt, daß durch Kälte, harte Arbeit und den Mangel, der öfters ungebeten eintritt, der Stoffwechsel auf einem hohen Grade der Lebhaftigkeit erhalten wird. Die vorherrschende Fleischdiät (zu der späterhin der Alkohol hinzutrat) wurde aber denen, die sie befolgten, zur dauernden Gewohnheit und wurde auch beibehalten, als an die Stelle von Krieg und Jagd eine ruhigere Lebensweise trat; daher stammen die Geschlechter der Gallen- und

Leberbeschwerden, der ewigen Magenkatarrhe und Gemütsverstimmungen, die besonders den Angelsachsen das Leben sauer machen.

Folgenschwerer als die Vervollkommnung der Jagd war der Einfall, erjagtes Wild bis zum Gebrauch lebend zu erhalten. Dabei zeigte sich, daß es sich in der Gefangenschaft fortpflanzt und so jederzeit ein bequemes Nahrungsmittel bereit hält in Gestalt von Fleisch, Milch und Eiern. Als man nun gar durch Zucht erreichte, daß Kühe und Hühner an Hervorbringung der für die eigenen Jungen bestimmten Nahrung das Mehrfache der natürlichen Produktion leisteten, wurde die Herbeischaffung der Nahrung immer müheloser, aber auch — zum großen Schaden der Gesundheit — die bei der Assimilation dem Körper zugemutete Arbeit immer geringer. Wer vernünftig war, brauchte die neuen Errungenschaften nur als Zukost und als Aushilfe in Zeiten, in denen nichts reifte; aber die Möglichkeit war nun vorhanden, sich nur von Stoffen zu ernähren, die für Embryonen und junge Tiere mit schwachen Verdauungsorganen bestimmt sind.

So wurde den Eingeweiden ihre Arbeit mehr und mehr abgenommen, und sie reagierten darauf und schränkten ihre Leistungsfähigkeit auf das notdürftigste ein. Waren sie früher nur imstande, ihre Funktionen zu erfüllen, wenn ihnen kräftige Arbeit und reichliche frische Luft zu Hilfe kamen, so konnten sie jetzt mit Hilfe der neuen Nahrungsmittel allerdings auch einen Stubenhocker vor Abmagerung schützen, aber auf Kosten der Gesundheit und Widerstandsfähigkeit, des Behagens und der guten Stimmung. War in früheren Zeiten die Hungersnot die hauptsächliche Krankheit, so nahmen jetzt die Krankheiten an Häufigkeit und Verschiedenheit rasch zu.

Ganz neuerdings ist man nun mit raschen Schritten auf demselben Wege weitergegangen und glaubt dem Körper Gutes zu tun, indem man ihm die Nahrung möglichst in anverdautem Zustand verabreicht. Das Pepton, mit dem man lange Zeit schwache Magen fütterte, ist vorverdautes Eiweiß, das Mehl führt man in Malz über, man zerlegt die Nährmittel in ihre Bestandteile und leimt sie nach einem neuen Plane wieder zusammen, wobei man bald diesen, bald jenen für den wichtigsten erklärt. So kommen die schönen Nähr- und Stärkungsmittel, die „nervenstärkenden" Ernährungen und so weiter mit ihren phantastischen Namen zustande, die die Annoncenblätter füllen und viel Geld in Bewegung halten. Nur die Fette hat man bis jetzt in Ruhe

gelassen, weil die Bestandteile, in die sie im Körper zerfallen, so ekelerregend sind, daß man sie ihm einzeln nicht anzubieten wagt.

Je mehr man aber den Verdauungsorganen die Arbeit abnimmt, desto schwächer und einseitiger werden sie, und da man auf diesem Wege nicht unbegrenzt weitergehen kann, so hilft nichts als die Umkehr; nicht etwa bis zum Anfang, wie die meinen, die sich nun bloß noch von rohen Wurzeln und Kräutern nähren wollen, sondern nur eine gewisse Strecke. Wir brauchen noch lange keine Vegetarianer zu werden deshalb, weil eine Anzahl Menschen das tierische Eiweiß nicht vertragen und es deshalb auch den übrigen nicht gönnen wollen. Wir brauchen keine ausgeklügelten Speisezettel, keine Berechnung der Nahrung auf Kalorien, denn wir sind keine Öfen; es tut uns auch nicht not, daß uns alle Jahre ein neues Nahrungsevangelium verkündet wird. Wie die Juden sich alljährlich daran erinnern, daß ihre Vorväter Mazzen und Kräuter aßen, so genügt es für uns, nicht zu vergessen, wovon die Affen sich nähren. Denn, mögen sich diese Vettern auch sonst des hohen Aufschwungs, den wir genommen haben, durch ihren Konservatismus unwürdig gezeigt haben, so sind sie doch die getreuen Bewahrer der ehrwürdigen Tradition aus jener Zeit, wo die Spaltung in der Familie noch nicht aufgetreten war.

Wie die ursprüngliche Nahrung den Menschen zu schwer zu verdauen war, so waren ihnen auch Hitze und Kälte, Wind und Regen und körperliche Anstrengungen zu viel, und sie suchten sich ihnen mehr und mehr zu entziehen. Sie wußten nicht, daß die Luft- und Temperatureinflüsse zur Gesundheit nötig sind, und daß man sie nicht ohne Schaden über ein gewisses Maß hinaus beseitigt. Ratlos standen sie später vor ihrer Empfindlichkeit, ihrer geringen Körper- und Verdauungskraft und ihren neuen Krankheiten und begriffen nicht, woher sie kämen, da sie doch wohlgenährt und gegen Hitze und Kälte geschützt wären. Findige Leute kamen allmählich dahinter, daß man dieser Erschlaffung bis zu einem gewissen Grade dadurch abhelfen kann, daß man sich massieren läßt, nackt in Regen und Schnee umherläuft, sich von allerlei Seiten mit kaltem Wasser begießt und sich in Salz- und anderen ungewöhnlichen Wässern badet. Sie machten aus dieser Erfindung ein gutes Geschäft und protestierten laut gegen die Behauptung, daß das alles nur teure und mangel-

hafte Surrogate seien für die Einflüsse von Luft und Licht, Kälte und Wärme und körperlicher Arbeit, die den, der sich nicht gegen sie verschließt, ganz von selbst gesund und leistungsfähig erhalten.

Auch in diesen Dingen können und brauchen wir nicht ganz auf die ersten Zeiten der Menschheit zurückzugehen, brauchen uns nicht der Kleidung zeitweise ganz zu entledigen und verwickelte Regeln aufzustellen, wie und womit man sich kleiden solle. Da uns der Haarpelz verloren gegangen ist, so müssen wir ihn durch Kleidung ersetzen und im Winter das Feuer als Wärmequelle gebrauchen; das beste Erwärmungsmittel aber bleibt immer die Bewegung und der durch sie in lebhaftem Gang erhaltene Stoffwechsel. Auch der Sommerhitze brauchen wir uns so wenig schutzlos auszusetzen, wie die freilebenden Tiere es tun, aber je mehr Sonne und Licht wir auf uns einwirken lassen innerhalb der Grenzen, die unsere Organisation uns setzt, desto besser ist es für Gesundheit und Wohlbefinden. Dabei bleibt es ein Notbehelf, wenn wir elf Monate ungesund leben und von einem Absolution von unsern Sünden erwarten. Die Natur will, daß wir jederzeit unsern reichlichen Anteil an den Vorgängen der Atmosphäre nehmen, und rächt sich bitter, wenn wir uns ihnen entziehen.

Da ist noch ein anderes Gebiet, in dem sich das Suchen von Bequemlichkeit und Genuß über das von der Natur gebotene Maß hinaus bitter rächt. Der primitive Mensch ist in geschlechtlicher Beziehung im allgemeinen so kühl, daß er besondere Veranstaltungen braucht, um sich zeitweise aus dieser Kälte herauszureißen. Je mehr er zu einer körperlich mühelosen Tätigkeit und zu reichlicher, besonders Fleischernährung, übergeht, desto regsamer wird er in besagter Beziehung, aber auf Kosten seiner Kraft und Gesundheit. Daß hier ein enger Zusammenhang besteht, erhellt aus der Enthaltsamkeit, die von alters her mit Recht denen vorgeschrieben ist, die sich für starke körperliche Leistungen vorbereiten. Immerhin läßt sich für den Mann mit gutem Willen eine Annäherung an natürliche Verhältnisse herstellen, viel schwieriger ist es für die Frau. Die Natur hat die menschenfreundliche Einrichtung getroffen, daß die stillende Mutter einstweilen vor Kindersegen bewahrt ist, aber sie nimmt diese Pflicht aus Bequemlichkeit oder Unfähigkeit meist nicht so gründlich auf sich, daß ihr dieser Schutz zuteil wird. Manche Völker

haben die Absichten der Natur sehr wohl verstanden, indem sie die junge Mutter während langer Zeit für unrein erklärten. Das ist freilich mit Erfolg nur da möglich, wo Polygamie herrscht. Die Monogamie, ihre Vorzüge in Ehren, gehört zu den naturwidrigsten Erfindungen, sie zwingt uns zur Verleugnung gesunder Instinkte und zu unsicheren, mehr oder weniger gesundheitsschädlichen Auswegen.

Unter natürlichen Verhältnissen ist jedes gesunde Kind eine erwünschte Arbeitskraft. Die Aufzucht ist, wie noch jetzt auf dem Lande, einfach und hört frühzeitig auf, den Eltern zur Last zu fallen, woraus folgt, daß weder Mann noch Weib sich Zwang anzutun braucht und der während der Blütejahre bekömmlichste natürliche Hergang, das Abwechseln von Schwangerschaft und Säugen, eingehalten werden kann. Jetzt aber ist dieser Hergang teils durch die menschliche Bequemlichkeit, teils durch eine verkehrte ökonomische Entwicklung stark beeinträchtigt.

Jedes Weib hat, sowohl von seiten des Herzens als der Gesundheit, Anspruch auf Liebe und Kinder. Auch hier tritt die Monogamie der Natur in den Weg; die Natur aber rächt sich bitter für die verweigerte Forderung und wird es mit der wachsenden Zahl der ehe- und kinderlosen Frauen in zunehmendem Maße tun. Wir sind freilich an diese übelstände so gewöhnt, daß wir sie nicht hinreichend beachten.

Auch in diesen Dingen können wir nicht auf primitive Verhältnisse zurückgehen und uns nicht ganz der Rache der Natur entziehen, um so mehr als sich hier menschliche Satzungen einmischen, die sich mit den Forderungen der Natur nicht vereinigen lassen. Mehr als bei den auf Nahrung, Kleidung und Tätigkeit bezüglichen Lebensgewohnheiten müssen wir uns hier den Weg zwischen Hindernissen verschiedener Art hindurch bahnen. Wie soll man das machen? Das ist ein heikles Kapitel, über das man wohl unter vier Augen sprechen, aber nicht gut schreiben kann.

überall sehen wir dasselbe Bild: wir möchten mit unserem Körper verfahren, wie es uns beliebt und Vergnügen macht, und glauben, ihn an alles gewöhnen zu können. Die Natur aber sagt: versucht's nur, ihr werdet sehen, was ich drauf kommen lasse. Ihr sollt bei der Lebensweise bleiben, unter der ihr zu Menschen geworden seid. Wohl paßt sich der Körper für den Augenblick an und bricht nicht gleich zusammen, aber allmählich verliert er

an Leistungsfähigkeit, Widerstandskraft und Behagen und weiß gewöhnlich selbst nicht, warum. Dann müssen wir froh sein, wenn wir noch den Weg zurückfinden, wenn er nicht verloren ist durch generationenlanges Fortschreiten in der falschen Richtung oder versperrt durch das Kulturleben, das wir uns zurechtgemacht haben. Können wir dann nicht auf das Natürliche zurückgehen, so müssen wir uns mit Surrogaten behelfen, aber danach streben, daß wir der Natur nicht mehr abdringen, als sie uns allenfalls zugibt: sonst rächt sie sich schwer an uns und den nachkommenden Geschlechtern für die Beeinträchtigung ihrer Rechte.

Ferdinand Kürnberger und die Sittlichkeit

(Zwei unveröffentlichte Briefe)

Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch

Im ersten Jahre ihres Bestehens brachte das Wiener Tagblatt „Die Zeit“ in siebenundzwanzig Fortsetzungen Kürnbergers kostbarste Dichtung, den Roman „Das Schloß der Verbrechen“ („Frevel“ oder „Greuel“) zum Abdruck, dessen Publikation schon in den siebziger Jahren versucht worden war, damals aber an den Bedenken der Zensur scheiterte. Bald nach dieser ersten Veröffentlichung (vom siebenundzwanzigsten September 1902 bis zum einundzwanzigsten März 1903) erschien der in den Jahren 1863 bis 1875 geschaffene Roman auch in Buchform (Leipzig 1904, Hermann Seemann Nachfolger), aber wieder nicht ganz ungekürzt, ja nicht ganz unverstümmelt. Was soll man beispielsweise zu einer Entstellung sagen wie diese: Im Kapitel vier der Memoiren des Marchese Santafiore, die den Roman beschließen, weist Demantina den werbenden Jüngling, von dessen einstigen Beziehungen zu dem verstorbenen Cölestin sie bereits erfahren hat, mit den Worten zurück: „Ich bin schon Witwe, ich möchte nicht noch eine heiraten — denken Sie an Pater Cölestin.“ Die Seemannsche Ausgabe aber meint: „Ich möchte nicht noch einmal heiraten.“ So hätte man den edeln, feurigen Wein nicht verwässern dürfen! Schmerzlicher aber als der Umstand, daß Kürnbergers wohl gefeilte letzte Handschrift — er selbst schrieb den ganzen langen Roman viermal säuberlich nieder! — so wenig respektiert wurde oder werden konnte, berührt die Tatsache, daß die zweibändige Buchausgabe von unseren sonst so emsigen und eilfertigen „Besprechern“, die sich für jeden „Götz

Krafft" die Finger wundschreiben, fast gänzlich übersehen wurde. Auch die Germanisten, die über den wegen Lenau pikanten „Amerikamüden" Kürnbergers schon soviel Tinte vergossen haben — im Sommer 1903 erschien wieder eine lange Abhandlung in den „German American Annals", die alle Quellen aufdeckt, aber dem Dichter bitter unrecht tut —, sind an dem jetzt erschlossenen Hauptwerk Kürnbergers achtlos vorübergegangen. Der Verleger mag darüber trauern; den noch immer „reponierten Manen" des Dichters schadet es nicht. Denn es sind nicht die schlechtesten Leser, die ein Meisterwerk der Weltliteratur, wie es das grausig-schöne „Schloß der Frevel" ist, auch ohne Mittler finden.

In dem reichen Briefschatz Ferdinand Kürnbergers fanden sich nun die Konzepte zweier bisher unveröffentlichter Schreiben in Sachen unseres Romans. Der erste Brief ist an Dr. Max Kurnik gerichtet, den einstigen Herausgeber der „Schlesischen Presse", der seit einigen Monaten, seit S. Schottlaender den Verlag dieser vornehmen Breslauer Zeitung übernommen hatte, als Feuilletonredakteur des Blattes tätig war. Kürnberger, der 1873 bis 1876 zu den Mitarbeitern der „Schlesischen Presse" zählte, hat sein Romanmanuskript bald nach dem letzten Federstrich an Kurnik geschickt und gleichzeitig Herrn Schottlaender ein kombiniertes Angebot für den Zeitungs- und Buchverlag gemacht. Dr. Kurnik, der den Roman auf Kürnbergers Wunsch in nächtlicher Einsamkeit fiebernd rasch gelesen hatte, antwortete am sechsundzwanzigsten November 1876 in begeisterten Worten und bat den Dichter dringend, von der schädlichen und unwürdigen Zeitungspublikation zugunsten des Werkes abzustehen. Kürnberger schrieb darauf:

„Sehr geehrter Herr und Freund!

Eine Arbeitsstimmung, die ich mir unzerstreut zusammenhalten wollte, hinderte mich, umgehend zu antworten, was ich so gerne getan hätte und wozu es mich drängte.

Vor allem jetzt meinen Dank, daß Sie das Manuskript so rücksichtsvoll gelesen. Sie erledigten die Lektüre nicht nur rascher, als ich selbst hoffte, sondern erfüllten auch meinen Wunsch, ihr die besten Stunden zu widmen. Sagten Sie es nicht selbst, so würden es die starken und tiefen Atemzüge verraten, in denen Ihr Brief redet. Man hört und sieht es sinnfällig, daß Sie aus heißer Schlacht kommen und ganz bei der Sache waren.

Und nun zum Gegenstande.

Was Sie mit der Hyperbel freundschaftlich scherzender Vertraulichkeit — Ihre Grobheit nennen: ist auch die meinige. Ich sei nicht recht gescheit, diesen Roman als Feuilletonroman anzubieten! Vollkommen einverstanden.

Ganz meine Meinung. Er ist kein Feuilletonroman, und ich konnte mir das im Ernste nicht einbilden.

Aber, glauben Sie mir, das sogenannte praktische und nüchterne Leben ist ein sehr phantasievoller Narr! Konnte sich unser de Pretis[1]) einbilden, daß wir sein Bankstatut annehmen werden? Oder Gortschakoff,[2]) daß die Pforte sein Ultimatum annehmen wird? Mit offenen Augen und vollem Bewußtsein tun die Gescheiten, was nicht recht gescheit ist, und müssen es tun. Es gehört eben zu den Mysterien des Weltdaseins, daß die Gescheitheit nicht sein einziges Uhrrad ist.

Warum ist der Roman kein Feuilletonroman?

Erstens; er hat für die Familienehrbarkeit zu starke Sachen; und

Zweitens; es ist schade, ihn in Teile zu zerreißen; Kapitel neun und anderes ist viel zu gut dazu.

Ad I. Die starken Sachen sind's vielleicht minder, eingegeben in Dosen von einzelnen Zeitungsnummern. Wie der volle ungebrochene Strom der Lektüre auf Sie wirkte, so wirkt er vielleicht nicht, auf Tage verteilt und in Zeitungsfortsetzungen verdünnt. Ein diluiertes Gift ist keines, sagte mir einst ein Arzt.

Ad II. Jeder gute Roman ist zu gut, um in Zeitungsfetzen zerrissen zu werden. Es gäbe ein Dilemma, welches den Feuilletonroman aufheben würde: den schlechten wollen wir nicht, und um den guten ist es schade! Das letztere empfindet niemand stärker als ich, und der Feuilletonroman ist mir überhaupt eine greuelvolle Institution. Aber — er ist nun einmal da und hat Bürgerrecht im bürgerlichen Geschäftsleben. So rechnet man denn damit.[3])

Wohlan, da haben Sie die Idealität von gescheit und nicht gescheit. Was ich da erwidere, konnte in einem Ozean von Unmöglichkeit vielleicht ein Strohhalm von Möglichkeit sein. Warum allein absprechen? Wenn man den zweiten hört, wird man immer gescheiter, als wenn man sich allein hört. Ich habe jetzt Sie gehört, das heißt, ich habe den ganzen bon sens der deutschen

[1]) Sisinio Frh. v. Pretis-Cagnodo (1828—1890), seit 1872 österreichischer Finanzminister.

[2]) Alexander Michailowitsch Fürst Gortschakoff (1798—1883), seit 1866 russischer Kanzler.

[3]) Bereits im Juni 1875 hatte Kürnberger seinen Roman an die „Deutsche Zeitung" (Wien) um dreitausend Gulden verkauft, von denen er zweitausend als Anzahlung erhielt. Der mit Kürnberger befreundete Herausgeber Heinrich Beschauer mußte aber die Veröffentlichung nach dem siebenten Kapitel wegen wiederholter Konfiskation einstellen.

Redaktionspraxis gehört. Sie bestätigen nur mein eigenes Gefühl, deswegen sind aber die Bestätigungen zweiter Instanzen nicht überflüssig.

Daß ich mit Herrn Schottländer nun weiter verhandle, ist meine Meinung nicht. Ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt habe: Herr Schottländer hatte mein Offert als Zeitungsverleger und dann als Buchverleger. Mit jenem entfällt mir auch dieses.

Während Sie lasen, haben wir einen Brief hin und zurück gewechselt, und bei dieser Gelegenheit ging ich auch einmal um fünfhundert Mark zurück, also bis auf dreitausend. Weil der Zeitungsdruck entfiele, noch weiter zurückzugehen, ist aber nicht meine Absicht. Mein Gedankengang ist vielmehr dieser: der Preis von dreitausend Mark steht mir fest, und nun sage ich: benütze es für diesen Preis, so viel du kannst und in allen Möglichkeiten. Ist die Zeitungsnutzung unmöglich, so läßt auch der Buchdruck viel Chancen zu. Wir sehen und sehen Verleger, welche ein und dasselbe Buch in den gewandtesten Formen hin und her wenden und für alle Fraktionen der Käufer adjustieren. Bald machen sie eine wohlfeile Volks- und Leihbibliotheken-Ausgabe, bald ein Velin-Salonbuch, bald ein illustriertes Prachtwerk. Letzteres möchte namentlich dem Ekkehard aufgeholfen haben. Der Ekkehard erschien in Meidingers Romanbibliothek als fünftes Stück, mein Amerikamüder als sechstes. Während ich schrieb, überlief mich der Verleger mit dem eifrigen Drängen: Machen Sie, daß Sie bald fertig werden, damit wir die Scharte von Ekkehard auswetzen! Wer die zwei Bücher kennt, dem klingt das Wort wie irrsinnig; aber siehe da, es wurde buchstäblich war. Wir wetzten ‚die Scharte von Ekkehard' aus. Vom Ekkehard gingen vierhundert, vom Amerikamüden zehntausend Exemplare. Wenn Ekkehard sein wohlverdientes Glück doch noch gemacht hat, so verdankt er das, außer seiner hohen literarischen Würdigkeit, ganz handgreiflich der Kunst eines an den Hilfsmitteln des Verlags unerschöpflichen Betriebes und der Illustration.[1])

Etwas Ähnliches schwebt mir gegenwärtig vor. Ich weiß, was ich verdient habe; das Stück Geld, das ich nenne, ist kein zu hoher Verdienst.

[1]) Meidinger machte später Bankerott. Die Liquidationsmasse des Verlages erwarb Richard Bong in Stuttgart, der Scheffels Roman zu mehr als hundert Auflagen verhalf. Kürnbergers Werk erschien 1889 in neuer Auflage bei Reclam.

Schlagt es heraus! Das Buch ist keine Schablone und soll auch nicht schablonenhaft verlegt und debitiert werden. Es ist ein originelles, in manchem Sinne ein merkwürdiges Buch, es gibt den Sinnlichen, was sinnlich, und den Geistigen, was geistig ist; und gibt mit vollen Händen. Ich wüßte nicht, welcher zeitgenössische Romancier mehr zu geben hätte. Das soll aber auch geltend gemacht werden. Mit einem Worte, ich suche für dieses Buch nicht sowohl einen Verleger als einen Liebhaber. Ich suche einen Mann, der dafür Feuer und Flamme werden kann, der ein paar Jahre seines Lebens daran setzt, es auf den Leuchter zu stellen, wohin es gehört. Kurz, einen Mann, der es anpackt unter dem Motto:

Und wenn du dir nur selbst vertraust,
Vertrauen dir die andern Seelen.

Hr. Schottländer, der von einem ‚prekären' Unternehmen spricht, scheint dieser Mann nicht zu sein. Ich nehme ihm das nicht übel und trage es ihm nicht nach. Es wäre ja der blindeste Zufall, daß just er, der der Erste ist, auch der Rechte ist. Ich werde den Rechten schon finden. Ich gedenke persönlich nach Berlin und nach Stuttgart zu reisen und mir meinen Mann recht wohl auszusuchen.[1] Das Buch ist meine Vatersorge wert, und ich werde sie ihm zuwenden.

Bitte also recht schön, mir das Manuskript wieder zurückzuschicken. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre freundliche Lektüre und bin glücklich, daß sie Sie interessiert hat und die Zeit nicht verloren war. Im Einzelnfeuilleton bleiben wir die Alten.

Wien, 30. Nov. 1876. Mit aller Ergebenheit
Ferdinand Kürnberger."

Die Verhandlungen mit Schottländer führten also zu keinem günstigen Erfolge. Im Frühjahr 1877 schickte Kürnberger ein Manuskript seines Romans an Hofrat Dr. W. Hemsen, den literarischen Berater des Verlegers Wilhelm Spemann, nach Stuttgart. Der begleitende Brief Kürnbergers und die enthusiastische Antwort Hemsens hat Karl Rosner im Vorwort der Buchausgabe des Romans mitgeteilt, wo auch ein zweiter Brief des Dichters teilweise abgedruckt ist, den

[1]) Die Reise unterblieb.

er in demselben Jahre noch an Oswald Ottendorfer, den damaligen Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung", geschrieben hat. Bei diesem wieder vergeblichen Angebot ging eines der Manuskripte verloren. Kürnberger hielt „Das Schloß der Frevel" für den Schatz seines Lebens und hoffte, daß ihm dieses Lieblingswerk eine kleine Rente für das Alter oder ein bescheidenes Kapital zum Ankauf eines Häuschens, etwa in Liechtenstein, eintragen werde. Deshalb schrieb er nach allen den erfolglosen Versuchen, die ihm nur Komplimente, aber keine Publikationsmöglichkeit verschafften, im Frühling 1878 noch einmal an den Verleger Wilhelm Hertz in Berlin (Besser'sche Buchhandlung), der in demselben Jahre sechs Novellen von Kürnberger in einem Bande herausgab. Die Briefkopie von des Dichters Hand enthält den „meritorischen Teil" des Angebotes an Hertz, des letzten, von dem wir wissen:

„Gratz, im März 1878.

Ohne Sie mit einer ganzen und förmlichen Vorrede aufzuhalten, oder wohl gar das Geheimnis der Spannung Ihnen vorweg zu verraten, werde ich Sie doch auf die Lektüre vorbereiten sollen, das heißt andeuten, was Sie überhaupt zu erwarten haben und weß Geistes Kind dieser neue Gast.

Vorzubereiten aber ist ein Verleger wohl zumeist — auf das Bedenkliche. Nun, der Roman enthält dessen! Er enthält aber just deshalb auch eine Probe von Selbstverleugnung, Selbstkritik und Selbstzensur, auf die ich als Mensch und Schriftsteller stolz sein darf. An welchem Punkte zum Beispiel das Kapitel 7[1]) der letzten Hand abbricht und wie weit die Führung dieser nämlichen Szene gegangen in demselben Kapitel der vorletzten Hand (gebundenes Exemplar) auf pag. 84, 85, 86, 87 und 88 — das sei mir erlaubt, wohl als Muster anzuführen, wie an dem künstlerischen Prozesse beides zugleich teilhaben kann: die zügellose Phantasie des Dichters und Superiorität des männlichen Vernunftgesetzes, der Zucht und der Sitte. Ja, vielleicht fände sich in der weiten Welt wohl der Verleger, welcher jene weitgehende Szene dieser sich selbst beschränkenden vorzöge.

Jedenfalls hoffe ich, an diesen zwei Lesarten gezeigt zu haben, wieviel ich opfern kann und wieviel ich behalten muß, wenn der Charakter noch Charakter bleiben soll. Wie Falstaff ein Kneipgenie, so ist nun einmal Zuppa ein Geschlechtsgenie; daran läßt sich nicht rütteln; dieser Grundton muß bleiben.

---

[1]) Balm befreit Selina aus Zuppas Atelier.

Ich konnte des Teufels Schwanz, wenn er zu lang ist, amputieren; aber der Teufel bleibt übrig! Den Grundtext, wie er jetzt steht, möchte ich nicht weiter kastigieren und müßte in Friede und Freundlichkeit jede Debatte darüber ablehnen. Als letztes Auskunftsmittel würde ich höchstens ein anderes vorschlagen, nämlich den Schleier der Fremdsprache. Weiland das ‚deutsche Museum von Prutz' enthielt ein Korrespondenzfeuilleton ‚Aus Cuba', worin der Tourist im Basar herumgeht und bei der Krambude einer hübschen Kreolin nach verschiedenen Kleinigkeiten fragt. Er hört verwundert, daß sie ihm jeden, auch den geringsten Artikel als ein ausländisches Fabrikat nennt, und fragte sie: Aber was macht ihr denn auf eurer Insel voll reicher Naturgaben? Rien que des enfants, Monsieur, antwortete sie naiv. Wohlan, das stand im Museum von Prutz, einer Wochenschrift, welche noch ganz anders als ein Roman in die Familien, also auch in die weiblichen Hände kam. Ich selbst pflegte an ständigen Leseabenden eines Frankfurter Familientisches, besetzt mit Frau und Töchtern, abwechselnd mit dem Hausvater Novellen und gute Kritiken draus vorzulesen. So viel ist also möglich unter dem Schleier einer Fremdsprache — welche niemand fremd ist! Mein Zuppa, als Römer, hätte italienisch zu sprechen, was schon weit unbekannter ist, und zu einem solchen Umspringen vom Deutschen ins Italienische würde ich mich also verstehen, wenn etwa noch ein paar Stellen vorkommen sollten, wo sein deutscher Wortlaut zu unverfroren klänge.

So viel für die gemein-Sittlichen. Der vornehm Sittliche aber fühlt ohnedies, daß Zuppas Unsittlichkeit nur ein höheres sittliches Zweckmittel und keineswegs Selbstzweck ist. Ihm ist keinen Augenblick zweifelhaft, in welch reinem und edlem Dienste hier die unreinen Stoffe verwendet werden; ja, wäre es auch nur das schon äußerlich wahrnehmbare Gesetz der Symmetrie, so würde jedes dafür empfängliche Auge sich sagen müssen: wo ein Spiritualist wie Marchese Santafiore einer von den Atlasträgern des Buches ist, dort muß ihm ein Sensualist wie Zuppa eo ipso und schon nach den Wirkungen des Kontrastes gegenüber stehen. Stellen doch Sensualismus und Spiritualismus die Spannweite der ganzen Welt dar, und wenn man kühne Wölbungen in der Baukunst lobt, zum Beispiel die Peterskuppel, so vermag es die Dichtkunst, von aller Erdschwere frei, nur noch mit leichterem Zirkel, die kühn gespannte Bogenweite einer Ethik auszumessen, welche von

dem Weisen des Monte Mario bis zu dem Faun des Malerateliers über den ganzen menschlichen Horizont läuft. Die weitgehende Fülle dieses Umfangs geht daher just so weit, als jedem gehaltvollen Buche nachgesagt wird: es umfaßt die ganze Natur und auf all ihren Seiten. Es gibt den Sinnlichen, was sinnlich, und den Geistigen, was geistig ist.[1] Der richtige Mensch ist beides zugleich, und der richtige Leser findet also wohl sein richtiges Buch an diesem Romane.

Sogar der Liebhaber des Zeitgemäßen findet es. Zwar läßt mich diese Eigenschaft künstlerisch kalt, ist mir wohl gar antipathisch, sofern sie das weiteste Tor jenes Mißbrauches ist, sensationelle Tagesparolen von der nassen Druckerschwärze der Zeitungen flink auf die Romane abzuklatschen und wohlfeile Bogenhonorare zusammenzuschreiben. Nicht der Tratsch der Zeit, aber der Geist der Zeit macht meinen Roman zeitgemäß. Der Held desselben gerät in eine außerordentlich akute und drangvolle Pressung der zwei großen Weltmühlsteine Sensualismus und Spiritualismus, und da die Schaubühne Rom, so kann der letztere nur die religiöse Färbung haben, die kirchlich-katholische. Da kommt es denn zur durchgearbeitetsten Behandlung der großen Zeitfrage des Kulturkampfes. Und zwar nicht im Stile der deutschen, schulmeisterlich-aschgrauen Reflexionsschreiberei, sondern im Stile der olympischen Wettkämpfe, wo muskelkräftige Glieder gymnastisch-schön miteinander ringen und der innere Vorgang der Gedankenprozesse, durch die sinnliche Kraft der Dichtung dramatisch veranschaulicht, fast wie ein Schauturnen eine szenisch-sichtbare, lebendige, Interesse und Teilnahme spannende Aufführung wird. So entstand das Kapitel 9,[2] auf welches auch der Bescheidenste stolz sein dürfte, denn es wird sobald nicht wieder geschrieben werden! Auch ein Jesuit wird sobald nicht wieder geschrieben werden, wie der dieses Buches. Nichts ist populärer, als dem liberalen Lesepöbel einen Jesuiten abzuschlachten, der gleich von vornherein schwarz in schwarz gemalt, als Vogelscheuche und Kinderschreck dankbar durch die Leihbibliotheken wandelt. Aber dann ist auch nichts menschwürdiger und literarisch-vornehmer, als denselben Jesuitentypus mit allen Liebenswürdigkeiten der Bildung und

[1] Vergleiche den Brief an Kurnik.

[2] Das Symposion in der Pergola von Villa Madama.

des Charakters auszustatten, und nichts tragischer, als sein nur um so tieferer Fall.

Ich nenne da das Wort, das der Roman so gut wie die Bühne beanspruchen könnte — die tragische Wirkung. Diese Wirkung zu erreichen, zerreißt man aber nicht den sittlichen Zustand des Menschen in Gut und Bös, Tugend und Laster, sondern verleiht jedem, der fallen soll, noch eine mütterliche Ausstattung von Naturgaben, durch die er auch steigen könnte und die ihm im Falle noch menschliche Teilnahme sichern. So entsteht Furcht und Mitleid; — Furcht, wie sehr am Steuerruder, das Erziehung und Schicksal heißt, der Fehlgriff möglich, welcher den Klippen und Brandungen zutreibt, und Mitleid, wo der Schiffbruch tatsächlich eingetreten. Beides schließt dann jene gemeineren Extreme der Romanlektüre aus: die Schuld, die so hassenswert ist, daß sich an ihrem Hochgerichte die rohen und grausamen Instinkte weiden; und die Schuld, die so schwächlich ist, daß weinerliche Sentimentalität sie am liebsten beschönigen und begnadigen möchte. So wird Schuld und Strafe meines Romans tragisch, denn tragisch ist nichts als die Gerechtigkeit, gepaart mit Barmherzigkeit; — das volle Gefühl der Verantwortung, aber auch das tiefe Gefühl des menschlichen Gemeingeistes, das Bewußtsein von dem brennenden Nachbarhause, wieviel im eigenen Hause dämonischer Brennstoff einlagert. Diese sittlichen, ich möchte sagen: andächtigen Schauer vor dem Gesamtlose der Menschheit, dieses leise, aber innige Durchbebtsein des Richters von seiner Verwandtschaft mit dem Gerichteten, haucht meinem Roman, wenn ein Selbstzeugnis gilt, eine Seele von Humanität ein, die wie ein guter Geist so viel ungute Geister, gleich der Zauberherrschaft Prosperos über Kaliban, zu einem höheren Dienste zwingt.

Aber wohin gerate ich? Die Schwäche der Vaterfreude führt mich zu weit. Ich empfehle und wollte nichts als charakterisieren. Empfehlung aber wäre teils unnötig teils unwirksam. Unnötig für jeden, der ohnedies schon geistesverwandt, unwirksam für jeden andern, der entgegengesetzten Geistes. Jener zum Beispiel möchte das Kapitel: ‚Eine Ohrenbeichte'[1] als ein Kronjuwel und als ein Muster in der Literatur bewundern, wie das Unreine

[1] Kapitel 1 der Memoiren des Marchese Santafiore.

mit zarter Hand und reinem Sinn zu behandeln; dieser dagegen braucht nur noch persönlich fromm zu sein, und alle Reize der Ästhetik könnten ihn nicht rühren, dem Sophisten und Gnostiker Cölestin in seiner Verdrehung des Christentums Patenstelle zu leisten. Man könnte ihm tausendmal sagen: das steht zu Kunstzwecken da, wie Jago und die Hexen Macbeths — er mag einmal nicht! Jener könnte das Capriccio im fünften Kapitel [1]) der Memoiren des Marchese Santafiore — der reitende Zwerg und seine Standrede — in der Literatur eines Cervantes, im Bilde eines Kaulbach und Doré für würdig halten; dieser würde in der köstlichsten Erfindung des übersprudelnden Humors nichts als eine Kirchenentweihung erblicken . . ."

Auch Hertz verhielt sich ablehnend. Noch auf seinem Totenbette in München aber arbeitete Kürnberger im Herbst 1879 an einer literarhistorischen Vorrede zu seinem „Schloß der Frevel", deren unvollendeter Entwurf leider verloren ging.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)



er Arzt kam. „Nun, nun", nickte er. „Der Bluterguß war ja sehr viel spärlicher, als die Zeugen mir vormachten. Das ist noch kein Blutsturz, lieber Herr. Aber es könnte einmal zu einem solchen kommen. Ich kann Sie nicht abklopfen, — nur ein wenig abhorchen — ganz ruhig atmen . . . Na ja. Nicht husten! Es ist ein Gefäß geplatzt; und Ihre Lunge, die seufzt nach dem Süden."

„Mein Herz auch", lächelte Helbig schwach.

„Können Sie den Winter über Urlaub bekommen?"

„Kaum."

---

[1]) „Zuppa" flieht vor Caradosso in eine Kirche und verteidigt sich, auf dem Arm eines posaunenblasenden Goldengels reitend, vom Altare aus.

„Es muß doch sein. Jetzt brauchen Sie Ruhe. Kommt in Tagen oder Wochen kein Blut mehr, dann vorsichtig reisen; aber fort müssen Sie; — hier hätte die ‚Wiener Krankheit' leichte Arbeit.

Und wie Sie wohnen! Sie müssen Sonne haben, viel Sonne!"

Dann schied der Arzt.

Sonne!

Helbig dachte an die wunderschönen, steirischen Herbsttage, wo die blutroten Kirschbäume, die gelben Birken und Linden, die bronzeschillernden Kastanien seine Augen mit Schönheit gefüllt hatten; leuchtend vor Sonne!

Warum er nicht im Sommer hingegangen war, in Doktor Urbans Sonnenheim auf der goldenen Ries? Die steirischen Wälder hätten gerauscht und hätten um sein heimwehkrankes Herz das Wiegenlied gesungen; — das Zauberlied, welches gesund macht . . .

Vor Erschöpfung schlief er ein.

Niemand bekümmerte sich um ihn. Der Arzt hatte den Quartiergebern aufgetragen, Eis zu holen und dem Kranken Umschläge zu machen. Das Eis holte die Vettel, machte die Türe auf, setzte den Kübel drinnen hart auf den Boden und ging wieder hinaus.

„Der soll sich selber helfen."

Helbig schlief auf seinem Bett halbangekleidet bis zum nächsten Morgen. Dann wachte er auf, mit dem Gefühl des Angegriffenen, aber Gesunden. Erst nach einer Weile besann er sich auf das, was geschehen war.

„Nun käme also das Siechtum. Zwei, drei, vier Jahre? Mit durchscheinend gelben Ohren, dünnem Hals, wankenden Knieen und versagendem Odem.

Was wäre mein Leben, wenn ich auch gesund wäre? Seit die Freunde fort sind, seit die Heimat ferne ist, seit die Jugend hinter mir liegt, — was bin ich denn noch? Ein Unbrauchbarer; einer der nicht leben kann. Der geniale Helbig, sagten sie einst; und es war nur die Teufelsschönheit der zwanzigjährigen Jünglingsseele.

Ich wurde nur geboren, um schöne, leuchtende Jugend zu leben. Dann war meine Bestimmung zu Ende."

Das war Helbigs zweite fixe Idee. Die eine ging zum Fanatismus an der Heimat und sah außerhalb ihrer keine Möglichkeit, zu leben. Die zweite

raunte ihm stets zu: Jung warst du alles; nun die dreißig kommen, bist du nichts mehr. Und da stand der an Geist und Körper kranke Mensch langsam auf und hob wie ein heiligstes Sakrament der Erlösung den Entschluß zum Himmel: „Abschied nehmen am Rande der Jugend, der Schönheit. Sterben in der Blütezeit."

Von diesem Entschluß an war das alte, sanfte Glücksgefühl, das Genie des Wohlklanges über ihm.

Er träumte sich ein wunderschönes Ende zurecht und eine Vermählung mit der Natur.

Mit dem treuen, eisern zuverlässigen Arbold hatte er stets in Briefwechsel gestanden, und traurig zeigte Arbold diese Rufe der Verzweiflung und der unglücklichen Liebe zur Heimat der klugen Frau Else, die dem Helbig gerne den Kopf zurechtgesetzt hätte. Aber ihr schrieb er nichts.

Nun gemahnte Helbig den Freund an seinen Handschlag, schrieb ihm aber vorläufig nur, daß er hoffnungslos lungenkrank sei. Ob Arbold dereinst, wie er geschworen, seine Asche für die weite Heimatnatur retten wolle?

Dann schlenderte er im milden Oktobersonnenschein durch die Straßen Wiens über den Ring bis zu einem Laden, in welchem er oft schöne, schwere Steinurnen gesehen. Er kaufte eine und ließ sich ein Piedestal aus ganz dem gleichen Granit dazu geben. Dann suchte er einen Steinmetz auf, der ihm die Urne gänzlich ausbohren und mit einem Schraubboden versehen sollte. Es war ein langes Wandern. Ein Dienstmann keuchte mit dem Gefäß des Todes hinter ihm bis an die Linie, und dort hatte Helbig viel Not und Kopfschütteln zu überwinden, bis ihm ein findiger Italiener versprach, das seltsame Ding zu machen.

Er aber folgt seiner geliebten Wahnidee unerschütterlich und richtete alles. Die Geldsumme für sein Begräbnis, — für Gotha und für Arbolds Reise beschaffte er, setzte beim Notar seine letztwilligen Verfügungen auf und sprach sogar beim Verein „Flamme" vor, um von seinen Hinterbliebenen die gewünschte Bestattungsart zu ertrotzen, wenn die sich dagegen stemmen sollten.

All das geschah mit leichter, lichter, leise singender Seele. Er war wie verklärt.

Dann fuhr er der Heimat zu.

Im Weichbild der Stadt Wien sah er sich noch einmal um: „Die Erde und die Berge wie gelber, die Häuser und der Himmel wie grauer Lehm. Auf dreihundert Meter dicke, träge Gleichgültigkeit ist diese Stadt gebaut. Die wird wohl nie ein Erdbeben haben.

Die Bäume haben nicht einmal die Energie, in einem leuchtenden Herbstfest zu verbrennen, — — — wie wir es daheim tun . . ." Er sagte schon: wir. Für sich und die Bäume.

Als der Zug durch den Semmeringtunnel fuhr und auf den geliebten steirischen Boden rollte, zwang es ihm die bitteren Freudentränen in die Augen.

Und dann, dann hämmerten und sangen die Räder auf den Schienen: Heimgang! Heimgang! Und die steirische Landschaft flog ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, winkte, grüßte und blieb zurück, weil neue Grüße kamen.

Dann endlich hielt der Zug vor der Stadt mit dem waldigen Berge und der alten Festung in ihrer Mitte.

Und sie versagte ihm nichts.

In einem der ländlichen Einkehrgasthäuser am Gries wohnte er wie ein Fremder, und jeden Schritt in den geliebten Straßen kostete er wie einen langersehnten Kuß. Drei Tage wollte er noch so im Paradiese leben.

Der erste Tag.

Früh an einem überirdisch durchleuchteten Morgen ging er in die Au.

Beim Kreuzwirt in Liebenau war ein Wein, stark, duftend und jung, wie seine besten Lebenstage gewesen waren. Ein Wein, den er selten getrunken, weil er einen Gulden kostete. Jetzt trank er ihn dem überirdisch schönen Herbsttage zu, und durch alle Adern rieselte der Feuergruß des Abschiedsfestes.

Dann auf dem Rückgang im Münzgraben sah er das erste befreundete Antlitz.

In inniger Träumerei über seine geliebte Frau Else kam der junge Kantilener, flaumig und gelockt wie ehemals und in einem braunen, armseligen Dichterröcklein daher, als ob all die Jahre ihn umsonst zu Klugheit und Modegeschmack erzogen hätten. Helbig blieb stehen und ließ das ganze Schifflein voll Lyrik bis nahe an sich streichen; und erst als es in eine kleine Seitengasse abbog, wo Helbig wußte, daß um stets diese Zeit ein ganzer Ausbruch von Reseden, Georginen und Astern vor einem Gartenhäuschen stattfand,

da rief er in heißem Glück, weil in Graz doch alles so gleich lieb und still geblieben sei: „Othmar! Nimm mich mit!"

Kantilener blieb stehen wie unter einem Geisteranrufe und schaute nach dem Freund. Irrend suchte er mit großen Augen in dem hager gewordenen, einst so jugendschönen Antlitz, in welches jede Sehnsucht einen tiefen Strich gezogen hatte, wie ein geiziger Wirt: Auf Rechnung des Lebens.

Es half alles Suchen nach der harmonischen Schönheit des Amadé von einstmals nichts. Kantilener mußte ihn anerkennen, wie er war, und tat es mit zwei arg dicken Tränen. „Helbig! Mein Helbig! An dir hat die Fremde sich schwer versündigt. — — —"

Die zwei hielten sich an den Händen, um das ganze, glücklich wehmütige Wiederbeben des seligen Einstmals zu Ende zu fühlen.

„Du bist jung geblieben, Othmar! Blondlockig jung!"

„Ich bin im Glück", sagte Kantilener; in leiser Scheu, daß er davon sprach.

„Du bist in Graz", betonte Helbig, und das klang ihm wie ein Reim.

Dann gingen sie nebeneinander fort, wie geweiht. Am liebsten hätten sie sich untergefaßt und wären, jeder den Arm um den Leib des Bruders, weitergezogen. Aber beide waren berührungsscheue Naturen.

„Was machen die Freunde?"

„Alle, alle wohl und froh. Scheggl hat geheiratet und ist mit seiner jungen Familie nach Eisenerz. O'Brien ist Offizier und wird wohl in der Romantik seiner niemals ausgeführten Entwürfe weiter glücklich sein. Vollrat ist ein wenig abgerückt von uns, denn er ist der Arzt reicher Leute geworden. Aber verloren ist er uns nicht. Sonst sind alle, was sie waren, auch als Doktores."

„Arbold?"

„Ein bemoostes Haupt, aber zuverlässig und treu. Er sieht das als erste deutsche Pflicht an. Doktor wird er kaum werden; — Fecht- und Turnlehrer ist er schon bei allerlei völkischen Vereinen."

„Willst du mir auf morgen ihn, Wigram, Semljaritsch und Bohnstock bestellen? In die italienische Osteria zum Krebsenkeller in der Sackstraße."

„Gern; bleibst du denn nur kurze Zeit?"

„Nur drei Tage; gerade genug, um Abschied zu nehmen."

„Armer Freund!"

„Nicht arm. Ich bin dabei, mir den Frieden zu erringen."

Den ganzen Tag durchstreiften Helbig und Kantilener die alte Stadt und ihre Gärten. Helbig hatte ein kindlich inniges Vergnügen, im gefallenen Herbstlaub der farbenbrennenden Alleen mit den Füßen zu schlurfen.

„Ich habe das so lange nicht mehr getan. Wie das rauscht! Als ob man im Golde wühle."

Am Schloßberg waren sie auch. „Was macht die wunderschöne Frau von Karminell?" fragte Helbig oben auf dem Plateau erinnerungsbang.

Kantilener errötete tief: „Sie ist, wie nur sie allein sein kann. Wechselvoll und doch immer sie selbst. Wie die Ewigkeit."

In wehmütigem Neid verloren sah Helbig den Freund an. „Selig, die ihr um sie sein könnt, um sie zu lieben. Auch mir leuchtet sie im Herzen." Er drückte Othmar die Hand.

In der Nacht plätscherte Regen. Tieflauschend lag Helbig und dachte daran, daß er bald Sturm und Regen nicht mehr zu hören begnadet sein werde.

Einerlei. Ich weiß, wie sie rauschen, und werde bei ihnen sein und mit ihnen wehen. — — —

Der zweite Tag.

Zerreißende, treibende Wolken. Vorüberlächelnde Sonnenblauheit. Wie eines bewegten Menschenantlitzes wechselnde Gedanken.

Nachmittags kamen dann die Freunde zu Helbig und zogen ihn in ihren Kreis. „Fliegen wir doch wieder einmal nach alter Weise aus!" rief Kantilener.

Er hatte die Freunde gebeten, dem tief sehnsüchtigen, unglücklichen Freunde beizustehen und ihm ganz und gar die Glückstage, wie sie einstmals waren, vorzuzaubern.

Sie gingen auf den Plabutsch, und aus den Wäldern stieg der weiße Rauch der vergangenen Regennacht in den sich verklärenden Himmel, an dem die feuchten Wolken forthasteten wie ungeschickte Theaterdiener von der Bühne; da doch der Vorhang aufgehen müsse.

„Die Wälder rauchen Opferdank" . . . sagte Helbig. Und sie standen und schauten über die unendliche Menge der Fichtenberge im Westen, über die Hügel voll Korn und Frucht im Osten, über die südenleuchtende Ebene mit ihren Welschkornfeldern und nach den Linien der Mittagsberge, über denen eben jetzt Weinlese jubelte.

Dann sangen sie oben auf der grauen, runden Felswarte des stillsten aller Berge die alten, glückseligen Lieder.

Und Helbig sang wie ein sterbender Schwan mit und sang seine ganze Seele in die Weite hinaus, der er bald gehören sollte:

Sonne, du holde,
Scheidest du schon?
Wolken von Golde
Ziehen davon.
Ziehn mich in Leide
Mit in ihr Glühn,
Schwimmen ins Weite —
Wohin? Wohin?
Körperverloren
Schaue ich zu:
Seele des Toren,
Zum Scheiden geboren — — —
Wann fliegst auch du?

Als der Schluß dieses von Kantilener kommenden Liedes, welches zum geliebten, heimlichen Sang Helbigs geworden war, in wundervollem Frageakkord über die Waldwipfel davonschwamm, schluchzte Helbig wildleidvoll auf.

„Nie mehr kann ich singen!"

Angebangt sahen die Freunde auf ihn, und Wigram faßte, als sie den Talweg antraten, mit ernster Philosophie seinen Arm. Er sprach ihm vom Leben und der Kraft zu leben.

„Es ist böse," sagte Wigram, „wenn der Mensch seinen Schwerpunkt so gänzlich außerhalb seiner selbst hat wie du. Ist es aber schon so, dann suche ihn, erobere ihn und klammere dich an ihn fest gegen den Willen aller Welt. Besser der wüsteste Verdruß als Herzeleid und Siechtum."

„Da ergeht es mir umgekehrt", sagte Helbig leise. — Ihm half keine Philosophie. Die Jugend fort, die Todeskrankheit da; er mußte eilen, ins Ewige zu gelangen.

Am Abend in der italienischen Kneipe war er heiter und laut. Allen Freunden trank er Abschied zu: „Ich liebte euch wie meine Jugend! Bleibt ewig so jung und habt euch gerne, wie ich euch liebte! Glück und langes Leben!"

Heimgehend ließ ihn Arbold, der Treue, in leiser Sorge nicht los. Aber Helbig blieb heiter und angesonnt auch in der Nacht! Vor dem Wirtshaus küßte er den wilden Ostgoten: „Arbold, du Treuester! Halte mir Wort!"

„Wozu! Sollte es denn schon so weit sein? Amadé! Was willst du tun?"

„Ich habe einen Blutsturz gehabt und gehe — — — nach Süden. Aber ich komme nicht mehr lebend zurück. Du wirst sehen."

Tief traurig ging Arbold heim.

Am dritten Tage dann ging Helbig zu Frau von Karminell. Das Schönste hatte er sich für zuletzt behalten.

Frau Else saß in Verlangen und Träumerei. Othmar war lange, lange Zeit nicht bei ihr gewesen. Er mied sie, und sie wußte, warum. Er hatte Angst, weil sie zu schön war; und sie drückte sich die Süßigkeit dieses Meidegrundes an das unruhige Herz, fest, fest.

Als die Klingel schrillte, glaubte sie, nun käme er doch.

Statt des lebenslachenden Othmar aber trat ernst, geweiht, feierlich und wie mit einem leuchtenden Schein um die hager gewordene Stirne Helbig herein.

Fremd und bang sah sie ihn an, in Staunen über ihn tiefatmend.

„Herr Doktor Helbig? Sie haben sich wahrlich verändert."

Er lächelte: „Das war die Jugend! Sie ging von mir; nun blieb, was Sie sehen. Als die Dreißig kamen, erschrak ich tief, als ob mein Leben zu Ende wäre. Ich wußte wohl, warum."

„Ging die Jugend, so mußte das Glück nicht mitgehen", mahnte Frau Else zagend. Sie standen beide. Keines dachte daran, sich zu setzen.

„Das Glück, das war die Heimat", erwiderte Helbig. „Sie drängte mich fort, und selbst das Vaterhaus hatte keine Gegenliebe für meine heiße Liebe."

„Was werden Sie nun tun? Warum sind Sie gekommen?"

„Ich gehe nach Süden, und kam, Abschied zu nehmen."

„Sie sind krank?"

„Sehr", sagte Helbig.

„O Sie Ärmster! Wie denn? Wo denn? Setzen Sie sich!"

Das heiße Mitleid hatte Frau Else von dem bangen Druck befreit, der sie befallen, seit Helbig eingetreten war.

Helbig antwortete: „Davon ist einer glücklich schönen Frau nicht gut reden; ich täte unrecht damit. Nur von meinem kranken Herzen darf ich erzählen, da es mit zu dem Abschied gehört, den ich nehme.

Alles, was ich hatte, war Gesundheit, Jugend und Wohllaut.

Alles, was mich erhob, waren die Freunde.

Alles, in dem ich lebte, war diese Stadt. Die Jugend ist dahin. Was bleibt? Ein totkranker, bedrückter, unbrauchbarer Hagestolz. Jugend vorbei, alles vorbei! Die Freunde teilten sich, und jeder geht einsam, weil er sein eigenes Gewicht hat. Ja! Könnte ich voll ewiger Welt- und Menschenliebe sein wie Othmar! Gedankenwälzend gleich Wigram! So aber lebte ich nur durch sie! Und auch diese Stadt hat sich mir verboten. Meine eigenen Eltern zürnten unversöhnlich, weil ich hier das Leben und das Glück zu sehr liebte und in meiner Laufbahn nicht von der Stelle kam, wie sie meinten.

Alles, was ich am Leben besaß, war außerhalb von mir. Ich schwebte, weil mich Engel trugen. Sie ließen mich fallen, und ich habe keine Fittiche.

Bloß Pflanze war ich! Im Heimatboden! Und da sie mich entwurzelten, verdorrte ich. Sie aber, Sie Schöne, Anmutvolle, Sie in den ewig wechselnden, entzückenden Kleidern, habe ich noch einmal sehen wollen. Sie sind alles, was diese Stadt ist! Mit den kleinen Launen und der großen Ruhigzügigkeit; unendlich klug und dennoch jeder Torheit zulächelnd, lebensfroh und dennoch still hinhorchend, Sie sind allein wert, einem Künstler als der Genius meiner launenvollen, traumheißen Heimatstadt zu gelten.

Wenn ich von Ihnen Abschied nehme, so tue ich es von allem, was ich liebte! Allerschönste Frau!"

Er warf sich vor ihr zu Boden und küßte der tiefbewegten Frau in heißer Liebe beide herrlichen Hände und schlang die Arme um ihre bebenden Kniee.

Dann raffte er sich empor und ging.

Ging zu den, seit Jahren nur in verlangenden Träumen gesehenen Wundern verborgener Lieblichkeit, auf den Ruckerlberg, und von dort taldurchquerend auf die Ries.

Hier, im unsäglich schönen Licht- und Farbenfest des Oktobers, ruhte er an der schönsten Stelle, wo man zwanzig Meilen Steiermark und vielhundert Berge überblickt, und übersah noch einmal mit schwindelnden Blicken alles,

als wollte er diese Welt in einem tiefen, tiefen Zug hinuntertrinken; und alles war gut und schön.

Dann erschoß er sich.

Rollend lief der Schußton längs der Waldhänge entlang, und dreißigfältig antworteten ihm nachrufend die Gelände, welche der Sterbende so innig geliebt hatte. Alle sprachen sie im Traume auf: Helbig kam zu uns! Helbig! Helbig!

Menschen bemerkten nicht, was hier auf der Ries geschehen.

Ein Schuß im Herbst! Was will das sagen?

Weinlese, Jagd . . .

Im Tal ging ein Mädchen mit dem Geliebten, das sagte: „Wie schön! Wie gehört der Knall und sein Nachgrollen in diese Landschaft des Abscheidens! Wie stimmungsvoll!"

Am andern Morgen fanden ihn dann Marktfahrer, starr, vom Tau bereift, blaß und zufrieden.

Sie trugen ihn nach dem Heim der Genesung, das ganz nahe lag, und riefen Doktor Urban.

Der erkannte tieferschüttert den einst so harmonischen jungen Freund, der nun ein Stillgesättigter war.

Die Briefe, die man bei ihm fand, wurden gewissenhaft abgesandt; einer ging an Arbold. Und der treue Ostgote begann mit eiserner Zuverlässigkeit als heiliges Werk den närrischen Wunsch des Freundes Punkt für Punkt zu erfüllen.

Nach vier Tagen ging von Gotha eine Urne mit schlechter Knochenasche an Helbigs grollende Eltern. Den teuern Staub des Freundes aber brachte er insgeheim nach Graz.

Dort rief er zusammen, was Freunde gewesen waren. Kantilener, Wigram, Semljaritsch, Bohnstock, Liesegang, Petelin, Vollrat und Zimbal. Ihnen zeigte er die Asche, und alle schwiegen.

Nur Frau Else durfte erfahren, wo Helbig war . . .

Sie sandte Blumen über Blumen zu der seltsamen Bestattung.

Die fand vor den letzten Tagen des Oktobers statt.

Auf den Plabutsch waren die Freunde gestiegen, weil zu ihrem Tun Einsamkeit als Pate stehen mußte. Arbold trug die Asche des armen Helbig,

der zu einem Leben außerhalb der Heimat zu schwach gewesen und nicht einmal so sehr aus der mitschuldigen Furcht des Siechtumes, als aus unglücklicher Liebe zu seiner geliebten Stadt ein wertloses Dasein von sich abgetan hatte.

Oben auf dem Berge sauste der Herbststurm. Kämpfend lehnten sich die neun Trauernden gegen seinen Druck. Die düsterbrauigen Wolken flogen dicht über ihnen hinweg und schauten aus Gottesnähe ernst auf ihr Tun.

Sie standen auf dem Gipfel, und Arbold nahm den großen, ländlichen Krug, in dem alles lag, was das Feuer am Freunde nicht schon in die Luft entführt hatte. Man sah ihn kaum vor der Üppigkeit schwerroter Rosen, die ihn gänzlich umschlangen ... die Rosen der süßen Frau Else, welche leidenschaftlich dufteten.

Dann zerschlug Arbold den Krug. Die weiße, klare, leichte Asche des Freundes rieselte auf den rauhen Felsen des düsteren Waldberges.

Ernst und in allen Tiefen bebend standen die Freunde, und die weichen Gemüter, Semljaritsch, Petelin, Kantilener, Bohnstock, Zimbal kämpften gegen das fast unwiderstehbar laute Weinen mit aller Kraft dieser schwer ernsten Stunde.

Der Weststurm aber riß und fauchte über den reinen, lichten Staub und wirbelte ihn hoch über die Baumwipfel fort. Mit den Wolken vermischt flog er stadtwärts und nach den Hügeln, gegen Sonnenaufgang.

Das war Amadé Helbigs innig ersehnte Vereinigung mit dem All. — Nur unter die Erde hatte er nicht wollen; sein Staub sollte der ewig neuen Formung gehören.

Tiefstill warteten die Freunde, bis der rauhe Oktoberwind sein Bestattungswerk vollendet hatte. Und als des Staubes Himmelfahrt zu Ende war, gaben sie die Rosen der Frau Else entblätternd dem Wind. Weit, weit flogen die roten Schmetterlinge den düsteren, reißenden Nebelgestalten der bergstreifenden Wolken nach.

Amadé Helbig war dem ewigen Leben wiedergegeben.

„Er war zu zart für diese Welt", sagte Vollrat.

„Wie die Edelraute zu zart für das Tiefland ist", fügte Wigram ernst hinzu. „Auch die Menschen haben seltene Arten, denen Anpassung unmöglich ist. Sehr seltene Arten, denn sie sterben aus, weil die Menschen Würfel geworden sind für das Glücksspiel der Verhältnisse."

In wuchtender Gedankenumdrängtheit stiegen sie zu Tale.

— —

Helbigs seltsames Ende hatte Frau Else aus aller Fassung und allem Gleichgewicht gestoßen.

Was bin denn ich, wenn ich einst nicht mehr jung und schön bin? O Himmel, was bleibt denn mir?

Wenn mich nicht mehr lieben, die mich sehen. Wenn mich nicht mehr wie eine frohe Offenbarung der schönen Lebensleichtigkeit anstaunen, die am Glück verzweifeln, und als ein Kunstwerk die, welche in des Schöpfers Handwerksstube lernen?

Helbig starb, weil er dreißig wurde! Ich bin sechsunddreißig!

Wie lange noch, und Frau Else wird fühlen, wie die Freunde sie scheu umgehen, aus Angst vor dem frivolen Gott, welcher seine eigenen Werke durch die unerträgliche Pointe des Alters verhöhnt.

Sterben! Sterben wie Helbig am Rande der Schönheit, solange noch die Welt vor Weh über solche Zerstörung aufschreit; solange sie noch nicht darüber lacht!

— —

Der Selbstmord eines geliebten Nahestehenden, wenn dieser Selbstmord nicht das Schlechte verzweifelnd zernichtete, sondern das bessere Schicksal wehmütig suchte, hat eine Gewalt von seelenbetörender Anziehung.

Helbig, begütigt lächelnd im Herbsttau, umgeben von den still Geliebten, vom Kreis der tiefaugigen Feld- und Waldhügel, mitten im leuchtenden Herbst sozusagen hinweggeküßt aus diesem Leben, der war ein gefährlicher Werber für die Rückkehr in die heitere Ewigkeit.

„Sterben will auch ich," fieberte die in all ihren feinen, beweglichen Nerven ergriffene Frau, „aber vorher will ich alles leben, was ich mir töricht verboten habe.

Helbig hatte sein Schwergewicht außer sich selbst, sagte er? Wo habe denn ich das meine? In meiner Jugend, in meiner Schönheit, worin sonst! Die will ich verschenken, solange sie den einen, sehnsüchtigen Trinker immer durstiger machen, und wenn er am glücklichsten ist, dann will ich dich in die Luft greifen lassen, mein Othmar. Dann sollst du nichts mehr haben als das Andenken an eine unsterblich schöne Frau!

Es währt wohl noch bis zum Mai? Dann will ich in Naturzurückversunkenheit enden wie der verklärte Amadé."

Als Kantilener kam, fand er sie in lautlosem Weinen.

Er erzählte ihr, wie der Wind die Asche des Freundes weithin über die herbstwehmütige Mutter Erde vertragen hatte.

Sie weinte immer noch; da sagte er bittend: „Liebe, schöne Frau Else", und trat nahe an sie. Das aber war sinnverwirrend. Denn ihre Schultern zitterten bei diesem bitterlichen, fassungslosen Kinderweinen genau so lieblich erschüttert, wie zu anderen glücklichen Zeiten, wenn sie gelacht hatte; und dieselbe selige Brust, die seit so langer Zeit ihm gehörte, und die er voll Entsagung kaum anzusehen wagte, bebte so lieblich, daß er die heißen Wangen daran pressen mußte.

Da war es nun geschehen. Sie rangen die Arme umeinander. Nach der unsagbar schweren Entbehrung geschah das mit der unbändigen Werdelust einer ganzen Welt! Kein Fleckchen Körper, das nicht dem anderen küssend sagen hätte mögen, wie heiß die lange, stille, heimliche Liebe gebrannt hatte.

„Else, komm mit mir, zu mir!"

„Nicht jetzt. — — Heute nacht. — —"

In allen jungen Gliedern bebend, hielt der beglückte Othmar das Wunder dieses schönsten Weibes auf Erden umrungen.

„Heute nacht!!

Wie die Königin unserer Sage, die zu dem armen Todgeweihten kommt! O komm auch du in all deiner leuchtenden Pracht, in deinen schönen, weichen, reichen Kleidern. Ja? damit der Zauber vollständig sei!"

„Ja! Ja!"

— —

Und dann, am sturmgerüttelten Oktoberabend hatte der junge Kantilener die Lampe angezündet, kaum daß die Sonne unten war; wie einst der sehnsüchtige Goethe in Rom, um sich von dem flüsterroten Schein erzählen zu lassen, daß es schon Nacht sei.

So stand er, selbst in Gluten mit dem heimlichen Lichte brennend, und horchte, was das Flämmchen knisterte. Draußen heulte der Sturm, und unablässig haderte die anwerfende Wolkenbrut mit zerfließendem Schnee gegen das Fenster, welches ein glühend erwartetes Glück abschloß. Lauschend

stand der Student. Arme, schöne Frau! Darf sie durch solche Sturmnacht gehen?

Die Uhr in der Dachstube am Gries schlich auf neun und rückte auf zehn. Kalt geschüttelt, schauerte der aufgewühlte Junge im Fieber des Wartens. Sie kann in diesem entsetzlichen Wetter nicht kommen.

Er wußte nicht, was für ein glückseliges Wetter das für geheim Liebende war. Keine Seele auf den Gassen.

Und dann, als das ganze Haus im Sturm sich rüttelte, knackte die Klinke. Kantilener sprang hin; vielleicht hatte bloß der Fauchwind die lose Schnalle gesprengt. Da ging die Türe auf, und ein tieferregtes, schönes Frauenantlitz schaute aus dem dunklen Flur. In einem langen Mantel voll lauter Nässe, Schnee und wehend frischkalter Luft!

Dann flog der schwere Mantel zur Erde, und Frau Else stand wie eine lichte Erscheinung in seiner lampenstillen Dachstube.

Strahlend vor Samt und Seide! In einem wunderbaren Kleide, welches die Frauen einer ganzen Stadt in Aufruhr hätte bringen mögen, welches aber dazu in dieser Stube ein Mirakel war; als ob man dort am letzten Oktobertage einen Christbaum angezündet hätte.

Ein loser, flüchtig süßer Duft und ein ausstrahlendes Leuchten von Reichtum und unerhörtem Glück gingen samt einer Menge frischer Luft von der bewegt Hingegebenen aus; und wie vor Staunen knackte ein Möbel nach dem andern längs aller Wände durch die Stube hin.

Die schönste Frau ist wahrhaftig gekommen!

Aber der arme Bursch stand wie vor einer wetterleuchtenden Wolke, tiefatmend, und wagte das Ereignis nicht anzurühren.

Da machte Frau Else die Türe zu und ging tiefverlegen an ihm vorbei und bewunderte die dachschiefen Wände des Zimmers, und die kleinen weißen Fenster voll nassem Sturmschnee, und die Bibliothek, welche auf Brettern stand. Sie bewunderte lächelnd seinen Dichterschreibtisch, welcher ein unergründliches Altvaterkastenmöbel war, und bewunderte lachend den Waschtisch, welcher war ein Stockerl mit zwei Abteilungen. Alles sah sie sich an, nur nicht das Bett. Und lachte.

Und mitten in solchem errötenden Lachen rang ihr geliebter Narr endlich die zitternden Arme um diese leise schüttelnden Schultern.

Während der ganzen, langen, wildbrausenden Oktobernacht lag die entzückende Frau Else bei dem armen, jungen Studenten in der Dachstube am Gries und war so töricht und süß, daß es bei der klugen Frau zum hellen Verwundern war.

Othmar aber staunte und jubelte über ihre Schönheit wie ein Schüler und sagte ihr fünfzigmal in der einen Nacht, wie ähnlich sie den griechischen Göttinnen sehe; der mediceischen und der neapolitanischen Venus, und — auch der von Syrakus . . .

Sie aber küßte ihm alle diese Torheiten vom Munde weg und hielt ihn in den wunderschönen, begehrten, nackten Armen, als wäre der beflaumte Junge ihr letztes Glück auf dieser Erde!

Dann, um vier Uhr in der verdüsterten Frühe, wehten Sturm und Schnee müder; da mußten sie scheiden.

Mit drei eisernen Ringen um das unendlich bange Herz: Entbehrung, Geheimnis und Angst, ob sie wohl wiederkäme, gab er ihr das Geleite durch die stillschlafenden Gassen, in denen vor dem ausgrollenden Wind die seltenen Laternenlichter bläulich fauchten.

Und über den Griesplatz zur Brückenkopfgasse und über die Brücke hin liefen gegen den Stadtpark und das vornehme Viertel durch den einsamen Schnee ein paar verliebte Spuren, auf den ersten Wintergruß geschrieben.

Tripp, trapp.

Wer alle diese Geschichten lesen könnte, welche das leichtfertige Leben in den Schnee schreibt, besonders später, im Fasching!

Und der aufgeheiterte liebe Gott besah sich die verräterischen Stapfen nachdenklich, dann flockte er von neuem rieselnden Schnee darüber, ganz wie ein Mensch, der wunderliche Gedanken auf eine Tafel geschrieben hat und sie dann lächelnd abwischt, damit niemand sie sehe . . .

In einem tief verdunkelten Gassenwinkelchen, abseits von ihren Wegen, nahmen sie dann Abschied.

Zum letzten Male warf sich ihm Frau Else an die Brust. Sie weinte leise.

„Kommst du wieder?“ fragte Kantilener.

„Frage nicht, dränge nicht“, stieß sie hervor. „Ja oder nein, das wird geschehen, bis ich erkenne, ob ich recht habe oder nicht. Deine Geliebte bleibe

ich ja doch für alle Zeiten — auch ohne das. Frag mir nicht nach! Lass' mir Zeit. Muß es sein, so wird es sein. Leb wohl, du Verklärter."

Nach scheuem Umblick küßte sie ihn langsam zweimal, dreimal, viermal. Langsam und kostbar.

Dann huschte sie davon. Die tiefgraue Allerheiligenfrühe umschlug sie mit Fledermausflügeln . . . das Wunder dieser Nacht war zu Ende.

Fröstelnd und an allen Gliedern vor tiefer Erregung, Dankbarkeit und schon wieder neuer Sehnsucht bebend, stand Kantilener mit seinen drei eisernen Ringen um das schwer überladene Herz.

Zehn Schritte ging er dann. Wo war er nur? Dort beleuchtete eine Laterne die Straßentafel; Mondscheingasse. Ein Name wie in einem mittelalterlichen Städtchen. Zerstreut und tiefbang zugleich ging er heim.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Frau Else war nach Hause gekommen. Mit beiden Händen hob sie ihr kostbares, feuchtbesäumtes Kleid und arbeitete sich die Treppe hinauf, unbeholfen wie sonst nie. Gut, daß niemand sie sah. Es war der einzige ungraziöse Anblick ihres Lebens, als sie stolperte und hilflos und rührend war.

Dann warf sie sich auf ihr Bett und seufzte und kämpfte mit der Entsagung.

„Wir könnten doch niemals unsere Liebe ungesehen halten wie das Grundwasser!

Wir würden immer rasender nacheinander verlangen.

Wie, wenn ich die Kraft hätte, ihm nichts mehr zu schenken! Sein Leben lang müßte er hungern und dürsten nach mir! Ach, das wäre schön! Denn ich würde sterben, wenn er an mir satt wäre . . ."

Und Kantilener saß am nächsten Abend in dem Studentenstüblein am Gries unter dem Dach und wartete. Aber kein Wind umfang die alten Giebel, und keine Türklinke klappte mehr. Es war eine schwülsehnliche Nacht.

Andere Nächte folgten der einen. Alle bang und schwer beladen von kummervoll verlangender Liebe, und Frau Elses Sonnenkind wartete umsonst. Die viel zu schöne Nacht auf Allerheiligen blieb die einzige. Aber die Erregung, das Wunder solcher Gewährung hallte in ihm übermachtvoll nach und überschüttete ihn wie eine Lawine. Erdrückt lag er darunter. Seine sonst so frohwechselnde, schnellkräftige Phantasie vermochte nichts anderes mehr, als jene Nacht zu malen. Es war klar: er starb noch an ihr. Über all seinen Ge-

danken in entsetzlicher, wüstenartig einsamer Gewalt immer nur das gleiche: die eine Nacht!

Der gequälte junge Mensch lief abends und halbe Nächte in der Gasse auf und ab, in welcher die Frau wohnte, nach welcher alle seine Blutstropfen begehrten, und brannte in heimlicher Lohe zu ihren Fenstern empor, die einmal erleuchtet, dann wieder dunkel wurden. Es gab Leben, süßes Leben, weichschlürfendes Leben dort oben, — — nur nicht mehr für ihn.

Und dennoch waren diese fröstelnden, verzehrend durchlittenen Herbstnächte in der gartenreichen Gasse noch schön. So reich ist Liebe, daß sie selbst das Unglück selig macht.

Der Schnee war wieder fort, das letzte Laub fiel flüsternd, und Kantileners Tritt rauschte tief furchend in der gehäuften Todesernte des Herbstes. Er dachte daran, wie vor wenigen Tagen der selig geschiedene Helbig kindlich in diesen Laubschütten geschwelgt hatte. Nun ging er bis über die Knöchel in den Platanenblättern und dem Abwurf der Linden und dachte, ob sie ihn dort unten ruhelos rauschen höre?

Und er betet inbrünstige, tollheiße, todsündenvolle Gebete zu den Fenstern hinauf, aus denen kalt, ungerührt und sterbestill das blinde Auge der Nacht zu ihm herunter sah.

„O du, die du zu mir kamst im Sturm wie ein verwehter Vogel aus dem Paradies. Muß denn wieder Sturm sein wie in jener Nacht, um dich mir entgegenzureißen?

O du, vor deren Schönheit ich auf den Knieen lag, komm wieder, damit ich dir gebe, was du bei mir ließest und was mir nutzlos ist, mein Leben. Wenn der unselige Morgen naht, will ich dann enden wie der Freund, mitten im unertragbar schmerzlichen Abschied, aber auch mitten in Schönheit und Freude.

Eines wurde keinem Sterblichen und keinem Gott alter Sagen verliehen: tot hinzusinken im Ausströmen der unzähmbaren Leidenschaft am Weibe. Muß ich denn langsam sterben an dir?“

Aber lang ausgestreckt stand das Nachtschweigen und sagte nichts. Da ging er sterbenskrank heim.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau

Der Kaufmann

n den literarischen Erzeugnissen der höheren Kasten findet man sehr häufig Ausdrücke, die eine gewisse Verachtung der unteren und mittleren Klassen erkennen lassen.

Selbstverständlich bringt auch der Akademiker seine höhere Bildung sehr gerne dadurch zum Ausdruck, daß er jeden Kopf, der nicht staatlich gestempelt ist, a priori als minderwertig einschätzt.

Irgendein verbummelter Student, der noch knapp durchs Examen gepaukt worden ist und endlich den staatlichen Hafen einer sicheren Anstellung erreicht hat, kann bei irgendwelchen geistreichen Bemerkungen den „Gevatter Schneider und Handschuhmacher", den „Koofmich" oder die „Krämerseele" nicht entbehren.

Überhaupt hat der Kaufmann bei uns in Deutschland, wenn er nicht deutlich nach Großbetrieb riecht, die Fähigkeit, feudale und akademische Nasenflügel zu beeinflussen.

Ich meine nun, daß dieser Stand solch schiefe Beurteilung in der Tat verdient, wenn doch schon Leute, die nicht das geringste davon verstehen, in der Lage sind, seine Inferiorität zu erkennen.

Diese wohlberechtigte, auch durch unsere wirtschaftliche Entwicklung begründete Verachtung sollte unseren Regierungen Veranlassung geben, den ganzen Stand umzukrempeln.

Denken Sie sich zum Beispiel, welche wirtschaftlichen Höhen wir erreichen könnten, wenn es überhaupt nur akademisch und praktisch gebildeten Militärs erlaubt wäre, sich industriell zu betätigen.

Können Sie ermessen, wie unser Handel sich entwickelt und ethisch veredelt hätte, wenn nur wirkliche Juristen ein Patent auf seine Ausübung hätten? Und wenn man den Theologen allein das Recht gäbe, die Mode zu dirigieren und den Kunsthandel zu bemuttern — welche Perspektive!

Die Agrarier, selbst wenn sie akademisch gebildet oder militärisch geläutert erscheinen, sind wohl kaum in der Lage, von ihrem wertvollen Personenmaterial etwas abzugeben.

Außerdem gehört zum Handel eine kleine Dosis Gewinnsucht.

Davon aber hat fast jeder Mensch etwas, nur nicht der Agrarier, die einzige Spezies, die in der Förderung des allgemeinen Wohles ihr höchstes Erdenglück erkannt hat.

Auch die Berufsphilosophen kann ich nicht empfehlen.

Bis so einer bewiesen hätte, daß es wahrhaftig wahr ist, daß er mit Pomeranzen handelt und daß das Muster in seiner Hand nicht „Nichts" ist, würde ihm die Ware samt Lagerhaus verfaulen.

Dagegen könnte durch das „Freiwerden" von Publikum der Mediziner nützlich dadurch sein, daß er die Leute nach klimatischen Bedürfnissen verteilt.

Ostafrika, agrarische Provinzen und die Lüneburger Heide brauchen nicht am schlechtesten dabei wegzukommen.

Was meinen Sie wohl, wie unser Wirtschaftsleben blühte und unsere Preise

heruntergingen, wenn alles so tadellos, so stil- und fachgemäß geleitet würde?

Unsere Fabrikleitungen in Händen preußischer Generale mit einem Beamtenstabe bis zum Leutnant-Fakturisten abwärts — alles in Uniform!

Arbeiter werden einfach ausgehoben, dort- oder dahin kommandiert, Löhne staatlich geregelt, Widerspenstige standrechtlich erschossen! Da!

Wie reizend wäre es, von einem ehemaligen Staatsanwalt seine Garderobe kaufen zu dürfen, oder einen stud. jur. Hosenknöpfe verkaufen zu sehen! Alle die Gegenstände würden durch diese Umrechtung natürlich so geadelt werden, daß eine Paarung, wie Jurist und Hosenknopf, jeder Anzüglichkeit entbehren würde.

„In der Erwägung, daß die Preise für Materialien, soweit sie für Drogen oder Artikel, deren Kontrolle dem gleichen Ressort unterliegt, in Betracht kommen, gefallen sind und im Zusammenhange mit den Berichten jener Behörden, welche die Bewegung der Werte statistisch zu prüfen haben und in der Voraussetzung der Ausübung des richtigen Einflusses, den die Maßnahmen ergeben dürften, erlauben wir uns um Zusendung von drei Büchsen Insektenpulver ergebenst zu ersuchen."

„Seiner Königlichen Hoheit zurück mit dem ergebenen Bemerken, daß laut Direktionsbeschluß vom fünfzehnten Januar 1908 der jenseitige Vorschlag in wohlwollende Erwägung gezogen werden wird."

Schöner und schneller ginge halt alles!

Welche Resultate die Kleriker auf dem Gebiete der Kunst und des Buchhandels erzielen würden, das kann sich jeder denken, der mit blutendem Herzen die zurzeit ungezügelte Tätigkeit von Feder und Pinsel verfolgt hat.

Aber jetzt!

Irgendein Mensch, ohne akademischen Grad, ohne irgendeinen Stempel des Staates, der seine Intelligenz oder seine Bildung nachweist, erbt, entwickelt oder gründet ein Industriewerk.

Von einer eigentlichen Leistung kann bei den jetzigen Resultaten natürlich keine Rede sein; wohl aber verdienen diese Kerls Geld, mehr als ein Säbel- oder Aktenmensch. Und das ist unrecht.

Man kauft die besten Maschinen, fabriziert, schickt die famosen Commis voyageurs in alle Welt, läßt sich klotzige Preise zahlen und reibt sich die Händ' am Jahresend'!

Was muß ein Gestempelter nach oben schwänzeln und nach unten treten, um den zehnten Teil zu verdienen?

Mit dem Handel ist es gleich noch einfacher.

Man kauft so billig wie möglich und verkauft so hoch, wie es geht!

Und es geht, wir haben ja die Beweise! Wir haben auch die Beweise, daß diese Leute zu wenig Steuern zahlen, obwohl der Staat alles tut, um ihnen die Existenz zu erleichtern.

Es gibt schon fast kein Gesetz mehr, das den Kaufleuten nicht auf den Leib geschnitten wäre.

Sie brauchen nur bei den Behörden um etwas einzukommen.

Jahrelang ziehen unsere Ämter ihre Vorschläge in wohlwollende Erwägung.

Was das Arbeit macht!

Das schlimmste an Kratzbürstigkeit bieten die gewöhnlichen „Koofmichs."

Man mietet einen Laden, läßt sich Kredit geben, kooft Ware, schlägt zweihundert Prozent darauf und verkauft!

Das Publikum läuft sofort aus und ein, daß die Türangeln rauchen, es akzeptiert in seiner bekannten Anspruchslosigkeit die schlechteste Ware und die höchsten Preise.

Man schämt sich nicht, sogar an Beamten noch zu verdienen!

Und was hat so ein Kerl Kosten? Ein wenig Miete, na ja! Aber sonst? Löhne sind niedrig, Geld ist billig,

Versicherungen, weil staatlich angehaucht, arbeiten fast umsonst, Licht, Heizung, kaum zu rechnen, sonstige Spesen gibt's ja nicht. Das bißchen Steuer vielleicht?

Bei der Liberalität unserer Steuerbehörden!

Ausgaben für Reklame?

Was brauchen diese Kerle Geld für Reklame auszugeben!

Die Behörden besorgen das doch für sie.

Wenn während der Weihnachts- oder Pfingstsaison in der Xstraße die Trottoirs aufgerissen werden und alle Welt von dem jämmerlichen Zustande der Passage spricht, ist das nicht eine ganz und gar unverdiente Reklame für die shop keeper?

Die Polizei und alle anderen Behörden arbeiten fieberhaft, um Arbeit und Ärger von diesen Kreisen fernzuhalten.

Mancher Bureaumensch, der sich um fünf Uhr nachmittags müde und abgespannt seinem Stammtisch zuschleppt, muß um diese Zeit sehen, wie Ströme von Gold in diese Mausefallen fließen.

Selbst um zehn Uhr oder später, wenn er zur verdienten Ruhe eilt, kann man in diesen Goldgruben noch Licht sehen — den Leuten ist die Arbeit zum Vergnügen geworden, es ist also keine Arbeit mehr im Sinne des Gesetzes.

O ihr Krämerseelen, was seid ihr doch für unnütze Faulenzer!

Ein Gutes hat der deutsche „Koofmich" in der Regel aber doch!

Ich will damit durchaus nicht seine Minderwertigkeit gegenüber anderen Ständen anzweifeln, aber was wahr ist, muß wahr bleiben.

Man kann ihm einen Tritt versetzen oder seine Ehre kneifen, er trägt es in Geduld und erhält damit einen Zustand, der ebenso traurig wie herzerhebend für ihn ist.

Solange er so brav ist, solange er sich nur als Dekoration unserer höheren Kasten und als demütiger Anbeter ihrer Erhabenheit fühlt, kann man ihn ja noch leben lassen.

Wenn er aber selbstbewußt seine Bedeutung erkennt, wenn er stolz wird auf seine Arbeit, seinen Fleiß, dann weg mit ihm!

Nix wie verstaatlicht!

Man kann niemals mehr sein als Mensch, sehr oft aber weniger.

Oskar Harslem

Ein unabhängiger Bund zur Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen



Die Regierung hat gesprochen. Wir bekommen also kein gleiches und kein geheimes Wahlrecht für Preußen. Was nun tun? Wenn die alten Wege nicht zum Erfolge führten, so wird es gut sein, sich neue, geeignetere Wege zu bahnen. Die bisherige Wahlrechtsbewegung hatte offensichtlich den Mangel, daß sie den Anschein erweckte, als ob es sich hier um gewisse parteipolitische Fragen handle; die Liberalen waren infolge der Blockpolitik nicht frei genug, eine intensive Wahlrechtsbewegung in die Hand nehmen zu können, und die Sozialdemokratie ist zu stark an der Sache selbst interessiert, als daß sie die blockfreundlichen Gegner begriffen und sie nicht des Volksverrats angeklagt hätten.

Der einzige Ausweg aus dieser verwickelten Lage scheint mir das Inswerksetzen einer parteipolitisch unabhängigen Wahlrechtsbewegung, die Gründung eines regelrecht organisierten Wahlrechtsbundes, der die Aktion organisatorisch und zielbewußt in die Hand nimmt und ohne Ansehen der parteipolitischen Färbung im ganzen Volke für seine Ideen wirbt und alle Inter-

essenten zu einem gemeinsamen Vorgehen veranlaßt.

Die Vorteile sind: Die Arbeit kann intensiver, methodischer, weil konzentrierter, vonstatten gehen. Die Wahlrechtsbewegung bekommt einen weniger parteipolitisch gefärbten, weniger leidenschaftlichen und dafür mehr volksmäßigen objektiven Charakter. Die Freunde der Blockpolitik, welche fürchten, wenn ihre Parteien zu intensiv die Wahlrechtsbewegung mitmachen, würde der Block, und damit dessen Vorteile, verloren gehen, können ihre Kräfte ungehindert dieser Volksbewegung widmen, ohne sich damit ihr politisches Konzept zu verderben.

Da die Aktion allgemein und parteipolitisch unabhängig ist, können Anhänger aller Parteien, auch aus den mehr rechtsstehenden Kreisen, soweit sie sich auf logische und ethische Beweisgründe einlassen, mit der Bewegung sympathisieren. Auch die Leute, die aus irgendwelchen Gründen ihre politische Parteistellung um dieser einen Frage willen nicht aufgeben möchten, weil sie den übrigen liberalen Forderungen nicht zustimmen wollen und in diesen aus wirtschaftlichen oder nationalen Interessen mehr nach rechts neigen, können sich hier in der Wahlrechtsfrage unabhängig von ihren sonstigen wirtschafts- und kulturpolitischen Ansichten dem Bunde anschließen. Auch viele Unpolitische, akademische und gebildete Kreise, die sonst dem politischen Parteileben fernstehen oder sich keiner der bestehenden Parteien anschließen können — und deren gibt es eine nicht geringe Anzahl — können hier mitgreifen und sich zum Worte melden. Aus dem leidenschaftlichen politischen Kampf würde ein sachlicher Ideenkampf, eine Art Kulturkampf, der mit feineren, geistig bedeutsameren und daher eindrucksvolleren und zwingenderen Argumenten arbeiten kann; hier werden die Gegner gezwungen, sich zu verantworten, Stellung zu nehmen, ihre Argumente wissenschaftlich zu formulieren, ihre Ideen auszutauschen und sich dem Zwange der besseren Ideen anzupassen. Durch gut redigierte Organe könnte ein solcher Bund das öffentliche Interesse auf längere Zeit wachrufen, die Frage ernsthaft und objektiv nach allen Seiten durchsprechen und so alle Einwände der Gegner anhören, prüfen, berichtigen und, wenn notwendig, sich dem, was daran berechtigt sein sollte, anpassen.

Aller kleinlichen, politischen Rechthaberei, ob die Wahlrechtsforderung eine liberale oder sozialdemokratische Forderung sei, ob sie der eine zu wenig intensiv, der andere zu demonstrativ und daher zu abstoßend in die Hand nähme, — allen diesen kleinlichen Streitigkeiten würde so aus dem Wege gegangen.

Man würde sehen, daß es sich um eine durchaus ernste Frage des öffentlichen Wohls handelt, mit deren Beantwortung sich ernsthafte Männer nicht aus irgendwelchen parteipolitischen Sonderinteressen, sondern aus wirklich allgemeinem Volksinteresse heraus beschäftigen. Der moralische Eindruck einer solchen Aktion wird ein ungewöhnlich großer sein; je weniger Angriffspunkte man dem Gegner bietet, desto mehr entwaffnet man ihn. Die Leitung eines solchen Bundes müßte natürlich in die Hand eines unabhängigen Ausschusses gelegt werden, dem neben den Führern der verschiedenen Parteirichtungen auch angesehene Männer der nichtpolitischen Welt angehören sollten. Auch können sich ganze politische Vereine als korporative Mitglieder einem solchen Bunde anschließen, wodurch die Mitgliederzahl sehr rasch anschwellen würde. Um jedem die Möglichkeit des Anschlusses zu erleichtern, wäre es empfehlenswert, nur freiwillige Mitgliedsbeiträge zu erheben. Man will ja nur einmal die Leute sammeln, die der Sache ihre Zustimmung geben. Mil-

lionen von Menschen könnten so gewonnen werden. Es würden der Bewegung dadurch auch reiche materielle und ideelle Hilfskräfte erwachsen; eine großartige Propaganda könnte entfaltet werden. Die politischen Parteien würden dadurch von einer schweren Aufgabe entlastet, sie könnten ihre geistige und materielle Energie für andere wichtige Fragen frei halten und würden so vor einer Erschöpfung bewahrt.

Ein solcher Wahlrechtsbund hätte sein festes Programm: Die Einführung des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechtes in Preußen. Da das Ziel feststünde, so könnte man, wenn man das Ziel nicht mit einem Stoß erreichte, es in Etappen nach und nach zu erreichen suchen. Da man das Endziel nicht aus den Augen verlieren kann — weil dessen Aufrechterhaltung für den Bund seine Lebensfrage bedeutet — so wird taktische Besonnenheit — zumal ja der Bund die Vereinigung sämtlicher Interessenten darstellt — nicht als Volksverrat, sondern als zielbewußtes Manöver angesehen werden.

Wenn unser Volk sich bewußt ist, daß es eine gerechte Sache zu vertreten hat, sollte es sich endlich einmal ermannen, in einer solchen Sache durch Zusammenschluß aller Volksfreunde auf dem Wege einer solidarischen Aktion mit aller Kraft und Entschiedenheit seinen Willen durchzusetzen. Das Volk wird dadurch mehr als durch irgend etwas anderes beweisen, daß es fähig ist, wo es gilt, heilige Volksrechte zu gewinnen, Mann für Mann, ohne Ansehen des politischen Bekenntnisses, zusammenzustehen, um einer machthabenden Minorität zu zeigen, daß es noch etwas Höheres gibt als alte, privilegierte Besitzrechte, nämlich Menschenrechte.

Dr. J. Lewy

(Wir gewähren diesem Vorschlage gern Raum, weil er symptomatisch ist für die tiefgehende Erregung, die Bülows bekannte Absage in immer weiteren Kreisen hervorruft.

Die Redaktion)

Die Vandalen in Rom



Ich muß den Leser in die grauesten Zeiten des tiefsten Mittelalters versetzen, in eine Zeit, die mit den Denkmalen der untergegangenen Kultur in rücksichtsloser Zerstörungswut aufräumte, der die Achtung vor der Schönheit, der Sinn für künstlerische Größe abhanden gekommen waren. Wer sich wundern sollte, daß man ihm dies in dieser Zeitschrift zumutet, dem will ich gleich verraten, daß man damals bald 1908 schrieb, daß man glaubte, es wunder wie weit gebracht zu haben, daß man Kunst für das Volk, künstlerische Kultur als das zweite Wort im Munde führte und in Wahrheit auf einem Niveau angelangt war, das noch nie erreicht worden war.

Rom ist dafür wieder einmal der klassische Boden. Wie sympathisch berühren die übelverschrieenen Vandalen der Völkerwanderung, die mit elementarer Kraft die römische Eleganz mit Füßen traten, neben den modernen Vandalen, die ihre viel schlimmeren Vandalismen unter der Flagge des Kulturfortschrittes begehen, sentimental mit der Vergangenheit kokettieren, mit salbungsvoller Pathetik immer wieder beteuern, daß erst ihnen das Verständnis für Kunst aufgegangen sei, und dabei Disteln pflanzen, wo sie blühende Kornfelder ausreuteten.

Wir schauen von einer Höhe hinunter auf Rom und sehen als erstes unsere Augen beleidigt durch zwei große häßliche Flecken, die das glänzende Bild

verunstalten. Und diese beiden Flecken sind der Stolz des dritten Rom: das Nationaldenkmal für den ersten König am Kapitol und der Justizpalast. Zwei architektonische Ungeheuerlichkeiten, mit denen die junge Kapitale der Welt nicht schnell genug zeigen konnte, wie weit sie es gebracht hatte, und bei deren Bau man von dem Grundsatz ausgegangen war: Wenns nur recht teuer aussieht, damit alle sehen, wir vermögen's auch.

Wir schauen über Rom, und wo einst der herrliche Ludovisipark stand, sehen wir langweilige Straßen und häßliche Häuserfluchten, als ob in der ganzen Campagna sonst kein Platz gewesen wäre für Mietskasernen. Die Villa Umberto I (der Name Villa Borghese war nicht mehr zeitgemäß genug) wird durch das Institut für Landwirtschaft geschmälert, und die schöne Villa Patrizi vor der Porta Pia muß einem Bureaukratenstall Platz machen.

Und etwas noch Erfreulicheres bringen die jüngsten Tage.

Nicht weit davon, vor der Porta Salaria, liegt die schönste römische Villa aus dem achtzehnten Jahrhundert, die altberühmte Villa Albani, mit der jene Zeit höchster Kultur für großartig angelegte Villen in Rom das schönste und beste hervorbrachte Von dem Kardinal Albani 1758 für seine hervorragende Statuensammlung erbaut, blieb sie stets einer der wichtigsten Wallfahrtsorte für alle Rombesucher. Mag man heute über Winkelmannsche Kunstanschauung wie immer auch urteilen, — die Tatsache, daß von dieser Villa und ihrer berühmten Sammlung griechischer und römischer Skulpturen durch ihn das Verhältnis der klassischen Zeit zur Antike ausgegangen ist, sollte schon an sich dieser Villa Ansprüche auf ehrerbietige Erhaltung verleihen. So wurde es auch immer gehalten, und die Villa Albani war eine Fundgrube künstlerischen Genusses für alle Besucher Roms, bis es dem gegenwärtigen Besitzer, dem Fürsten Torlonia, gefiel, durch rigorose Bestimmungen den Besuch der wertvollen Sammlungen zu erschweren, ja sogar ganz unmöglich zu machen. Diese Kunstwerke, mit denen an Wert und Schönheit die zugänglichen römischen Sammlungen kaum wetteifern können, kann man kaum aus alten Abbildungen kennen lernen, denn der kunstsinnige Fürst gibt nicht einmal die Erlaubnis zu photographischen Aufnahmen seiner Schätze. Damit nicht genug! Jetzt geht das alarmierende Gerücht um, der Besitzer beabsichtige, die ganze Villa zu veräußern, und zwar nicht sie so, wie sie ist, einem andern abzutreten, was ja nur freudig begrüßt werden könnte, sondern die ganze Besitzung der Häuserspekulation zur Parzellierung, zu so und so viel für den Meter, in den unersättlichen Rachen auszuliefern. Ein wahrhaft fürstlicher Entschluß eines Geschlechtes, dessen Name bald allen alten Adelspalästen Roms und der Umgebung aufgedrückt wird als Eigentumsstempel. Und wer sind die Torlonia, die ihren Namen allen alten Römernamen substituieren? Wir erfahren es von Stendhal, dessen römische Aufenthalte noch keine hundert Jahre zurückliegen, und der uns von dem reichen Bankier erzählt, der sich aus der niedrigsten Stellung heraufwucherte zum reichsten Manne Roms, dessen Töchter die besten Partieen machten und sich ihres Vaters bei den Einladungen schämen mußten.

Man vermutet, dieser Nachfolger des Agostino Chigi, der seine Zeit ebenso charakterisiert wie der Erbauer der Farnesina die seine, habe auch deshalb seine Sammlungen so unzugänglich gemacht, um die Römer dieses Schatzes zu entwöhnen und weniger Schwierigkeiten zu finden, wenn er sich seiner entledigen wollte; und man begreift, daß die Aufregung nicht gering ist bei der

Nachricht, die für Rom einen ungeheuern und unersetzlichen Verlust bedeutete.

Dieser Vandalismus ist um so schmerzlicher, als er alle Aussicht auf wahrscheinliche Verwirklichung hat, was zum Glück bei einem andern nicht der Fall ist, da seine Absurdität zu sehr in die Augen springt. Aber bezeichnend ist es doch, daß allen Ernstes in dem offiziellsten Blatte Roms der Plan aufgebracht werden konnte, den Obelisk auf der Piazza del Popolo zu entfernen und dafür ein Dantedenkmal dort zu errichten! Das ist ein Plan, der des modernen Roms so recht würdig ist. Das schönste Denkmal der Barockzeit, den schönsten Platz Roms kaltblütig zerstören, weil es doch gar zu schön wäre, volkserzieherisch zu symbolisieren: Dante als den Ausgangspunkt des neuen Italiens an den Anfang des Korsos zu stellen, wie an seinem Ende schon der Vollender des neuen Italiens sein wenig beneidenswertes Denkmal entstehen sieht! Jetzt fehlt noch der, der mit dem Vorschlag kommt, den Marc Aurel auf dem Kapitol von seinem Pferd herunterzunehmen und dafür den re buono mit recht stattlichem Helmbusch hinaufzusetzen! Und das ist dabei, wohlgemerkt, dieselbe Generation, die jeden antiken Ziegelstein mit einem zehn Fuß hohen Gitter umgibt, die jeden Mörtelrest, den der archäologische Maulwurfseifer entdeckt, welchen sie deutschen Gymnasialprofessoren abgelernt haben, sorgfältigst in Watte legt und etikettiert; die Zeit, die nur von ihrer eigenen Vergangenheit lebt und darauf stolz ist, der es gelungen ist, aus den ehrwürdig stimmungsvollen Resten des einstigen Mittelpunktes der Welt einen toten, langweiligen Museumskadaver zu machen. Armes Rom, Gott schütze dich vor deinen Freunden!

Hans Bloesch

Tirol von heute



Historische Kontinuität. So taufte Menger das Gesetz der Trägheit in der Historie um. Was? Sie glauben nicht daran? Sind kein Lamprechtschüler? Leugnen es, daß ein höheres System das Gewirre der Völker beherrscht, weil Sie nur das Durcheinander auf dem Schachbrette sehen. Verehrtester, Bester, dürfte ich Sie bitten, mit mir ein paar Jahrzehnte die Geschichte eines Landes durchzugehen, die Sie bekehren wird. Fürchten Sie keine geschichtliche Abhandlung! Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß das Perfekt etwas höchlichst Langweiliges ist. Auch ich schätze nur das Präsens. Also nur einen Augenblick? Sie haben die Liebenswürdigkeit? Gut. Also ohne Umschweife. Dieses Land ist Tirol. Vormals Tyrol. Das „y“ ist das einzige äußerlich sichtbare Merkmal einer Umwertung in der zeitgenössischen Wertschätzung. Und auch das steht in Frage. Denn es wird wieder modern, Tyrol zu schreiben. Doch um bei der Sache zu bleiben, — Sie kennen Tirol? Ja? Ach Sie sind dort in der Sommerfrische. Nicht wahr, hübsch? Und noch so billig! Ja, ja. Und die biederen Leute. Gewiß, die biederen Leute. Wie man sie in den Romanen liest. Und die Gegend, so still und ruhig. Man fühlt sich wie neugeboren, wenn man wieder in die Stadt kommt.

Verehrtester! Wissen Sie es, was Sie da sagten? Daß darin das ganze verfluchte Elend steckt, in dem wir nun schon drei Jahrzehnte oder mehr herumkrabbeln, und aus dem wir nicht hinauskommen können.

Sommerfrische, Sommerfrische, Sommerfrische! Tirol ist für Sie, Verehrtester, für Wien, für Österreich, für Deutschland, für die Welt und Berlin nur ein Sommerfrisch-Land, das man auf ein paar Wochen aufsucht, um sich zu er-

holen, um Bergluft zu atmen und Almmilch zu trinken. Sonst ist Tirol für Sie ultima Thule. Das Hinterwäldlerland, dessen Namen Sie bei der Morgenzeitungslektüre so ignorieren, weil Sie überzeugt sind, daß sich in Tirol nichts ereignen könne als höchstens ein Touristenunglück.

Ei doch, ich tue Ihnen vielleicht unrecht. Sie kennen ja auch tiroler Loden, tiroler Schnitzwaren und tiroler Weine. Wie schön von Ihnen, daß Sie uns solche Gerechtigkeit widerfahren lassen! Aber darf ich's fragen? Haben Sie schon gehört von Tirols Malern, Bildhauern, Dichtern? „Defregger", pardon. Sie sind wirklich außerordentlich informiert. Ja, Sie haben ganz recht. Defregger malt die Tiroler sehr lebenswarm. Besonders die Diandln. Ja, die ganz besonders. Und sonst ist wohl nicht viel los mit der Kunst in Tirol? Ach garnichts. Kürzlich starb einmal ein Maler, der war auch ein Tiroler, vielleicht kannten Sie ihn zufällig: ein gewisser Segantini. Ein paar andere gibt es freilich auch. Aber die leben noch, daher kennt sie niemand: Leo Putz, Matthias Schmied, Egger-Lienz, Thomas Riß, Rudolf Nißl, Schretter. Mit den Dichtern ist es auch so —. Sie begreifen das. Gewiß, gewiß. Der Mensch bedarf, um Poet zu werden, unbedingt der Stadt, der Großstadt.

Es dünkt Sie ordentlich komisch, daß es in einem Land, wo die Butter so schmackhaft und die Milch so nahrhaft ist, Dichter geben könnte. Ein paar ganz unbedeutende freilich gibt es doch. Ja, das läßt sich leider nicht vermeiden. Obwohl die Verschönerungsvereine alles tun, sie auszurotten. So hat ein gewisser Schönherr ein paar Dramen geschrieben, die in der Burg aufgeführt wurden. Auch in Berlin und sonstwo. Sie erinnern sich? Ganz richtig, Sonnwendtag heißt eines. Sie gehen aber lieber in einen flotten Schwank? Ja, die Franzosen. Das Esprit! Man mag sagen, was man will. Doch um bei Tirol zu bleiben, — gehen Sie nie in das Deutsche Volkstheater? Nein? Aber Sie schauen sich doch die Auslagen der Buchhandlungen an? Ja? Dann kennen Sie vielleicht die Namen Kranewitter, Wallpach, Jenny und Greinz? Sie sind überrascht, Bester? Nicht doch. Ich spare ja mit Namen. Ich könnte Sie Ihnen schockweise an den Kopf werfen, — doch wozu? Tirol ist ja das Sommerfrischland, und mit einem am Totenkirchl frischverunglückten Berliner kann ich zu meinem Bedauern nicht aufwarten. Sie sagen: Was ist dem großen Publikum die Kunst? Weniger als einem Südbahnschaffner das Verbot, Trinkgelder anzunehmen. Das allein ist's ja auch nicht. Aber wir werden so behandelt. Wenn in Böhmen der Neubau der Sparkasse von Neulichedel (siebenhundert Einwohner, Poststation, Telegraph) eröffnet wird, so zeigt sich dafür bei der öffentlichen Meinung mehr Anteilnahme, als wenn bei uns eine Bahn auf den Ortler gebaut würde.

In Tirol ist eine Industrie im Aufblühen, die heute schon nach den allerniedrigsten Berechnungen fünfzig Millionen ausländischen Geldes in das Land bringt, ohne dafür Warenwerte zu exportieren. Die Fremdenindustrie. Wir bauten Wege über die höchsten Bergpässe, wir erschlossen das Wunderland der Dolomiten durch eine Hochstraße, die jede andere in den Alpen an landschaftlicher Schönheit übertrifft, wir weckten die alte gute Handwerkskunst in den Tälern, wir arbeiten, schaffen, planen und vollenden, wir schreiten auf dem Wege der wirtschaftlichen Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts, und doch — wir sind für Österreich und Deutschland noch immer das Land des Urlaubs und der Erholung.

Liegt's im Politischen vielleicht? Bieten wir hier nichts Anteilwertes? Ich

dächte nicht. Auf unserer Universität wird ebenso wacker gestritten und gerauft wie auf jenen zu Wien und Graz. Auf dem Lande tobt ein erbitterter Kampf zwischen den Altkonservativen und Christlichsozialen, der die pikantesten Parteigeheimnisse an das Tageslicht der Presse fördert.

In unserer Bauernschaft geht der Bundschuh, der lange niedergehaltene Geist Michael Geißmaiers von neuem um und wird eine Bewegung zeitigen von einer Stärke, einem Fanatismus und einer Rücksichtslosigkeit, daß den christlichsozialen Rufern dieses Geistes noch angst und bange wird, wie er wieder zu bannen ist. Unsere Südgrenzen werden von italienischer und österreichischer Seite immer stärker mit Forts garniert, und in Welschland selbst schleicht heimlich die Irredenta um.

Und trotz alledem . . wer interessiert sich für Tirol? Wer fragt nach Tiroler Kunst, Tiroler Volkswirtschaft, Tiroler Politik? Der Fluch der historischen Kontinuität lastet auf unserem Lande. Wir sind leider nicht in der Lage, einen Franzosenkrieg à la neun zu arrangieren, um ihn zu brechen. Das heißt, wenn nichts anderes hilft, — wir sind auch dazu entschlossen. Ich werde mich mit den maßgebenden Faktoren ins Einvernehmen setzen.

Dr. Oskar Friedrich Luchner

Die Schreibmaschine

Lieber Herr Schaffner! Man muß von einander lernen, und dieses Mal habe ich von Ihnen gelernt. Wir pflegen ja unsere Weltanschauungen ziemlich hoffnungslos aneinander zu reiben, und ich begreife, daß Sie mit der meinen, die so gar nicht evolutionistisch ist, wenig anfangen können. Ich bin ein frommer Mann im altmodischen Sinn und kann daher dem Leben und dem Geiste keine Entwicklung im Sinn eines Fortschrittes zuerkennen. Wie würde denn sonst die Welt, nachdem Plato da war, noch einen Hegel gebraucht haben, und was soll, wenn es einen Fortschritt gibt, das eifrige Eingehen des sogenannten Volks der Denker auf die jenaer Welträtsel bedeuten?

Aber daß ein Fahrrad von heute besser ist als eins von 1880, und daß eine Lokomotive schneller fährt als ein Handkarren, diesen Fortschritt muß ich zugeben und tue es gerne. Er freut mich auch, obschon nicht so innig wie Sie, — denn zum Beispiel die Überwindung der Zeit, die man von diesen Schnelligkeiten haben könnte, hat man ja gerade nicht, und man ist durchschnittlich im Schnellzug gerade so ungeduldig wie früher im Postwagen, wenn es pressiert, und wo pressiert es heute nicht? Im Orient, wo man auch zu leben versteht, wie uns Professor Mez neulich sehr fein erzählt hat, überläßt man das Bahnbauen ohne Scham den Europäern.

Aber zur Sache! Ich wollte Ihnen von meiner Schreibmaschine erzählen. Ihre Anpreisung und Ihr Beispiel, lieber Herr, ist daran schuld, daß ich mir sie gekauft habe. Ich muß sagen, ich habe meine Freude an dem sauberen Maschinchen, über dessen Vorzüge ich jetzt mir und Ihnen Rechenschaft geben will.

Vor allem das Handgelenk! Früher tat mir nach einem fleißigen Tag die ganze Hand weh. Vielleicht hatte das ja sein Gutes, als ein Zuruf: Nicht zu viel! Aber schreiben ist nun doch einmal unser Handwerk, und gegen das Zuviel sollte nicht der Schmerz im Handgelenk, sondern der Kopf sich verwahren.

Ferner: früher, beim Handschreiben, ging immer, wenigstens bei mir, in dem Hinmalen der Buchstaben und Zeilen ein ganzes Teil Mühe, Liebe, Kunst und Schnörkelei drauf, und wenn ich nach-

her meine mühsame und zierliche Fingerarbeit im nüchternen Druck wiedersah, tat es mir stets um das Verschwendete leid. Das fällt jetzt auch weg.

Und dann noch etwas, eigentlich die Hauptsache. Früher war zwischen Manuskript und Druck ein gewaltiger Unterschied. Die Sachen sahen in der Handschrift oft weit länger oder kürzer aus, als sie waren. Und leider sahen sie gern auch besser aus, als sie waren! So ein Manuskript, wenn man es überlas, schaute einen mit der vertrauten Handschrift gar schmeichelnd an wie ein Spiegel die Braut, man fand es recht wohlgeraten oder doch leidlich, auch wenn es arge Mängel hatte. Dagegen die kalte, druckähnliche Maschinenschrift, die fast schon wie ein Korrekturbogen wirkt, sieht einen streng, kritisch, ja ironisch und nahezu feindselig an, ist schon etwas Fremdes, Beurteilbareres geworden.

Außerdem hat das Maschinenschreiben den freilich nur vorübergehenden und einmaligen Vorteil, den jeder Bruch mit einer eingefleischten Gewohnheit hat. Der Übergang von der Hacke zum Pflug, von der Feder zur Schreibmaschine tut gut und regt an. Und das Geklapper, das ich so fürchtete, stört mich jetzt gar nicht.

Also doch ein Fortschritt! Lächeln Sie nur! Ein kleiner technischer Fortschritt, ja, der vielleicht bald durch neue, größere ausgelöscht wird. In zehn Jahren sitze ich mit meiner schönen, teuern Maschine von 1908 schon nimmer so triumphierend da.

Unter den paar Reliquien, die ich besitze und trotz der Spielerei wert halte, ist auch eine stark abgenützte Gänsekielfeder, die der selige Eduard Mörike mit seiner leichten, geschickten Hand geschnitzt, gespalten und zum Schreiben benützt hat. Der hätte sich niemals eine Schreibmaschine gekauft, auch wenn er das Geld dazu gehabt hätte. Was der in seinem langen, recht müßiggängerischen Leben an Federschnitzeln, Schönschreibkünste, Ostereierbemalen und sonstige Allotria vergeudet hat, ist nicht auszurechnen. Er hätte mit einem Gran von Ökonomie bequem dreimal so viel schreiben können, und wir wären froh daran. Aber der Faulpelz tat es nicht. Seine Schnurrpfeifereien waren ihm gerade so wichtig wie das Schicksal der deutschen Literatur.

So, meine ich, treibt es das Leben auch. Es fragt nicht, was daraus werden soll, es will keine Zwecke und keinen Fortschritt, sondern nur das reine, absichtslose Schweben in der Gegenwart, die eben nur so zur Ewigkeit werden kann.

Mit schönen Grüßen Ihr

Hermann Hesse

Der westpersische Wetterwinkel

Herr Rudolf Zabel hat in seiner trefflichen Studie „Über den Landweg nach Indien" („März" II, 1) in überzeugender Weise nachgewiesen, wie in Südwestpersien, das heißt direkt an der Nordspitze des Persischen Golfes sich eine „ganz gefährliche weltpolitische Wetterecke" entwickelt. Dort soll nämlich der deutsch-französische Landweg nach Indien, die Bagdadbahn, einen Seehafen als Hauptstation anlaufen, um nötigenfalls alsdann längs des Nordrandes des Persergolfes nach Indien weiter geführt zu werden.

Diesem Endstück der Bahn ist durch den russisch-englischen Vertrag vom dreißigsten August 1907 ein starker Riegel gestoßen worden: die deutsche Bahn darf angeblich persisches Gebiet nicht betreten, obwohl die neu eingerichtete Anschlußlinie von Hapag längst auf die Vollendung der Bagdadbahn wartet. —

Während der Unterhandlungen hat Rußland ausdrücklich erklärt, daß es

die ganz außerordentlichen Interessen und Vorrechte Großbritanniens auf den Persergolf durchaus anerkennen und daß darum des Golfes im Text des Abkommens nicht einmal Erwähnung geschehen dürfe. Als magerer Ersatz dafür wurde dem Protokoll ein Brief des Sir Edward Grey in London an Rt. Hon. Sir A. Nicolson in St. Petersburg beigefügt, worin die privilegierte Stellung Großbritanniens im Persergolf als unbestritten aufrecht erhalten wird, unbeschadet des legitimen Handels anderer Stationen! Die Stellung selber, welche das Kabinett von St. James für Großbritannien und Indien in betreff des gesamten Persischen Meerbusens beansprucht, ist durch die Worte des Lord Landsdowne festgelegt, die dieser im Hause der Lords auf eine bestellte Anfrage am fünfzehnten Mai 1903 gesprochen hat. An jenem Tage mußte Lord Lamington eines „Gerüchtes" Erwähnung tun, wonach eine fremde Macht im Persergolf eine Kohlenstation errichten wolle. „Die Regierung Seiner Majestät" — sagte damals Lord Landsdowne — „würde die Errichtung einer Schiffsstation oder eines befestigten Punktes im Golfe als eine schwere Bedrohung der großbritannischen Interessen betrachten, die sicherlich mit allen Mitteln unserer Macht verteidigt werden müßten."

Damals konnten die Worte Lord Landsdownes sowohl auf Rußland als auch auf das Deutsche Reich gemünzt gelten; in erster Linie sogar auf das nordische Riesenland, das seit Nesselrode via Persien seinen eisfreien Hafen im Süden und den Zugang nach Indien sucht. Am dreißigsten August 1907 schied Rußland mit seinen Aspirationen auf einen Hafen am Persergolf vertragsmäßig und aus freien Stücken aus, und es bedarf keines besonderen Scharfsinns, zu erraten, gegen was für eine Macht Lord Landsdownes alte Drohung und Sir Edward Greys Richtung weisender Brief vom Sommer 1907 gerichtet sind.

Die Vorherrschaft der englisch-indischen Flotte auf dem Persergolf hält man in Downing Street zu London heute für nötiger denn je, um die Einkreisung Arabiens, des heiligen Landes aller Muselmänner, zu vollenden. Hier lebte und lehrte der Prophet in den heiligen Städten, zu denen in unaufhörlicher Pilgerfahrt seine Gläubigen aus allen Himmelsrichtungen wallfahren. Großbritannien macht seit Jahrzehnten kein Hehl daraus, daß es die arabische Halbinsel unter seine Macht zu beugen bestrebt ist; alljährlich versteht es, in aller Stille sich von Aden aus einige Landstriche vom glücklichen Arabien und Kaffeeland anzugliedern, von Suez ost- und südwärts zu greifen und an der Küste des Indischen Ozeans und Persischen Golfes irgendeinen Scheik oder Sultan unter sein Protektorat zu nehmen. Das Weltreich, das in Asien und Afrika viele hundert Millionen Mohammedaner unter seinem Szepter leitet, hält mit Eifersucht darauf, sich als allzeit emporsteigende und weit um sich greifende Macht in der Vorstellung der Orientalen zu befestigen: „Rule Britannia!"

Spectator alter

Glossen

Le Revenant

Als vor noch nicht allzu langer Zeit die Franzosen sich etwas eifrig um Marokko kümmerten, da ging bei uns der Teufel los. Von ganz oben angefangen rasselte man erheblich mit dem Säbel: Wehe, wenn du die verbotene Frucht anrührst — — — — —! Nur über unsere Leiche geht der Weg — — — — —! Als die Franzosen sahen, daß die Prüssiens unangenehm wurden, gaben sie klein bei, und der mehr oder minder verantwortliche Herr Delcassé wurde feierlichst abgesägt. Verschwand mit Donnergepolter in der Versenkung. Und hielt den Mund. Nun wollten sich die Franzosen mit uns verständigen, friedlich, freundlich. Nichts zu machen. Wir waren beleidigt. Es mußte eine große Konferenz kommen. Lange, lange Wochen saßen alle möglichen Leute, die es zum Teil absolut nichts anging, in jenem bisher in den weitesten Kreisen unbekannten Neste und schwitzten Weisheit aus.

Resultat: Die Franzosen können machen, was sie wollen. Ein bißchen verschnörkelt, diplomatisch, wie man so sagt, aber doch: was sie wollen. Und sie wollten. Was sie eigentlich wollten, wußten sie nicht recht, was sie wollen, wissen sie auch heute noch nicht recht, aber sie fingen an, was zu wollen. Casablanca und so weiter. Wiederherstellung des Friedens durch Umbringen unbeteiligter Araber und üblicher Zubehör friedlicher Pazifizierung. Wir sahen nicht hin. Auf einmal Parole: Was geht uns eigentlich Marokko an? Algeciras? Was war da eigentlich gewesen? Keine Ahnung! Delcassé? Wer war doch das? Bitte, meine Herren Franzosen, nach Ihnen. Pazifizieren, kanonieren, annektieren Sie ad libitum.

Bitte sehr — — — — —!

Wozu haben wir nun erst so schreckenerregend mit dem Sabul gerasselt? Warum Herrn Delcassé um seinen schönen Ministerposten gebracht?

So etwa scheint besagter Herr auch zu denken. Er hat lange genug seinen beredten Mund gehalten. Nun sieht der Jüngling den Grund nicht ein. Die Karre in Marokko ist einigermaßen verfahren. „Und da wollt' er wieder runter, und da konnt' er nicht." Schlimmer hätte es Delcassé schließlich auch nicht machen können. Und so steht er auf einmal auf der Tribüne und redet. Redet große Töne von sich und dem undankbaren Vaterland. Und warum man ihn abgesägt hat. Und siehe, kein Mensch weiß eigentlich, warum. Denn wegen des bißchen Säbelrasselns der Prüssiens? Mein Gott, so arg war das doch damals wohl nicht. — — — — Und Herr Delcassé redet, und alles jubelt ihm zu. Und wir? Wir sehen ruhig zu, geht uns ja gar nichts an. Und wenn bald, ach so bald, Herr Delcassé, der Betriebsame, wieder Minister des Auswärtigen sein wird, kriegt er vielleicht sogar eine Glückwunschdepesche.

Die Welt ist rund und muß sich drehn, wer unten lag, wird oben stehn.

Wie sagt der Berliner: Entweder konsequent oder inkonsequent, bloß nich det ewige Schwanken.

Kater

Zwei bayerische Löwen

Bis auf die Schwänze aufgefressen haben sich im Reichstage die beiden bayerischen Löwen. Beim Militäretat. Die beiden bayerischen Generalstäbler Häusler und Gebsattel. So wenigstens liest man's. Löwen sind alle beide. Gleichwertige? Welcher Schwanz übriggeblieben, ist die Frage. Darüber gehen die Meinungen auseinander. Die um Gebsattel sehen ihren Löwen unversehrt auf dem Platze und vom Gegner nur noch den zuckenden Schwanz. Bald wird auch der nicht einmal mehr zucken. Der Gegner sieht's vielleicht anders. Der Publikus aber? Im Reichstag und im Volke? Ach, du lieber Gott, ich fürchte, er hält's mit dem schöneren Löwen. Und schöner ist entschieden Gebsattel. In publici Augen ist Häusler ja gar kein Löwe, vielleicht einmal gewesen, aber heute? Er trägt das Haarkleid gewöhnlicher Tiere, ist „inaktiv", nie Kavallerist gewesen, bloß Artillerist und Generalstäbler. Urteilt am grünen Tisch und verbittert, weil pensioniert, hat auch die Fühlung verloren (siehe Oldenburg-Jannuschau), wenn er sie je besessen. Da ist der Gebsattel eine andere „Autorität". Kavallerist vom Scheitel zur Zehe, auf einem der exponiertesten militärischen Posten, den Bayern zu vergeben hat, früher im Generalstabe Waldersees in China und so weiter. Da mußte ja der „Nur-Artillerist" aufgefressen werden. Ein Wunder, daß der Schwanz noch zuckte. Das wird zugestanden, da der Aufgefressene eine ebenso lange „ehrenvolle" Dienstzeit wie sein Gegner hatte. „Hatte!". Über kavalleristische Fragen kann überhaupt nur ein aktiver Kavallerist urteilen, sagt Oldenburg-Jannuschau in seiner oftbewährten Selbstlosigkeit, und der muß es wissen. Auch Herr von Byern hätte das sich merken sollen. Na, er hat's gut gemeint.

Causa finita, Roma locuta est.

Wie liegt nun die Sache eigentlich? Um was ging der Streit?

Der Zentrums-General hat zum Militäretat gesprochen. Nicht um Abstriche zu machen, wenn wir ihn recht verstanden haben. Vielleicht hält er Ersparnisse im Verfolg seiner Vorschläge für möglich. Die Hauptsache waren ihm nicht die Ersparnisse, sondern die allgemeine Durchführung der zweijährigen Dienstzeit durch die Anpassung der Kavallerieausbildung an ihre eigentliche kriegerische Aufgabe. Wir glauben kein Dementi von Herrn Häusler zu erfahren, wenn wir dies als den Kernpunkt seiner Ausführungen ansehen. Wenn dem so ist, war also die Frage gar keine spezifisch kavalleristische. Wenigstens nicht in der Grundfrage. Erst bei Einzelheiten der Durchführung setzt eventuell das Bedürfnis ein, spezifische Sachverständige der kavalleristischen Ausbildungstechnik zu hören. Die Hauptfrage ist eine Frage der gebildeten Militärs. Darin aber stehen sich die beiden Kämpfer ebenbürtig gegenüber. Gustav Adolf, Friedrich der Große, Napoleon, an deren Namen sich die großen Wandlungen in der Verwendung der Kavallerie im Kriege knüpfen, waren keine Kavalleristen, letzterer sogar Artillerist wie Herr Häusler. Waren auch sie nicht sachverständig? Und Anno 1870/71? Auf wessen Initiative sind die reiterlichen Taten zurückzuführen, mit denen heute die Regimentsgeschichten paradieren? Der Kundige weiß die Antwort. Waren es Kavalleristen? Nein. Die Kavalleristen aber in der Armee damals? Wollen wir ihre Leistungen nachprüfen? Lieber nicht. Man lasse also das Schlagwort, das die Massen besticht, von der größeren Sachverständigkeit in der ernsten Diskussion. Sonst kann man selbst nicht ernst genommen werden.

Wo ist nun eigentlich Herr Häusler

widerlegt worden? Wir mögen keinen Punkt zu erkennen, wo dies geschehen ist. Die eindrucksvollsten Worte des Gegners lauteten: „eine Herabsetzung der Ausbildungszeit kann nur auf Kosten des Grades der Ausbildung erfolgen.“

Auch dann, wenn die Ausbildung selbst einen anderen Umfang und Inhalt erhält, der Ausbildungszweck ein anderer, das Ausbildungspersonal ein anderes wird?

Das hält wohl niemand für eine ernsthafte Widerlegung.

Der Kampf der Löwen ist nicht ausgefochten. Die Grundgedanken sind überhaupt nur gestreift worden, wie dies im Rahmen einer Etatsrede möglich war. Die Abwehr aber ist dem Grundgedanken ganz aus dem Wege gegangen, wenigstens soweit der relative weißblaue Löwe in Betracht kommt. Sein schwarzweißer Kenner hat das Bedürfnis gefühlt, diese Lücke auszufüllen. Dessen abwesender Chef hätte es besser gemacht.

Daß es bayerische Löwen waren, die den Schlachtruf in dieser fachwichtigen Frage, vielleicht der wichtigsten aktuellen Tagesfrage der Heere aller Länder, haben ertönen lassen, ist für uns Bayern erfreulich. Als Kleinstaat alter Observanz hätte unsere Stimme nicht diese Resonanz gehabt. Wir sind also keine Partikularisten. Dem Centrum gratulieren wir zu seinen Löwen. Gut gebrüllt! Nicht auslassen!

Bavarius

Kaltes Wasser

In Berlin schreiben die Generalleutnants Zeitungsartikel, wenn sie einen Gedanken zu haben glauben. Generalleutnant von Pelet-Narbonne fühlte einen solchen herannahen, und er kam mit demselben nicht in der „Woche“, sondern im „Tag“ nieder. Er schrieb über „Kalt Wasser“ und verkündete, man solle bei der nächsten Straßendemonstration einmal ernsthaft an die Hydranten treten und auf die Mitläufer der eigentlichen Schuldigen mit Wasser anstatt mit Kugeln schießen. Der Generalleutnant ist stolz auf seine Idee und ruft aus: „Ein Versuch, dies Mittel anzuwenden, ist meines Wissens noch nie gemacht worden, und doch möchte es sich empfehlen, damit eine Probe zu machen.“

Es ist schmerzlich, dem Herrn General leutnant den Glauben an die Priorität seiner Entdeckung nehmen zu müssen. Es war im Jahre 1898, da ließ sich der Oberbürgermeister einer Stadt von dem Bauernbund als Reichstags-Kandidat aufstellen und wählen. Die Städter regten sich auf und zogen am Wahlabend auf den Marktplatz. Selbiger Oberbürgermeister aber kommandierte als Inhaber der Polizeigewalt seine Untergebenen an die Hydranten und rächte sich an seinen Wahlgegnern mit der Feuerspritze. Nun gings los. Der Polizei sollten die Hydranten entrissen werden, und das Ende vom Lied war ein Prozeß wegen Landfriedensbruch gegen dreißig Bürger, die nicht hatten naß werden wollen. Die Geschworenen sprachen die Bürger frei, weil die Feuerspritze keine Menschenspritze sei, und weil dem Oberbürgermeister einmal eine hohe Obermedizinalperson attestiert hatte, er sei pathologisch. Also der Versuch ist praktisch erprobt und hat die Kampflust noch mehr entfacht. Das alles ist nachzulesen in den Akten der schönen Stadt, in welcher jener Gefangenenturm des Götz von Berlichingen steht, der hundertmal dessen Leibspruch gehört hat; in jener Stadt, in welcher Käthchen dem Ritter Wetter vom Strahl lästig fiel, ohne daß dieser daran dachte, einen kalten Strahl auf sie zu richten. Wenn die Berliner Polizei

auf den Gedanken des Herrn Generalleutnants von Pelet-Narbonne eingeht, so verleiht sie ihm vielleicht das Recht, den Namen „Wetter vom Strahl" anzunehmen.

Aber dieser Polizei muß noch eine andere Geschichte über die Folgen einer Spritzprobe zur Warnung erzählt werden. Es ist in Deutschland ein Amtsgericht, dessen Wasserschläuche alle Jahre vom Oberrichter auf ihre Dichtigkeit erprobt werden, und er ließ unlängst durch die an den Hydranten angeschraubten Schläuche den Strahl mangels einer demonstrierenden Menschenmenge sich hoch in die Luft und über den First des Amtsgerichts ergießen. Eine viertel Stunde lang, weil der Springbrunnen so vergnüglich anzuschauen war. Im Hof dahinter aber stand ein Untertan, der in Hemdärmeln sein Holz sägte, und der erhob Klage gegen den Fiskus, weil er patschnaß geworden und von einem schweren Rheumatismus heimgesucht worden ist. Der Fiskus mußte die Kur-, Bad- und Prozeßkosten zahlen. Die Akten liegen auf dem Justizministerium. Dieses konnte kein Gutachten dafür beibringen, daß ein Mensch sich wider Willen einer Kaltwasserbehandlung zu unterziehen verpflichtet sei.

Dr. Heinrich Hutter

Staatsretter

„Einrichtungen, die früher einmal ausreichten und heilsam waren, erweisen sich durch den Wechsel der Umstände zuletzt als unpassend. Die Inhaber der überlieferten Macht halten ihre Stellung für bedroht; sie sind eifersüchtig auf jede Neuerung. In Reformfreunden erblicken sie Verbrecher, die sich gern aneignen möchten, was ihnen nicht zukommt .... Die Woge schwillt und weicht zurück .... Der beherrschende Gedanke der Angreifer ist: ihre Hand nach allem zu strecken, was irgend erreichbar scheint; der Hauptgedanke der Beharrenden ist: sich von nichts zu trennen, immer unter dem Vorgeben, daß die Festigkeit des Staates davon abhänge, jenen Grundsätzen treu zu bleiben, durch die sie selbst hochkamen .."

Auf wen waren diese Zeilen gemünzt? Auf die preußische Wahlrechtsreform und ihren Parteihader? Auf die feudalen Stützen von „Thron und Altar" in Berlin? Nein, auf die Bürgerkriege, die sich als Nachhall der Gracchenzeit zwischen Marius und Sulla vorbereiteten. Auch damals handelte sichs um eine Forderung schlichter Billigkeit: die Italiker stimmfähig zu machen. Aber ein Jahrhundert verging, bis jene herrliche Halbinsel den Starrsinn des römischen Senates in dem Blut von Millionen endlich ausgebadet hatte.

Die zitierte Stelle findet sich in der genialen Cäsar-Biographie von James Anthony Froude, im sechsten Kapitel. Im folgenden schreibt der Autor den geistigen und politischen Erben jener „Konservativen" noch einen zweiten Spruch ins Album: „Sie waren beschäftigt mit dem, was in späteren Zeiten „die Gesellschaft retten" (saving society) genannt wurde, das heißt, ihre eigenen Privilegien zu schützen, ihre Gelegenheiten zu ungerechter Bereicherung, ihre Paläste, Großgüter und Wildbestände festzuhalten."

Daß die preußischen Feudalen von heut etwas Angenehmes ohne heftigen Kampf aufgeben könnten, hat wohl auch in Süddeutschland niemand erwartet; daß dem Reichskanzler die Bequemlichkeit so durchaus vor der Gerechtigkeit kam, bildet eine Überraschung, die noch lange nachwirken dürfte.

Gothus

Jadassohn & Friedmann

In der Zeitschrift „Nord und Süd" wird neben dem „Kunstwart" auch der „März" angegriffen, weil wir das Publikum uoch rechtzeitig auf die Reklamemanöver aufmerksam machten, die der Verlag „Nord und Süd" mit seinem nach Liliencron benannten Weihnachtskatalog unternahm (vergleiche Heft 21 des „März", Erster Jahrgang). Was damals geschrieben wurde, halten wir durchaus aufrecht, denn trotz des Artikels in „Nord und Süd" hat sich in der Sache und damit auch in unserem Urteil über sie nichts geändert. Wenn sich der Verlag jetzt in der Zeitschrift „Nord und Süd" von seinen „Kapazitäten" bescheinigen läßt, an ihren Referaten für den Katalog sei nichts geändert worden, so sind eben die Inserenten zu kurz gekommen, denen in Rundschreibeu „besondere Berücksichtigung" verheißen wurde.

Doch dieser Seite der Angelegenheit wird sich schon der „Kunstwart" nach Gebühr annehmen. Uns interessiert neuerdings mehr, wieso die Verlagsgesellschaft „Harmonie" bei den Inseraten und Rezensionen so auffallend gut wegkommt.

Wir lesen da im Adreßbuch des Deutschen Buchhandels:

S. Schottländer, Berlin W, 35, Geschäftsführer: A. Jadassohn und L. Friedmann,

Harmonie, Berlin W 35, Geschäftsführer: A. Jadassohn und L. Friedmann,

Verlag Nord und Süd, Inhaber A. Jadassohn und L. Friedmann.

Erklärt das nicht alles? Nun hat aber S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt, deren Geschäftsführer Jadassohn und Friedmann sind, die Unanständigkeit begangen, ein Inserat, das sie im „Simplicissimus" über den Roman „Jenseits der Ehe" erscheinen ließ, dann in dieser Weise zu verwenden: „Der Simplicissimus schreibt über den Roman „Jenseits der Ehe" (es folgt der Inseratentext). Danach muß der Leser selbstverständlich glauben, es handle sich nicht um ein Inserat, sondern um eine Buchbesprechung im Textteil des „Simplicissimus".

Ist den Geschäftsführern von S. Schottländers Verlagsanstalt der Sinn dafür verloren gegangen, was ein Inserat und was ein Referat ist, warum sollen die Inhaber von „Nord und Süd" diesen Sinn so ohne weiteres besitzen? Steht doch dies als Referat frisierte Inserat in besagtem Weihnachtskatalog! Nein, Herr Jadassohn und Herr Friedmann, Sie mögen sich alle Tugenden der Welt durch sämtliche Kapazitäten Europas bescheinigen lassen, — wir glauben nicht an die Harmlosigkeit solcher Reklamemanöver. Und wenn Sie wieder mit dem Gericht drohen wollen, lassen Sie es diesmal, bitte, nicht bei solcher Drohung bewenden! Sie sehen, wir könuen beweisen, was wir sagen, und es sollte Ihnen schwer fallen, den Beweis zu entkräften, daß Sie Geschäftsmanieren in den Buchhandel einführen, die es bisher in solcher Art in Deutschland noch nicht gab.

Die Redaktion

Redaktionelles

Die Fortsetzung von Baptist Gronows Erinnerungen „Aus der großen Welt" folgt im nächsten Heft.

Die Redaktiion

Verantwortlich: Für dle Redaktion Hans Fischrr (Knrt Aram), für den Inseratenteil Otto Feledrich, belde in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion nnd Erpedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- nnd Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Frankreich und der Friede

Von Jean Jaurès



Es wäre eine seltsame Täuschung, wenn das deutsche Volk glaubte, die ephemere Auferstehung Delcassés und der Sitzungserfolg, den ihm ein Teil der Kammer verschaffte, kündigten ein Wiedererwachen des kriegerischen Geistes in Frankreich an. Frankreich bleibt dem Frieden treu und leidenschaftlich ergeben. Es will den Frieden nicht nur, sondern es ist auch sorgfältig darauf bedacht, so gut es nur irgend kann, alles auszuschalten, was ihn in Frage stellen könnte. Warum nun hat trotzdem ein Teil der Abgeordneten Delcassé Beifall geklatscht? Es handelt sich da um eines jener Geheimnisse des Parlamentarismus, deren tieferer Grund dem Beobachter aus der Ferne notwendigerweise entgeht. Die Radikalen wußten, daß ein Erfolg Delcassés dem Ministerpräsidenten Clémenceau unangenehm sein würde. Clémenceau hat vor Zeiten lebhafte Polemiken gegen Delcassé geführt. Ferner steht die Politik Delcassés, so verdammenswert sie an und für sich sein mag, durch ihre augenscheinliche Bestimmtheit im Gegensatz zu der widerspruchsvollen Unsicherheit der Regierungspolitik, die niemals weiß, was sie will, und wohin sie geht. Damit also, daß sie Delcassé applaudierten, gaben viele Radikale Clémenceau zu verstehen: „Ob seine Politik gut oder schlecht ist, er hat wenigstens eine Politik; ihr aber habt keine." Der Erfolg Delcassés war vor allem ein Ausdruck der Opposition gegen das Ministerium, und zwar einer indirekten und duckmäuserischen Opposition; denn die wagemutigsten Radikalen wollen gegen den gewaltigen Ministerpräsidenten keine andere riskieren.

Dieser Erfolg war weiterhin eine Wirkung des bitteren Nachgeschmacks und des Unwillens, den das Vorgehen der deutschen Diplomatie vor drei Jahren bei vielen Franzosen erregt hat. Als Frankreich über die Gefahren aufgeklärt war, denen der Weltfriede durch die Großtuerei Delcassés ausgesetzt wurde, als es begriffen hatte, daß es die Freundschaft Italiens und Englands, — in der Frankreich nur ein neues Unterpfand des Friedens sah, — als ein Mittel

zur Isolierung Deutschlands auffaßte, machte es in aller Entschiedenheit ein Ende damit. Frankreich hat damals keineswegs einem ehrlosen Gefühl der Furcht nachgegeben; aber es konnte nicht zulassen, daß ein Minister durch einen beunruhigenden Hintergedanken eine durchaus friedliche und durchaus loyale Politik der Nation entstellte. Wenn sich auf diesem zweifelhaften Boden ein Konflikt erhoben hätte, so hätte Frankreich nicht jene Kraft des offenbaren und sicheren Rechts für sich gehabt. Deshalb hat es den Geist der Zweideutigkeit, in dem Delcassé seine Kombinationen getroffen hatte, ohne Zaudern von sich gewiesen. In diesem Verlangen nach einem gleichmäßig gerechten und ehrlichen Frieden ging es darauf aus, daß die marokkanische Frage in Algeciras den Mächten vorgelegt werde. Es trug sich dabei mit der Erwartung, daß die deutsche Diplomatie auf diese schöne Handlungsweise ihrerseits mit ein wenig Gefälligkeit antworte. Und jene hat während dieser ganzen Periode in der Stimmung kampfbereiten Mißtrauens verharrt. Sie schien voreingenommen von der Idee, „einen Sieg“ vor der Konferenz zu gewinnen, als ob der Zusammentritt der Konferenz nicht schon eine ernste Genugtuung für Deutschland gewesen wäre, als ob Frankreich nicht in greifbarer Weise seinen guten Willen gezeigt hätte, als es eine Frage, die bereits Gegenstand besonderer Vereinbarungen gewesen war, einer internationalen Entscheidung unterstellte. Ich spreche von diesen Dingen ohne chauvinistische Parteinahme und ohne koloniale Gefräßigkeit. Ich habe von der ersten Stunde an bedauert, daß Frankreich durch den Versuch, sich im internationalen Reglement besondere Vorteile und besondere Rechte zu sichern, dessen Bedeutung als Werk des Friedens herabsetzte und zweideutige und gefährliche Keime darin einführte. Aber alle Friedensfreunde, alle Franzosen, die die Annäherung Frankreichs und Deutschlands wünschten, haben beklagt, daß die deutsche Diplomatie auf das französische Vorgehen nicht mit mehr Herzlichkeit und Entgegenkommen antwortete, und daß die Konferenz nur eine lange Schikane war. Die deutsche Diplomatie ließ es hierin an Weitherzigkeit des Horizontes fehlen. Die deutschen Diplomaten verhielten sich ganz wie französische Kolonialschwärmer. Sie waren versessen darauf, auf Umwegen die wirklichen oder vermeintlichen Vorteile wieder zurückzuerobern, obgleich sie sich den Anschein gaben, darauf zu verzichten. Die deutsche Diplomatie hat sich hier eine glänzende Ge-

legenheit entgehen lassen, eine ernstliche Détente zwischen den beiden Völkern herbeizuführen.

Im Grunde waren die eigentlich marokkanischen Interessen, über die zwischen den beiden Regierungen debattiert werden sollte, von mittelmäßiger Wichtigkeit. Das einzige Wesentliche an der Sache war, die Krise, die einen Augenblick lang beinahe zum Kriege geführt hätte, zu einer Annäherung der beiden Nationen auszunutzen. Viele Franzosen trifft ein Teil der Verantwortung für den unentschiedenen und halben Ausgang der Sache; aber wer kann glauben, daß die deutsche Diplomatie die mutige Tat in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt hätte, durch die ein großes, durch die Erinnerung an die Niederlage empfindlich gewordenes Volk seine Anerkennung den Unklugheiten verweigerte, die ohne sein Wissen seine Politik verfälscht hatten. Jene Enttäuschung hat zum Teil den Beifall veranlaßt, mit der die Rede Delcassés aufgenommen wurde. Diese Stimmung war noch verschärft worden durch den Unwillen über gelegentliche Auslassungen, in denen Leute wie Schiemann es geschickt so hinstellten, als müsse man Frankreich als Geisel behandeln. Aber sogar die Leute, die Delcassé seinen Eintagserfolg verschafften, haben keinen Augenblick daran gedacht, die friedliche Politik aufzugeben. Auf die Gefahr hin, Frankreich den Anschein unschuldiger Offenherzigkeit zu geben, was überlegene Geister zum Lächeln reizen wird, will ich erklären, daß die wahre Stimmung Frankreichs viel mehr in der optimistischen und bruderfreundlichen Rede, die Léon Bourgeois nach seiner Rückkehr vom Haag hielt, wiedergegeben ist als in den Auslassungen Delcassés.

Die Schwierigkeit ist also nicht, Frankreich und Deutschland friedliches Wollen einzuimpfen. Die Schwierigkeit beruht darin, diesem gemeinsamen Wunsch nach Frieden einen deutlichen, kräftigen und entschiedenen Ausdruck zu geben, der auch immer jedes Mißverständnis und jedes Mißtrauen zerstreut und verhütet. Frankreich und Deutschland drehen sich in einem beklagenswerten circulus vitiosus. Einesteils fürchtet Frankreich, daß es bei einer definitiven Annäherung den Anschein habe, als ob damit der Vertrag, der ihm zwei Provinzen genommen hat, zu einem Recht sanktioniert werde. Ihn als eine Tatsache hinnehmen, ja! Auf jede kriegerische oder diplomatische Aktion verzichten, deren Zweck wäre, ihn zu ändern, und die Ansprüche des nationalen Rechtes dem höheren Rechte der Menschheit

opfern, da diese endlich einmal in Frieden leben und sich in Frieden entwickeln will — ja, auch das noch! Aber es geht nicht an, der Eroberungs- und Annexionspolitik durch eine französisch-deutsche Vereinbarung (die mit einer Allianz gleichbedeutend wäre) nunmehr gleichsam mit dem Gewissen beizupflichten und dies in einer feierlichen Indemnitätsbill zu erklären! Solcher Art ist die Stimmung vieler Franzosen; und es kann wahrhaftig niemand im Auslande mehr von ihnen verlangen. Aber wir haben das Recht, es auszusprechen, daß diese Franzosen einen Irrtum begehen. Wenn man den Tatbestand, der durch eine lange Reihe gegenseitiger Gewalttätigkeiten geschaffen wurde, zum Ausgangspunkt nehmen und mit Entschlossenheit in eine neue Ära gegenseitigen Wohlwollens und eines Ausgleiches eintreten will, so heißt dies nicht, seine moralische Zustimmung zum Gewaltregiment der Vergangenheit und zu den brutalen Konsequenzen geben, die sich davon herleiten. Es heißt im Gegenteil, jenes Gewaltregiment grundsätzlich und durchaus verdammen. Wenn man feststellt, daß man von der Gewalt unmöglich verlangen kann, daß sie die Exzesse der Gewalt wieder gutmache, ohne die Gefahr, daß dabei aufs neue Ungerechtigkeiten geschehen, verspricht man den Mißbräuchen der Gewalt weder die Amnestie noch eine Gloriole. Im Gegenteil, man erklärt dadurch ihre Ohnmacht, daß man in eine neue Welt einzieht, in der sich die Beziehungen der Völker nicht mehr nach ihr regeln. Solange sich Frankreich nicht durch eine Kraftanstrengung seines eigenen Gewissens zu diesem höheren Gesichtspunkt aufschwingt, wird es sich mit einer Politik der Widersprüche oder wenigstens der Unsicherheit herumschlagen müssen, und solange wird ein vollkommenes Einverständnis mit Deutschland, das eine der Bedingungen des Weltfriedens und der allgemeinen Zivilisation ist, sich nicht erzielen lassen.

Anderseits gibt sich Deutschland, soweit es zur Regierung gehört, nur zu oft den Anschein, als ob es diese Zurückhaltung Frankreichs, in der ein nobler Gewissenszweifel zutage tritt, als geheime Drohung, als feindseligen Hintergedanken auffasse. Und es mißbraucht diesen Irrtum, der nicht vollkommen unfreiwillig ist, um die Maßnahmen, die die Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland begünstigen könnten, zu verhindern oder aufzuschieben. So zum Beispiel unterwirft die deutsche Regierung unter dem Vorwande, Frankreich trage sich insgeheim mit Revanchegedanken — die

den französischen Absichten doch gewiß fremd sind —, oder eine französisch-russische Offensive könne die Sicherheit des Reiches gefährden, — so unterwirft die Regierung die fremdsprachige Bevölkerung an der Ost- und Westgrenze einem Ausnahmeregime und einem System der Unterdrückung, das dem französischen Nationalgewissen, oder vielmehr dem Teil des Gewissens der Menschheit, der durch Frankreich verkörpert ist, jeden Akt erschwert, der irgendwie einem moralischen Sich-Abfinden mit der Vergangenheit ähnlich sähe. Frankreich und Deutschland drängen sich also gegenseitig auf unsichere und dunkle Wege, in einer Politik zweideutigen Mißtrauens, die sich nie zu einer offenen Feindseligkeit bekennt, sich aber auch niemals in ein ehrliches und volles Einvernehmen auflöst.

Wie soll dieser circulus vitiosus gebrochen werden? Wie soll er sich öffnen? Ich will dies heute nicht untersuchen. Aber ich bin überzeugt, daß der dunkle und beunruhigende Zustand, der sich nun über dreißig Jahre hinzieht, ein Ende nehmen wird, und daß Frankreich und Deutschland den Weg zu einer vollkommenen und dauernden Entente finden werden. Wichtig ist in dieser peinlichen Übergangsperiode, daß alle Zwischenfälle vermieden werden, die die Spannung steigern können, daß ferner alle Gelegenheiten ausgenutzt werden, die beiden Regierungen einander näher zu bringen. In diesem Geiste überwachen wir französischen Sozialisten die Ereignisse in Marokko. Wir wünschen, daß sich unser Land dort auf so wenig wie nur möglich beschränke. Wir wünschen dies nicht nur, um Frankreich die Schwierigkeiten einer Expedition zu ersparen, oder um nicht durch eine zu weitgehende Interpretation die getroffenen internationalen Abmachungen zu verletzen. Sondern namentlich deshalb, weil wir die französische und die deutsche Diplomatie nicht auf das Geleise einer Frage zurückführen möchten, die voll schlechter Erinnerungen ist. Ich bin überzeugt, daß die französische Regierung nach einigen unsicheren Versuchen und einigen Unklugheiten einsehen wird, daß es für Frankreich vernünftig ist, sich nicht in dieses Abenteuer zu verrennen. Ich hoffe, daß diese Überzeugung bald in allen Köpfen Platz gewinnt. Ich hege den Wunsch, die deutsche Diplomatie möge nicht wieder in den Fehler verfallen, den sie nach dem Abgang Delcassés begangen hat, und sie möge Frankreich die vernünftigen Entschlüsse nicht erschweren, die sich in Bälde aller Welt und auch der Regierung von selbst aufdrängen

werden. Wenn wir Frankreich mit Nachdruck raten, von der Unternehmung in Marokko abzustehen, erhoben viele Landsleute den Einwand gegen uns, daß Deutschland nur unsere Niederlagen abwarte, um den deutschen Einfluß in Marokko gegen uns geltend zu machen. Sollte es Deutschland unmöglich sein, ohne seine legitimen Rechte, die ihm durch eine internationale Abmachung verbürgt sind, irgendwie aufzugeben, alle die Franzosen zu beruhigen, die aufrichtig von jener Befürchtung durchdrungen sind? Wenn vornehme und aufgeklärte Regierungen vorurteilslos an die marokkanische Frage herantreten, können darüber ehrliche und freundliche Unterhandlungen gepflogen werden, die für eine vielleicht nahe Zukunft bessere Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland vorbereiten. Welche der beiden Regierungen wird so vernünftig und nobel sein, in diesem Sinn eine mutige Initiative zu ergreifen?

Im Kirchenstaate Bayern

Von Ludwig Thoma



Am siebzehnten Februar wurde zu München das neue Anatomiegebäude feierlich eröffnet. Dem schönen Feste wohnte billigerweise der Kultusminister von Wehner bei; denn auch die medizinische Wissenschaft gehört zu seinem Ressort, womit nicht gesagt sein soll, daß er etwas davon verstehe.

Seine Anwesenheit erklärt sich aus Gründen der Repräsentation; der Minister stellte gewissermaßen den Staat vor, welcher die Heilkunde schützt und fördert, und demgemäß legte auch Herr von Wehner in sein Antlitz die Spuren jener Intelligenz, welche hier wieder einmal der fortschreitenden Wissenschaft einen Markstein gesetzt hatte.

Die Eindrücke, welche die großartige Anatomie mit ihren modernsten Einrichtungen auf den Geist des Kultusministers gemacht hat, sollen beträchtliche gewesen sein.

Aber sie haben die offizielle Religiosität Wehners nicht erschüttert, und er würde sofort jeden Professor maßregeln, welcher Zweifel an der biblischen Anatomie äußern würde.

Der Geist der Medizin, welcher einen halben Vormittag lang das Gesicht Seiner Exzellenz verklärte, hat sich in der Atmosphäre des Bureaus sogleich verflüchtigt, und Herr von Wehner wird die Erzählung, daß Eva aus einer Rippe Adams gebildet wurde, nach wie vor als Glaubensverordnung handhaben.

So erweist dieser zweckmäßige Minister den sichtbaren Erfolgen der freien Wissenschaft die Ehre seiner Repräsentation, und leiht auf der andern Seite der kirchlichen Beschränktheit Schutz vor den Eingriffen der Wissenschaft.

Der Kampf dieser heterogenen Elemente zerreißt aber sein Herz nicht.

Er macht das eine und tut das andere im Stile des Staatshämorrhoidarius, der sich um den Sinn seiner amtlichen Handlungen nicht zu kümmern hat.

* * *

Da haben wir den Fall Schnitzer.

Ein Münchner Theologieprofessor hat sich gegen die päpstliche Enzyklika vom achten September 1907 aufgelehnt und Forschungsfreiheit auch für seine Wissenschaft verlangt.

Ein solches Unternehmen hat der merkwürdige Papst Pius X, welcher so gutmütig aussieht und für seine Kirche auch in Frankreich so großartige Erfolge erzielt hat, als Modernismus gekennzeichnet, gegeißelt und verdammt.

Wie man aus dem Küchenlatein der Enzyklika entnehmen kann, soll die Denkarbeit für alle theologischen Doktrinen verboten sein.

Pius X weiß, daß aus Denken und Forschen für die Kirche nie etwas Gescheites herausgekommen ist.

Es fing immer an mit kleinen Abweichungen und endete mit den großen Ketzereien.

Mumien müssen im Keller bleiben: in freier Luft zerfallen sie.

Der häusliche Streit innerhalb der katholischen Kirche könnte uns andere wenig kümmern.

Aber die Sache ist anders geworden, seitdem sich der Papst für seine bildungsfeindlichen Vorschriften den staatlichen Schutz in Bayern erworben hat.

Damit ist die Lehrfreiheit der Universitäten der Polizei ausgeliefert. Das ist schon im Prinzip gemein; in der Praxis wird es unerträglich werden.

Die Professoren stehen unter der Kontrolle ihrer Schüler; zwischen Lehrern und Lernern ist ein lächerliches Mißverhältnis geschaffen.

Die katholischen Korporationen erziehen scharfe Aufpasser und Denunzianten, und diese ultramontanen Lehrlinge werden künftighin die einzigen Autoritäten in den Hörsälen sein.

Die Freiheit der katholischen Fakultät war zu keiner Zeit furchterregend; ihre Professoren waren als Priester abhängig von Bischof und Papst. Wenn der einzelne gegen die Lehre auftreten wollte, fand die Kirche immer Mittel zur Korrektur.

Dennoch konnten die Gelehrten so tun, als kämen sie auf Grund eigener Forschungen zu Ergebnissen, die ihnen wie allen Gläubigen aufgezwungen waren.

Der eine und andere machte kleine Zugeständnisse an positive Errungenschaften der Zeit, um den Schein des Wissenschaftlichen zu retten. Gegen das harmlose Spiel hat sich der Papst mit seiner wütenden Enzyklika gewandt.

Er verdammt die wissenschaftliche Beschönigung und fordert blinden Gehorsam.

Dogmen werden nicht erst mundgerecht gemacht; sie werden einfach geglaubt.

Die Schöngeistigkeiten haben aufzuhören; alle Unmöglichkeiten müssen nackt und roh vorgetragen werden, und tausend Spione haben darüber zu wachen, daß die ewigen Wahrheiten nicht länger in erträglichen Saucen serviert werden.

Diesem Spioniersystem durfte der Kultusminister nicht die polizeiliche Unterstützung gewähren, weil es der Organisation unserer Universitäten widerspricht, und weil es die Erziehung des heranwachsenden Klerus ultramontanisiert.

* * *

Die Schwächlichkeit des Herrn von Wehner hatte einen verblüffenden Erfolg.

Als der Enzyklika das Placetum regium erteilt worden war, erhob sich in allen ultramontanen Zeitungen ein Geschrei gegen den Kultusminister. Es war da eine alte Wunde aufgerissen worden.

Nämlich: der bayerische Staat lebt mit der Kurie seit neunzig Jahren in einem latenten Kriegszustande.

Konkordat gegen Religionsedikt.

Im Jahre 1817 wurde zwischen der Kurie und der bayerischen Regierung ein Abkommen getroffen, welches für alle Zeiten als Dokument römischer Schlauheit und altbayerischer Schlamperei gelten darf.

Nachdem sich das Königreich Bayern aus den Fährlichkeiten des Wiener Kongresses gerettet hatte und nunmehr eine selbständige Großmacht vorstellte, beeilte man sich, eine bayerische Landeskirche zu erhalten.

Die Genehmigung stand beim Papste.

Also mußte man sich mit ihm gut stellen, wenn anders man zwei Erzbischöfe und sechs Bischöfe erhalten wollte.

Die ersten Unterhandlungen leitete noch der freigeistige Montgelas. Aber bald wurde er unter gütiger Mitwirkung der jesuitenfreundlichen Kaiserin von Österreich entlassen, und nunmehr konnte die Katze mit der Maus spielen, das heißt Pius VII mit dem bayerischen Ministerium.

Als Abgesandten hatte man den Baronem Casimirum de Haeffelin, Bischof von Chersones, aus München nach Rom geschickt.

Einen alten Mann von achtzig Jahren, eitel, geschwätzig. Nebenbei war er Papa von elf unehelichen Kindern und als dergestalter Sünder recht schwach vor dem Zorne des Papstes.

Er schloß auch richtig *gegen* seine Instruktion das Konkordat ab, welches die volle Geltung des kanonischen Rechtes für Bayern bestimmte.

Damit war die Gleichberechtigung der Protestanten aufgehoben, war die gemischte Ehe verboten, war der Proselytenmacherei Tür und Tor geöffnet, und was des Schönen noch mehr war.

Dies alles in einem Lande, das eine Million zweimalhunderttausend Protestanten zählte, dessen König mit einer Protestantin verheiratet war.

Man war in München über Kasimir entrüstet, aber zuletzt genehmigte man sein Werk.

Zum Glück veröffentlichte der erfreute Papst seinen Sieg vorzeitig, und vor dem Lärm, den jetzt die Protestanten mit Recht erhoben, erschauerte die Regierung und besann sich auf ihre altbayerische Bauernschlauheit. Eine Hintertür war offen.

Der Papst hatte sich recht sicher stellen wollen und hatte verlangt, daß dieses Konkordat als Staatsgesetz veröffentlicht werden sollte.

Ein Staatsgesetz ist wie das andere, sagte die Regierung und ordnete das Konkordat in ihr allgemeines Religionsedikt ein, welches sie ein Jahr später an die Verfassung hing.

In diesem Religionsedikt aber waren der katholischen Kirche alle schönen Privilegien genommen.

Die Parität war ausdrücklich zugestanden, die Geltung der Mischehen war festgelegt, und zudem war verfügt, daß keinerlei Anordnungen der Kirchengewalt ohne landesherrliche Genehmigung publiziert und vollzogen werden dürften.

Rom war wütend, drohte und schalt. Der gute Kasimir machte nochmals einen Geniestreich und erklärte, das Edikt gelte nicht für Katholiken.

Aber die Regierung desavouierte ihn, und so kam ein heftiger Notenwechsel, der mit der berühmten Tegernseer Erklärung im Jahre 1821 endete.

Sie brachte keinen Frieden, nicht einmal den Waffenstillstand. Denn sofort wollten die Klerikalen darin eine Abänderung der Verfassung erblicken, einen Sieg des Konkordates über das Religionsedikt.

Die Regierung dagegen berief sich darauf, daß die königliche Erklärung nach staatsrechtlichen Grundsätzen an der Verfassung nichts ändern konnte. In diesem Stadium befindet sich der Streit noch heute; und als jetzt Herr von Wehner das im Edikt vorgesehene Placetum regium erwirkte, schrieen die Klerikalen sogleich Zeter und Mordio.

* * *

Der Lärm verstummte. Irgendjemand, vielleicht ein Nuntius, pfiff die ultramontanen Redakteure zurück.

Nun erhoben die Liberalen zum Falle Schnitzer ihre Stimmen und bezeugten dem Herrn von Wehner ihr Mißfallen.

Der Minister eröffnete das, was er seinen Standpunkt nennt. Er meinte, dem Placetum regium komme nicht mehr die Bedeutung zu wie ehedem, und er versicherte, daß dem Staate kein Urteil darüber zustehe, ob ein Universitätsprofessor die richtige Lehre vortrage; auch gestand er den Bischöfen das unbeschränkte Recht der Oberaufsicht über die Universitäten zu.

Der hochgebietende Minister Antonius von Wehner hat in der Religion gewiß die Note I; im Staatsrecht kriegt er IV mit dem Vermerk, daß er das Religionsedikt mit allen späteren Auslegungen und Ministerialentschließungen nachzulernen hat.

Es ist des öfteren erklärt worden, daß sich das Plazet auf alle inneren Kirchenangelegenheiten erstrecke. Und in der Ministerkonferenz vom sechsten November 1818 hat Freiherr von Lerchenfeld unter dem Beifall aller ausgeführt, daß der Kurie unter keinen Umständen die Mittel an die Hand gegeben werden dürften, den künftigen Klerus nach ultramontanistischen Grundsätzen zu bilden (Sicherer, Staat und Kirche in Bayern):

„Wie sehr dadurch der ganze Klerus unter die Gewalt der römischen Kurie kommen müßte, welchen Gefahren ein jeder Geistliche, der nicht durchaus in dem Sinne und Geiste der römischen Kurie handle und lehre, ausgesetzt sei, und welche Richtung in zwanzig bis dreißig Jahren der ganze Klerus, der Willkür der geistlichen Behörden überliefert, nehmen müsse, fühlt die Geistlichkeit in Bayern wie der Staatsdiener und jeder denkende Staatsbürger".

Herr von Wehner fühlt dies nicht mehr; weder als Staatsdiener, was er sicherlich ist, noch als denkender Staatsbürger, welche Eigenschaft ihm vielleicht von lieblosen Menschen abgesprochen wird.

In dem neunzigjährigen Kriege der Kurie gegen die bayerische Regierung ist jetzt ein Staatsminister zum Feinde übergegangen.

An ihm selbst ist wenig verloren; aber seine noch innehabende Bestallung gibt diesen Zugeständnissen eine Bedeutung, welche man trotz der persönlichen Eigenschaften des ausgezeichneten Kultusministers nicht unterschätzen darf.

Theologische Fakultäten / Von Verus



as Wort Modern hat plötzlich einen ganz neuen Sinn bekommen. In Literatur und Kunst hatten wir bis zum Überdruß das Moderne preisen hören, jetzt erfahren wir überraschenderweise mehr und mehr von einem modernen Katholizismus, von dem wir bisher kaum gewußt haben. Wir hatten geglaubt, der Katholizismus sei in seiner unbedingten Sicherheit und unerbittlichen Folgerichtigkeit jedem neuerungssüchtigen Gedanken entrückt, und die Wissenschaft habe für ihn keine andere Aufgabe als die, seine feststehenden unabänderlichen Sätze zu beweisen. Und nun erscheinen uns im Lichte der neuen päpstlichen Enzyklika eine ganze Anzahl katholischer Theologen, die eifrig bemüht sind, mit wissenschaftlicher Arbeit auf dem Boden ihrer Kirche neue Gedankenbauten auszuführen und den Katholizismus zu modernisieren.

Kein Zweifel, daß diese Männer persönlich die höchste Achtung verdienen, sofern sie fest in ihrem Bestreben beharren. Ob aber ihre Tätigkeit für die Beurteilung des Katholizismus im ganzen sehr ins Gewicht fallen kann, ob ihr eine große historische oder nationale Bedeutung zukommt, das ist eine Frage, die skeptisch zu beantworten sein dürfte. Uns erscheint es als seltsame Illusion, wenn jene Gelehrten geglaubt haben, daß für freies Forschen und fortschrittliches Denken in der gewaltigen unumschränkten Monarchie, der sie angehören, ein Raum sei. Vor dem vatikanischen Konzil war freilich die Möglichkeit dieser Meinung noch gegeben, wenngleich der Papst ihr von jeher widerstrebte; seit dem Jahr 1870 aber ist eine feste, unübersteigliche Mauer vor allen neuen Wegen gezogen worden. Döllinger, der wohl wußte, warum er sich den Beschlüssen des Konzils nicht unterwarf, sagt hierüber: „Die neue Lehre legt dem Papste die ganze Fülle der Gewalt über die ganze Kirche wie über jeden einzelnen Laien, Priester und Bischof bei, welche alles, was nur immer Glaube, Sitte, Lebenspflichten berührt, in sich begreifen soll, welche jeden, den Monarchen wie den Taglöhner, unmittelbar ergreifen, strafen, ihm gebieten und verbieten kann."

Es ist unverständlich, wie unter einer solchen Herrschaft eine freie wissen-

schaftliche Forschung sich entfalten könnte, da sie in jedem Augenblick gezwungen werden kann, stille zu stehen oder gar umzukehren und sich selbst zu verleugnen. Es erscheint unzweifelhaft, daß die römische Kurie in dem ausgebrochenen Kampf siegen muß; denn sie hat die Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit des Gedankens für sich. Es ist auch hoffnungslos, wenn der neueste mutige Streiter in seiner Beurteilung der Enzyklika glaubt, zwischen Rom und der Person des Papstes unterscheiden zu können, und die letztere nicht für alles verantwortlich machen will. Denn der Papst ist ja nicht etwa eine beliebige Figur; er ist vielmehr Papst nur als Bischof von Rom, und all die Macht des Stellvertreter Gottes ist ihm nur als römischem Bischof gegeben. Und von jeher hat sich gezeigt, daß die Person des Papstes, sei er nun Venetianer oder Neapolitaner, sei er selbst vorher liberal gewesen, sehr schnell ausgelöscht wird und ganz und gar in der römischen Tradition aufgeht, außerhalb deren das Papsttum nicht denkbar ist.

Gewiß hat der Staat die unbedingte Verpflichtung, die von der Kirche verdammten Professoren als Staatsbeamte noch in ihren Ämtern zu schützen; aber solange er der Kirche gegenüber genötigt ist, die Priester für ihren Dienst auszubilden, wird er auch nicht anders können, als Lehrer mit dem Unterricht beauftragen, welche die Kirche für geeignet hält. Es werden also die Stellen doppelt besetzt sein, einerseits mit wissenschaftlich anerkannten Männern, bei denen aber die Studenten nicht hören dürfen, andererseits mit unwissenschaftlichen Einpaukern, bei denen sie hören müssen. Es fragt sich, wie lange die Fortdauer einer solchen Komödie mit der Würde und dem Interesse der Universitäten vereinbar wäre. Es scheint uns nur eine Frage der Zeit zu sein, daß diese Fakultäten aus dem Gesamtbild unserer Hochschule verschwinden werden. Gewiß haben sie ihren Wert und ihr Verdienst gehabt, und man wird es bedauern müssen, wenn künftig der Klerus nichts mehr von der freien Luft unserer Hochschule zu spüren bekommt; aber alle Vorteile werden ohnehin nichtig und hinfällig, wenn die römische Kurie ihre bewußte Kraft einheitlich darauf verwendet, die gesamte Ausbildung der studierenden Theologen, wie sie zweifellos kann, nach ihrem ausschließlichen Willen zu lenken. Sowohl die Universität als der Staat haben dann nur noch das Interesse, nicht mehr ihren Namen und ihre Autorität einem solchen fremden Institut zu leihen.

Aber gilt dies nur für die katholischen Fakultäten? Sind nicht auch die protestantischen Fremdkörper im Organismus der Universitäten? Ist eine wirklich freie, wissenschaftliche Forschung bei offiziell bestellten Vertretern der protestantischen Theologie möglich? Nun — zuvörderst haben diese Fakultäten vor den katholischen den Vorzug, daß die Gewalttätigkeit des Boykotts ihren Mitgliedern nicht droht. Es gibt keine Instanz, die protestantischen Studenten — auch Theologen — verbieten könnte, die Vorlesungen eines Professors zu hören, und so ist es hier ausgeschlossen, daß die Tätigkeit eines Gelehrten, der formell noch im Amte ist, doch in Wirklichkeit lahm gelegt wird. Ferner kann von keiner Behörde die vollkommene Freiheit der geschichtlichen wie der sprachlich literarischen Forschung eingeschränkt werden. Läßt der Dozent sich in dieser Hinsicht irgendeine Beeinflussung gefallen, so ist es seine persönliche Schwäche, und im ganzen dürfte sich diese höchstens bei jugendlichen Strebern vorfinden, die auf eine besonders „orthodoxe" Fakultät ihren Ehrgeiz gerichtet haben. Wer als gestandener Mann sich seine wissenschaftlichen Ansichten gebildet hat, wird diese auch unbekümmert vertreten; inwieweit ihn Anhänglichkeit an die kirchlichen Traditionen, überhaupt innere Befangenheit, dabei bestimmt, das läßt sich natürlich nicht abmessen.

Aber trotzdem gibt es eine Professur, ja wir können sagen: die Professur, die als die eigentlich maßgebende, als der Kern jeder Fakultät gilt, und die als unvereinbar mit unseren heutigen Anforderungen an die Wissenschaft beurteilt werden muß. Die Professur der „Dogmatik". Was soll diese Professur? Ihr Inhaber soll ein System, ein Lehrgebäude, das die Gesamtheit einer Weltanschauung zum Ausdruck bringt, erzeugen und vortragen, und er soll doch dabei in Übereinstimmung mit der geltenden kirchlichen Lehre, mit dem „Bekenntnis" bleiben. Das ist ein Widerspruch in sich, der seit den Zeiten Schleiermachers ungezählte Dogmatiker zu Eiertänzen von verschiedenster Gestalt und Rhythmik veranlaßt hat. Der Sachverhalt ist ja klar: entweder gibt der Dogmatiker wirklich getreu den Inhalt der Bekenntnisschriften wieder, dann ist er aber in Wirklichkeit ein Historiker, vielleicht ein sehr verdienstvoller, aber doch ein Mann, dessen eigne Weltanschauung dabei ganz aus dem Spiel bleiben kann, oder er gibt ein eignes, selbsterrungenes, selbstgeschaffenes System, — wie kann das dann, auch bei einer christlichen Grundlage, mit den Bekenntnissen des sechzehnten Jahr-

hunderts übereinstimmen?! Man denke sich einen Professor der Philosophie, dessen einzige Aufgabe wäre, die Philosophie von Leibniz vorzutragen. Würde dieser Mann wohl den Widersinn begehen, ein eigenes „System" auszuarbeiten? Er würde natürlich die Schriften von Leibniz untersuchen, erläutern und beurteilen! Der „Dogmatiker" aber erschafft entweder wirklich etwas Eigenes und bringt es dann durch künstliche Anpassung und Umdeutung mit dem „Bekenntnis" in Einklang, oder er hängt der überlieferten Lehre nur ein neues Mäntelchen um und meint oder behauptet dann, etwas Selbständiges produziert zu haben. In beiden Fällen Halbheit und Scheinwesen, die der Wissenschaft unwürdig sind!

Theologische Fakultäten können in wissenschaftlichen Anstalten unserer Zeit nur ein Recht behaupten, wenn sie sich der objektiven, historischen und philologischen Untersuchung des Ursprungs, der Entwicklung, der Eigentümlichkeit des Christentums widmen; sie dienen dann dem allgemeinen großen Werke der historischen Erkenntnis menschlichen Geisteslebens.

Wer aber den Drang in sich fühlt, selbständig und eigenartig das Weltganze zu durchdringen und zu begreifen, dem gebe man seinen Platz in der philosophischen Fakultät, wo er seinen Flug frei nehmen kann, ohne eine gekrümmte Flugbahn zu beschreiben, ohne im voraus das Ziel zu wissen, an dem er anlangen muß.

Aus der großen Welt / Von Baptist Gronow

(Schluß statt Fortsetzung)



Die dritte und zahlreichste Gruppe von Spielern am grünen Tisch besteht aus Leuten, die ihr Vermögen bereits durchgebracht, ihre Gesundheit verwüstet und ihre Stellung in der Gesellschaft verloren haben. Dies alles hat der verhängnisvolle Golddurst verschuldet, und doch glüht er noch immer in ihnen.

Wie Raubvögel sitzen sie am Spieltisch; mit wildglänzenden raschen Blicken verfolgen sie den ganzen Tag über eine günstige Gelegenheit, das

Glück zu erhaschen, um nachts, wenn sie es vielleicht an sich fesseln könnten, mit leeren Taschen aufstehen zu müssen.

Diese verschiedenen Arten von Spielern trifft man sowohl am Rouge-et-Noir-Tisch als auch bei der Roulette. Diese Spielhäuser waren wahre Brutstätten der Unsittlichkeit; sie brachten unter höchst verführerischen Umständen Schwindler und Beschwindelte zusammen. Es gab da Tische für alle Gesellschaftsklassen. Der Handwerker konnte mit zwanzig Sous spielen und der Gentleman mit zehntausend Franken. Das Gesetz tat nichts gegen ein Laster, das der Pariser Gemeindeverwaltung die Kassen füllte.

Das Stockwerk über dem Spieltempel wurde von unverheirateten Weibern bewohnt. Ich will nicht versuchen, eines der schlimmsten Übel zu schildern, das alle Großstädte verpestet; ich will nur erwähnen, daß diese Phrynen in einer Pracht lebten, die sich nur begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß sie von den leichtverdienten Spielgewinnen ihren vollbemessenen Anteil erhielten.

Zu jener Zeit war das Palais Royal der einzige gut beleuchtete Ort in ganz Paris. Es war der Sammelplatz aller Müßiggänger und besonders jener Damen, die ihre Reize öffentlich feilbieten. Man konnte sie zu allen Tageszeiten in ihrem vollen Staat sehen, die bloßen Nacken mit falschen Diamanten und Perlen geschmückt; so paradierten sie in ihrem ganzen Glanze auf und ab, nach allen Seiten hin bedeutsam mit den Augen winkend.

Man erzählte sich manche seltsame Geschichte von den Spielhäusern des Palais Royal. Ein Offizier von unseren Gardegrenadieren kam auf Urlaub nach Paris, nahm sich eine Wohnung im Palais Royal und verließ es nicht ein einziges Mal, bis seine Zeit um war. Als er wieder in London war, fragte ihn ein Bekannter, ob es wirklich wahr sei, was man sich davon erzählt.

„Natürlich ist es wahr! Denn ich fand da alles, was ich für Leib und Herz und Seele brauchte."

So war das Palais Royal unter Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Zehnten. Das Palais Royal unserer Tage ist nur ein zahmer Handelsmarkt im Vergleich damit, was es in alten Zeiten war. Die Gesellschaft ist anders geworden. Die Regierung begünstigt nicht länger solche Nester der Unmoral; und wenn das Laster auch in gleichem Umfang existieren mag, so muß es doch in anderer Form auftreten und darf nicht mehr auf der offenen Straße erscheinen wie einst.

Der Salon des Étrangers in Paris

Als die Alliierten nach der Schlacht bei Waterloo in Paris einzogen, suchten die englischen Herren instinktiv nach so einem Ding, wie einem Klub. Paris besaß aber nichts von der Art; nur war dort ein viel gefährlicheres Etablissement als die Londoner Klubs, nämlich ein Rendezvous für Gewohnheitsspieler. Der Salon des Étrangers war mit überladener Pracht eingerichtet, besaß ausgezeichnete Küche und vortrefflichen Weinkeller und wurde von dem berühmten Marquis de Livry geleitet, der die Gäste empfing und ihnen mit einer Höflichkeit die Honneurs machte, daß er dadurch europäischen Ruf erlangte. Der Marquis hatte eine so außerordentliche Ähnlichkeit mit dem englischen Regenten, daß unser Prinz den Lord Fife eigens nach Paris schickte, um sich über die Wahrheit dieses allgemein besprochenen Umstandes zu vergewissern.

Das Spiel, wie es in diesen Salons betrieben wurde, nahm oft einen beinahe wahnsinnigen Charakter an; große Vermögen wurden verspielt, die Verlierer verschwanden, und man hörte niemals wieder ein Wort von ihnen.

Der Ehrenw. George T . . ., der von London mit einem sehr beträchtlichen Kreditbrief eigens nach Paris zu kommen pflegte, um sein Glück im Salon des Étrangers zu versuchen, verspielte schließlich seinen letzten Schilling im Rouge-et-Noir. Als er alles verloren hatte, was er auf der Welt besaß, sprang er auf und rief erregt: Wenn ich Canovas „Venus und Adonis" von meines Onkels Landsitz Alton Towers hätte, so sollte das Werk jetzt auf Rot gesetzt werden, denn Schwarz hat vierzehnmal hintereinander gewonnen."

Der Bankier Henri Baring war glücklicher im Hasard als sein Landsmann, aber seine Liebe zum Spiel führte zuletzt doch zu seiner Ausschließung aus der Firma. Der unverbesserlichste von allen englischen Spielern in Paris war vielleicht Lord Thanet, der ein jährliches Einkommen von mindestens fünfzigtausend Pfund Sterling hatte, die er bis auf den letzten Heller im Spiel verlor. Und so ging es auch anderen; ich erinnere mich wirklich keines einzigen ständigen Besuchers des Salons, der nicht sein ganzes Hab und Gut in dieser Spielhölle gelassen hätte.

Lord Thanet, der in England besonders durch seine Haft im Tower, die er wegen des Verdachts republikanischer Gesinnung hatte verbüßen müssen, bekannt ist, verbrachte einen großen Teil seiner Zeit in Paris, vornehmlich im Salon des Étrangers. Seiner Lordschaft Spielwut war so arg, daß er nach Schluß der Spieltische die Anwesenden zu Hühner-Hasard*) und Ecarté einlud. Die Folge war, daß er eines Nachts mit einem Verlust von drei Millionen Franken nach Hause ging. Als man ihm seine Tollheit vorhielt und ihn darauf aufmerksam machte, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach betrogen wäre, rief er aus:

„Dann schätze ich mich glücklich, daß ich nicht die doppelte Summe verloren habe."

Marquis de Livry, der Leiter des Salons, hatte eine entzückende Villa in Romainville dicht bei Paris, wohin er Sonntags nicht nur die verschwenderischsten Gönner seines Salons einlud, sondern auch eine Anzahl von Damen, die als hervorragende Tänzerinnen und Sängerinnen an der Oper glänzten. Eine höchst sonderbare Gesellschaft, deren männliche Mitglieder entschlossen waren, ihr ganzes Geld zu verlieren, während die Damen sich des Restes von Tugend, den sie allenfalls noch haben mochten, möglichst schnell zu entledigen suchten. Die Mahlzeiten bei diesen kleinen Festen wurden vom Küchenchef des Salon des Étrangers geliefert und waren von einer Güte, wie wohl wenige der größten Kochkünstler Frankreichs sie hätten auf den Tisch bringen können.

Unter den ständigen Gästen waren Lord Fife, der vertraute Freund Georgs des Vierten, und Mademoiselle Noblet, die Tänzerin, die ihre Kunst zur größten Zufriedenheit des Habitués des Londoner wie des Pariser Opernparketts ausübte. Seine Lordschaft gab ein Vermögen für sie aus; seine Geschenke an Juwelen, Möbeln, Kleidern und Geld beliefen sich auf mehr als eine Million Franken. Als Dank für all diese Freigebigkeit verlangte Lord Fife nichts weiter als die Schmeicheleien der Dame und ihre Versicherungen, daß ihre Neigung ihm gehöre.

Von ausländischen Besuchern des Salon des Étrangers waren die hervorragendsten: General Ornano, der Schwiegervater des Grafen Wa-

*) Hühnerhasard (Chickenhasard) bedeutet eigentlich ein Spiel mit kleinen Einsätzen; das kann hier aber wohl nicht der Fall gewesen sein.

lewski, Pactot, Clary und die meisten fremden Gesandten am Tuilerienhof, vor allen aber Blücher.

Marschall Blücher war ein Prachtkerl, aber ein sehr ungeschliffener Diamant, mit den Manieren eines gemeinen Soldaten. Von dem Augenblick seiner Ankunft in Paris ging er jeden Tag in den Salon, wo er mit den höchsten Einsätzen Rouge-et-Noir spielte. Solange der Marschall in Paris weilte, war der Salon stets gedrängt voll von Leuten, die eigens kamen, seinem Spiel zuzusehen. Sein Benehmen beim Spielen war alles, nur nicht gebildet, und wenn er verlor, so fluchte er deutsch auf das ganze Franzosenpack und schoß wütende Blicke auf die Croupiers. Für gewöhnlich brachte er es fertig, alles zu verlieren, was er bei sich hatte, ebenso alles Geld, das sein Diener, der im Vorzimmer wartete, als Reserve mitführte. Ich habe ihn aufmerksam beobachtet und erinnere mich noch sehr wohl seines Verfahrens beim Spiel. Er fuhr mit der rechten Hand in die Tasche, holte mehrere Rollen Napoleons heraus und warf sie auf Rot oder Schwarz. Wenn er den ersten Schlag gewann, ließ er stehen; aber wenn dann der Croupier darauf aufmerksam machte, daß die Bank nicht mehr als zehntausend Franken hielte, dann brüllte Blücher wie ein Löwe und stieß in seiner geliebten Muttersprache Flüche aus, die in englischer Übersetzung ohne Zweifel in Billingsgate großen Erfolg gehabt hätten; zum Glück wurden sie nicht beachtet, da sie von den Zuschauern nicht verstanden wurden.

Um jene Zeit liefen Gerüchte um — und sogar nicht unbegründete — daß Blücher und Wellington auf gespanntem Fuß miteinander stünden. Die Preußen wollten die Jenabrücke in die Luft sprengen; aber der Herzog schickte ein Bataillon von unserm Regiment ab, dies zu verhindern, und die preußischen Pioniere, die schon die Brücke unterminierten, wurden höflich nach Hause geschickt. Dieser Vorfall verursachte eine gewisse Mißstimmung zwischen den Oberkommandierenden. Eine Art von Kongreß, bestehend aus den Kaisern von Österreich und Rußland, dem König von Preußen, Blücher und Wellington, trat im Ministerium des Auswärtigen, am Boulevard, zusammen. Nach vielem Lärm erklärte endlich der Herzog von Wellington nachdrücklich, wenn irgend ein Baudenkmal zerstört würde, so wolle er mit der englischen Armee aus Paris abziehen. Diese Drohung

hatte die gewünschte Wirkung.*) Trotzdem legte Blücher den armen Parisern schwere Kriegssteuern auf, und seine Truppen wurden neu gekleidet. Die Bank von Frankreich erhielt einen nicht mißzuverstehenden Wink, dem Marschall mit hunderttausend Franken oder so beizuspringen; diese Zwangsanleihe bei der Bank wurde die Veranlassung zu Blüchers Abberufung, die auf besonderen Befehl des Königs von Preußen erfolgte. Von allen Parisern sah wohl nur der Besitzer des Salon des Étrangers den Marschall mit Bedauern scheiden.

Im Salon des Étrangers stand wie im Crokfordklub in London ein ausgezeichnetes Souper allnächtlich kostenlos für jeden Gast bereit, der Appetit verspürte. Die bevorzugten Spiele waren Rouge-et-Noir und Hasard; das erstere brachte einen ungeheueren Gewinn, denn es wurden nicht nur die enormen Betriebskosten davon gedeckt, sondern die Unternehmer zahlten auch noch jährlich eine sehr bedeutende Summe an die Gemeindeverwaltung von Paris.

Ich weiß nicht ganz genau, ob es im Salon des Étrangers oder in einer anderen Spielhölle war, wo ein englischer Oberst auf Halbsold seinen letzten Heller verlor. Er beschloß, sich selbst umzubringen, zugleich aber auch alle jene, die an seinem Ruin schuld wären. Zu diesem Zweck legte er eine Dose voll Knallpulver unter den Spieltisch und zündete es an; es explodierte auch, zum Glück aber, ohne einen Menschen zu verwunden. Die Polizei verhaftete den Oberst und setzte ihn ins Gefängnis; durch die menschenfreundliche Verwendung des britischen Botschafters, Lord Granville, kam er aber frei und wurde nur als wahnsinnig aus Frankreich verwiesen.

Nicht alle Spieler freilich nahmen ihr Schicksal so tragisch; es gab unter den Stammgästen des Salon des Étrangers mehrere, die ihren Verlust

---

*) Auch der preußische Gesandte beim König von Frankreich, Graf von der Goltz, der früher Blüchers Adjutant gewesen war, hatte, im Namen des Fürsten Talleyrand, um Erhaltung der Brücke gebeten, aber von Blücher folgendes Schreiben erhalten: „Die Brücke wird gesprengt, und ich wünsche, Herr Talleyrand setzte sich vorher darauf. Wie kann dieser verächtliche Mensch die Brücke ein kostbares Monument nennen? Unsere Nationalehre erfordert die Vernichtung dieses zu unserer Beschimpfung errichteten Denkmals. Ew. Hochgeboren werden mich verbinden, wenn Sie diese Meinung zur Kenntnis des Herrn Talleyrand bringen.“ Darauf erhielt der preußische Stadtkommandant Pfuel den Befehl, „allen Einwendungen, selbst von englischer Seite, gar kein Gehör zu geben, und nur dahin zu streben, diese Arbeit (die Sprengung) in kürzester Frist zu beendigen.“ (Dr. Fr. Nigger, Fürst Blücher von Wahlstatt, Seite 269.)

nicht nur gleichmütig ertrugen, sondern sogar noch genügend guten Humor für einen lustigen Streich behielten. Zu diesen gehörte George Talbot, ein Bruder des Earls of Shrewsbury; er war einer der Tollsten unter den Tollen, streute, ohne zu rechnen, mit vollen Händen sein Geld aus, und suchte daher oft neue Hilfsquellen an den Spieltischen des Salon des Étrangers, wo er natürlich schließlich bis auf die letzte Feder gerupft wurde.

Talbot hatte vergeblich alle üblichen Mittel versucht, seinen leeren Geldbeutel wieder zu füllen. Er war römisch-katholisch wie die meisten Mitglieder seiner Familie, die zu den ältesten Englands gehört. Er beobachtete daher regelmäßig alle gottesdienstlichen Vorschriften seiner Kirche und war mit der ganzen höheren Geistlichkeit von Paris bekannt. Es war daher nicht weiter wunderbar, daß er beschloß, sich seinem Beichtvater anzuvertrauen, sein Gewissen zu entlasten und zu gleicher Zeit beim frommen Pater Rat zu suchen, wie er wohl am besten wieder vor den Wind kommen möchte. Er beschrieb also seine Lage bis in die geringsten Einzelheiten und fragte den Priester, auf welche Weise er wohl seine Schulden bezahlen und eine Summe Geldes zur Heimreise bekommen könnte. Der Beichtvater schien gerührt von seinem Klagebericht, dachte lange nach und empfahl ihm schließlich, auf die Vorsehung zu vertrauen. Talbot schien diesen freundlichen Rat für sehr gut zu halten und versprach, in ein paar Tagen wieder vorzusprechen. Er machte diesen zweiten Besuch und jammerte wieder über seine Lage. Der Priester hörte ihn, wie das erste Mal, mit großem Bedauern an, empfahl ihm aber wiederum nur, auf die Vorsehung zu vertrauen. Talbot ging ganz niedergeschlagen fort; seine Hoffnung auf augenblickliche Hilfe aus der Not war sichtlich nur sehr gering. Nach wenigen Tagen aber kam er wieder zu seinem Beichtvater, augenscheinlich in sehr gehobener Stimmung, und lud den würdigen Abbé ein, mit ihm im Rocher du Cancale zu speisen. Diese Einladung wurde mit Freuden angenommen, denn der fromme Herr zweifelte nicht, daß ihm alle Delikatessen des Landes würden vorgesetzt werden, und hiergegen hatte er, wie seine meisten geistlichen Brüder, durchaus nichts einzuwenden. Seine Erwartung hatte ihn auch nicht betrogen, das Essen war auserlesen, das Beste, was das Haus bieten konnte, wurde ihnen aufgetragen, und mit herzlicher Hingabe widmete der gute Abbé sich der Vertilgung der dargebotenen leckeren Sachen. Zum Beschluß der Mahl-

zeit erschien natürlich die Rechnung, und da mußte der ehrwürdige Gast zu seinem schmerzlichen Erstaunen den jungen Talbot erklären hören, er sei völlig auf dem Trockenen, und zwar schon seit langer Zeit, aber bei dieser Gelegenheit, wie bei allen anderen, wolle er nach dem Rate des Herrn Abbé auf die Vorsehung vertrauen.

Abbé Pecheron erholte sich endlich von seiner Überraschung und lachte herzlich über Talbots Unverschämtheit, da er im Grunde ein freundliches und gutes Gemüt hatte. Er fühlte auch, daß er diesen Denkzettel wohl verdient hatte, zog seine Börse und bezahlte die Rechnung. Außerdem tat er, was er gleich zu Anfang hätte tun sollen, er schrieb an Talbots Verwandte und erwirkte ihm die Mittel, Paris zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren, wo er in Zukunft einen solideren Lebenswandel führte.

Indem ich mir meine Erinnerungen an den Salon des Etrangers, wie er im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts war, zurückrufe, sehe ich vor mir die edelgeschnittenen Züge und die ritterliche Gestalt des ungarischen Grafen Hunyady, des größten Spielers jener Tage, der damals die ganze Gesellschaft in Aufregung brachte. Er kam sehr in Mode: seine Pferde, sein Wagen, sein Haus galten als die höchste Vollendung des Geschmacks, sein gutes Aussehen wurde allgemein bewundert. Es gab Damenmäntel à la Huniade und der berühmte Borel vom Rocher de Cancale benannte neue Gerichte nach dem großen Ungarn. Hunyadys Glück war lange Zeit wunderbar; keine Bank konnte seinem Angriff widerstehen, und sein Gewinn muß sich annähernd auf zwei Millionen Franken belaufen haben. Sein Benehmen war auffallend ruhig und höchst vornehm; er saß augenscheinlich ganz gleichmütig da, die rechte Hand in seinem Rockbusen, während Tausende von dem Fallen einer Karte oder dem Rollen eines Würfels abhingen. Sein Kammerdiener vertraute indessen einem indiskreten Freund an, daß seines Herrn Nerven nicht so eisern wären, wie er die Leute glauben machen wollte, daß vielmehr der Graf am Morgen die blutigen Spuren seiner Nägel trüge, die er bei einer gefährlichen Wendung des Spiels vor Aufregung sich in das Fleisch seiner Brust drückte. Die Pariser Straßen waren zu jener Zeit nicht sehr sicher; infolgedessen wurde der Graf gewöhnlich von zwei Gendarmen nach seiner Wohnung geleitet, um ihn vor einem räuberischen Überfall zu schützen.

Hunyady war nicht vernünftig genug — welche Spieler wären auch vernünftig? — Paris mit seinem großen Gewinn zu verlassen, sondern spielte Tag und Nacht weiter. Das Glück erklärte sich gegen ihn, und er verlor nicht nur alles gewonnene Geld, sondern auch einen sehr großen Teil seines eigenen Vermögens dazu. Er borgte sich schließlich zur Heimreise nach Ungarn fünfzig Pfund Sterling von dem wohlbekannten Tom Garth, der sonst selbst auch mehr zu den Geldborgern als zu den Geldverleihern gehörte.

Die Preußen in Paris*)

Die Franzosen hatten 1806 nach der Schlacht bei Jena so schlimm gehaust, daß die Preußen geschworen hatten, wenn sich nur eine Gelegenheit böte, so wollten sie die Grausamkeiten, die Erpressungen und die harte Behandlung ihrer Hauptstadt an Frankreich rächen. Und sie hielten ihr Wort.

Ich sah eines Tages ein preußisches Regiment die Rue St. Honoré entlang marschieren, als ein halbes Dutzend Fiaker in ruhiger Fahrt die entgegengesetzte Richtung heraufkamen; plötzlich traten mehrere preußische Soldaten aus dem Glied und knufften mit ihren Gewehrkolben die armen

*) Aus dem folgenden geht hervor, daß Gronow keineswegs ein Freund der Preußen war, und da von den Ausschreitungen der letzteren nur wenig bekannt sein dürfte, erscheint es umsomehr angebracht, hiezu allgemeine Belege aus deutschen Werken zu erbringen. Nach Dr. Friedrich Fouther: „Fürst Blücher von Wahlstatt," Seite 299 heißt es in einem Tagesbefehl Blüchers vom 5. Juli: „Es wird in diesen Tagen alles angewendet, um die Ordnung und Zucht wieder herzustellen." Dr. Wilhelm Zimmermann schreibt in den „Befreiungskämpfen der Deutschen": „Frankreich wurde von den Siegern überschwemmt, und ihre Scharen hausten mit allem Übermut und aller Grausamkeit, mit Blut und Brand und Bedrückungen jeder Art, wie es kaum je die Franzosen als Sieger in andern Ländern gemacht hatten." In Montgelas Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Max Graf von Montgelas, Seite 490, lesen wir: „Es erhoben sich vielfältig Klagen gegen unsere (bayerischen) Soldaten, welche man als die undisziplinierteſten unter allen darstellte, welche zu den in Frankreich befindlichen europäischen Heeren gehörten — — Fürst Wrede suchte seine Leute zu rechtfertigen, allein in dem Bericht, den er über diese Vorfälle an seinen Hof erstattete, entwirft er selbst ein Bild von dem bei der Armee eingeschlichenen Mangel an Disziplin und Subordination, welcher sehr bedenklich erscheint und beweisen dürfte, daß die in Frankreich erhobenen Beschuldigungen keineswegs unbegründet waren.

Kutscher von den Böcken herunter. Ich schämte mich natürlich bei diesem Anblick. Da ich in Uniform war, traten mehrere Franzosen an mich heran und ersuchten mich, dem Herzog von Wellington von diesem Vorfall Meldung zu machen. Ich konnte ihnen nichts anderes sagen, als daß dieses keinen Zweck haben würde, worauf sie einstimmig ausriefen, wir Engländer müßten erröten, daß wir mit Menschen von solcher Roheit Freundschaft und Bündnis hielten.

Eines Nachmittags erschienen mehr als hundert preußische Offziere in den Galerien des Palais Royal, drangen in alle Läden ein, beschimpften die Frauen, schlugen die Männer, zertrümmerten alle Fensterscheiben und kehrten das oberste zu unterst. Ihr Benehmen ging wirklich über alle Begriffe. Der Vorfall wurde dem Lord James Hay gemeldet, der auf der Wache im Palais Royal war. Er eilte herbei und kam gerade dazu, wie ein Trupp französischer Gendarmen auf die Preußen, die inzwischen nach dem Garten gezogen waren, Feuer geben wollte. Er rief eiligst seine Leute heraus, trat zwischen die Gendarmen und die Offiziere und sagte, er würde auf die Partei, die sich zuerst rührte, schießen lassen. Einige von den Preußen gingen darauf ruhig zu ihm und sagten:

„Wir haben alle gelobt, die Beschimpfungen, die die Franzosen auf unsere Berliner Landsleute gehäuft haben, an den Parisern zu vergelten. Wir haben unser Gelübde erfüllt und wollen uns jetzt zurückziehen."

Nichts läßt sich mit dem bitteren Haß vergleichen, der zwischen den Franzosen und den Preußen herrschte und herrscht.

Engländer und Preußen

Des Herzogs von Wellington Benehmen gegen die Pariser war freundlich und achtungsvoll. Er begnügte sich damit, das Boulogner Wäldchen und die beiden Vorstädte La Villette und La Chapelle St. Denis zu besetzen. Blücher war nicht so rücksichtsvoll gegen die Franzosen. Seine Truppen waren in alle Häuser eingelegt, und die Einwohner mußten sie nicht nur verpflegen, sondern auch neu kleiden. Er gab einen Befehl an die Behörden

aus, den ich selbst gesehen und noch deutlich im Gedächtnis behalten habe. Darin verlangte der Marschall für jeden Soldaten: eine Bettstelle mit einer wollenen Matratze, einer neuen Wolldecke, zwei Bettüchern und einem Kissen. Als Verpflegung erhielt jeder Mann täglich: zwei Pfund gutes Brot, ein Pfund Schlachtfleisch, eine Flasche Wein, ein Viertelpfund Butter, ebensoviel Reis, ein Glas Branntwein und etwas Tabak.*) Die preußische Kavallerie wurde auch nicht vergessen; jedes Pferd bekam täglich zehn Pfund Hafer, sechs Pfund Heu und ebensoviel Stroh. Blüchers Generale nahmen alle die besten Häuser im Faubourg St. Germain in Beschlag, General Thielmann das des Marschalls Ney, dessen Silberzeug, Wagen und Pferde er sich aneignete. Andere preußische Generale verfuhren in ähnlicher Weise.

Das russische und das österreichische Heer mit den beiden Kaisern rückten bald nach unserer Ankunft in Paris ein. Die Kaiser befolgten in mancher Hinsicht das Blüchersche Verfahren; sie weigerten sich, ihre Soldaten in den großen und gesunden Kasernen unterzubringen, die zu deren Aufnahme bereitstanden; sie legten sie lieber in Bürgerquartiere zu friedlichen Kaufleuten und Handwerkern, die von ihnen oft in der rücksichtslosesten Weise mißhandelt und ausgeplündert wurden. Wellingtons Armee bezahlte für alles, was sie gebrauchte. Blücher dagegen drohte sogar die Bank von Frankreich in Besitz zu nehmen und wurde an der Ausführung dieser Drohung nur durch das kluge Einschreiten des Herzogs verhindert.

Eines Tages befand sich ganz Paris vor Staunen in einer dumpfen Betäubung. Der preußische Oberkommandierende Müffling, der im Stadthaus residierte, verlangte vom französischen Präfekten eine sehr große Summe Geldes und schickte einen Offizier mit hundert Mann ab, um diesem Verlangen mehr Nachdruck zu geben. Der Präfekt hatte das Geld nicht; die Folge war, daß man ihn nach dem Hotel de Ville schleppte, wo General Müffling ihn als Gefangenen behielt, in der Absicht, ihn am nächsten Morgen

*) Gronow hat offenbar ein sehr gutes Gedächtnis. Nach Dr. Friedrich Förster: Fürst Blücher von Wahlstatt, Seite 298, bestand die tägliche Portion aus „zwei Pfund Brot von Weizen- oder Roggenmehl, einem Pfund frischen Fleisch, einer Unze Salz, drei Unzen Reis, drei Unzen Butter, einem halben Liter Wein, einem Deziliter Branntwein, einer Unze Rauchtabak." Zur Lagerstelle gehörten: „eine Matratze, ein Kopfpolster, eine wollene Decke und zwei Laken von Leinwand."

als Geisel nach Berlin zu schicken, wo er bleiben sollte, bis das Geld an den preußischen Staatsschatz bezahlt wäre.*)

Die Rettung der Jenabrücke

Als Blücher beschlossen hatte, den Pont d'Jéna mit Pulver in die Luft zu sprengen, eilte einer von den alten Generalen des Kaiserreichs nach den Tuilerien, erbat sich Audienz beim König und berichtete, was er von den Absichten der Preußen wußte. Louis geriet in einen großen Zorn und rief aus:

„Was für ein Vandalismus! Ich will mich lieber selbst auf die Brücke stellen und in die Luft fliegen, als daß ein so schönes Baudenkmal zerstört wird."

Der König sandte den Herzog von Guiche zu Wellington, um ihm Meldung zu machen, worauf unser erlauchter Führer sofort sein Pferd befahl und nach dem Biwak unserer Garde im Bois de Boulogne galoppierte. Er gab Sir P. Maitland Befehl, die Preußen unter allen Umständen von der Brücke zu vertreiben, nötigenfalls sogar von den Bajonetten Gebrauch zu machen. Als die Garden an die Brücke kamen, fanden sie die preußischen Pioniere schon fleißig beim Minenlegen. Da die Herren Preußen jedoch sahen, daß wir übles im Sinn hatten und unsere Gewehre mit Kugeln luden, so packten sie in fünf Minuten — längere Frist wurde ihnen nicht bewilligt — all ihre Spitzäxte und anderen Werkzeuge zusammen und marschierten ruhig ab, zum großen Ärger ihres Offiziers und zum tötlichen Verdruß des Marschalls Blücher, der es Wellington nie verzeihen konnte, daß er seine Absicht durchkreuzt hatte.

---

*) „Feldmarschall Blücher hat jetzt schon für zweckmäßig erachtet, Paris allein mit einer Kriegssteuer von hundert Millionen Franken zu belasten, und die vornehmsten Bankiers der Stadt zu bedrohen, daß er sie als Geiseln behandeln werde, solange diese Summe nicht bezahlt und für die vollständige Equipierung einer Armee von hunderttausend Mann nicht gesorgt sein werde." (Friedr. von Gentz: Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, Seite 684.) Gentz irrt sich hier in der Zahl von hundert Millionen; diese wurden von Frankreich gefordert, von Paris nur zwei Millionen.

Vae victis!

Als unsere Garde in der Stadt St. Pont Maixaus, ungefähr vierzig Meilen von Paris, ankam, schickte unser Adjutant mich aus, mir für mich und meinen Burschen selber Quartier zu suchen. Dicht bei einem Wäldchen sah ich ein großes Bauernhaus; ich trat ein, konnte aber keine Menschenseele entdecken. Mein Bursche ging die Treppe hinauf, kam zu mir zurück und berichtete, der Bauer läge im Bett mit furchtbaren Verwundungen von unzähligen Säbelhieben. Wirklich war er mehr tot als lebendig, doch vermochte er auf meine Frage nur zu berichten: in der Nacht vorher wären die Preußen dagewesen. Sie hätten seine drei Töchter vergewaltigt und mitgeschleppt, seine Wagenpferde und alles Vieh fortgenommen und schließlich, weil er ihnen kein Geld geben konnte, ihn auf dem Bett festgebunden, mit ihren Säbeln über die Schienbeine geschlagen und ihn ohnmächtig vor Schmerz und Blutverlust liegen lassen. Als ich weiter nachfragte, erzählte er, wahrscheinlich wären einige von den Preußen noch im Keller. Ich befahl meinem Diener, sein Gewehr zu laden, ein Licht anzuzünden und mich mit der Laterne nach dem Keller zu begleiten. Wir fanden dort wirklich einen betrunkenen preußischen Soldaten in einer Weinlache neben den von ihm und seinen Kameraden angezapften Fässern liegen. Als er uns sah, sprang er mit einem deutschen Fluch auf und schlug mit dem Säbel nach meinem Burschen, der aber den Hieb parierte. In einem Augenblick hatten wir den Halunken gebunden und brachten ihn mit vorgehaltener Bajonettspitze vor den armen Bauern, der in ihm einen von den Leuten erkannte, die seine unglücklichen Töchter geschändet und nachher ihn selbst verwundet hatten. Wir übergaben den Gefangenen unserem Profos, der ihn ins preußische Hauptquartier ablieferte, wo der Kerl sofort erschossen wurde.

Haß der französischen Bauern gegen die Preußen

Den vorstehenden Geschichten reiht sich passend ein anderer Vorfall an, der allerdings zeitlich etwas früher liegt. In der blutigen Schlacht bei Châ-

teau-Thierry im Jahre 1814, bei der sich Napoleon als der genialste Feldherr erwies, hatten die Franzosen den Preußen ihre sämtlichen Geschütze mit aller Munition abgenommen und mehrere tausend Gefangene gemacht. Nach der Schlacht rückte General Belliard, der die Vorhut befehligte, in Château-Thierry ein und bemerkte in der Hauptstraße, die er mit seinem Stabe durchritt, ein entsetzliches Schauspiel. Die Preußen hatten vor der Schlacht die Stadt besetzt gehalten und so furchtbare Grausamkeiten begangen, daß die Einwohner von rasender Wut gegen sie erfüllt waren. Als der Kampf sich zugunsten der Franzosen wandte, nahm daher der Pöbel die barbarischste Vergeltung an jedem Preußen, der ihm, verwundet oder nicht, in die Hände fiel.

Das erste, was General Belliard sah, war eine Gruppe von rasenden Weibsbildern, die mit von Blut rauchenden Händen ihre Messer schwangen und eifrig dabei waren, die verwundeten Soldaten zu töten. Der General und sein Gefolge konnten nur mit größter Mühe dieser Greuelszene ein Ende machen. Die Weiber, die eher Furien als menschlichen Wesen glichen, warfen sich dem General entgegen und riefen, sie wären von den Deutschen aufs schändlichste mißhandelt worden; diese hätten nicht nur alles geplündert, sondern auch alle Weiber, jung wie alt, geschändet und ihre Männer mit kaltem Blut getötet.

„Ja, General!" rief eine von den Furien, „ich habe diese Schlächterei angefangen, und ich will sie zu Ende führen!" Und vor seinen Augen stieß sie einem armen Gefangenen ihr Messer ins Herz.

Les Anglaises pour Rire

Sämtliche Pariser Theaterdirektoren hatten Befehl erhalten, zu jeder Vorstellung einer gewissen Anzahl von Soldaten des Okkupationsheeres freien Eintritt zu gewähren. Eine Abteilung von unserer Garde, bestehend aus einem Sergeanten und einigen Gemeinen, ging eines Abends in das Théâtre des Variétés am Boulevard, wo eine Posse, betitelt: „Die lächerlichen Engländerinnen" von Potier und Brunet ganz ausgezeichnet gespielt wurde. Natürlich erschienen in diesem Stück einige Engländerinnen in sehr karikaturenhafter Darstellung, und hierüber entrüsteten unsere Soldaten sich

dermaßen, daß der Sergeant und seine Leute sich entschlossen, den Fortgang der Aufführung zu verhindern. Sie stürmten plötzlich die Bühne und brauchten Gewalt gegen die Schauspieler, die sie denn auch schließlich in die Flucht trieben. Es wurde Polizei gerufen, und die Gendarmen versuchten törichterweise, unsere Leute zu verhaften, bemerkten aber bald, daß sie an die Unrechten geraten waren, denn sie wurden selber angegriffen und aus dem Theatergebäude gejagt. Auf den Boulevards sammelte sich eine große Menschenmenge, die sich aber bald zerstreute, als man erfuhr, daß englische Soldaten entschlossen wären, die Verhöhnung ihrer Landsmänninnen um jeden Preis zu verhindern.

Man muß bedenken, daß den Parisern gegen die fremden Eroberer kein anderes Vergeltungsmittel zu Gebote stand, als sie lächerlich zu machen; die Engländer nahmen das denn auch gewöhnlich mit gutem Humor hin und lachten nur über die drolligen Übertreibungen jener Posse.

Englische und französische Soldaten

Auf dem großen Jahrmarkt des Boulevard du Temple beobachtete ich folgenden Vorfall: Während Policcinell seine Späße trieb, machte ein kleiner buckliger Mann viel Lärm und belästigte die Umstehenden. Zwei Offiziere, mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust, ärgerten sich über den Burschen und ersuchten ihn ruhig zu sein, worauf er anfing zu schimpfen und sie verfluchte Bonapartisten nannte. Dieses Beiwort hatte damals einen unangenehmen Klang, denn es war kein Vorteil, wenn man für einen Anhänger des gefallenen Kaisers galt. Der größere von den beiden Offizieren packte, ohne weiter ein Wort zu sagen, plötzlich den Zwerg am Kragen, setzte ihn sich auf die Schulter und trug ihn zum Besitzer des Puppentheaters, dem er ihn mit den Worten überreichte: „Da haben sie Ihren Policcinell wieder; er hatte sich zwischen unsere Beine verlaufen."

Unsere Soldaten, die diesen derben, aber wohlverdienten Scherz mitansahen, brachten dem französischen Offizier ein dreifaches Hoch. Diese Sympathiekundgebung seitens eines Feindes tat gute Wirkung, denn es führte die Besiegten zu freundlicheren Gefühlen; und wir kamen schließlich in ein aus-

gezeichnetes Verhältnis zu unseren tapferen früheren Feinden, die durch das Kriegsunglück um Rang und Brot gekommen waren und uns allen leid taten wegen der Verdammungsurteile, die von so vielen über sie ausgesprochen wurden.

Ein Trinkspruch

Eines Tages hatten wir die Ehrenwache für den Kaiser von Rußland zu stellen, und es wurde uns bei dieser Gelegenheit in derselben Weise, wie es in St. James üblich ist, ein Mahl vorgesetzt. Kurz vor dem Essen berichtete unser Adjutant dem Oberst, daß wir vier russische Generale in Gewahrsam hätten. Wir ließen sie durch Kaptain Vernon einladen, an unserer Mahlzeit teilzunehmen, was sie gerne annahmen. Während des ersten Ganges fragte Vernon sie aus Neugierde, weshalb sie eigentlich Arrest hätten, und bekam die Antwort, der Zar sei nicht mit dem Marsch ihrer Leute bei der letzten Parade zufrieden gewesen. Hierauf füllte Vernon sein Glas bis zum Rande und rief:

„Nieder mit allen Tyrannen, und — Vive Napoleon!"

Die russischen Generale saßen da wie vom Donner gerührt und bemerkten, wenn sie den vorgeschlagenen Toast tränken, so würde ihnen das ihre Köpfe kosten.

Zwei Tage darauf wurden wir Offiziere der Wache zum Herzog von Wellington beschieden und von ihm gefragt, was das alles zu bedeuten hätte. Nachdem er uns angehört hatte, sagte der Herzog, er hoffe, daß wir uns künftighin der Anspielungen auf Bonaparte enthielten, denn, da Ludwig der Achtzehnte als König von Frankreich proklamiert sei, so wäre eine Erwähnung des gefallenen Helden nicht nur unpolitisch, sondern könnte auch leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben. Übrigens wolle er selbst den Kaiser von Rußland aufsuchen und den Hergang erklären.

Der Kaiser von China

Zar Alexander erzählte gern eine Geschichte, die ihm selbst und dem König von Preußen 1815 in Paris passierte. Sie waren miteinander nach

dem Palais Royal geschlendert, das damals von zahlreichen schmalen Straßen und Gängen umgeben war, und befanden sich auf ihrem Rückweg nach den Tuilerien plötzlich in einem Labyrinth, aus dem sie sich nicht herausfinden konnten. Der Zar sprach daher einen wohlgekleideten Mann mit dem Ludwigskreuz an und fragte ihn nach dem nächsten Weg zu den Tuilerien. Die Antwort lautete: „Ich gehe selbst dorthin und will Sie gerne begleiten. Wollen Sie mir das Vergnügen machen und mir sagen, wen ich zu führen die Ehre habe."

„Ich bin der Kaiser von Rußland."

Der Herr nahm diese Antwort mit einem ungläubigen Lächeln auf, fragte aber weiter:

„Und wer ist Ihr Herr Begleiter?"

„Der König von Preußen."

„Aber wollen Sie mir, bitte, auch sagen, wem ich für seine Höflichkeit verbunden bin?"

„Oh, ich bin der Kaiser von China" versetzte der Pariser.

Die Unterhaltung wurde darauf sehr einsilbig, denn der Franzose hatte augenscheinlich keine Lust, noch weiter aufgezogen zu werden.

Als sie aber bei den Tuilerien ankamen, wurde Generalmarsch geschlagen, die Soldaten präsentierten, die Offiziere zogen ihre Hüte ab — dies alles zur größten Verblüffung des angeblichen Beherrschers des Himmlischen Reiches, der nun überzeugt war, daß seine Begleiter begründetere Ansprüche auf einen Herrscherthron hätten als er selbst. Als die beiden hohen Herren sich umdrehten, um ihrem „Führer, Philosophen und Freund" zu danken, fanden sie, daß er sich ebenfalls in ein Inkognito gehüllt hatte. Denn er war verschwunden.

Der Zar und das Apfelmädchen

In der Nähe der Tuilerien war ein kleiner Markt, wo Äpfel, Spielzeug, Kuchen und dergleichen feilgehalten wurden.

Eines Tages kam der Zar Alexander auf einem Spaziergang über diesen Platz; ein sehr hübsches Mädchen, das in einer der Buden Äpfel verkaufte,

starrte ihm so unverwandt ins Gesicht, daß es ihm auffiel und er sie nach dem Grunde fragte.

„Ich sehe Sie an, mein Herr," antwortete sie, „weil sie das leibhaftige Ebenbild des Kaisers von Rußland sind; Sie können aber dieser hohe Herr nicht sein, sonst würden Sie sich nicht herablassen, mit einem armen Apfelmädchen zu sprechen."

Der Selbstherrscher aller Reußen erwiderte:

„Ob ich nun der Kaiser bin oder nicht, seien Sie jedenfalls sicher, liebes Kind, daß ich mein Herz verlieren würde, wenn ich lange in Ihrer Gesellschaft verweilte. Aber können Sie mir die Adresse des russischen Kaisers sagen?"

Damit drückte er ihr einen Louisdor in die Hand. Sie übergab ihren Stand einer Freundin und erklärte sich bereit, den großen Herrn, der sich selbst suchte, zu begleiten. Bei seinem Hotel angekommen, bat er sie miteinzutreten.

„Nein, mein Herr; ich habe Ihnen des Kaisers Wohnung gezeigt, und ich denke, mehr wünschten Sie ja wohl nicht. Also guten Morgen, mein Herr!"

„Nein, nein, das ist noch nicht alles, mein kleiner Engel; nun mußt du mir noch sagen, wo du wohnst!"

„Oh, ich bin immer bei meinem Apfelstand zu treffen, mein Herr."

Das Ende vom Liede war, daß das Mädchen ihren Weg nach St. Petersburg fand, wo sie einige Zeit unter dem ganz besonderen Schutze des Zaren stand; sie heiratete später einen Großen des Reiches und wurde die Mutter des Mannes, der im Krimkriege die erste Rolle spielte.

Königin Luise

Sehr geehrte Redaktion!


ewiß wird es immer unmöglich bleiben, über eine Person, die auch nur mit einem Teil ihres Wesens der patriotischen Legende angehört, völlige Einigung zu erzielen. Je nachdem zur Information die Stimmen dieser oder jener zeitgenössischen Partei herangezogen werden, divergieren die Urteile. Herr Ludwig Thoma hat das Seinige über die Königin Luise von Preußen im ersten Februarheft niedergelegt, — wie ich überzeugt bin, geleitet von dem Unmut über einen bestimmten Majestätsbeleidigungsprozeß, nicht etwa von dem Wunsch, eine Tote zu bemängeln, deren Name auch vielen Lesern des „März“ teuer ist.

Da diese Leser oft zugleich Mitkämpfer in der Sache sein dürften, die der „März“ zum Siege führen will, wäre es doch vielleicht angebracht, die etwas abweichende Lesart, die inbetreff jener Frau nördlich des Maines, zugleich in den Kreisen der Fachleute, zurzeit am verbreitetsten ist, hier in ein paar Worten zu skizzieren, damit auch sie in den Spalten des „März“ vertreten sei.

Unbedingt gibt sie Herrn Ludwig Thoma darin recht, daß Königin Luise nicht alltäglich die preußische Niobe, nicht von Anbeginn das unbedingt ähnliche Urbild jener Nationalheiligen gewesen ist, die nach den Freiheitskriegen im Andenken des preußischen Volkes fortlebte. Niemand soll erstaunter über diese Volksdichtung gewesen sein, als der eigne Gemahl, der die Heimgegangene nur zu gut als heiter, lebenslustig, sonnig auch nach der Katastrophe von 1806 noch gekannt hatte, — wozu nur die Einschränkung zu machen ist, daß es vor gewissen allzu Intimen überhaupt kein Genie gibt. Ebensowenig paßt aber für Luisen das Beiwort einer Armida, als die sie Napoleon, der größte Bluffer des Jahrhunderts, der für seine Politik die

Spezialität der „nützlichen Lügen" erfunden hatte, in seinem „Moniteur" vor dem Gerichtshof Europas anklagte.

Ihr persönliches Mißgeschick bestand in der Bindung an einen schwunglosen Hypochonder, der sie nicht hob, sondern herabzog und, ohne ihre Kräfte zu wecken, ihren Charakter zu läutern, sich darauf beschränkte, sie fortwährend ins Wochenbett zu bringen. Darum hat sie, die Frau, den preußischen Kastengeist zwar nicht gebrochen, weil ihr diese Aufgabe gar niemand gezeigt hatte; aber sie hat sich mit ihrer freien Anmut ihm auch nicht gefügt. Sie schon ist in eine berliner Gesellschaft mit den schlichten Worten eingetreten: „Entschuldigen Sie, daß wir so spät kommen; mein Mann hatte noch zu tun." Recht eigentlich von ihr schreibt sich die gute Tradition, die in der Familie des Enkels Friedrich nachher vorbildlich wurde, an fast sämtlichen europäischen Fürstenhöfen den Zwang des Zeremoniells einschränkte und aus prinzlichen Drahtpuppen wieder fröhliche Menschen machte. Daß sie im besten Sinn auch Königin zu sein verstand, beweist andrerseits der Ehrensold, den sie dem Dichter Heinrich von Kleist aus ihrer Privatschatulle reichen ließ. Leider genoß dieser Ärmste, der die übliche Poetenmischung aus Überlegenheit und Hilflosigkeit so sehr zum eignen Schaden verkörperte, jene Gunst auch nur bis zu der Schlacht von Jena. Den Irrtum, daß militärisch bis dahin alles in Ordnung sei, hat seine Gönnerin mit vielen Besten des Staates geteilt; allein irren ist menschlich, und sie war kein Fachmann.

Gewisse Denkwürdigkeiten, die unlängst aus dem Leben eines märkischen Edelmannes erschienen, sollen in den von der Verlagshandlung leider aus höfischer Vorsicht unterdrückten Partien trotz alledem keinen Zweifel darüber lassen, daß Luise im Lauf der Jahre gegen die Philistrosität ihres hohen Gemahls nicht blind blieb. Sie ging ziemlich soweit wie Marie Antoinette mit ihrem verächtlichen „le pauvre homme!" Und da sie von der Natur die Gabe, zu gefallen, mitbekommen hatte, mag sie zuweilen der Versuchung, auch den Wunsch danach zu hegen, gleich andern schönen Frauen nicht widerstanden haben, übrigens ohne daß sie jemals eine Pflicht verletzt hätte. Ganz bestimmt ist sie nicht die Veranlasserin der Zusammenkunft mit Napoleon gewesen. Der frivole Giftmichel Kalckreuth scheint dieses klägliche Plänchen ausgeheckt, der unglaubliche Gatte es gutgeheißen zu haben. Von der

Königin ist, während sich die Vorbereitungen hinzogen, eine Äußerung überliefert: daß sie das, was sie sagen wollte, wohl auswendig könne (par cœur), aber es kaum so vorbringen dürfte, als ob sie gern dabei wäre (de cœur). Unlustig zu dieser ihr aufgedrungenen Unterredung, in der verzweifelten Hoffnung, etwas nützen zu können, hingefahren, hat sie vor Napoleon auf Kohlen gestanden und sich zerknirscht von ihm zurückgezogen.

Später freute sie sich darauf, nach den schrecklichen Demütigungen, den ungewohnten Strapazen und Entbehrungen zweier banger Jahre, aus der Enge des memeler Aufenthaltes der Einladung nach Petersburg folgen zu können, und begriff nicht gleich, weshalb der Freiherr vom Stein aus finanziellen Gründen dagegen war. Stein konnte hart sein bei solchen Gelegenheiten, nahm kein Blatt vor den Mund, und Luise fühlte sich verdutzt, beleidigt. Aber wer hatte sie jemals zu „sozialem Empfinden" erzogen? War sie selbständig? War sie verantwortlich? An Steins zweitem Sturz trug ihr Ärger indessen keinerlei Schuld. Stein stand längst im geheimen auf der Proskriptionsliste, seit sein unvorsichtiger Brief im September 1808 von den Franzosen aufgefangen und im „Moniteur" veröffentlicht worden war. Napoleon benutzte diesen Brief zunächst zu den von ihm beliebten Einschüchterungen und drang dann auf Entlassung des ihm anstößigen Ministers, den der König einfach nicht länger halten konnte, selbst wenn er es gewollt hätte. In allen Gnaden ist Stein Ende November des Jahres verabschiedet worden, wenn schon die Vermutung naheliegt, daß ein solcher „Monarch" gerade diesen Mann mit einem heimlichen Uff! der Erleichterung ziehen ließ.

Die Meinung geht dahin, daß das Exil in Petersburg die Königin nicht heitrer gestimmt, ihr das verlorene Gleichgewicht nicht wiedergebracht habe, daß sie ernster geworden und wenn auch (1810) nicht ausschließlich an gebrochenem Herzen, wie die Sage ging, so doch in verschärftem Bewußtsein der erlittenen Schmach, infolge der durch sie untergrabenen Widerstandskraft gegen eine Krankheit, gestorben sei. Die Preußen verehren in dieser liebenswürdigen, vom Schicksal so übel behandelten Frau heute noch die Mutter unsers ersten Kaisers. Aber sie war es auch, die eigenhändig den Leutnant von Hellwig dekorierte, der kurz nach der Schlacht von Jena durch einen kühnen Husarenhandstreich zehntausend Gefangene befreit hatte. Niemand bezweifelte, daß bei der poetischen Wandlungsfähigkeit ihrer echt weiblichen

Begabung sie die kriegerische Muse der Freiheitskriege geworden sein würde. Darum war ihr Geist mit den Männern und Jünglingen, die 1813 auszogen; der Volksinstinkt hatte in seiner Zuneigung durchaus das Rechte getroffen.

Wir Enkel bedurften dessen gewiß nicht, durch eine Säule zu Memel und die Ermunterung zu größerer Frömmigkeit in unserm Treueverhältnis zur Königin Luise aufgefrischt zu werden. Wir leiden vielleicht unter gewissen Verhunzungen des Preußentumes tiefer, als Ludwig Thoma durch sie gereizt wird. Die Kennzeichen jenes Betriebes, der vom alten Dessauer und den zwei großen Königen, denen er diente, geschaffen, durch Stein und Scharnhorst wiederhergestellt, durch Kaiser Wilhelm, Bismarck, Roon und Moltke erneuert wurde, waren Einfachheit, Kern, Realismus, etwas Barschheit zuweilen, doch Sachlichkeit vor allem. „Der York ist ein gift'ger Kerl," sagte Blücher, „aber wenn es gilt, beißt er an wie keiner." Man hat nie gehört, daß York oder Scharnhorst fortwährend ein Programm verkündet oder sonstwie dicke Worte geschwätzt hätten. Von gleichem Schlag waren fast alle Beamten.

Heut soll das preußische Rad sich wieder einmal drehen und will nicht; da bedarf es norddeutscher Schultern zum Ruck so gut wie süddeutscher. Drum wäre es schön, wenn gerade diese Elemente Frieden untereinander hielten. Norddeutschland wird nicht nur durch Feudale vertreten, noch weniger durch ein paar Schreihälse. Wenn Ludwig Thoma mal unsre Waterkant aufsuchen wollte, würde er an Ost- wie Nordsee unter den bedächtig redenden, nachdrücklichen, zu stiller Schalkheit neigenden Bauern und Seeleuten, doch auch unter den Studierten, gar manchen finden, zu dem er sich ein Zutrauen fassen könnte wie zu seinen stämmigen Ober- und Niederbayern, die er so warm in sein Herz geschlossen hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Gothus

Kiautschou / Von Dr. F. Martin



Die soeben erschienene Denkschrift über die Entwicklung von Kiautschou enthält einen Rückblick über das erste Dezennium dieses Schutzgebietes unter deutscher Herrschaft. Man hätte sie auch betiteln können „vom chinesischen Fischerdorf bis zum ostasiatischen Welthandelsplatz." Es berührt den deutschen Kolonialpolitiker wohltuend, wenn er endlich einmal auf einen vollen Erfolg auf seinem Gebiete hinweisen kann. Doch lassen wir den Bericht selbst sprechen. Er meldet zuerst, daß heute Tsingtau eine absolut moderne Hafen-Handelsstadt ist, die allen Anforderungen, die unsere Kultur in merkantiler, hygienischer und allgemein zivilisatorischer Hinsicht nur stellen kann, entspricht. Zahlen beweisen hier wohl das meiste. So ist trotz der allgemeinen im Osten als Folge des russisch-japanischen Krieges herrschenden Depression der Gesamthandel im Berichtsjahre um dreißig Prozent von 40 auf 51,5 Millionen Dollar gestiegen, während er im Jahre 1899/1900 nur 5,9 Millionen betrug. Ja, die Einfuhr in Waren nicht-chinesischen Ursprunges hat sich in dem gleichen Zeitraum von 0,9 auf 27,2 Millionen in alljährlicher nie unterbrochener Steigerung gehoben. Ein gleiches sehen wir beim Schiffsverkehr, der in den letzten beiden Jahren mit 424 respektive 498 Dampfern den Transport von 476000 respektive 546000 Tonnen Gütern bewältigte. Neben den Schiffen steht gleich die Schantungbahn, die 883000 Personen und 390000 Tonnen Güter im letzten Berichtsjahre gegen 811000 respektive 377000 im Jahre 1906 befördert hat. Dabei ist die Dividende von dreieinhalb auf viereinhalb Prozent gestiegen.

Also endlich eine wirklich rentable Kolonialbahn. Ihre Schienenstränge führen aber auch nicht in ödes, unbewohntes Hinterland, sondern in eine dicht bevölkerte Provinz, dessen kommerzielle Erschließung nur auf den „Wekker" gewartet hat. Hier war es möglich, den Produkten des Ackerbaues, die früher nur in der nächsten Umgebung des Erzeugungsortes verbraucht werden konnten, einen weiten Markt zu schaffen und die Früchte des indu-

striellen Fleißes der Eingeborenen auf billigem Wege dem Weltmarkte zuzuführen. Daß dabei auch der fremde Import auf seine Rechnung kam, beweist, daß 1907 allein neunhundertsechs Wagenladungen sogenannter Sammelkaufmannsgüter landeinwärts befördert wurden, fast viermal mehr als im Vorjahre, wo es erst zweihundertneunundzwanzig Wagenladungen waren. Interessant und besonders hervorzuheben für die gesunde Rentabilität ist dabei die Tatsache, daß sowohl die Steigerung der Einnahmen als auch die des ganzen Verkehres auf dem Anwachsen der Ein- und Ausfuhrgüter beruhte, nicht etwa auf dem Transporte der zum Weiterbau der Bahn nötigen Menschen und Materialien, wie wir dies in Afrika häufig finden. Das Hinterland seinerseits hat in richtiger Erkenntnis der Lage auch bereits in immer weiterem Maße für die Herstellung von Anschluß- und Verbindungsstraßen gesorgt.

Tsingtau erhält seine Post heute schon über Schanghai-Sibirien in vierundzwanzig Tagen aus Berlin. Wenn erst eine direkte Verbindung mit Wladiwostok existiert, wird sich dieser Zeitraum noch verkürzen lassen. Wir merken auch hier schon das Bestreben des direkten Verkehrs mit Europa unter Ausschaltung der teueren Umladehäfen.

Ein besonderes Verdienst um die ganze Hebung des dortigen Schiffsverkehrs hat sich die Hapag erworben, von der im letzten Jahre 274 Dampfer den Hafen besuchten. Ihr wird es auch vorbehalten bleiben, mit ihren neuen, hübsch und gut eingerichteten Passagierdampfern eine direkte Verbindung mit der Heimat herzustellen, wenn die Reichspostdampfer des Lloyd sich nicht bald zu dieser Maßregel bequemen. Aber nicht nur auf kommerziellem Gebiet können wir mit unserem Schutzgebiete zufrieden sein. Auch die Erfolge der inneren Verwaltung sind nennenswert und für die Kolonie selbst ersprießlich. So ist durch die Einführung eines Berufungsgerichtes die selbständige Organisation des Justizwesens zustande gekommen, und dieses ist in Zukunft von dem Gerichte von Schanghai unabhängig. Wenn man liest: „Im übrigen sind Reichsgesetze und kaiserliche Verordnungen von allgemeiner Bedeutung für die Rechtspflege im Berichtsjahre nicht erlassen", ferner, daß an wichtigen Verordnungen im gleichen Zeitraume nur sechs erschienen sind (Notabene: eigentlich hält eine Behörde stets alle ihre Verordnungen für wichtig; es scheinen ihrer also überhaupt nicht viel mehr

gewesen zu sein), so ist das Musik in den Ohren der Kundigen. Es kam auch kein neuer Rechtsanwalt, nur ein anwesender wurde außerdem noch zum Notar gemacht. Ferner gingen die Einläufe bei der Gerichtsbarkeit von elftausendsechshundertsechsundneunzig auf zehntausendvierhundertvierundsiebzig, die Zivilprozesse von dreihundertfünfundsiebzig auf dreihundertdreiundvierzig, die Strafsachen bei Nichtchinesen von dreihundertdreiundneunzig auf dreihundertsiebzehn zurück. Auch die Kriminalität der Chinesen hat nachgelassen; es kamen im ganzen Jahre nur zwei schwere Fälle vor. Ebenso scheinen die Behörden in der Kolonie prompt zu fungieren, denn von zweihunderteinundzwanzig Zivilprozessen wurden einhundertfünfundachtzig und von dreiundsechzig Strafsachen achtundvierzig in weniger als einem Monat beendet. Ein Kommentar zu allen diesen Zahlen ist kaum nötig.

Die Währungsfrage ist an einem Platze wie Kiautschou äußerst schwierig, ringsum herrscht der Silberdollar, fast jeder große Platz hat seinen eigenen Kurs und belegt fremde Noten mit einem Agio. Hier die deutsche Goldwährung einzuführen, ist unmöglich. Aber die deutschasiatische Bank hat selbst schon gut im Kurse stehende Scheine ausgegeben. Das Gouvernement sollte sich den bedeutenden Gewinn, der mit der Ausgabe kleiner Scheidemünze in Silber und Nickel verbunden ist, nicht entgehen lassen, zumal die bereits vorhandenen, die allerorts geprägt werden, für den Empfänger stets einen Kursverlust bedeuten, wenn er sie nicht am Prägungsorte selbst wieder los werden kann. Dieser übelstand geht so weit, daß die englischen Banken ihre zum Beispiel für Hongkong ausgegebenen Noten in Schanghai nur unter Kursabzug an Zahlungsstatt annehmen!

Mit einem gewissen, völlig berechtigten Stolz meldet der Bericht von den guten Beziehungen zu den benachbarten chinesischen Behörden und dem verständigen Zusammenwirken der staatlichen Organe mit der Zivilbevölkerung, insbesondere den kaufmännischen Interessentenkreisen in der Kolonie und in der Heimat.

So hat sich unsere Marineverwaltung ein großes Verdienst um die günstige Entwicklung der Schutzgebiete erworben. Es ist vielleicht das höchste Lob für sie, wenn man behauptet, es sei von ihr nicht anders zu erwarten gewesen. Unleugbar sind auch die Herren der Marine, die zumeist die weite Welt schon vorher etwas kennen gelernt haben, besser als Kolonisatoren zu

verwenden als die in der Enge des Mutterlandes aufgewachsenen Angehörigen der Landarmee und der heimischen Verwaltung. Allerdings bietet auch keine zweite deutsche Kolonie eine derartig rasche Entwicklungsmöglichkeit, — ein deutlicher Fingerzeig, wo die merkantilen Erfolge der Zukunft zu suchen sind. Nicht in den Steppen und Urwäldern Afrikas, sondern im fernen Osten, in jenem Riesenlande mit einer dichten Bevölkerung und einer erst allmählich beginnenden Erschließung für Europas Handel und Industrie.

Der Bericht über Kiautschou wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch einen kurzen Blick auf den neuen Etat für 1908 werfen wollten. Das oben Ausgeführte wird uns mit einem Reichszuschuß von 10,6 Millionen Mark versöhnen, der gegen das Vorjahr sogar um 1,1 Millionen zurückgegangen ist, während sich die eigenen Einnahmen von 1,38 auf 1,72 Millionen heben sollen. Die Haupteinnahmequelle wird auch in Zukunft die Quote sein, die das chinesische Seezollamt an die Kolonie abzugeben hat, und die 1907 bereits über eine halbe Million betrug. Da sich unser Platz in kurzer Zeit unter den sechsunddreißig chinesischen Seezollämtern die siebente Stelle erobert hat, kann man hier mit berechtigten Hoffnungen in die Zukunft sehen. Die Zivilverwaltung fordert 1,5 (+ 0,3), die Militärverwaltung 3,5 (+ 0,2) Millionen in fortdauernden Ausgaben. Unter den letzteren sind auch die Kosten für die Stammformationen in der Heimat mit inbegriffen. Die Ziffer mit 1,2 Millionen für Reisekosten und so weiter ließe sich bedeutend herabsetzen, wenn in Zukunft nicht mehr der Seeweg, sondern die sibirische Bahn in Betracht käme, die zugleich noch einen großen Zeitgewinn bedeutet. Kostet doch der alljährliche Ablösungsdampfer allein achthundertfünfzehntausend Mark. Da könnten sich fast fünfzig Prozent einsparen lassen. Zu den 7,6 Millionen für fortlaufende Ausgaben kommen noch 4,6 für einmalige. Die vorletzte Rate von 1,1 Millionen für den Hafenbau ist wohl selbstverständlich, denn gerade seinem Hafen verdankt Kiautschou sein Aufblühen. Für Straßen, Wasserleitung, Kanalisation und so weiter, also echte Kulturwerke, werden 0,8 Millionen gefordert. Dreihunderttausend Mark sollen für chinesische Schulen verausgabt werden und hunderttausend für die Unterstützung der Seidenindustrie, beide Ziffern sind ein Zeichen, daß man mit kluger Voraussicht an dem Gedeihen der Kolonie arbeitet. Ein gleiches muß von der an sich geringen Summe von einer Million für Armierung gesagt werden. Dieser

Posten weist vielleicht auf eine Lücke in der Denkschrift hin, nämlich die Behandlung der militärischen Seite der Kolonie. Wollen wir annehmen, daß es ein Gebot der fachmännischen Klugheit war, diese bei einer Veröffentlichung auszuschalten, die zuletzt jedermann zugänglich sein kann.

Wiener Erinnerungen

Von Björn Björnson



Ich gehe auf dem Monte Pincio in der herrlichsten Morgenstunde durch die großen Alleen. Einige junge, bleiche Priesterknospen spazieren auf und ab, jeder mit seinem Buch; auch ich habe das meine, aber ich habe Augen und Gedanken ringsum — das haben die andern nicht. Es hängen einzelne Nebelteppiche über den Apenninen; aber doch Sonne — und gegen diese Himmelsglorie steht St. Peter mit dunkler Kuppel. Es ist alles mild; doch sind wenig Leute im Freien, nur einige eifrige wie ich. Eifer ist eine schlechte Gewohnheit, die ich niemals ablegen kann. Ich setze mich und beobachte die wenigen, die vorbeigehen.

Da haben wir gleich zwei englische Sports-Breeches-Menschen beiderlei Geschlechts. Sie sind gleich gekleidet. Sie haben die gleiche Hautfarbe; die braunen Handschuhhände in den Jackentaschen und die roten Schlipse charakterfest, stramm und ungemütlich um die weißen Halseisen geknüpft. Und ich denke mir: es ist komisch, aber fast alle derartigen Bein- und Muskelmaschinen verachten uns, die wir nicht Zeit und Fähigkeit haben, des Lebens Freude dort zu suchen, wo jene hüpfen, springen und damit herumrudern. Ihre Nachkommen müssen anders werden als unsere. Als ich sehr jung war (unsere italienische Köchin nennt mich jetzt noch „Signorino", was zu deutsch heißt „junger Herr"), — besser gesagt: als ich noch viel mehr „Signorino" war, als ich jetzt bin, da fand ich Zeit, meine Dame bei der Hand zu nehmen und stillzustehen in silberklaren Nächten und von Sternen, Liebe und der Ewigkeit zu reden, die ja immer zu kurz für fühlende Herzen ist. Doch nun: diese

Sportsmänner und Sportsdamen ...? Mitten im Sprung, oder, noch lieber, wenn sie beide in sausendem Knäuel stürzen, während sie noch stehen und Schnee spucken, sagt er: „Fräulein, ich liebe Sie!"

Einer von meinen Freunden daheim freite und erhielt das Jawort mitten im Rodeln und Purzeln. Beide noch mit Schmerzen in ihren rückwärtigen Teilen, fuhren sie hinunter und fingen auf des Lebens Rodelbahn zusammen an.

„Das ist Poesie", sagte er, „und die hält vor", sagte er. Jetzt sind sie übrigens geschieden. Sie rodelt mit einem andern. Schau, dort drüben steht ein junger Germane und macht Sprachstudien. Er ist sehr vertieft in sein Studium, während er sich an das Geländer des Bassins lehnt. Seine „Grammatik" trägt ein braunes Kleid und einen braunen Hut und ist in ihrem ganzen Äußeren, wie eine gute, noch dazu italienische Grammatik sein soll. Und die Zähne, die sie zeigt, um alle die kleinen Abweichungen und Unregelmäßigkeiten dieser melodischen Sprache hervorzulächeln ... Er wird sicher schnell lernen.

Das tat auch ich damals in Wien mit der deutschen Sprache; ich muß plötzlich daran denken. Meine Grammatik hatte blaue Augen und aschblondes Haar und ging auf die kaiserliche Schauspielschule.

Ich studierte Musik in dem gleichen Konservatorium. Ich war damals sehr mager, rothaarig und von einer Propellerenergie, die ich mir jetzt Gott sei Dank fast abgewetzt habe. Ich bestand wirklich mit Auszeichnung unter den Ersten bei unserem Examen, und das sitzt noch in mir. Ich merke das, wenn ich heute wieder aufnehme, was ich damals lernte. Da war auch nicht die feinste Schattierung dieser Sprache, die unserem Studium entgangen wäre.

Zwei Jahre Lehrzeit für alle.

Ich schrieb, erinnere ich mich, an meinen Vater und fragte, ob ich nicht von der Musik zur Schauspielkunst übergehen dürfte. Es war wohl im letzten Grunde meine Grammatik schuld daran.

Ich erhielt die lakonische Antwort: „Ob du nun in Wien Vorreiter des Kaisers von Österreich wirst oder Wetterhahn auf dem Stephansturm, — ich sitze hier oben und kann es nicht verhindern."

Es lag nicht viel Zukunftsglaube an die neue Bahn, die ich gewählt hatte, in diesen Worten. Mein Vater war auch sehr skeptisch, als er später nach Wien kam. Ich spielte schon Komödie in einem feinen Saal. Mein

Vater und der alte Laube saßen in der ersten Reihe. Laube, Deutschlands großer Dramaturg und früherer Direktor des Burgtheaters, fand es als Schülerkomödie sehr gut. Mein Vater war fast entgegengesetzter Meinung. Darüber sprachen sie laut, während ich auf der Bühne stand. Ich kann noch immer davon träumen.

Ja, Wienerleben und Studienzeit, damals in den Jugendtagen ... Da war niemals Ruhe noch Rast und fast immer der Himmel auf Erden und das Erdenreich in rosenrot, selbst wenn es einem seine Anforderungen laut entgegenschrie und mühselige Arbeit heischte, damit man weiter könnte. Doch alles trug ja schon die Farben all des Wunderbaren, das erreicht sein wollte.

Es knisterte wie Feuerwerk in träumenden Worten. Was brachte es nicht zuwege! Meine Kraft war überirdisch, so schien es mir, und sicher auch jenen, die direkt unter dem Sturzbach standen. Die größte Freude war das Burgtheater. Das hatte damals noch seine große Zeit. Das Haus war klein und eng, doch Weiten öffneten sich, wenn der Vorhang aufging. Wir standen stundenlang, um Platz zu bekommen. Wir hingen über dem Galeriegeländer, patschnaß von dem Dampfbad, das wir gratis dazu erhielten, und oftmals total erschöpft, wenn der Geruchsinn zu gewaltige Eindrücke empfing. Doch wir weinten und wir lachten, wir kamen schnurstracks in das Himmelreich durch des Paradieses Plagen.

Man denke: Charlotte Wolter damals auf ihrer Höhe, plastisch wie der Tempel, in dem sie stand, rein und langlinig in ihrer Kunst, wie das Gewölbe über ihr. Ihre Stimme war Musik. Und Sonnenthal! Was er gab, waren des Herzens eigne Worte. Er wußte keine andern. Wir saßen im Sonnenschein, wenn Hartmann mit seinem verliebten Lächeln strahlte. Lewinsky schlug ein, stark wie gehärteter Stahl, unbarmherzig wie das Schicksal. Aber Baumeister als Götz! Diese gepanzerte Faust schlug gegen die Skrupelhaftigkeit der Zeit, daß alle Kleinlichkeit auseinanderstob. Nachher füllten wir die Kneipen mit lautem Geschwätz. Und wir kritisierten — na!

Wir waren streng. Wir konnten ja selber so wenig. Später ging es meistens hinaus in die Vorstädte. Da standen die Volkssänger im Tabaksdunst und sangen den Text des Tages im Walzertempo mit gepfeffertem Refrain. Wann kamen wir heim? Ich habe mir nie Rechenschaft gegeben

über frohe Stunden. Immer war ich morgenfrisch und immer lüstern auf den kommenden Tag.

Aha! da gehen die beiden. Er nimmt seine Grammatik unter den Arm, und sie ist sehr lebhaft. Paßt auf, es werden noch „hundert Stunden" daraus — und mehr.

Ich sitze wieder allein. Der Monte Pincio ist beinahe verödet. Nur ein uralter Kardinal stolpert wackelnd gegen das Sonnenlicht. — Der Diener geht hinter ihm mit ausgestorbenem Gesicht, und der schwarze Wagen und die schwarzen Pferde folgen langsam nach. Es ist, als führen sie eine Leiche, und das sollen sie ja auch in kurzem. Er, der Alte dort, ist ja längst schon gestorben; es ist ja keine Seele mehr in solchem traurigen Zitterwerk. Ich bin eben daran, mich rasend zu ärgern, daß man älter werden muß, Tag für Tag, — aber der Greis bringt mich in guten Humor. Gegen solches Alter wird alles jung. Da kommt ein muntrer, kleiner Zug, der keines Vergleiches bedarf. Es ist ein winziger Wagen mit i—a-enden kleinen Eseln bespannt, gefüllt mit den aller-, allerjüngsten Menschenkindern. Die fahren um den Pincio. Einen Soldo für jedes Persönchen. Und Ammen in phantastischen Trachten und Eltern kommen langsam nach. Einigen sieht man die Freude an, andere wieder sehen herzhaft dumm aus. Ein kleines Mädchen sitzt ganz erschrocken da mit einer Schnute, aus der beides werden kann, Lachen oder Weinen. Ein Dicksack aber hält die Zügel und schlägt oft auf die kleinen, faulen Esel mit einem finsteren, festen, egoistischen Ausdruck in seinem bürgerlichen, kleinen Pausbackengesicht. Ja, ja, die fahren ins Leben hinein, um geknetet und zubereitet zu werden nach des Schicksals Rezept. Eine Erinnerung streicht über mich hin. Ich stehe auf. Ich muß plötzlich daran denken, wie beklagenswert sie zugrunde gegangen ist — meine kleine Grammatik in Wien —, und daß sie nicht dazugekommen ist, ihre Kräfte an ihrem Schicksal zu erproben.

Ich war ein Jahr fortgewesen, war mit den Meiningern umhergezogen: London, Berlin, Pest, Leipzig — und zuletzt Graz, diese weiße Stadt zwischen den grünen Wiesen und Wäldern ... An demselben Tag, wo ich nach Wien zurückkam, stand ich bei der jüdischen Synagoge, um den Dichter Ludwig August Fränckel aufzusuchen, der Sekretär bei der jüdischen Gemeinde war. Im Begriff, einzutreten, sah ich viele Wagen. Es war eine jüdische Hochzeit. Niemals vorher hatte ich dies gesehen, und ich betrat den

Tempel. Ich habe Augen bekommen, um damit zu schauen; und was mußte ich da erblicken: vor mir über den Kirchenboden stolzierte — mein alter Lehrer als Bräutigam. Er heiratete. Er, der jederzeit auf seine ewige Junggesellenbude geschworen hatte. „Doch sollte ein Wunder geschehen, so lade ich Sie zur Hochzeit ein.“ Und hier stand ich — durch einen launigen Zufall. Und ringsum lauter Bekannte — Künstler, Eleven und allerlei lustiges Volk. Und die Braut; sie war — potztausend — schön. Mein Nachbar sah mein verblüfftes Gesicht; er flüsterte als Dreingabe zu meinen Gedanken: „Und Geld hat sie auch!“

Mein Lehrer gewahrte mich plötzlich. Er bereitete sich zu einem kleinen Schlaganfall vor, doch gelang es der Braut, ihn bis zum Tabernakel zu bringen. Das rettete für dieses Mal sein Leben. Während der Zeremonie wurde ich am Ärmel gezupft. Meine kleine „Grammatik“! Sie war zum großen Buch geworden! Sie leuchtete auf in ihrem ganzen Zauber, als ihr Blick mein munteres Gesicht traf. Die Hochzeit wurde im Festsaal eines Hotels gefeiert.

Es gibt, glaube ich, ein Sprichwort, daß „die Flasche keinen Boden habe“, aber es sollte heißen: „die Freude hat keinen Boden“. An diesem Abend hatte sie keinen. Die große Urliebe nahte sich uns allen gegen ein Uhr. Da wurden Reden gehalten auf ewige Freundschaft und auf jene Gefühle, die noch länger währen.

Ibsen hatte damals noch nicht das „Weinlaub im Haar“ erfunden, aber etwas Ähnliches hatten wir dennoch um unsere Häupter gewunden. Stirnen klingt nicht feierlich genug — also Häupter. Und so ging es in Vers und Prosa. Ich führte meine Grammatik zu Tisch. Sie glühte von der ersten bis zur letzten Seite. Und mit dem ganzen Ernst, den ihre muntern Lippen um diese ernsten Worte formen konnten, erklärte sie mir, daß es die Tragödie sei, die eigentlich ihrer harrte. Das hatte ihr ein großer Künstler gesagt. Ich meinte, so etwas würde sich das Lustspiel nicht gefallen lassen. Ich erinnere mich, daß ich sagte: „Du bist so klein, mein Kamerad, daß du auf den Zehen stehn mußt, um bis zur Tragödie hinaufzureichen.“ Sie war für zwei Minuten sehr gekränkt und nahm mir das Versprechen ab, daß ich zur Strafe am folgenden Tag ins Ringtheater mitkäme.

Später begleitete ich sie durch die öden Gassen. „Also auf morgen!“ waren ihre letzten Worte. Ich antwortete: „Ja, aber nimm die Tragödie nicht

mit — —" Am nächsten Abend kam ich fünf Minuten vor der Vorstellung, da brannte das Theater. In unsagbarem Entsetzen sah ich zuerst lustige Feuerzungen schmeichelnd wie kleine Schlangen an den Mauern hinaufspielen, bis sie sich nicht mehr länger verstellen mochten und in ihrer ganzen Scheußlichkeit fauchend herausbrachen, um alle Hoffnung auf Rettung der Unglücklichen zu vernichten, die da drinnen verbrannten oder ersticken mußten.

Es ist zu grauenhaft, das alles zu schildern, was ich in den zwei nächsten Tagen erlebte und durchmachte, wie wir glaubten, ihren einen Stiefel wiedererkannt zu haben, den wir zwischen den Hunderten von Leichentrümmern entdeckten, die im großen Saal des Krankenhauses lagen. Durch die hohen Fensterscheiben schien die frohe Sonne auf sie nieder.

Alle Menschenreste wurden in dieselbe Erde gelegt. Sieben verschiedene Bekenntnisse mußten an diesem Grabe zu Worte kommen. Der protestantische Pfarrer war am schlimmsten; er sprach von der Sündenbestrafung. Gott weiß, was der alte Kardinal gesagt hätte. Er sieht so mild aus; aber das ist ja keine Kunst, wenn einer so alt geworden ist. —

Ich stehe an der Balustrade und blicke hinüber zu den hohen, dunkeln Bäumen der Villa Borghese. Die Nebelteppiche sind verflogen — die Apenninen haben wieder des Himmels klaren Glanz über sich.

Die Eisenbahnpolitik Österreich-Ungarns am Balkan / Von Chr. Storz, M. d. R.



In der Sitzung der österreichisch-ungarischen Delegationen vom siebenundzwanzigsten Januar dieses Jahres überraschte der Minister des Auswärtigen, Herr von Ährenthal, die Welt, die sich an eine gewisse Lethargie der Großmacht an der Donau gewöhnt hat, mit einem Bahnprojekt, das die kürzeste Route aus Zentraleuropa nach Ägypten und Indien bringen solle, und sprach von einer künftigen Route Wien—Budapest—Serajewo—Athen. Diese Worte klingen wie die Inaugurierung einer Welt-

politik, und sie fanden eine gute Aufnahme in Wien und in Budapest, aber auch im befreundeten Deutschen Reich. Eine um so größere Aufregung verursachten sie in der russischen, der französischen und der italienischen Presse, die offenbar von diplomatischer Seite inspiriert ist. Herr von Ährenthal hatte am siebenundzwanzigsten Januar die Erwartung ausgesprochen, die Türkei werde in nicht zu ferner Zeit die Genehmigung zum Anschluß der bosnischen Bahn an den derzeitigen nordwestlichen Endpunkt der türkischen Bahnen, nämlich Mitrovitza, erteilen. Dagegen wurde in der Presse alles versucht, um den Sultan einzuschüchtern, ja sogar die Möglichkeit eines russisch-türkischen Kriegs erörtert, für den Fall, daß der Sultan den österreichischen Wünschen entgegenkomme. Dieser ließ sich nicht einschüchtern, sondern erteilte ohne Zweifel im Einverständnis mit der deutschen Diplomatie, sofort die Genehmigung zum Beginn der Vorarbeiten für den Bahnbau. Eine solche für türkische Verhältnisse unerhörte Fixigkeit wirkte aber nicht beruhigend, sondern aufregend auf die ausländische Presse, die schon von einem Vormarsch der Deutschen auf Saloniki faselt. Leider hat bis jetzt weder in den Delegationen noch in der Presse sich jemand die Mühe genommen, die Frage sachlich zu prüfen, zu untersuchen, ob allein der Anschluß von Uvac im südöstlichen Bosnien nach Mitrovitza wirklich die grundstürzende Bedeutung hat, die man ohne weiteres voraussetzt. Weiß man denn nicht, daß das Bahnnetz, das Österreich-Ungarn in Bosnien und der Herzegowina angelegt hat, eine Spurweite von nur sechsundsiebzig Zentimetern statt der Normalspur von einhundertdreiundvierzig Zentimetern aufweist, daß es sich um Kleinbahnen handelt, die eine Fahrgeschwindigkeit von dreißig Kilometern in der Stunde nicht erreichen können. Wenn die Bahn Uvac—Mitrovitza gebaut ist, beträgt der Bahnweg Budapest—Serajewo—Mitrovitza—Saloniki rund dreizehnhundert Kilometer, wovon über vierhundert Kilometer schmalspurig sind. Dagegen hat die durchweg normalspurige Bahn Budapest—Belgrad—Saloniki nur eine Länge von tausendundfünfundfünfzig Kilometer. Dabei ist nur *eine* Wasserscheide, und zwar in der Höhe von zirka vierhundert Metern, zu überwinden. Die natürlichen Verhältnisse liegen also für die Linie durch Serbien so günstig wie nur möglich. Um so schwieriger sind die Dinge in Bosnien. Schon der Aufstieg von der Save nach Serajewo ist nicht leicht, freilich nur deshalb, weil als Ausgangspunkt der Bahn

nicht das Mündungsgebiet der Bosna, sondern Brod gewählt wurde. Hinter Serajewo hat die Bahn in einer Steigung von fast zwei Prozent eine Höhe von etwa tausend Meter zu überwinden, um dann in demselben Gefäll bis auf etwa dreihundertsechzig Meter das Drina- und Limgebiet hinabzugleiten und nach abermaliger, freilich geringer Steigung den Endpunkt Uvac zu erreichen. Bei der Linie von Uvac nach Mitrovitza handelt es sich um eine Länge von etwa einhundertfünfzig Kilometern. Die Bahn hätte das berüchtigte Sandschak von Novibazar zu passieren, ein Land, halb so groß wie das Königreich Sachsen mit einer Bevölkerung von einhundertachtzigtausend Einwohnern, bei der Herr von Ährenthal durch den Bahnbau „das Interesse an friedlicher Arbeit vermehren“ will. Bis jetzt hat dieses biedere Slawenvolk von Hirten eine ausgesprochene Vorliebe für Räuberei, und die von Österreich und der Türkei gemeinsam dort unterhaltenen Garnisonen haben das Land noch nicht pazifizieren können, sodaß es für den Fremdenverkehr gesperrt ist. Die Bahn durch dieses Gebirgsland erfordert erhebliche Steigungen (bis zu ungefähr tausend Metern) und mindestens einen langen Durchstich. Nach Herstellung des Anschlusses in Mitrovitza wird der Reisende, der den alten Weg von Budapest über Belgrad nach Saloniki wählt, seine Blicke schon über das ägäische Meer schweifen lassen können, wenn der österreichische oder ungarische Patriot, der den Weg über Bosnien wählt, noch im Sandschak dahinfährt. Der Anschluß in Mitrovitza wird also für Handel und Industrie keine nennenswerte Bedeutung haben. Das kostspielige Umladen der Waren auf die und von der Schmalspurbahn und der große Umweg über Serajewo wird nur dann gewählt werden, wenn Serbien der Durchfuhr Schwierigkeiten entgegensetzt, wie dies im derzeitigen Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien vorkam, als die serbische Eisenbahnverwaltung in Retorsion gegen die Ausfuhrhemmungen bei serbischem Vieh aus „sanitären“ Gründen die Durchfuhr von österreichischem Zucker nach dem Orient verweigerte. Auch militärisch hat die Bahn Bedeutung, sofern sie für die Truppenbeförderung ausreicht. Muß man da nicht annehmen, Herr von Ährenthal habe ziemlich zwecklos in hohen Tönen von einer kleinen Sache gesprochen und unnötigerweise eine starke Beunruhigung in Europa veranlaßt? Ist ja doch das Bedürfnis nach Vorschußlorbeeren unter den Staatsmännern der Gegenwart stark verbreitet. Aber hätten dann die Banken in Wien und in Budapest große

Kapitalien für einen so fragwürdigen Zweck zur Verfügung gestellt? Das ist nicht wahrscheinlich. Man muß vielmehr glauben, daß Herr von Ährenthal wirklich eine Erleichterung des jetzigen Bahnverkehrs nach Saloniki anstrebt. Dabei brauchte er aber nicht zu sagen, daß er dem italienischen Bundesgenossen den so einträglichen englischen Postverkehr nach Ägypten und Indien, der jetzt über Brindisi geht, abzunehmen gedenkt und ihn über Athen—Piräus leiten will. Wenn er so große Pläne vorhat, darf er sich die Schwierigkeiten nicht dadurch vermehren, daß er vorzeitig Eifersucht erweckt.

Um die Linie Uvac—Mitrovitza für den internationalen Schnellzugsverkehr nutzbar zu machen und der serbischen Bahn erfolgreich Konkurrenz zu bieten, genügt es nicht, den Fahrplan von Budapest nach Belgrad zu verschlechtern, sondern es sind umfassende Bahnbauten in Bosnien und in Südungarn nötig. Zunächst muß die Bahn von Maria-Theresienstadt nach Deutsch-Palanka an der Donau für den Schnellzugsverkehr verstärkt werden. Von dort ist unter Überschreitung der Donau und der Save an die Mündung der Drina, des Grenzflusses zwischen Bosnien und Serbien, eine neue Bahn anzulegen und flußaufwärts bis Uvac zu führen. Damit wäre allerdings die Ausschaltung Serbiens für den Durchgangsverkehr nach Saloniki ermöglicht, und hätte dieser Staat dann allen Anlaß, sich mit der benachbarten Großmacht gut zu stellen. Wenn Herr von Aehrenthal dieses kostspielige Projekt ins Auge gefaßt hat, durfte er aber nicht von einer Route Budapest—Serajewo—Saloniki sprechen. Serajewo könnte nur dann für den Durchgangsverkehr in Betracht kommen, nur dann Durchgangspunkt für den ostindischen und ägyptischen Verkehr werden, wenn die österreichische Regierung das von einem genialen türkischen Pascha kurz vor der Okkupierung begonnene Werk fortsetzte, nämlich die normalspurige Linie Sunja—Banjaluka durch das Verbastal nach Jaice weiterbaute und von dort die bestehende Schmalspurbahn über Serajewo—Uvac normalspurig machte. Daß ein solcher Plan bestehe, ist offiziell noch nie erklärt worden. Es kommt noch eine dritte Linie in Frage, die mit Mitrovitza direkt aber nichts zu tun hat: die dalmatinische Küstenbahn, das Produkt jahrzehntelanger Erwägungen und Kämpfe zwischen Cis- und Transleithanien, für dessen nunmehrige Ausführung die Erkenntnis militärischer Kreise entscheidend ist, daß ohne diese Bahn eine Verteidigung Dalmatiens gegen einen Überfall seitens des italienischen Bundesgenossen fast

unmöglich ist. Diese Bahn wird endlich in Verbindung mit der Tauernlinie das an Naturschönheiten und prachtvollen Bauwerken aus den Zeiten der römischen und der venetianischen Herrschaft überreiche Kronland Dalmatien für Mitteleuropa erschließen. Herr von Aehrenthal spricht von einer Fortführung dieser Bahn von der Bucht von Cattaro nach dem montenegrinischen Küstengebiet. Letzteres ist ein steriles Land ohne jegliche Produktion. Die Bahn dahin kann also nur einen Sinn haben, wenn die Fortführung an den Scutarisee und ein Durchstich durch die albanischen Alpen zum Anschluß an die türkische Linie Mitrovitza—Saloniki geplant ist. Der Diplomat schweigt; man kann also nur Schlüsse ziehen. Auch hier ist das Schmalspursystem störend, sofern von der Narentamündung nach der Bucht von Cattaro eine militärischen Zwecken dienende Schmalspurlinie besteht, die für den Fernverkehr auch wegen ihrer ungünstigen Krümmungs- und Steigungsverhältnisse unbrauchbar ist. Der Bau dieser drei Linien hätte einen raschen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung der österreichischen Okkupations- und Küstengebiete zur Folge und würde die Interessengegensätze zwischen Wien und Budapest mildern, aber ganz außerordentliche Ansprüche an die Finanzen des Reichs stellen.

Es ist schwer zu verstehen, warum in den Delegationen niemand die unvollständigen und unklaren, dafür aber recht schwungvollen Ausführungen des Ministers unter die kritische Lupe genommen hat. Denn was der Tscheche Dr. Kramarz zu äußern wußte, die Bagdadbahn sei die größte Gefahr für die Existenz Österreichs, ist unsinnig, dient lediglich agitatorischen Zwecken und hat mit den österreichischen Projekten am Balkan absolut nichts zu tun. So viele Unklarheiten in tatsächlicher Beziehung noch bestehen, so einfach ist die Rechtsfrage hinsichtlich der Bahn Uvac—Mitrovitza. Artikel 25 des Berliner Vertrags vom dreizehnten Juli 1878 lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen: „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina werden von Österreich-Ungarn besetzt und verwaltet. Die Regierung von Österreich-Ungarn wünscht nicht, sich mit der Verwaltung des Sandschak von Novibazar, das zwischen Serbien und Montenegro in südöstlicher Richtung sich gegen Mitrovitza hinzieht, zu befassen, vielmehr wird dort die ottomanische Verwaltung weiter in Funktion bleiben. Zum Schutz des neuen Status sowie der Freiheit und Sicherheit der Verkehrswege behält sich jedoch Österreich-

Ungarn das Recht vor, diesen Teil des alten bosnischen Vilajets in seiner ganzen Ausdehnung militärisch zu besetzen sowie Militär- und Handelswege daselbst zu haben." Von einer Verletzung des Mürzsteger Programms zu sprechen, hat die russische Presse keinen begründeten Anlaß, denn auf das im Jahr 1878 begründete Recht, eine Bahn „gegen Mitrovitza hin" zu bauen, hat Österreich nie verzichtet.

Ferner bestimmt Artikel 29 des Berliner Vertrags: „Montenegro muß sich mit Österreich-Ungarn über das Recht einigen, in dem neuerworbenen montenegrinischen Gebiet eine Straße oder eine Eisenbahn zu bauen." Da erst durch diesen Vertrag Montenegro einen Zugang zur Adria bekam, ist es klar, daß Österreich-Ungarn ein Vetorecht gegen die Ausführung von Bahnbauprojekten Montenegros von seinen Hafenplätzen Antivari und Dulcigno hat, falls nicht etwa nachträglich, als eine italienische Gesellschaft vor einigen Jahren sich seitens der montenegrinischen Regierung eine Konzession für den Bau einer Bahn von Antivari nach Cetinje sicherte, die österreichische Diplomatie auf ihr Vetorecht verzichtet hat. Dieser Gedanke liegt deshalb nahe, weil die Offiziösen in Wien und Budapest erklären, der von der italienischen und der russischen Presse geforderte Bau einer Bahn von Antivari durch das Sandschak über Serbien nach Rumänien widerspreche den Interessen Österreich-Ungarns nicht. Italien wünscht natürlich eine kurze Verbindung mit dem sprachverwandten Volk der Rumänen, die für die billigen Erzeugnisse der italienischen Textilindustrie gute Abnehmer sind. Klar ist auch, daß Victor Emanuels Schwiegervater, Fürst Nikita von Montenegro, angesichts seiner Umklammerung durch Österreich-Ungarn leidenschaftlich wünscht, dem russischen Freund und Geldspender möglichst nahe zu sein. In Wahrheit kann Österreich-Ungarn diese Bahn nicht wünschen, weil Serbien und Montenegro hiedurch in enge Verbindung kommen würden, die großserbische illyrische Agitation, die erst in der letzten Zeit in der Gemeindevertretung in Serajewo bedrohliche Erfolge zeigte, eine weitere Verstärkung erfahren und der serbische Handel eine dem österreichischen Einfluß entzogene Ausfallpforte erhalten würde. Den Interessen Österreich-Ungarns kommt die Natur zu Hilfe, denn die Kettengebirge zwischen der Adria und der unteren Donau stellen dem Bau einer Adria-Donaubahn durch das Sandschak fast unüberwindliche technische Hindernisse entgegen; und noch

größer dürften die Schwierigkeiten für die Finanzierung sein. Zweifellos wird die Türkei ihre Zustimmung zu diesem Bahnprojekt nie freiwillig erteilen, da nichts ihrer Herrschaft über das Sandschakgebiet gefährlicher wäre, als diese Transversalbahn. Die Aussichtslosigkeit des Projekts scheint man in Italien und Serbien einzusehen und ventiliert nun das schon oben erwähnte Projekt einer Bahn vom Skutarisee durch das Drintal und die albanischen Alpen an die türkische Linie Mitrovitza—Skutari. Auf Umwegen ließe sich auch auf diese Weise eine Verbindung von der Adria nach Serbien und der unteren Donau herstellen, aber ohne daß Serbien sich hiedurch dem beherrschenden Einfluß Österreich-Ungarns ganz entziehen könnte. Italien hätte von dieser Linie einen erheblichen Vorteil, da es eben immerhin eine Verbesserung seiner jetzigen Verkehrsmittel in der Richtung nach Saloniki und nach der unteren Donau erhalten würde. Wenn Österreich-Ungarn dieses Bahnprojekt unterstützt, dient es seinen Interessen und treibt Italien gegenüber eine eminent bundesfreundliche Politik. Im übrigen kann freilich Österreich-Ungarn mit Konzessionen freigebig sein, da ihm die wertvollen Rechte auf dem Berliner Kongreß ohne jegliche Opfer in den Schoß gefallen sind. Trotz der dominierenden Stellung Bismarcks dachte man damals in England nicht an die „deutsche Gefahr", mit der jetzt die englische Politik allüberall rechnet. England erkennt hiemit an, daß die deutsche Macht gewachsen ist und die damals im Vordergrund stehende panslawistische Idee ihren beunruhigenden Charakter für England verloren hat. Freilich ist diese Höherbewertung nicht etwa auf Erfolge der modernen deutschen Diplomatie zurückzuführen, sondern zu erklären aus der wirtschaftlichen Kräftigung unseres Volkskörpers und dem Einblick der Engländer in den deutschen Unternehmungsgeist. Der Berliner Vertrag hat es diesem mit englischer Hilfe erleichtert, den Weg nach dem Osten zu finden. An der wirtschaftlichen Entwicklung und Nutzung des Orients sind Deutschland und Österreich-Ungarn gleichermaßen interessiert, die hierzu erforderlichen Verkehrsstraßen sind für beide Interessenten dieselben. Zunehmende wirtschaftliche Kraft Österreich-Ungarns nützt auch Deutschland. Der aktuelle Streit um Uvac—Mitrovitza findet beide Staaten eng verbunden. Trotz des leidenschaftlichen Kampfes, der in Österreich und besonders in Ungarn gegen die deutsche Sprache und die deutsche Kultur geführt wird,

wächst unser Einfluß; und das Magyarentum im Besitz aller politischen Machtmittel verliert in Ungarn und in der Welt an Ansehen, weil dort, wie sogar der Pester Lloyd sagt, nicht die Arbeit, sondern die Phrase herrscht. Ein Kompromiß zwischen dem Deutschtum und den Slawen von der Elbe bis zur Adria ist erforderlich für die Machtstellung der beiden mitteleuropäischen Großmächte. Freilich müßte dann auch Preußen aufhören, durch polizeiliche Maßnahmen und Ausnahmegesetze die Polen zu reizen und dem Panslawismus zuzuführen. Wenn die vorerst noch unsicheren und tastenden Versuche Österreich-Ungarns, am Balkan kommerziell vorzudringen, gelingen, kann man besonders in Süddeutschland darüber Befriedigung empfinden und materiellen Gewinn erwarten. Denn solange der deutsche Handel fast ausschließlich nach der Nordsee gravitiert, ist der Unternehmergewinn in Süddeutschland gegenüber dem in Norddeutschland durch Transportspesen stark belastet. Der großdeutsche Gedanke, der im Süden bis heute noch nicht ganz ausgestorben ist, fußte auch in der Erkenntnis, daß das weite Gebiet der Donau und ihrer Nebenflüsse das natürliche Hinterland für deutsche Arbeit ist, und in der Erinnerung, daß in den Niederungen der Donau zwei Millionen Stammesgenossen wohnen, die unter der politischen und kulturellen Abschnürung von der alten Heimat schwer leiden und großen Wert auf Mehrung der kommerziellen Beziehungen nach dem Reiche legen.

Die achtzigtausend Heubündel

Von Anatole France

I

General Greatauk, Herzog von Skull


Ein Mann namens Pyrot, aus der Klasse der kleinen Harpyen, der lebhaft wünschte, sich mit den Einhörnern zu vertragen, und der sich danach sehnte, seinem Lande zu dienen, trat in die pinguinische Armee ein. Greatauk, Herzog von Skull, der damals Kriegsminister war, konnte ihn nicht leiden: er warf ihm seinen Eifer vor, seine Zwiebelnase, seinen Ehrgeiz, seine Lernbegierde, seine Wurstlippen und

sein musterhaftes Betragen. Jedesmal, wenn man nach dem Urheber irgendeiner Untat forschte, sagte Greatauk: „Jedenfalls steckt dieser Pyrot dahinter!"

Eines Morgens unterrichtete der General Panther, Chef des Generalstabes, Greatauk von einer ernsten Angelegenheit. Achtzigtausend für die Kavallerie bestimmte Heubündel waren verschwunden; man fand keine Spur mehr davon.

Spontan rief Greatauk aus: „Pyrot muß sie gestohlen haben!"

Er blieb einige Augenblicke in Gedanken und sagte: „Je mehr ich überlege, desto mehr wächst meine Überzeugung, daß Pyrot diese achtzigtausend Heubündel gestohlen hat. Und der Umstand, woran ich ihn erkenne, ist, daß er sie weggeschafft hat, um sie zu billigem Preis an die Marsuiner, unsere Todfeinde, zu verkaufen. Schamloser Verrat!"

„Das steht fest," antwortete Panther; „es erübrigt nur noch der Beweis."

Am gleichen Tage ging der Prinz von Boscénos an einer Kavalleriekaserne vorüber und hörte Kürassiere, die den Hof kehrten und dazu sangen:

„Alle Einhörner haben ein Horn,
Doch drei hat der Herzog von Boscénos".

Es schien ihm gegen alle Disziplin, daß Soldaten diesen Refrain sangen, der, dienstbotenmäßig und aufrührerisch zugleich, an den Tagen der Empörung aus der Kehle roher Arbeiter drang. Bei dieser Gelegenheit beklagte er den sittlichen Niedergang der Armee und dachte mit einem düsteren Lächeln, daß sein alter Kamerad Greatauk, Führer dieser heruntergekommenen Armee, sie in niedriger Weise dem Grolle einer antipatriotischen Regierung ausliefere. Und er gab sich das Versprechen, hierin bald Ordnung zu schaffen.

„Dieser Schuft Greatauk," sagte er zu sich, „soll nicht lange Minister bleiben."

Der Prinz von Boscénos war der unversöhnlichste Gegner der modernen Demokratie, der Gedankenfreiheit und der Regierung, die sich die Pinguinen nach eigenem Willen gegeben hatten. Er hegte gegen die Harpyen einen kräftigen und loyalen Haß. Er arbeitete öffentlich und im geheimen, Tag und Nacht, an der Wiedereinsetzung der Drakoniden. Seine glühende

Loyalität erhitzte sich noch mehr bei Betrachtung seiner Privatangelegenheiten, deren schlechter Stand sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte; er glaubte nämlich, ein Ende seiner Geldverlegenheiten nur im Einzug des Thronerben Drakos des Großen in seiner Stadt Alka erblicken zu können.

Als er nach Hause gekommen war, zog der Prinz aus seinem Geldkasten ein Bündel alter Briefe, sehr geheime Privatkorrespondenzen, die ihm ein ungetreuer Kommis verschafft hatte, und aus denen hervorging, daß sein alter Kamerad Greatauk, Herzog von Skull, in Armeelieferungen gemanscht und von einem Händler, namens Maloury, ein Faß Wein erhalten hatte, das nicht einmal sehr groß gewesen war und gerade durch seinen bescheidenen Umfang dem Minister jede Entschuldigung für die Annahme unmöglich machte.

Mit düsterer Wollust las der Prinz diese Briefe wieder, legte sie sorgfältig in den Geldkasten zurück und lief zum Kriegsminister. Er war von entschlossenem Charakter. Auf den Bescheid hin, daß der Minister nicht empfange, schmetterte er die Schreiber nieder, rannte die Ordonnanzen über den Haufen, sprengte die Türen ein und drang in das Kabinett des erstaunten Greatauk.

„Sprechen wir wenig, aber gut", sagte er zu ihm. „Du bist ein alter Freßsack. Aber das hätte noch nichts zu besagen. Ich habe von dir verlangt, du solltest den General Mouchin absägen, diese verfluchte Seele der Republikaner; du hast nicht gewollt. Ich habe von dir verlangt, du solltest mir die Lieferung von Hafer und Kleie übertragen; du hast nicht gewollt. Ich habe von dir verlangt, du solltest mir eine geheime Mission in die Nachtinseln zuteilen; du hast nicht gewollt. Und nicht zufrieden damit, mir ein unabänderliches Nein entgegenzusetzen, hast du mich deinen Regierungskollegen als ein gefährliches Individuum bezeichnet, das überwacht werden müsse, und ich habe es dir zu verdanken, daß ich von der Polizei belauert werde, alter Verräter. Ich verlange jetzt nichts mehr von dir und habe dir nur ein Wort zu sagen: Drücke dich! Man hat sich an dir schon satt gesehen. Statt deiner werden wir einen von den Unsrigen über deine schmutzige Republik setzen. Du weißt bei mir heißt es: ein Mann, ein Wort. Wenn du nicht in vierundzwanzig Stunden dein Amt niedergelegt hast, veröffentliche ich das Dossier Maloury in den Zeitungen."

Greatauk aber entgegnete voll Ruhe und Strenge: „Sei doch ruhig, Dummkopf. Ich bin gerade daran, einen Juden in den Kerker zu schicken. Ich liefere Pyrot dem Gericht aus; er ist schuldig, achtzigtausend Heubündel gestohlen zu haben."

Der Prinz von Boscénos, dessen Wut sich gelegt hatte wie ein fallender Schleier, lächelte.

„Ist das wahr?" . . .

„Du wirst schon sehen."

„Mein Kompliment, Greatauk. Aber da man sich mit dir immer vorsehen muß, will ich die gute Nachricht sogleich veröffentlichen. Heute Abend noch soll man in den Zeitungen von Alka die Verhaftung Pyrots lesen . . . ."

Und im Weggehen murmelte er:

„Dieser Pyrot! Ich habe mir längst gedacht, daß es ein schlechtes Ende mit ihm nehmen würde."

Gleich darauf wurde der General Panther bei Greatauk vorstellig.

„Herr Minister, ich habe eben die Sache mit den achtzigtausend Heubündeln untersucht. Wir haben keine Beweise gegen Pyrot."

„Wir müssen sie finden," antwortete Greatauk, „die Gerechtigkeit fordert es. Lassen Sie Pyrot sofort verhaften."

2
Pyrot

Ganz Pinguinien erfuhr mit Entsetzen von dem Verbrechen Pyrots; zu gleicher Zeit gewährte es eine gewisse Befriedigung, zu wissen, daß diese Dieberei, verbunden mit einem Hochverrat, der einem Sakrileg gleichkam, von einer kleinen jüdischen Harpye verübt worden war. Um dieses Gefühl zu verstehen, muß man die Lage der öffentlichen Meinung hinsichtlich der Harpyen kennen. Die Harpyen bildeten die Geldkaste. Diese war allgemein verflucht und hatte dabei eine souveräne Macht. Nicht alle Harpyen waren von jüdischer Rasse, aber die Juden gehörten zum größten Teil der Klasse der

Harpyen an, und das Volk häufte seinen ganzen Haß gegen die Harpyen auf die Juden. Diese Harpyen waren eingeteilt in große und in kleine. Die letzteren strebten nach Geldgewinn; die großen besaßen unendliche Güter, und in ihren Händen lag mehr als ein Drittel des gesamten pinguinischen Vermögens. In jedem Polizeistaat ist der Reichtum etwas Heiliges; in den Demokratieen ist er das Allein-Heilige. Nun war der pinguinische Staat demokratisch; die großen und gefürchteten Harpyen übten dort eine ausgebreitetere und besonders wirksamere und nachhaltigere Macht aus als die Minister der Republik, — lauter arme Tröpfe, die sie, die Harpyen, heimlich beherrschten, die sie durch Einschüchterung oder Bestechung zwangen, sie zum Schaden des Staates zu begünstigen, und die sie durch Pressefeldzüge entehrten, wenn sie ehrlich blieben. Die Pinguiner, geboren und erzogen in der Hochachtung vor dem Geld, hatten fast alle, mit Ausnahme der Arbeiter, ein wenig Besitz; sie fühlten das feste Zusammenhalten der Kapitalien sehr stark und begriffen, daß der kleine Reichtum nur durch die Sicherheit des großen gesichert war. Demgemäß empfanden sie vor den Milliarden der Harpyen eine religiöse Ehrfurcht, und da hier das Interesse die Abneigung überwog, hätten sie sich wie vor dem Tode davor gefürchtet, den großen Harpyen auch nur ein einziges Haar zu krümmen. Gegenüber den kleinen waren sie weniger ehrfürchtig, und wenn sie einen Juden am Boden liegen sahen, stampften sie mit den Füßen darauf. Deshalb vernahm die ganze Nation mit wilder Befriedigung, daß der Verräter eine kleine jüdische Harpye war.

Sobald es hieß, daß Pyrot die achtzigtausend Heubündel gestohlen habe, zögerte niemand auch nur noch einen Augenblick, es zu glauben. Man zweifelte nicht im geringsten daran, weil die Unwissenheit, in der man sich über diese Sache befand, den Zweifel nicht erlaubte, der ja Gründe nötig hat; denn man zweifelt nicht ohne Gründe, wenn man gleich ohne Gründe glaubt. Man zweifelte durchaus nicht, weil die Sache überall wiederholt wurde, und weil gegenüber der großen Öffentlichkeit oft wiederholen soviel wie beweisen ist. Man zweifelte durchaus nicht, weil man wünschte, daß Pyrot schuldig wäre, und weil man glaubt, was man wünscht, und weil endlich die Fähigkeit zu zweifeln unter den Menschen selten ist; eine sehr geringe Zahl Geister trägt den Keim dazu in sich, der sich nicht ohne Aus-

bildung entwickelt. Jene Fähigkeit ist einzigartig, auserlesen, philosophisch, unmoralisch, transzendent, ungeheuerlich, voller Bosheit, schädlich für Menschen und Besitz, wider die Polizei der Staaten und das Gedeihen der Reiche, unglückverheißend für die Menschheit, tötlich für Götter, ein Schrecken für Himmel und Erde. Die Masse der Pinguinen wußte nichts von Zweifel: sie glaubten an die Schuld Pyrots, und dieser Glaube wurde also bald ein Hauptbestandteil der nationalen Glaubenssätze und wurde als eine der wesentlichen Wahrheiten auf das Banner des Vaterlandes geschrieben.

Pyrot wurde in geschlossener Sitzung gerichtet und verurteilt.

Der General Panther unterrichtete den Kriegsminister unverzüglich von dem Ausgange des Prozesses.

„Zum Glück," sagte er, „hatten die Richter eine Gewißheit; denn es gab keine Beweise."

„Beweise," murmelte Greatauk, „Beweise, was beweist das? Es gibt nur einen sicheren, unumstößlichen Beweis: das Geständnis des Schuldigen. Hat Pyrot gestanden?"

„Nein, Herr General."

„Er wird gestehen: er muß. Panther, man muß ihn dazu bestimmen; sagen Sie ihm, daß es in seinem Interesse liegt. Sagen Sie ihm, daß er Begünstigungen erhalten wird, wenn er gesteht, eine Herabminderung der Strafe, seine Begnadigung; versprechen Sie ihm, er würde, wenn er gesteht, freigesprochen; man würde ihm einen Orden geben. Appellieren Sie an sein Anstandsgefühl. Er soll gestehen aus Patriotismus, für die Fahne, aus Respekt für die überlieferte Ordnung der Gesellschaft, auf besonderen Befehl des Kriegsministers, als Soldat .... Aber sagen Sie mir, Panther, hat er nicht etwa schon gestanden? Es gibt stillschweigende Geständnisse; Schweigen ist ein Geständnis."

„Aber, Herr General, er schweigt nicht; er schreit wie ein Puter, er wäre unschuldig."

„Panther, die Geständnisse eines Schuldigen ergeben sich manchmal aus der Heftigkeit seines Leugnens. Verzweifelt leugnen ist soviel wie gestehen. Pyrot hat gestanden; wir brauchen Zeugen für sein Geständnis, die Gerechtigkeit verlangt es so."

Im Westen Pinguiniens gab es einen Hafen namens Trécúl, der von drei kleinen Buchten gebildet wurde; früher waren dort Schiffe angelaufen, jetzt war er versandet und verlassen. Modrige Lagunen zogen sich längs der niedrigen Küsten hin und strömten eine verpestete Luft aus, und das Fieber schweifte umher auf den schlafenden Wassern. Hier erhob sich am Meeresstrand ein hoher viereckiger Turm, ähnlich dem alten Campanile von Venedig. Auf der einen Seite stand ein Querbalken vor. An ihm hing, mit einer Kette befestigt, frei in der Luft ein Käfig, in den zur Zeit der Drakoniden die Inquisitoren von Alka ketzerische Geistliche zu setzen pflegten. Er stand seit dreihundert Jahren leer. Da hinein wurde Pyrot gesperrt, unter der Aufsicht von sechzig strengen Wächtern, die im Turme wohnten, ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen ließen und auf seine Geständnisse lauerten, um darüber sodann dem Kriegsminister zu berichten; denn gewissenhaft und klug, wie Greatauk war, wollte er Geständnisse und aber Geständnisse. Greatauk, der für einen Dummkopf galt, war in Wirklichkeit überaus gescheit und ein Mann von seltener Vorsicht.

Indessen schrieb Pyrot, verbrannt von der Sonne, ausgesogen von Mücken, zerweicht von Regen, Hagel und Schnee, die durch die Löcher des Verschlages drangen, erstarrt vor Kälte, umhergeworfen durch den wütenden Sturm, gepeinigt von dem unheilvollen Gekrächze der Raben, die auf seinem Käfig saßen, mit einem in Blut getauchten Zahnstocher auf Hemdfetzen die Beteuerung seiner Unschuld. Diese Lumpen verloren sich im Meer oder fielen den Wächtern in die Hände. Einige kamen gleichwohl auch der Öffentlichkeit vor die Augen. Aber die Beteuerungen Pyrots rührten niemand, weil sein Geständnis veröffentlicht worden war.

(Fortsetzung folgt)



Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf

Ein unpädagogischer Bericht von Wolfgang Heine

Mit zwölf Naturaufnahmen



Ich kann den Leser versichern, daß ich ihm nichts von pädagogischen Theorien vortragen werde, denn ich verstehe nichts davon; auch nichts über das „Jahrhundert des Kindes“, denn ich halte nichts davon, möchte vielmehr ein Jahrhundert der Reifen und Mannbaren erleben. Ich bin kein Pädagog, aber es geht mir wie den meisten andern, ich habe Kinder und bin deshalb mittelbar Objekt der Erziehungskunst der Schule. Den andern, die in derselben Lage sind, will ich erzählen, was, wie ich denke, für manche Wert haben kann.

Dabei muß ich vorausschicken: Ich gehöre keineswegs zu denen, die die „humanistische“ Bildung verachten. Was das alte humanistische Gymnasium geben konnte, habe ich reichlich empfangen, sogar unter glücklichen Umständen noch ein gutes Stück mehr, als das Gymnasium meist gewährt; und ich habe allen Grund, meiner Schule und meinen Lehrern Dank zu bewahren.

Dennoch habe auch ich die Schwächen der alten Schulbildung recht empfindlich kennen lernen, als mich die Berufsarbeit zwischen die Zangen nahm, als es nicht mehr genügte, notdürftig einen wissenschaftlichen Artikel in englischer, französischer oder italienischer Sprache lesen zu können, sondern als ich diese Sprachen hätte schreiben und sprechen müssen und es zu spät war, das Versäumte nachzuholen.

Später, als ich meinen eigenen Sohn auf das Gymnasium schicken mußte, bedrückte mich anderes, was den großstädtischen Schulen aller Art eigen ist. Da saß der Junge die ganzen Vormittage in vergifteter Luft, nachmittags wieder noch stundenlang über Schularbeiten. Kaum daß er ein wenig ins



Zeichenunterricht im Freien



In der Tischlerwerkstatt

Freie kam; außer den Ferien fast nie aus den Grenzen der Steinwüste Berlin hinaus. Er lernte zu meiner Zufriedenheit, aber seine Freude daran ließ bald nach. Wie sollten auch die unglücklichen Lehrer, die fünfzig Schülern das Klassenpensum einpauken mußten, Zeit behalten, den begabteren Geistern die besondere, ihnen nötige Nahrung zu reichen! Und nun erinnerte ich mich, wie wir als Schüler im Grunde auch nur einem Teil des Unterrichts Interesse entgegengebracht hatten, wie wir aber an der Mehrzahl der Stunden nur körperlich teilgenommen und unseren Geist derweil in stumpfsinnige Apathie versenkt oder auf die Gefilde von allerlei Phantastereien spazieren geschickt hatten. Als Schuljunge empfindet man nicht, was die in ungesunder Haltung und Umgebung nutzlos vergeudete Zeit einem wert sein könnte. Später reut es einen, und man wünscht, die eigenen Kinder davor zu bewahren. In kleineren Städten bei geringerer Schülerzahl mag sich dies alles nicht ganz so schädlich bemerkbar machen. Aber verlorene Zeit vermag auch dort kein Gott zurückzugeben.

Das waren nicht nur meine Klagen sondern die vieler Eltern in der großen Stadt. Eine andere Sorge, die nicht die Schule, sondern das Elternhaus betraf, hatte ich ebenfalls mit vielen gemein.

Haben Kinder, deren Eltern mitten im sinnbetörenden Strudel der großstädtischen Arbeit umhergetrieben werden, überhaupt eine häusliche Erziehung? Können die Eltern das übernehmen, was die Schule nicht leisten kann? — Noch weniger. Die Schule hat die Kinder wenigstens fünf Stunden täglich, die Eltern haben sie meistens nicht soviel Viertelstunden, manchmal gar nicht; und die Minuten, die ein überarbeiteter Vater seinen Kindern widmen kann, sind wenig geeignet zur Ergänzung von Erziehung und Unterricht. Also bleibt nichts übrig, als auch die häusliche Erziehung anderen zu übertragen. Kein erfreulicher Ausweg.

Da führte mich ein Zufall in das Deutsche Landerziehungsheim zu Ilsenburg, begründet von Doktor Lietz, damals unter Leitung von Doktor Wyneken, und ich vertraute ihm meinen Sohn an.

Herr Doktor Lietz hat sich ein großes Verdienst erworben und den Dank vieler Kinder und ihrer Eltern verdient, weil er der Bahnbrecher für die Verlegung der Schule auf das Land gewesen ist. Eine Vertiefung und feinere



Am Waldteich



Mahlzeit im Freien

Durchführung hat die Idee freilich durch seine früheren Mitarbeiter Doktor Wyneken und Paul Geheeb erfahren, die nach einer durch diese Verschiedenheit der Auffassungen unvermeidlich gewordenen Trennung im Sommer 1906 ihre Anstalt in Wickersdorf, Herzogtum Sachsen-Meiningen, eröffnet haben.

Von Saalfeld an der Saale führt eine aussichtsreiche Chaussee in einigen Stunden vierhundert Meter hinauf nach dem sechshundert Meter über dem Meere gelegenen Wickersdorf. Wenn im Sommer im Saaletal die Hitze brütet, hat man hier oben erfrischende Bergluft, im Winter, wenn unten die kalten Nebel drücken, kann man oben Sonnenschein und Wärme antreffen. Das kleine, aus wenigen schieferbeschlagenen Häusern bestehende Dorf liegt geschützt, nach Süden offen. Ringsum prachtvolle Wälder, oberhalb leicht ansteigende Höhen, drunter tief einschneidende Gründe mit steilen Bergwänden, von munteren Wassern belebt. Es ist der Charakter des nahegelegenen Schwarzatals.

Die Gebäude der Anstalt gehörten zu einer meiningenschen Domäne und sind für die „Freie Schulgemeinde" angekauft worden. Auch sie sind ein-

fach und im Stile der Umgebung gehalten, innen schlicht, aber mit gutem Geschmack, namentlich feinem Gefühl für die Farbe, ausgestattet.

Da oben hausen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen sechzig bis siebzig Kinder. Darunter sind etwa zehn Mädchen, die mit den Damen des Hauses das alte Herrschaftsgebäude bewohnen, während die Knaben gegenüber in den umgebauten Wirtschaftshäusern untergebracht sind. Man hat in Wickersdorf nicht abgewartet, bis die theoretischen Streitigkeiten für und wider die gemeinsame Erziehung der Geschlechter einmal beendet sein würden, sondern hat mutig einen praktischen Anfang damit gemacht und findet, daß sich die Methode unter den Verhältnissen der Anstalt wohl bewährt.

Das Leben in der Anstalt ist jugendlich frisch und fröhlich. Nirgends dumpfe Luft, selbst in den Klassenzimmern nicht, wo bei offenem Fenster gearbeitet wird, wenn nicht gar der Unterricht ins Freie verlegt wird.

Schulstunden und körperliche Beschäftigungen sind zweckmäßig verteilt. Schon morgens vor dem Brausebad und Frühstück werden gymnastische Übungen getrieben. Die längere Pause nach der zweiten Unterrichtstunde ist



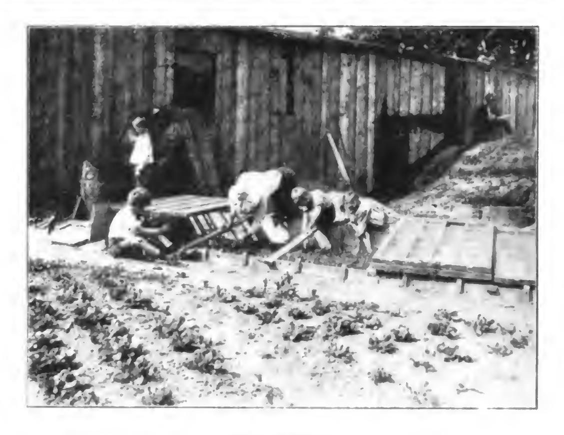
Auf der Ferienreise bei Florenz

dem Dauerlauf oder einem kleinen Spaziergang gewidmet, je nach den Kräften der in Gruppen verteilten Kinder. Nach dem Essen folgt „praktische Arbeit" im Garten oder der Schreinerwerkstatt, im Winter statt dessen oft Ski- oder Schlittschuhlauf. Eine Badeanstalt wird fleißig benutzt; schöner ist im Sommer das Bad im Teich eines einsamen Waldtales, wenige Minuten von der Anstalt. An Feiertagen führen Ausflüge die Schüler und Lehrer in größeren oder kleineren Scharen durch die Thüringer Gebirge, auch wohl weit nach Franken und in die Rhön. Auf diesen Wanderfahrten wird aller Luxus vermieden. Der Proviant wird mitgeführt und im Feldkessel abgekocht; manchmal wird unter Zelten genächtigt. Bei alledem wird auf die Kräfte der Kinder die erforderliche Rücksicht genommen.

Diese Reisen dienen häufig auch der Belehrung. Die Museen in Weimar und Jena, die wertvollen Architekturen in Franken werden gründlich studiert. Vorige Pfingsten hat sich sogar eine Anzahl der ältesten Schüler unter Führung zweier Lehrer bis nach Florenz und Siena gewagt, selbstverständlich nach sorgfältiger wissenschaftlicher Vorbereitung.



In der Fechtstunde



Beim Gartenbau

Man muß nämlich nicht denken, daß über dem Leben in der Natur der Geist vernachlässigt würde. Im Gegenteil gibt die geringere Schülerzahl der Klassen und die Freiheit, deren sich eine solche Privatanstalt erfreut, Gelegenheit, die Studien ganz anders zu vertiefen, als dies im Durchschnitt auf den öffentlichen höheren Schulen möglich ist.

Dabei ist gründliches Können, Vermeidung alles oberflächlichen Geschwätzes das Ziel. Das Schreckenswort, dem keiner sich aussetzen möchte, ist „Dilettant." So wie die einfache, nahrhafte Kost die Kinder vor verwöhnter Leckrigkeit bewahrt, wie ihre schlichte, aber schmucke und saubere Kleidung den Kultus der neuesten Krawatte nicht aufkommen läßt, durch den die großstädtische Jugend sich lächerlich macht, so läßt auch die gediegene, geistige Nahrung nichts von anmaßender, blasierter Übermenschenspielerei entstehen.

Die Schule hat den Lehrplan einer Oberrealschule; Mathematik und Naturwissenschaften nehmen einen erheblichen Raum ein, Französisch und Englisch sind obligatorische, Latein und Griechisch fakultative Unterrichtsgegen-



Die Mädchen auf Schneeschuhen

stände. Die neuen Sprachen werden sehr gründlich betrieben, sowohl unter wissenschaftlich-grammatischer Schulung als durch Konversation. Ein Engländer sorgt für den englischen Sprechunterricht; eine Lehrerin, deren Muttersprache französisch ist, unterrichtet im Französischen.

Trotz dieses Lehrplans aber kann man sich nicht leicht eine Schule denken, die mit höherem Rechte behaupten könnte, dem „Humanismus" zu dienen, wenn man nämlich darunter in Anlehnung an den ursprünglichen Sinn des Wortes eine auf das Geistige gerichtete Bildung im Gegensatz zu einer dem Geist der Zeit mehr oder weniger fremden überlieferten Scholastik versteht. Soviel und so großer geistiger Gehalt auch in den lateinischen und griechischen Klassikern zu finden ist, — dem Gymnasiasten kommt im allgemeinen nur wenig davon zugute.

Jedenfalls bieten die deutsche, französische und englische Literatur und Wissenschaft eine Stufe der Entwicklung des Geistes, die hinter der antiken sicher nicht zurückbleibt, und die den Bedürfnissen der Gegenwart und unserer Nation nähersteht. Daß die logische Schulung, die durch die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache erreicht werden soll, ebenso durch jedes andre gründliche Sprachstudium auch an der eignen Muttersprache erzielt werden kann, wenn man es nur richtig anfängt, wissen die praktischen Schulmänner längst.

In Wickersdorf wird gerade auf die Übung im abstrakten Denken Gewicht gelegt. Die eigentlichen Kulturfächer, deutsche und fremde Literaturen, Kunst-

geschichte und Musik werden auf das gründlichste betrieben. Fast täglich haben die Schüler Gelegenheit, beim „Vorspiel" gute Musik in meisterhafter Wiedergabe zu hören. Der religionsgeschichtliche Unterricht, das Fach, das auf dem Gymnasium teils gleichgültig, teils mit Grauen hingenommen zu werden pflegt, erregt das lebendigste Interesse.

Die neuen Methoden des Unterrichts sind ja auch anderen Schulen nicht fremd, sind aber unter den Verhältnissen dieser Anstalt, bei den kleinen Klassen und dem intimen Zusammenhang zwischen Lehrern und Schülern, besonders gut durchzuführen. Auch individuelle Begabungen, namentlich für Zeichnen und Musik, finden besondere Pflege und Förderung.

Die Primaner arbeiten vielfach nach Anleitung ihrer Lehrer allein und haben so Gelegenheit, die Übung auf die Universität mitzubringen, die andre sich oft dort erst mühsam erwerben müssen. Die älteren Schüler unterstützen auch ihre Lehrer beim Unterricht der Kleineren durch Nachhilfestunden und in den gymnastischen Fächern.

Diese Gemeinsamkeit der Arbeit zwischen Schülern und Lehrern dehnt sich aber noch weiter aus. Mit vollem Vorbedacht ist der Name: „Freie Schul-



Beim Schneeschuhlauf

gemeinde" gewählt worden. Er soll bezeichnen, daß in einem ganz anderen Grade als anderswo das Leben der Anstalt auf einem Bewußtsein der Gemeinschaft und auf gemeinsamem Handeln aller Angehörigen, den jüngsten Schüler eingeschlossen, beruht. Gewünscht und gepredigt wird ein solcher Geist natürlich auch anderwärts, nur daß solche Predigten meist ohne besonderen Erfolg bleiben. In Wickersdorf werden in der Versammlung der sogenannten „Schulgemeinde" alle dem Verständnis der Schüler irgendwie zugänglichen Fragen erörtert. Die Schüler dürfen ihre Klagen und Wünsche offen vortragen, und die Lehrer fühlen sich nicht durch ihr Solidaritätsgefühl moralisch verpflichtet, den Schülern entgegenzutreten. Es ist selbstverständlich und entspricht vollständig dem Geiste der Jugend, daß die Beschlüsse der Gemeinde, an denen die Schüler selbst teilgenommen haben, die selbst auferlegten Pflichten, mit einer ganz anderen Gewissenhaftigkeit erfüllt werden, als was ein Lehrerkollegium von oben herab dekretiert hat, und was die Schüler schweigend erdulden sollen. Dadurch wird ein Korpsgeist im besten Sinne, ein stolzes Bewußtsein, was jeder der Zugehörigkeit zur Anstalt schuldig ist, erzeugt. Wer etwa befürchtet hat, daß diese Einrichtung die Zeitkrankheit einer selbstgefälligen Vielrednerei befördern könnte, hat sich aufs angenehmste enttäuscht gesehen.



Bei Rauhreif im Walde

Ältere und besonders bewährte Schüler bilden außerdem einen Schülerausschuß. Jedes Ausschußmitglied erhält einige der jüngsten Schüler überwiesen, um ihre körperliche Sauberkeit, die Ordnung ihrer Bücher, Spinde und so weiter zu überwachen. Auch diese Mitwirkung an der Er-



Bobsleighfahrt

ziehung bewährt sich für alle Teile aufs beste. Sie steigert bei den älteren das Verantwortlichkeitsgefühl, bewahrt die jüngeren vor sonst leicht einreißenden Lässigkeiten und erspart auch den Lehrern viele sonst unvermeidliche Eingriffe, was beiträgt, das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern herzlicher und freier zu erhalten.

Weit entfernt, die notwendige Disziplin, ohne die eine Schule nicht bestehen könnte, zu schwächen, dient diese Verfassung, dieser nahe, freundschaftliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, dient gerade das vertrauliche „Du", das die Lehrer als besonderen Ehrenbeweis tüchtigeren Schülern gestatten, dazu, die innere Disziplin, das Bewußtsein zu kräftigen, daß jeder sich in das Gefüge des Ganzen einzuordnen hat.

Jeder Lehrer und jede Lehrerin hat einen engeren Kreis von Zöglingen um sich, die ihre „Familie" bilden. Die Schüler selbst wählen sich ihren Mentor aus. In den Freistunden und besonders an den dazu bestimmten „Familienabenden" finden sie sich zusammen zu Spielen, Vorlesungen oder ernsten Gesprächen. Auch in anderer Weise vereinigen sich gleiche Neigungen zu gemein-

samen Zwecken, zu Tennisspiel, Bobsleighfahrt und anderem Sport, zu musikalischen und Theateraufführungen, mit denen allerlei Festtage gefeiert werden.

Dies herzliche nahe Zusammenleben in der Anstalt beeinträchtigt nun keineswegs die Beziehungen der Kinder zu ihren Eltern. Stehen die Eltern doch selbst in regelmäßigem nahen Verkehr mit der Schule. Sie werden gern als Gäste gesehen, und häufig erfreuen sich Eltern an dem fröhlichen Treiben, das für sie und ihre Kinder doch so ernsten Sinn besitzt. Unvergeßlich wird mir der vorjährige Kunststudienausflug nach Italien sein, an dem ich teilgenommen habe.

So entwickeln die Kinder sich dort körperlich und geistig in günstigster Weise. Gesunde Lungen und gesunde Nerven, Wagemut und Lebensfreude sind allen gemein, Kopfhängerei und Blasiertheit unbekannt. Das Lernen wird zum Genuß. Ich habe mehrfach beobachten können, wie schnell in dieser Umgebung und unter dieser Leitung ungeschickte und unselbständige Stadtkinder ihre Kräfte entfaltet und zu gebrauchen gelernt haben.

Jedesmal, wenn ich in diesem Kreise weile, empfinde ich von neuem eine Art frohen Erstaunens, wie gut und glücklich Kinder es doch haben können.

Aber noch mehr. Ich sehe in Wickersdorf einen vielversprechenden Versuch zur Lösung wichtiger gesellschaftlicher Probleme: der Ausbildung besonders Begabter, der Erhaltung geistiger Frische und Leistungsfähigkeit, der Erhöhung des geistigen standard of life der Gebildeten; kurz eine Pflanzstätte wahrer Kultur.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Fortsetzung)



Ihr Haus betrat er nie. Es war auch das Haus des Mannes, den er betrogen hatte, und in das er nur eingedrungen wäre, um abermals zu betrügen. Er litt und verblutete vor offenen Türen. Dann, in einer solchen Frostnacht, erkältete er sich. Als er nach Hause kam und nach einem wärmenden Trank suchte, fiel ihm ein Spitzentüchlein in die Hand, das die Beseligende bei ihm vergessen; — und der geliebte, lose,

schalkhafte Duft überfiel ihn mit solcher Gewalt der Erregung, daß er ohnmächtig hinstürzte. Als er erwachte, versagte ihm der Atem vor Schmerz. Er war erkrankt, und bald schritten wie gewaltige Mähder schwere Fieberschauer durch die verwüsteten Gärten seiner Phantasie.

Die Freunde pflegten den, der mit dem Tode rang. Petelin saß mit der Angst eines Liebenden am Bette des Fieberheißen, und Vollrat kam lange Stunden als Arzt. Wigram wachte und sorgte für ihn, und auch die anderen kamen, so oft es ihnen bange um den hellgrauäugigen Freund war.

Da erfuhren durch die fiebernden Rufe des Kranken Vollrat und Wigram, was den ewig Heiteren hingeworfen hatte wie ein schwaches Herbstblatt. Ernst schauten sie sich in die Augen; ernst und mit leisem Neid.

„Er stirbt an der Liebe dieser Frau", sagte Wigram. „Wir alle würden daran sterben."

Aber Kantilener starb nicht. Nach acht Tagen, als die Krise vorbei war, lag er als ein leise lächelnder Genesender im Bette, drückte Wigram die Hand und schlief wieder ein.

„Wir könnten ihn schnell gesund machen", dachte Wigram mit halblauter Stimme. „Sie weiß noch nicht, daß er krank war. Wenn sie zu ihm käme?"

„Nein, Wigram", entgegnete Vollrat ernst. „Was soll hier weiter werden? Untreue, Betrug und der ganze traurige Roman erstohlenen Glückes, das sich im Genuß als ein giftiges Bittersüß erweist, mit fadem Nachgeschmack oft zum Erbrechen?

Diese Krankheit hat ihm geholfen, zu überwinden; du wirst es erleben!"

„Was willst du ihm an Stelle dieser Frau schenken?" fragte Wigram kummervoll, „wenn er sich selber nichts zu geben weiß?"

„Das wird er wohl vermögen", tröstete Vollrat.

Dann erwachte Kantilener wieder und bat den jungen Freund Arzt um Arbeit.

„Das darf noch nicht sein", lächelte Vollrat.

„Wenn ich nur wüßte, was ich in den letzten Wochen in meiner Dissertation über die altchristliche Kunst an lateinischen Belegen zusammengeschrieben habe."

Da nahm Wigram das Manuskript und las ihm vor. Ernst, klar und schwer tönte die kapitale antike Sprache durch das kleine, schneehelle Zimmer.

Dann sprachen die drei über das alte Christentum mit Kantilener, und alle drei entdeckten sie, daß ihn der Geist jener haßfreien, demütigen und

darum als schwach und schmutzig verachteten Herzensurwelt tiefer bewegte als die armseligen Malereien der schönheitverachtenden Kunsthandwerker jener Sekte.

Daran knüpften sie Zukunftspläne.

Alle drei aber mieden sie stets scheu und zart den Namen der Frau, deren Liebe hier nahezu getötet hätte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau von Karminell litt anders und genas anders als Othmar; denn ihre Art von Glück war äußerlich, aber freigebiger als das des ringenden jungen Studenten.

Zuerst, ja freilich; da erging es ihr hart, steinhart. Wenige Tage, nachdem sie, aus Angst vor entweichender Jugend und aus Sehnsucht inniger Liebe lächelnd und glücklich gefehlt hatte, war ihr fünfzehnjähriger Hochzeitstag.

Am Morgen kam ihr Gatte, brachte ein kostbares Perlenhalsband und ließ sie dann wieder allein.

Sie nahm trotzig das reiche Geschenk in die leise bebenden Hände. Lege ich es an, wenn ich die nächste Nacht im Bett meines Geliebten liege?!

Sie dachte daran, wie sie zu ihrem Mann gekommen war.

Eine Tochter aus dem blendend reichen Hause eines Großindustriellen! Schön, umworben und so klug, so klug, daß sie alle Werber durchschaute!

Nur in die kleine, große Welt der armen Idealisten hatte sie niemals geschaut; bis an den Tag heran, da sie den Verein jener kennen lernte, welche nicht vergessen konnten, daß sie lebten.

Denn bis dahin, wer kam zu ihr? Was kannte sie an Männern, die um sie warben?

Die Frauen unserer Großindustriellen gedeihen in jenem üppigen Boden, aus welchem einst bei Adel und Kaufherrentum eine Beatrix, eine Mona Lisa, eine Simonetta, eine Welsertochter erblühte. Die besten dieser Frauen übertreffen heute den Adel; sie sind die alte Märchenzeit, sind Renaissance oder Rokoko, — wie es ihnen beliebt. Sie haben sich die Festlichkeit der leuchtenden Erscheinung erobert und haben genügend freie Zeit, sich durch tiefe Nachdenklichkeit zu adeln.

Während die Industriellen, samt ihren reichen oder bloß reicherzogenen Söhnen, niemals die Erscheinungen verfeinerter Geadeltheit ausstrahlen!

Nur das Haus Reininghaus in Graz hatte einmal in Ahnung der herrlichen Pflichten des Reichtums eine Mediceertat begangen: es schirmte und stützte einen Dichter, den berühmtesten der Steiermark. Dann vergaß es, daß es auf solchem Weg eine geistige Dynastie zu werden vermochte, wie einst die Geldwechsler unsterblichen Angedenkens, die Mediceer.

Solches war überdies schon seit langem geschehen, und als Frau Else Mädchen war, litten die Söhne aller Familien von Reichtum oder Rang an dem bedauerlichen Irrwahn, nicht Erben des Adels zu sein, wie er ehemals entstand, sondern Nachtreter des Verfalls sein zu müssen, welcher ist. Mangel an Originalbewußtsein bannte sie wie ihre Vorbilder an Sport und Hasard, Roß und Tänzerin, Kraftwagen und englische Mode.

Sie wollten nach oben gelten, nicht nach unten. Aus dem Boden aber wachsen die Bäume, und was hängt, wird welk.

Das alles durchschaute Frau Else, und keiner war, der ihr durch verinnerlichte Lebensführung als echt erschienen wäre. Es waren alles Nachahmungen nach Vorbildern, die nicht der Kopie wert waren.

So wurde das allzu kluge Mädchen über zwanzig Jahre alt, mußte schwere Vorwürfe ihrer Eltern ob romantischer Heikelkeit hören und machte sich selbst ähnliche.

Dann kam der vielversprechende, tadellose Dozent von Karminell, den wenigstens der heilige Anhauch der Wissenschaft verklärte. Und den hatte sie genommen und tadellos neben ihm residiert. Sie waren innerlich per Sie geblieben.

Als nun am Abend dieses fünfzehnten Hochzeitstages nach gemeinsam eingenommenem Spätmahl durch die Wirkung des Champagners Herr von Karminell sich erinnert hatte, daß er eine herrlich schöne Frau besitze, und nicht alles zwischen ihnen beim alten blieb, da weinte sie bitterlich und herzbrechend wie ein verkauftes Mädchen, und weinte noch lange nachher, als der Professor längst schlief, — — — nach der Dachstube!

Mit dem grauen Morgen erhob sie sich und lief fassungslos wie ein Kind nach dem Gries bis zu dem altbürgerlichen Häuschen, wo oben das dürre Gras in der Dachrinne unter dem geliebten Fenster wehte, und machte dem Studenten eine innig verliebte Fensterpromenade. Sie sehnte und sehnte sich und gedachte ihn durch hypnotische Kraft zu zwingen, aus dem Fenster zu

schauen, damit er sie hole und all das Widerfahrene mit heißer Liebe aus ihrem Gedächtnis brenne!

Er aber lag oben sterbenskrank und fieberte von ihr, der Unbarmherzigen, und von der einen, einzigen Nacht.

Wieder einige Tage später jedoch hatte sie Gelegenheit, tief zu erschrecken. Was war mit ihr vorgegangen? Es konnte doch unmöglich das unfruchtbare Alter seine Anzeichen vorausschicken? Sie war ja noch jung, schön und so heiß . . . !

Oder lächelte ihr jene eine, unvergeßliche Nacht mit Erinnerung nach? Mit Folgen?

Sie stürmte aus dem Hause in unbeschreiblich süßer, banger Erregung. Zuerst in einem fassungslosen Hinlaufen zum Geliebten, um ihm mit ausgebreiteten Armen schluchzend zu danken! Dann blieb sie stehen, kehrte um und ging in die Kirche, wo sie freudeweinend auf den Knieen die Madonna anlächelte.

Dann kaufte sie ein Buch: „Die junge Mutter", lief nach Hause, trank ein Glas Wein und spielte auf dem Klavier lachend aus „Cosi fan tutte":

„Ja nur aus Eitelkeit, ja nur zum Trotz!"

Die jubelnden Laute hallten in ihr eine ganze Weile nach. Zurückgelehnt saß sie, und über ihr zogen in träumenden kinderhellen Wolkenzügen kleine pausbäckige Engel . . . sie prüfte, wählte sich den schönsten aus und lachte und weinte.

Dann suchte sie ihren weitesten Schlafrock hervor, zog den an und stellte sich vor den Spiegel, und dann warf sie ihn weg, stürmte ganz fassungslos vor Glück und Unruhe in den Stadtpark hinaus, der im Leuchten eines warmen Föhntages warmschauernd seine allerletzten, seltenen Blätter herniedertanzen ließ, und rannte gegen eine Bank, auf der Wigram saß!

An ihn klammerte sie sich.

„Gott sei Dank", rief sie. „Ich wollte mir einen Band Schopenhauer kaufen, nun habe ich den lebenden Philosophen. Sagen Sie mir: Glauben Sie, daß Liebe schuldig machen kann?"

Wigram sah sie seltsam an: „Nicht, wenn diese Liebe die einzige ist."

Frau Else dachte nach: „Das haben Sie hübsch gesagt", sagte sie dann, voll und warm aufschauend.

„Christus verzieh sogar darüber hinaus: Sie wissen: ‚Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt' . . ."

„Ach nein, das wollen wir nicht!" rief sie hastig und grollend.

„Übrigens," schloß Wigram, „Glück ist alles, auch in der Schuld. Gnade ist mehr als Reue. Wer begnadigt ist, fühlt, er sei auch der Schuld frei."

„Herzlichen Dank", sagte sie lächelnd und ging langsam nach Hause.

Drei Tage lang rang sie nun, ob sie nicht stolz und frei ihrem Manne alles sagen sollte. Und nur, weil er voll nie gekannter Unruhe in sie drang, warum sie so seltsam sei und soviel weine, nur weil er es ihr abpressen wollte, darum kämpfte sie noch. Endlich sagte sie sich, wenn er mich davonjagt, so macht er mich glücklich. Und trat vor ihn hin.

„Else?" fragte er.

Da begann sie, blaß vor innerster Erregung; „Ich glaube, daß ich Mutter werde . . ."

Unmöglich, ein Wort mehr zu sagen!

Denn der sonst ängstlich würdenhafte Mann begann wie ein beschenkter Junge von zehn Jahren zu jubeln, zu springen und zu tollen, faßte sie an den Händen, tanzte und weinte, und überwältigte durch eine Freude, wie sie noch keinen Menschen sich hatte freuen sehen, die kluge und herzliche Frau dermaßen, daß das Verbrechen, ihm das Herzeleid der Wahrheit anzutun, ihr zehnmal größer schien als jenes, das sie aus inniger Liebe begangen!

Sie sagte ihm nichts weiter, aber sein Glück und das ihrige, welches noch nach Heiligung verlangte, waren so übermächtig stark, daß sie sich in tiefster, ernster Seele vornahm, aus Buße gegen diesen Mann, in dem eine so heiße Vaterseele jauchzte, treu zu bleiben.

Ihr Glück hatte sie nun ja doch ertrotzt. Was tat es nun, wenn das Alter kam!?

Überglücklich wollte der Professor wieder den Champagner kommen lassen, von dem er glaubte, daß er schuld an dem Ereignis sei, und drängte sie: „Trink auch du!"

Aber Frau Else dachte an ihren Othmar, den sie von jetzt ab ganz in das geheimste Kämmerlein ihres Herzens sperren mußte, und, indem sie seinen Tonfall nachahmte, sagte sie zwischen Lachen und Ernst:

„Er soll vor zwanzig Jahren keinen Alkohol kennen."

Sie war fest überzeugt, daß ein Junge kommen müsse. Denn alles geht auf drei aus, und das Röslein vom Gries und Mali waren ihr beide mit der gleichen Außerehelichkeit vorausgegangen. Ihr Professor aber drängte sie, mit ihm durch das Zimmer zu tanzen, und diesmal gab sie nach.

Um den Tisch, am Klavier vorbei, und Frau Else grüßte sich im Spiegel und grüßte zärtlich Kantileners Bild auf der Bibliothek . . .

Dann ging ihr Mann fort, um die überglückliche Sache einem medizinischen Freunde ganz im engsten Geheimnis vorzutragen. Der ließ ihm ebenfalls seine Freude gelten und versprach ihm, zu gelegener Zeit der gesegneten Frau beizustehen.

Frau Else aber sah ihrem Mann vom Fenster auf die Straße nach. „Nein!" dachte sie. „Die Freude, die ich ihm da gemacht habe!" Sie fühlte beinahe, als ob er noch überdies bei ihr im Schuldbuch stände. Sie selbst war ohne Schuld, leicht und frei.

„Glück ist alles, auch in der Schuld. Gnade ist mehr als Reue", jubelte sie immer wieder. „Wie herzlich und gescheit doch dieser Wigram ist!"

Und sie dachte hoffend und träumend an den Knaben, der ihr bestimmt war. Sie wußte, wieviel naive Harmonie in seinem jungen Vater klang, und sie kannte das heitere, ruhigzügige Ebenmaß ihrer eigenen Seele. Vielleicht wird der einst der Wiedererwecker deutscher Musik, der wunderbarsten Kunst, welche jemals Menschen beglückte, und welche wir eben zu Grabe tragen sehen . . . Vielleicht wird er der große, neue, geniale Meister der Instinktmusik, nach dem sich die zwölf Freunde vergeblich zergrämt hatten.

Freilich! Eine Schuld, eine Schuld blieb es dennoch. — — Ein Menschenleben aber muß tragkräftig genug sein, daß auf ihm, wenn's gar nicht anders geht, auch eine wuchtige Schuld mitfahren kann. Manchmal gibt sie ihm erst den richtigen Tiefgang. So war es auch mit Frau von Karminell.

Sie blieb gerührt, leise ängstlich und dankbar ihr Leben lang und trug ihre Schuld weder leichtfertig noch als Kasteiung. Ein belastetes, schwergewichtiges Leben wurde es, das mit solcher Tracht bloß langsamer und sorgfältiger fahren lernte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

. . . Am Bette des genesenden Othmar standen zu gleicher Zeit wie zwei Gewalten Vollrat und Wigram, dem Freunde zu neuem Leben zu raten.

„Nicht alle von uns zwölfen hatten den Schwerpunkt ihres Glückes in sich selber", begann Wigram von seinem zehnmal wiederholten Lieblingsthema. „Du, Kantilener, hast ein einziges Mal versucht, dein Glück außer dich selbst, auf ein schönes Weib zu legen, und wärest fast zerbrochen, so hinschmetternd bist du gestürzt.

Bohnstock hat seinen deutschen Traum, und wenn ihm von mutwilliger Bosheit da hineingegriffen wird, so bleibt ein Sprung in diesem Gefäß der Sehnsucht.

Helbig brauchte den Boden seiner Stadt, seiner Freunde und Jugend; er hatte auf allzuviele Fundamente gebaut und zerstürzte.

Liesegang ist eine echte Lehrernatur, die alles von andern, wenig aus sich gelernt hat und nur freudig sein kann, wenn sie weitergibt. Er braucht Schüler.

Und Petelin braucht einen Meister. Anlehnen muß er sich können. Jedoch sind diese beiden mit ihrem Glück innerlich und können niemals beraubt werden.

Scheggl mußte seine Familie haben, und O'Brien wird großer Kraft bedürfen, um seine Phantasien mit in das Alter hinüberzunehmen, oder in Krankheit, und nicht zu verzweifeln . . .

Arbold hat sein deutsches Volk und Semljaritsch seine heimliche slawische Liebe. Von Zimbal reden wir nicht mehr. In ihm war nur das Innerlichkeitssehnen der zwanzig Jahre.

Vollrat ist schon unruhig, weil er aus unserer Welt in jene andere übergetreten ist, welche wir die beladene nennen; . . . nein, nein, Vollrat; antworte, wenn ich ausgeredet habe. Ganz ohne Bedürfnis, von der Welt außer uns etwas zu empfangen, lebten nur Kantilener und ich, . . . und selbst von uns hatte jeder einen törichten Wahn nach außen zu überwinden . . .

Nun will ich dir, Othmar, ernstlich sagen, was für dein Leben allein not tut: Diene niemand, als dem Gott in dir! Bleib ein Philosoph."

Vollrat lächelte und sagte: „Mir scheint das Glück im Bezwingen zu liegen, im Erringen und Erobern. Mein Motto wäre: Beherrsche alles und alle. Ich selbst wurde ein beliebter Arzt, nicht weil ich Kranke, sondern vornehmlich, weil ich Menschen zu behandeln verstehe. Kantilener sollte Arzt werden."

Der blasse Othmar aber richtete sich im Lager auf: „Ich werde tun, was euch beide einigt. Ich werde, unter den Blicken meines Gottes, den Menschen dienen.

Ihr wißt, wie ich niemals die Liebe zur Kunst von mir lassen konnte. Als ich aber die Seele meiner alten Christen nach dem Künstlerischen durchforschte, da ging es mir wie dem Nachforscher einer Wüstenquelle. Das Belebende verbarg sich, je weiter das Christentum schritt, so daß ich fragen mußte: Wer war der letzte Christ nach innen, wer war der erste nach außen? Ich ging mit den Aposteln und begleitete Petrus und Paulus, — — — bei dem zweiten, der den Herrn nicht mehr erlebte, stockte ich schon, und bei Linus begann das langsame Versiegen.

Da erwachte in mir eine unendliche Sehnsucht, die Quelle wieder zu öffnen: Die Quelle reinen Menschentumes ohne Gesetze!"

„Die Anarchie", lächelte Wigram bedeutungsvoll.

„Lange glaubte ich, wie ihr alle wißt, daß man diese neuen Menschen vereinigen und sammeln könne. Wigram widersprach mir. Da jedoch keine Gesellschaft ohne Regelung leben mag, so durchschaute ich, wie ich die Hilflosigkeit des Vereins der neuen Menschen sah, den ersten Fehler des Christentums: Organisation.

Niemals dürften die geistig Freien, die einzelnen sich sammeln und rotten! Ihr ganzes Leben beginnt und stürzt mit ihrer Einsamkeit.

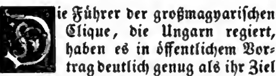
Auch der Gedanke, daß der Künstler durch Läuterung des Verstandes sich eine hochbeglückte Gemeinde ziehe, wie Bohnstock predigte, ist mir darum zu Boden gefallen. Denn selbst im Kunstgenuß verkleinert sich der Einsame, sobald er sich mit anderen gesellt.

Einsame Menschen will ich aber dennoch anwerben für die neue Idee des stets wachen Lebens; für das neue und so alte Glück, den Tag zu ergreifen. Denn wenn ich das herrliche Mittel nicht weitergeben soll, wozu habe ich es denn gefunden?"

(Schluß folgt)

Rundschau

Die magyarische Herrschaft



Die Führer der großmagyarischen Clique, die Ungarn regiert, haben es in öffentlichem Vortrag deutlich genug als ihr Ziel bezeichnet, die geistige Führerschaft jener Völker zu knicken, die sich ihnen nicht sofort fügen; deshalb werden deren Gymnasien, deren Museen geschlossen, die Aneignung höherer Kenntnisse muß einzig auf das Magyarische hingeführt, das Studium der Geschichte zur Verherrlichung der Magyaren eingerichtet werden. Alle, die mit Talent und Mut ihres Volkes Sprache und Rechte verteidigen, werden verfolgt; als Deputierte, Schriftsteller, Volksredner, Redakteure, Priester, Lehrer mit allen Mitteln verunglimpft, die der Behörde zu Gebote stehen — und deren gibt es in Ungarn viele! — Um den Geist zu schildern, der die Verfolger beseelt, will ich hier eine Stelle aus einem angesehenen Regierungsblatt wiedergeben, die den Slowaken Hlinka betrifft, einen Mann, der mit seinem Talent und der Treue gegen seine Nation eine Zierde jedes Volkes sein würde. „Man sollte ihn", schrieb jenes Blatt, „kurzweg bei lebendigem Leibe schinden. — Bei lebendigem Leibe grausam schinden und ihm in das bloßgelegte, blutigzuckende Fleisch siedendes Öl träufeln."

Die Presse der andern Nationalitäten wird durch eine Menge von Prozessen, Gefängnis-, und Geldstrafen beraubt, so daß Blatt auf Blatt eingeht.

Mir ist ein Verzeichnis der Leute eingeschickt worden, die in den letzten Jahren wegen Vergehen gegen die magyarische Oberherrschaft bestraft worden sind. Meine Korrespondenten teilen mir mit, daß diese Listen bei weitem nicht vollständig sind; nichtsdestoweniger zeigen sie, daß den armen Teufeln von Journalisten eines kleinen slowakischen Blattes in den letzten Jahren beinahe fünftausend österreichische Kronen herausgepreßt worden sind, und daß sie in Summa gegen vier Jahre im Gefängnis gesessen haben.

Seitdem die jetzige Regierung ans Ruder kam (achter April 1906) haben die Wortführer andrer Nationalitäten, besonders Journalisten, in Summa achtzehn Jahre im Gefängnis gesessen und über achtzehntausend Kronen an Geldstrafen bezahlt.

Man erinnere sich, daß die Listen nicht vollständig sind! Wenn jemand die Geldstrafen bezahlen hilft, und dies wird bekannt, dann wird er bestraft; wenn jemand — sei es Mann oder Weib — dem soeben aus dem Gefängnis kommenden Märtyrer entgegengeht, ihn zu begrüßen, dann wird er bestraft. Errichtet das arme Volk einem toten Märtyrer ein Grabdenkmal, dann ist dies Aufruhr; ein Militärkordon wird um den Kirchhof gezogen, die Enthüllung zu verhindern.

Wir müssen, wenn wir dies lesen, beständig daran denken, daß die Sprache dieser Nationalitäten sie mit den umwohnenden Völkern zusammenführt; sie in die magyarische Sprache hineinzupeitschen, ist dasselbe, als peitschte man sie in einen Sack!

Ein Slowake vermachte dreihundert Kronen zugunsten slowakischer Schulkinder. (Man wird im weiteren hören, warum.) Die Behörde legte sofort Beschlag auf das Geld, unter dem Vorwand, „daß slowakische Schulkinder weder ein Verein noch eine Genossenschaft wären"; daher sei das Testament

ungültig. Das Gericht gab der Behörde Recht. — Ein Russe vermachte dem slowakischen Volk einhundertsechzigtausend Kronen zu kulturellen Zwecken und ernannte Testamentsexekutoren. Die Behörde trieb einen verrückten Bruder des Testators auf, der Anspruch auf die Erbschaft erheben sollte. Aber dieser ließ sich nicht dazu brauchen. Die Behörde wollte ihn für schwachsinnig erklären, ihn, unter Kuratel stellen und so in den Besitz des Geldes gelangen. Auch dies mißglückte, und während weiterer Experimente mit ihm starb der Mann. Da holten sich die Großmagyaren die fernerstehende Verwandtschaft heran; diese sollte nun ihre Forderung geltend machen. Sie ging darauf ein; der Prozeß währt noch. Der Plan ist, alle Kosten durch die Richter dem Nachlaß aufzubürden; so verlieren die Slowaken auf jeden Fall einen großen Teil des ihnen vermachten Geldes. —

Die Großmagyaren versuchten, so vieler Slowakenkinder wie möglich habhaft zu werden. Sie machten ein Gesetz, wonach elternlose Kinder oder solche, die Vater oder Mutter verloren hatten, oder in einer oder der anderen Weise nicht gesichert schienen, in das eigentliche Magyarenland geschickt und dort erzogen werden mußten. Die Kinder litten ungeheuer! Viele starben, viele entwichen; das Jammergeschrei wurde so groß, daß es in Rußland und Böhmen gehört wurde und das Gesetz teilweise einschlafen mußte. Aber dann verfielen sie darauf, magyarische Kindergärten zu errichten und die Slowakenkinder, schon die dreijährigen, hineinzuzwingen. Nun müssen die Eltern Strafe zahlen, wenn sie die Kinder nicht hinschicken; und wenn diese Geldstrafen (das Universalmittel der hungrigen Magyaren) nicht erlegt werden, erfolgt die Exekution. Und dabei geschehen oft die unerhörtesten Dinge.

Aber nichts von dem, was ich hier geschildert habe, ist in Ursprung und Folgen so gravierend für die regierende Magyarenclique als das, worauf ich jetzt eingehen will.

Ich bin aus einem freien Volke, das sich selbst regiert, und weder in diesem noch in einem andern nordischen Volk kennt man Wahlbetrug. Ein Volk bei der Wahl betrügen wäre in unsern Augen dasselbe, wie ihm das Trinkwasser vergiften!

Gefälschte Wahlen, — was für eine gesetzgebende Versammlung kann daraus hervorgehen? Und eine solche Versammlung — was für Gesetze wird sie geben? Und was wird aus der Moral der Leute, die solche Gesetze vollziehen?

Was wir aber als das schlimmste bezeichnen müssen, das ist der großmagyarische Brauch bei den Wahlen.

Ich bin außerstande, in kurzen Woren eine Vorstellung vom ungarischen Wahlrecht zu geben; die Bestimmungen darüber gleichen einer babylonischen Verwirrung. Ich darf frei heraussagen, daß das ungarische Wahlgesetz von 1848 — teilweise umgearbeitet im Jahre 1874 — von ungerechten Männern in ungerechter Absicht vorgelegt worden ist. Wenn jemand diesen Ausspruch für zu streng hält, so möge er das Gesetz beiseite legen und zuerst und genau die Einteilung der verschiedenen Wahldistrikte studieren. Er wird dabei unter anderm auf die Tatsache stoßen, daß im ungarischen Rumänien fünftausendeinhunderteinundsechzig Wähler in zwölf Distrikte verteilt worden sind, um — zwölf magyarische Repräsentanten zu erzielen, und daß fünftausendzweihundertfünfundsiebzig Wähler in einem Distrikt zusammengehalten worden sind, um nur — einen rumänischen Repräsentanten zu erlangen! — (Diese Zahlen sind den Wahlvorgängen von 1892 entnommen.)

Da der Druck dieser ungerechten Einteilung für das beabsichtigte Ziel noch zu schwach war, erhielt das Gesetz eine

Bestimmung, wonach auf Vorschlag von zehn Wählern ein Mann durch Akklamation zum Repräsentanten ernannt werden kann, — bevor noch die Menge der Wähler heranzukommen vermag. Die Wahlhandlung wird morgens um neun Uhr eröffnet, und wer nicht eine halbe Stunde später zur Stelle ist, kann nicht stimmen! Aber der Ort der Wahlhandlung ist derart gelegen, daß die magyarischen Wähler keinen Weg zurückzulegen haben, die Rumänen aber die Nacht dazu verwenden müssen, um rechtzeitig zu erscheinen. Ich übergehe andere Mißgriffe und fasse sie alle in dem einen zusammen: die Magyaren haben über die Gültigkeit der Wahlen zu bestimmen.

Und dann die Wahlen! nämlich die, in denen die Magyaren um die Majorität kämpfen müssen. Ich habe die Beschreibung einer Wahl in einem Distrikt vor mir liegen, wo die Deutschen in großer Überzahl sind. Gewählt wurde ein Großmagyar! Die Menschen durften nicht heraus; sie verrammelten ihre Türen; denn sie fürchteten nicht ohne Grund das schlimmste; sogar Schuljugend — lauter ganz junge Mädchen, Zöglinge eines alten öffentlichen deutschen Instituts aus der Militärgrenzenzeit — war in Gefahr.

Über Ungarns Wahlgesetz und seine Wahlen werde ich in einem großen englischen Blatte schreiben; da wird es anschlagen.

Aber hier — nicht dort — will ich folgende Bemerkung machen:

Wir wissen nicht, wieviel Deutsche es in Ungarn gibt. Mit der magyarischen Statistik, die jeden zum Magyaren macht, der magyarisch sprechen kann, ist nicht zu rechnen. Einige sagen, es seien zwei Millionen, andere geben wenigstens zwei und eine halbe Million an.

Ich frage nur: wenn es zwei — oder zweieinhalb Millionen Engländer wären, die derart verhöhnt und mißhandelt würden, wie jetzt zwei — oder zweieinhalb — Millionen Deutsche in Ungarn, — was würde das für Folgen nach sich ziehen? Oder hätten es dann die Großmagyaren überhaupt gewagt? —

Der König von Ungarn hat jüngst versprochen, ein Gesetz über die Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Ungarn vorzulegen.

Glaubt jemand, der die herrschende großmagyarische Clique kennt, daß ihm gestattet wird, sein königliches Wort einzulösen?

In Ungarn existiert keine Freiheit der Versammlung. Die Volksversammlungen der andern Nationalitäten, die dort aus Anlaß der königlichen Zusage zusammengerufen wurden, sind fast alle verboten worden.

Dies prophezeit nichts Gutes. Es ist auch erst einige Jahre her, seit einer der Hauptführer der Partei — ein Mitglied der jetzigen Regierung — dieses jetzige Wahlgesetz und die jetzige Wahlordnung öffentlich gelobt hat.

Als Psychologe möchte ich nur hinzufügen, daß derartige Führer gar nicht imstande sind, einen Vorschlag für ein Wahlgesetz und eine Wahlordnung vorzulegen, der in allen Teilen einfach und gerecht wäre.

Und alle werden verstehen, daß ein Verhalten, wie ich es geschildert habe, ebenso sehr den Unterdrückern schadet, wie den Unterdrückten. Auch ist schwer zu glauben, es könnte ein glückliches Vaterland aus Falschheit erwachsen, die natürlich mit Treulosigkeit, oder aus Übermut und Unrecht, die mit Heuchelei und Haß beantwortet werden.

Wo bleibt er, der junge, edle Magyar, der aus den Reihen seiner Brüder hervortritt, um zu rufen: „Wir wollen Gott mehr als den Menschen dienen!" Wie viele denken jetzt ebenso wie ich: Hätten die Magyaren im Jahre 1867 die deutsche Weltsprache Kollektivsprache werden lassen, wozu sie faktisch auf dem besten Wege war, während alle die

andern Sprachen ihre volle Freiheit hätten, — wäre dann Ungarn nicht Tag für Tag glücklicher geworden? Wäre dann nicht all sein Volk einiger, aufgeklärter und deshalb wohlhabender? Müßte dann nicht die Wahlordnung längst eine andere geworden sein, die Wahlen natürlicher, die Gesetzgebung gerechter? Hätte nicht größere Freiheit, mehr Gesetzlichkeit eine Vereinfachung der Staatssteuern, eine Verbilligung der Verwaltung, eine Verbesserung der Finanzen geschaffen?

Dann würden dem Entwicklungsdrange der Magyaren, der auf junge, unverbrauchte Kraft weist, edlere Ziele vorschweben, als alle Mitbürger mit Gewalt zu Magyaren, alle umwohnenden Völker zu ihren Feinden zu machen.

Björnstjerne Björnson

Siegmund Friedberg

Nur keine Angst, meine Herrschaften! Ich will keinen Repetitionskursus abhalten. Sie sollen von mir nicht noch einmal die Geschichte des berliner Bankiers Siegmund Friedberg erfahren, die Ihnen in allen Tageszeitungen (wie das bei Kolportageromanen so üblich zu sein pflegt) in Fortsetzungen geliefert worden ist.

Auch die Moral der Geschichte ist Ihnen bereits in lehrhaft-weinerlichem Ton auseinander gesetzt worden.

Die Unmoral dieser Moral möchte ich mit ein paar Worten beleuchten.

Der Chor der Moralisten: „Halte kein Blatt, das von einem Bankier herausgegeben wird, denn es muß dir zum Verderben gereichen!"

Glückliche Menschen, denen niemals Skrupel und Zweifel die Freude an apodiktischen Behauptungen trügen! Die Frankfurter Zeitung, das angesehenste Handelsblatt Deutschlands, wenn nicht gar der Welt, ist aus dem Frankfurter Geschäftsbericht hervorgegangen, den die Bankiers H. B. Rosenthal und Leopold Sonnemann herausgaben. Das zeigt schon, daß Verbindung von Bankgeschäft und Zeit nicht immer dem Publikum zum Schaden zu gereichen braucht.

Es kommt darauf an, was für ein Bankier die Hand im Spiele hat.

Die Sache, ohne Voreingenommenheit betrachtet, sieht so aus: Die meisten Leute, die Zeitungen gründen, wollen damit ein Geschäft machen.

Die einen fühlen sich als Anwälte des Publikums und fassen ihre Gewinne ähnlich wie eine Art Honorar auf, wie es der Klient seinem getreuen Sachwalter zahlt. Vielfach treibt sie Idealismus. Aber auch der Gentleman-Detektiv Sherlock Holmes freut sich, wenn sein Idealismus gebührende finanzielle Wertung findet.

Die anderen sehen das Geschäft darin, daß die Macht des gedruckten Wortes ihnen Leichtgläubige zutreibt, denen sie als Vermittler oder Fabrikanten, sei es sensationellen Lesestoff, sei es faule Wertpapiere, aufhängen können.

Die erste Kategorie nützt immer. Ganz gleichgültig, ob es sich um berufsmäßige Zeitungsverleger oder um Bankiers handelt. Denn sie wird im Bankkontor das Publikum ebensogut beraten wie in den Spalten der Zeitung.

Die zweite Kategorie schadet immer. Ganz gleichgiltig, ob es sich um berufsmäßige Zeitungsverleger oder um Bankiers handelt. Sie schadet um so mehr, je anständiger ihr Blatt gehalten ist. Das beweist Friedbergs „Ratgeber auf dem Kapitalsmarkt", der interessant geschrieben war und keine faulen Empfehlungen enthielt. Friedberg beriet eben im Kontor die Klientel, die der

Ratgeber ihm zutrieb, anders als nach den Grundsätzen seiner Redakteure.

Solche Schmutzbankiers hat es immer gegeben. Friedberg war nicht der erste und wird nicht der letzte sein. Seine Vorläufer haben in der deutschen Finanzgeschichte einen wenig ehrenvollen Namen. Ich erinnere nur an Johannes Hollander und Max Levenstein und ihre „Allgemeine Börsenzeitung", an Friedrich Graf, Bankabteilung in München, der das Süddeutsche Bank- und Handelsblatt unseligen Angedenkens herausgab, und an Hugo Löwy, den Manager der Finanz- und Handelszeitung. Das sind nur ein paar Beispiele, deren Zahl vermehrt werden kann.

Aber solche Schmutzbankiers schaden auch dann, wenn sie keine Zeitungen herausgeben. Viele Wege führen zu den Dummen: Inserate, Zirkulare, Wochenberichte und Broschüren bilden ein gutes Pflaster für diese Wege. Weshalb soll denn gerade eine Zeitung schlimmer sein als anderes bedrucktes Papier? Die Deutsche Bank versendet Wochenberichte an ihre Kundschaft. Andere Banken ebenfalls. Sollte man da die Wochenberichte in Bausch und Bogen verdammen, weil irgendein Schwindelbankier sich desselben Mittels bedient?

Schmutzbankiers schaden übrigens nicht bloß, wenn sie ausrücken oder Bankerott machen. Einige werden bei dem Geschäft reich. Sie unterschlagen keine Depots, sondern ziehen dem Publikum das Geld durch unanfechtbare Rechtsgeschäfte aus der Tasche.

In der Propaganda durch Zeitungen kann eine besondere Gefahr dann liegen, wenn nicht deutlich darauf geschrieben steht: „Herausgegeben von Bankier X oder Y." Trägt die Zeitung aber solche Aufschrift (der Ratgeber auf dem Kapitalsmarkt trug sie), so kann sich jeder nach den Qualitäten des betreffenden Bankiers erkundigen. Wer's nicht tut, gehört zu den Dummen oder Leichtfertigen. Daß diese Sorte Menschen nicht alle wird, ist noch kein Grund, sie zu schützen. Man durchkreuzt damit höchstens die Absichten des Schöpfers. Denn der schuf sie zur Freude der Gerissenen.

Das Korps der Moralisten hat also schon in der Sache nicht ganz recht. Untersuchen wir seine Aktivlegitimation.

Diese Moralisten meinen natürlich, daß sie das Publikum besser beraten. Auf ihren Blättern steht nicht: Herausgegeben von Bankier X oder Y; aber daraus geht noch nicht hervor, daß sie gut raten.

Die Handelsteile der französischen Blätter sind fast alle an Bankiers verpachtet. Der Handelsredakteur ist oft deren Angestellter. Sicherlich zahlen diese Bankiers die schwere Pacht, um etwas für das Allgemeinwohl zu opfern.

August Sternberg gründete die Berliner Neuesten Nachrichten. Sein Name stand nicht auf dem Blatt. Auch er hatte natürlich nur den Ehrgeiz, sich schon bei Lebzeiten einen Platz im Himmel zu kaufen.

Als dieser August Sternberg die Aktien der Vereinsbank emittierte, nahmen fast alle großen deutschen Zeitungen den umfangreichen Prospekt unter der Bedingung auf, am nächsten Tag als Besprechung der Emission einen von Sternberg verfaßten Waschzettel abzudrucken. Zu den wenigen Zeitungen, die sich dieser Zumutung verschlossen, gehörte das Blatt des ehemaligen Bankiers Leopold Sonnemann. Aber Bankierblätter sind immer gefährlich. Nur der berufsmäßige Zeitungsherausgeber ist ein ehrlicher Kerl.

In Deutschland gibt's auch Zeitungen, deren Aktien in den Händen von Bankkonsortien oder anderen Kapitalistencliquen liegen. Sie sind natürlich alle einwandfrei. Von ihnen wird das Publikum gut beraten. Denn es steht ja

nicht auf ihrem Kopf: „Herausgegeben von Bankier X oder Y.“

In keiner deutschen Zeitung habe ich bisher jemals einen Waschzettel von Banken oder Bankiers abgedruckt gefunden, der das Publikum auf falsche Fährte lockte. So etwas passiert nur in Bankierblättern.

In Deutschland gibt es Handelsredakteure, die spekulieren. Aber nie werden sie es wagen, für Papiere à la hausse zu schreiben, die sie vorgekauft haben, und schlechte Notizen über solche Papiere zu verfassen, die sie firten.

Die Moral solcher Moralisten kann doch nicht unmoralisch sein. Und ich Tor hatte mir vorgenommen, über die Unmoral ihrer Moral zu schreiben!

Georg Bernhard

Der Erzbischof von Bamberg und sein Grandinger

> Erzbischof von Bamberg im Götz von Berlichingen: Besonders ist einer mein Feind und molestiert mich unsäglich. Aber es soll nicht lang mehr währen, hoff' ich.
>
> I. 4.



Ein Erzbischof ist stärker im Monolog als im Dialog. Die logischen Mängel eines Hirtenbriefes kommen weder denen zum Bewußtsein, die ihn nicht lesen, noch denen, die ihn lesen. Der Erzbischof Abert von Bamberg hat sich von der liberalen Kammerfraktion aufs Eis locken lassen. Erzbischöfe sollten nie im vollen Ornat aufs Eis gehen und Schlittschuhlaufen.

Also, die Sache ist doch die:

Der Grandinger ist Pfarrer und ist nicht beim Zentrum. Und das ist doch ein „Ärgernis“. Das Ärgernis wird größer, wenn der Mann Zulauf hat. Dem muß gesteuert werden. Der Zulauf verschwindet, wenn man dem Grandinger das Maul verbindet. Also verbietet der Erzbischof dem Grandinger, liberale Versammlungen zu halten. Um dieses Veto zu begründen, muß man auf die Liberalen schimpfen, die bloß Beifall klatschten, weil sie eben Kirchenfeinde sind. Das sind sie alle. Sie wissens nur nicht alle.

Tut der Erzbischof den Mund auf und zieht über die bösen unkirchlichen Liberalen los, so kann er es nicht hindern, daß ihm die liberale Kammerfraktion, die nicht zu seinen Untergebenen gehört, ein Schreiben durch die k. bayerische Staatspost übersendet. Darinnen steht: Exzellenz Herr Erzbischof! Ihre Bemerkungen über das Ärgernis sind ein Ärgernis, womit wir verbleiben mit ausgezeichneter Hochachtung die liberale Kammerfraktion.

An diesem Schreiben war die briefliche Apostrophiernng und der höfliche Kurialstil vielleicht das wichtigste. Denn sie waren es, die den Adressaten veranlaßt haben, zu respondieren und zu korrespondieren.

Herr Doktor Friedrich von Abert schrieb Bamberg de dato achtzehnten Februar:

> Es lag und liegt mir ferne, die staatsbürgerlichen Rechte der meiner besonderen Aufsicht unterstellten Geistlichen irgendwie mehr zu beschränken oder zu beeinträchtigen, als sie ihnen durch die besonderen Pflichten ihres Standes ohnehin beschränkt sind. So besitzt an sich jeder Staatsbürger das Recht, zur Ehe zu schreiten, Tanzunterhaltungen zu besuchen, sich zu kleiden, wie er will usw. Dem Geistlichen aber ist dies Recht durch die besonderen Vorschriften seines Amtes verwehrt. Dadurch, daß er den Stand seinerzeit freiwillig auf sich genommen hat, hat er auch die mit ihm verbundenen besonderen

Verpflichtungen auf sich genommen, ähnlich wie dies beim Staatsbeamten und Offizier auch der Fall ist. Wie nun der Staatsbeamte bezüglich der Annahme des Abgeordnetenmandats an die Genehmigung seitens der vorgesetzten staatlichen Behörde gebunden ist, welche ihm dieselbe erteilen oder aus einem gerechten Grund auch verweigern kann, so ist dasselbe auch bei einem Geistlichen der Fall. Wie ferner die Staatsbehörde im Interesse des Staatswohles und der Beamtendisziplin einem Staatsbeamten den Beitritt zu einer grundsätzlich staatsfeindlichen Partei verbieten kann, so dürfte wohl der kirchlichen Oberbehörde das Recht nicht abgesprochen werden können, aus Erwägungen religiöser, kirchlicher und seelsorgerischer Natur einem ihr unterstehenden Geistlichen den Beitritt zu einer bestimmten Partei zu verbieten.

Der übrige Inhalt des Schreibens ist von gemindertem Interesse, er beschäftigt sich mit der „Bedingung", unter der der Erzbischof dem Pfarrer Grandinger die „Genehmigung" zur Annahme eines Mandats erteilt habe, und sonnt sich in seinem Wahlerlaß, in dem er einer Anzahl Geistlichen den Stichwahlpakt mit der Sozialdemokratie „verboten" habe. Dieses Verbot, dessen staatsrechtliche Bedenklichkeit ein Teil der liberalen Presse aus falscher Opportunität scharf zu kritisieren unterließ, hat natürlich praktisch keine Wirkung gehabt. Denn das Gebot des Zentrums, das heißt des politisch organisierten Klerus, der seinerzeit im Dom von Bamberg seinen ersten Stichwahlpakt mit der Sozialdemokratie abgeschlossen hatte, ist mächtiger als ein einzelner Erzbischof und als der Erzbischof von Bamberg, der jene clausula salvatoria gegen die Sozialdemokratie zur persönlichen Deckung seiner Position im feudalen Reichsrat abgegeben haben mag.

Aber jene oben abgedruckte Stelle ist so schön, daß wir zu ihr zurückkehren müssen.

„Die staatsbürgerlichen Rechte meiner Geistlichen sind ...... durch die besonderen Pflichten ihres Standes beschränkt". So besitzt an sich jeder Staatsbürger das Recht, zu zeugen, Tanzunterhaltungen anzusehen und bunte Hosen zu tragen. Die Geistlichen haben dieses staatsbürgerliche Recht nicht. — — Staunenerregend ist die Begriffsverwirrung dieser Argumentation. Jene sogenannten Staatsbürgerrechte haben mit dem Staatsbürgerrecht auch nicht das mindeste zu schaffen. Es sind natürliche, es sind Naturrechte jedes normalen Menschen, sich fortzupflanzen, beliebige Unterhaltungen aufzusuchen und Rock und Hosen nach Gusto zu tragen. Wie mag man solche Lebensäußerungen der Gattung und Person verwechseln mit den Befugnissen, welche die staatlich organisierte Gesellschaft ihren Mitgliedern als staatsbürgerliche Rechte durch Gesetz verleiht: Mit solchen Fehlschlüssen, die aus Mangel an Durchdringung der zugrunde liegenden Begriffe similia und dissimilia durcheinanderwirft, sollte man nicht einmal auf Priesterkonferenzen und in Konviktsvorlesungen operieren. Politisch ist es also völlig unerheblich, und nur menschlich empfinden wir es wehmütig, von dem Erzbischof ausdrücklich daran erinnert zu werden, daß die Geistlichen nur nach der erzbischöflichen Pfeife und sonst nicht tanzen, ihren Schneider- und Kleiderschnitt nicht nach Belieben wählen dürfen und ohne operativen Eingriff sich so zu verhalten haben, wie wenn ein solcher an ihnen vorgenommen wäre.

Diese Fiktion ist schmerzlich, staatsbürgerlich ist sie nicht. Denn das Staatsbürgertum, das nur den Männern ein Wahlrecht gibt, verleugnet nicht die männliche Natur.

Schon lenkt die Phantasie auf eine Konsequenz, der das nächste Argument des archiepiskopalen Schreibebriefs noch stärker vorarbeitet.

Herr Abert will sein Veto gegen seine Untergebenen auf das Veto stützen, das der Staatsverwaltung gegen ihre Untergebenen zustehe. Er verkündet: „Es ist der ähnliche Fall wie beim Staatsbeamten und Offizier. Wie der Staatsbeamte bezüglich der Annahme an die Genehmigung der vorgesetzten Staatsbehörde gebunden ist, . . . so ist dasselbe auch bei dem Geistlichen der Fall.“

Es sagt hier der Erzbischof, er wolle seine Geistlichen nur den weltlichen Beamten gleichstellen. Hat er ehrlich diesen Willen, so muß er ihn dadurch betätigen, daß er die Schranken aufhebt, die er eben errichten will; er muß es tun, sobald man ihm nachweist, daß das bayerische Landesgesetz diese Schranken für Beamte nicht kennt. Denn das bayerische Recht schützt die Unabhängigkeit der Abgeordneten. In dem von dem Zentrum beschlossenen Artikel 35 des Landtagswahlgesetzes ist klar und scharf vorgeschrieben:

Der Urlaub zum Zwecke der Teilnahme an den Verhandlungen des Landtages darf den gewählten Staatsbeamten und den im öffentlichen Dienste stehenden Persönlichkeiten nicht versagt werden.

So lautet das Staatsgesetz von Bayern. Merkwürdig! Das Staatsgesetz ist von der bayerischen Reichsratskammer mitbeschlossen und gutgeheißen worden. Und Friedrich von Abert, Erzbischof von Bamberg, ist Reichsratsmitglied, ist selbst bayerischer Gesetzgeber. Er kennt die Bestimmungen nicht mehr, die er selbst hat schaffen helfen.

Si tacuisset!

Einer groben Gesetzesunkenntnis überführt, möge sich der Reichsrat nun schlüssig machen für eine von zwei Eventualitäten:

Das Staatsgesetz schützt den Abgeordneten vor seinen Vorgesetzten. Will er erklären: Gut, die Kirche gibt ihren Angestellten das gleiche Recht wie den Staatsbeamten?

Oder:

Was der Staat seinen Untergebenen gewährt, gewährt die Kirche den ihrigen nicht?

Der Urlaub kann ihnen versagt werden, trotzdem das Staatsgesetz das für alle in einem öffentlichen Dienste stehenden Personen untersagt, und obwohl die Kirche kein Privatdienst ist?

Die Bedeutung des Briefes erschöpft sich nicht in den Widersprüchen desselben und in der Bloßstellung des hochehrwürdigen und gesetzesunkundigen Briefschreibers. Der Brief regt weitergehende, schöpferische Ideen an.

„Es ist bei den Geistlichen wie bei den Offizieren,“ wird jetzt erst recht Herr von Abert sagen. Beide Kategorien müssen der Disziplin der Kommandierenden und Höchstkommandierenden unterstellt sein.

„O weiser und o höchst gerechter Richter“. Diese Übereinstimmung soll gelten. Die Geistlichen sind politisch ebensowenig frei wie die Offiziere. Die Offiziere aber sind aus diesem Grund von dem aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Die Priester unterstehen der gleichen Disziplin wie die Offiziere —, ein Erzbischof verkündet es — also eignet sich auch für sie das aktive und passive Wahlrecht nicht. Die Grundbedingung des Abgeordnetenrechts ist die Unabhängigkeit des Gewählten von weisungsgebenden Vorgesetzten. Fehlt diese Unabhängigkeit, so fehlt die Hauptsache.

Der Fall Grandinger ist deshalb von steigender Wichtigkeit; Herr Gran-

dinger war der Probierstein, der jetzt jedermann gezeigt hat, daß alle anderen katholischen Geistlichen der bayerischen Kammer erzbischöfliche Statisten sind, die tun und lassen müssen, was der kirchliche Vorgesetzte vorschreibt, und dabei sich selbst und andern einreden müssen, daß sie unabhängig seien.

Dank dem Inhaber des Krummstabs von Bamberg wissen wir nun, was wir gefürchtet haben. Man muß über diese Gefahren die öffentliche Meinung nachhaltig aufklären. Die Zeit ist nicht ungünstig.

Die Geister sind in Schwingung.

Da trifft es sich gut, daß ein Oberhirte selbst das Problem der Unselbständigkeit der Geistlichen auch in der dadurch gegebenen parlamentarischen Untauglichkeit aufwirft. Er sagt: Die Geistlichen dürfen sich nicht kleiden, wie sie wollen, dürfen nicht zum Tanz gehen, dürfen das Menschengeschlecht nicht fortpflanzen, dürfen nicht nach eigenem Urteil Politik machen, — kurz, sie sind anders als alle andern. Schön, sagen wir, dann sollen sie auch nicht unter den Männern sitzen, die im Abgeordnetenhaus Politik im Staatsinteresse zu machen berufen sind.

Es genügt, wenn der Erzbischof im Reichsrat jeweils seine Ansicht kundtut.

Der Fall Grandinger ist über sich selbst hinaus gewachsen: Er hat die kirchliche Lehre gezeitigt: „Es kann kein Geistlicher liberaler Abgeordneter sein“, das heißt, aus dem Klerikalen ins Deutsche übersetzt: es kann kein Geistlicher Abgeordneter sein. Quod erat demonstrandum.

Der Staat ist doch schließlich die Gemeinschaft aller derer, die gestreifte Hosen tragen, tanzen, zeugen und nach ihrem freien Willen handeln dürfen.

Junius

Hinterm Pflug

nsere Lyriker sind zumeist abgetönte Großstädter, welche sich mit ihrem Talente ab und zu ins Grüne begeben. Sie setzen die Natur in Zusammenhang mit Seelenzuständen und lassen ihre Empfindsamkeiten in der Sonne reifen.

Sie bemerken anregende Silhouetten, stimmungsvolle Farben, sie hören merkwürdige Geräusche, und alles, was sie mit ihren Sinnen aufnehmen, wirkt auf sie, gerade weil es ihnen ungewohnt und fremdartig ist.

Das führt häufig zu sehr schönen Gedichten, hübschen Gedanken und reizenden Bildern.

Aber von der lebendigen Natur ist wenig darin zu finden.

Die kann man nicht von außen betrachten und erkennen; sie zeigt ihre tausend Wunder nicht mit einem Mal.

Oft habe ich mir gedacht, wie anders es klingen müßte, wenn in kenntnisreichen Forschern sich eine poetische Ader auftun würde, und zuweilen kam es mir vor, als ob in fachkundigen Schilderungen mehr anregende Stimmung läge als in gut gebauten Versen.

Denn für unsere abgetönten Lyriker hat die Natur lauter schöne Gegenstände, aber doch Gegenstände.

Der Forscher aber zeigt uns, daß alles lebt.

Eine Blume ist nicht bloß rot und gelb und blau, eine Blume riecht nicht bloß, um den stimmungsvollen Menschen zu erfreuen. Sie führt ihr eigenes wundersames Leben, sie empfindet selber, freut sich am Lichte und liebt.

Ja, das müßte uns ein Dichter schildern.

Und dann gäbe es vielleicht weniger Lümmel, die Blumen ausreißen. Aber leider sitzen unsere Lyriker in den Städten. Wenn sie heraus kommen, müssen die Gräser grün sein und die Käfer sum-

men, damit der Dichter irgendeine Menschlichkeit hübsch garnieren kann.

Auch hat der Lyriker genug zu tun, um sich und seine Gefühle zu studieren. Wie soll er Pflanzenreich und Tierreich kennen lernen mit seinen abgestumpften Sinnen? Und wer kann von zarten Menschen verlangen, daß sie im März und im April durch nasse Wiesen und klebrige Äcker stapfen?

Freilich, wenn ein Bauer seine Stimmungen hätte!

Der sieht der mütterlichen Erde ins Gesicht, legt Keime in ihren Schoß und wacht auf ihr Gedeihen, merkt jeden Tag Neues und Absonderliches und steht mit vielen lieben Tieren in Beziehung und Verkehr.

Ich meine es schon lange so, daß unter Regen und Sonnenschein die prächtigsten deutschen Menschen wachsen.

Viele Dichter, weil sie sich schöne und einfache Gedanken machen. Da freut es mich, daß jetzt einer von ihnen zur Feder gegriffen hat!

Alfred Huggenberger aus Bewangen bei Frauenfeld in der Schweiz hat eine Gedichtsammlung herausgegeben unter dem Titel: Hinterm Pflug, Verse eines Bauern. *)

Darin habe ich alles gefunden, was ich gesucht habe.

Besonders die freudige Liebe des Mannes, der von der Erde lebt, und dem sie andere Dinge zu erzählen weiß als den harmlosen Jünglingen, die bloß an ihren Blumen riechen.

Ernsthafte Heimatgedanken, welche das Tagwerk des Bauern adeln, Stimmungen, welche Arbeit und Jahreszeit bringen, gehen durch das Buch.

Lauter rechtschaffene Natürlichkeiten, nichts verkünstelt, nichts vorgelogen und nichts geschraubt.

Keine angewandten Impressionen, sondern frische Eindrücke. Ein gescheiter und feiner Mensch betrachtet mit offenen Augen die Welt und bringt sie in Zusammenhang mit seinem Schaffen, mit seinem Hoffen und seinem Erinnern.

*) Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld.

Die Form der Gedichte ist bewundernswert.

Sie ist schlicht wie in Volksliedern. Und oft hatte ich beim Lesen das Gefühl, dies und das müßte am Dorfbrunnen gesungen werden, und wieder ein anderes müßten mir die Kinder lernen.

Alle zusammen aber sollten Sie lesen, verehrte Damen und Herren, die Sie recht oft und gern von Heimatkunst reden.

Sie werden reife Kunst finden und viel Neues über Ihre schöne Heimat erfahren. Ein Gedicht setze ich zur Probe her. Ich heiße es nicht das beste und stelle es nicht über andere, aber es zeigt uns den Mann.

Auf der Mähmaschine

Rasselndes Mähmaschinentier,
Hab' ich mich endlich versöhnt mit dir?
Bringst zwar, was mir nicht gefällt,
Unruh in meine kleine Welt,
Lehrst mich aber, daß es im Leben
Doch derlei grobe Kerle darf geben,
Die alles fressen, alle bekriegen
Und mit dem Unrecht tapferlich siegen.

Ei, so auf dem Thron zu sitzen,
Wenn die achtzehn Klingen blitzen!
Alle boshaft, flink und geschickt,
Wie das fleißig messert und knickt!
Stünden die Halme dicht wie ein Wall,
Sie zittern leise und sinken all.
Sagt, ihr Blumen, du roter Klee,
Sagt mir, tut das Sterben weh? . . .

Mitten im Grün drei Dolden prangen.
„Ei, daß wir dem Drachen entgangen!
Leben ist Wonne, Blühen ist Lust;
Nie ward uns das wie heute bewußt!
Freude hat der Sommer gebracht:
Elfen tanzten in lauer Nacht,
Käfer spielten im Sonnenschein,

Und die Grille zirpte so fein!
Wollen noch viel Liebes erleben,
Hat uns das Glück doch Frist gegeben!"
Dreimal hin, dreimal her,
Die drei Dolden prahlen nicht mehr.
Huf und Rad gehn über sie hin. —
Ob ich wohl ein Sünder bin?

Rasselndes Mähmaschinentier,
Bist ein getreues Knechtlein mir.
Aber ich kann dich doch nicht lieben,
Hast soviel alten Brauch vertrieben!
Vordem ward dem Mähder sein Recht,
Keck schritt einher der letzte Knecht,
Konnt' er doch mit blankem Eisen
Seine Manneskraft beweisen.
Früh mit dem ersten Sonnenstrahl
Flogen Jauchzer durchs dämmrige Tal;
Die schweren Schwaden auf dampfendem Plan
Sprachen: „Das hat der Mähder getan."
Jetzo muß er sich weidlich schicken,
Muß hasten und laufen, muß flicken und zwicken,
Und am End ist die Ehre klein —
Es ist keine Lust mehr, ein Mähder zu sein.

Dennoch darf ich vom Bock nicht steigen;
Das Leben zwingt uns, wir müssen schweigen.
Lärme und schaff, mein harter Genoß,
Der einer starken Zeit entsproß!
Wer sich mit ihrem Geist nicht verträgt,
Wird hilflos von ihr ins Grab gelegt.
Tummle dich, eiserner Knappe, gut!
Trag' ich ein blaues Band auf dem Hut,
Schwankt der letzte Wagen nach Haus,
Schmückt auch dich ein bescheidener Strauß.

Ludwig Thoma

Glossen

Kaiser Wilhelm und Sardanapal im berliner Ballett

Ein psychologisches Gespräch

„Bitte, mäßigen Sie sich. Sie verkennen das ganze Wesen des Deutschen Kaisers. Lesen Sie nur ruhig und ohne aufgeregte Zwischenbemerkungen die interessante Nachricht noch einmal vor."

Ich sagte das zu meinem Tischnachbar, einem angegrauten Philologen, der früher Theologie studiert hatte, und ich war auf der richtigen Fährte, wenn ich vermutete, daß die Zusammenstellung der Kunstgattung „Ballett" mit dem Kaiser echauffierend auf ihn gewirkt hätte. Er las noch einmal:

Berlin, 21. Febr. Nach einer Meldung aus London enthält der dortige Daily Mail die folgende Meldung aus Berlin: In dem Berliner Opernhause sind gegenwärtig eifrige Vorbereitungen unter persönlicher Leitung des Kaisers im Gange zu einem großartig angelegten Ballett, dessen Inhalt sich an Lord Byrons Tragödie „Sardanapal" anschließt, die sich mit dem Leben und Tod des berühmten Königs von Ninive und Assyrien beschäftigt. Die namhaftesten Assyriologen der Welt sollen der ersten Aufführung als Gäste des Kaisers beiwohnen, der der Pantomime hervorragenden erzieherischen Wert beimißt und der Aufführung bis ins kleinste hinein den Stempel des Echten zu geben bemüht ist. Eine Anzahl von Fachgelehrten unter der Oberleitung von Professor Delitzsch sind in Berlin und Babylon an der Arbeit, um natur-

getreue Entwürfe herzustellen, nach denen die Kostüme und die ganze szenische Ausstattung gearbeitet werden sollen. Neben Sardanapal und dem Meder Arbares, der sich gegen ihn empört, spielt Myrrha, die Sklavin und Favoritin Sardanapals, eine tragische Rolle in dem Ballett, das den ganzen Abend ausfüllen und aus einer Reihe glänzender Bühnenbilder zusammengesetzt sein wird. — Der Berliner Lokalanzeiger erfährt hierzu an zuständiger Stelle folgendes: Es handelt sich um eine Neueinstudierung des bekannten Taglionischen Balletts „Sardanapal", das im Königlichen Opernhaus vor Jahren wiederholt in Szene gegangen ist. Der Kaiser nimmt an der Einstudierung den lebhaftesten Anteil; das Ballett wird auf Grund der neuesten assyriologischen Forschungen umgearbeitet. Es soll bei dieser Neuaufführung der künstlerisch-choreographische Charakter des Werks durch ein wissenschaftliches und historisches Relief ergänzt werden.

Es war zu Ende. Er wollte reden. Ich sah ihn an. Er schwieg. Zwei, dreimal ließ er die Faust auf die eichene Tischplatte fallen, daß die Seidel leicht klirrten. Denn er war auch Turner. Ich las in seinem Innern. Ich tue das gern, und es ist mühelos bei einem Philologen, der turnt. Ich weiß nicht, was mich mild stimmte. Vielleicht mein Verteidigerberuf, vielleicht der Widerspruchsgeist und die Abneigung gegen das Jägerhemd, das der stumme Angreifer anhatte.

„Ihre Formel, der Kaiser solle nicht den Ballettmeister machen, ist falsch, lieber Professor, grundfalsch. Sie wird dem Problem nicht gerecht. Der Deutsche Kaiser ist ein Mann von Phantasie. Ich bitte, das festzuhalten. Dieselbe ergreift rasch und ruckweise alle die Gegenstände, die der Peripheriewelt des Kaisers nahegebracht werden. Menschen wirken stark auf ihn. Hie und da mehrere Jahre lang. Professor Delitzsch und die Bagdadbahn haben eine kräftige Wirkung ausgelöst. Das alte Ballett, das die bunte, klirrende, brennende Sardanapalfabel verwertet, bietet jenem Interesse einen Stoff, aber in schalem, maskenhaftem Kleid, mit alten stereotypen Kulissen. Die Erkenntnis des Deutschen Kaisers von Assyrien ist vorangeschritten, seit das Ballett zum letztenmal gegeben wurde. Dieser Fortschritt muß nach seinem ganz persönlichen Gefühl wissenschaftlich verwertet werden. Hier kann der Kaiser aus dem vollen schöpfen und direkt wirken. Kostüme und Kulissen müssen echt werden oder echt scheinen. Die Assyrier von Berlin werden Augen machen."

„Das ist Schaugepränge und keine Wissenschaft", fuhr der Kenner der griechischen Grammatik auf.

„Angewandte Wissenschaft, angewandt zur Fruchtbarmachung einer bloßen Unterhaltung, — das ist der kaiserliche Gedankengang, oder, wenn Sie wollen, der kaiserliche Gedankenflug. Ein Kaiser muß doch elastisch bleiben und kann sich nicht bloß mit der neurasthenischen Reichsfinanzreform, der alten Marokkogeschichte und der Flottenvereinsmisere beschäftigen. Es ist doch gewiß nicht an dem, daß sich der Kaiser nur mit der Ballettinszenierung beschäftigt. Im Gegenteil, sagen Sie mir eine Sache, mit der er sich noch nicht beschäftigt hat. Hat er nicht in Ihrem Fach, in Schulbildung, in der Volksliedpflege und in vielem anderen Anregungen gegeben? Er ist unschuldig, wenn sie nicht aufgenommen worden sind. Er hat den Sinn für die Schönheit des Marmors den grauen Berlinern beigebracht." ...

Mein Gegenüber wollte reden. Aber ich fühlte, daß ich ihn jetzt nicht zu Wort kommen lassen durfte, wenn ich nicht seine mir wohlbekannte Rede über echte Kunst und Mäzenatentum entfesseln wollte. Also fuhr ich rasch fort:

... „Und verkennen Sie eines nicht; wie konnte er den politisch zweifellos wichtigen Beweis seiner vollen Gesund-

heit schlagender erbringen? Ein Kranker arrangiert keine Ballette! So haben wir nur einen neuen Beleg für den schönen Hedonismus, der die Hohenzollern stark macht, die Strapazen des Lebens und Repräsentierens zu ertragen. Wer wie ich den Kronprinzen in St. Moriz rodeln sah, und wer weiß, daß er gern an der französischen Autowettfahrt teilnehmen würde — alle Vorurteile und Wegschranken übersetzend —, der erkennt, daß hier nicht bloß ein psychomotorisches sondern auch ein regeneratorisches Moment wirksam ist. Ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß die Phantasie des Kronprinzen bisher nicht so vielseitig ist wie die seines Vaters. Aber das kann noch kommen. Auch bei letzterem geht diese Kraft vielleicht mehr ins Weite, als ins Tiefe. Das ist ein Vorteil bei einem Monarchen. Denken Sie doch, daß er auf die Bevölkerung einer Welt wirken muß, die zu neunundneunzig Prozent aus der Distanz und mit den Augen der vierten Galerie die Vorgänge zu betrachten gewöhnt ist. Diese öffentliche Meinung der Welt, die mehr als zur Hälfte aus weiblichen Seelen und zu einem andern großen Teil aus militärisch gepanzerten Männerbrüsten besteht, — hat einen Sinn für das Repräsentative, für die gute Pose, für das Rasche, Jugendliche, für die Welt als Bühne oder die Bühne als Welt. Daß Wilhelm II in der ganzen Welt bekannt ist, das dankt er seinem Naturell, welches mit einfachen Mitteln die Phantasie der Menschen in kurzen Abschnitten unabsichtlich beschäftigt."

Nun aber unterbrach mich mein Hörer, der um so ungeduldiger geworden war, weil ein Professor nie gerne zuhört, und zitierte nicht ohne eine aggressive Betonung:

„Wodurch bewegt er alle Herzen? Wodurch besiegt er jedes Element?"

„Nein", sagte ich sehr ernst, „ein Dichter ist Kaiser Wilhelm nicht, er will es auch nicht sein, und es ließe sich nicht nachweisen jener Einklang, ‚der aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurückeschlingt". Aber lesen Sie doch weiter in Fausts weisheitsvollem Vorspiel, was dort der Theaterdirektor schon vor hundert Jahren als das Resultat seiner Erfahrung zum besten gibt:

Ihr wißt, auf unsren deutschen Bühnen
Probiert ein jeder, was er mag,
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen:
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden,
An Wasser, Feuer, Festungswänden,
An Tier und Vögeln fehlt es nicht.

So sagt der menschenkundige Theaterdirektor, und seines Geistes hab ich einen Hauch verspürt."

Mein germanischer Professor trank aus, wischte den etwas triefenden Bart, trommelte mit den Fingern und trällerte: „Bibel und Babel, Babel und Bibel". Er war aber sichtlich ruhiger geworden. Er erkannte stillschweigend an, daß man den Fall auch so ansehen könne, und er war darüber heimlich froh. Denn ein Philologe, der früher turnte, ist indelebel königstreu. Er freute sich auch heimlich, daß ein Professor die Oberleitung über das Ballett hatte. Auf einmal fuhr der Geist der Auflehnung wieder in ihn. Ich sah es kommen, eh es sich entlud:

„Wenn aber Delitzsch des Kaisers Berater und alle Assyrologen der Welt seine Gäste sind, warum läßt dann der preußische Kultusminister der Gesellschaft für Volksbildung die Schande antun, daß sie aus ihrer Bibliothek in Liegnitz die Bücher des Professors Delitzsch als Volksvergifters entfernen muß?" Er schnaufte tief und siegreich auf.

„Aber ich sagte Ihnen ja doch, lieber Professor: der Einklang, der Berliner Einklang ist regelmäßig nicht vorhanden. Im vorliegenden Fall hat sich übrigens der deutsche Kaiser persönlich bei Bülow beschwert und gesagt: Meinen Delitzsch lasse ich nicht aus den Volksbibliotheken hinauswerfen. Und wissen Sie, was Bernhard Bülow darauf erwidert hat: Majestät, mir haben Sie meinen Harnack auch hinausgeworfen, das dürfen wir nicht tragisch nehmen, die beiden Herrn sind nur mit uns befreundet und nicht mit den Konservativen."

„Vielleicht ist aus dem Schmerz über die unverdiente konservative Kränkung des Professors Delitzsch der kaiserliche Gedanke emporgewachsen, den großen Babelforscher dem Volk im Ballett nahezubringen".

Er schüttelte mir die Hand, bestellte ein neues Seidel, und wir sprachen von etwas Unwichtigerem, ich glaube von dem Erzbischof von Bamberg.

Dr. Heinrich Hutter

„Söldnerlos"

Der Korrespondent des „Tag" in New York, Herr von Gottberg, meldet unter der Spitzmarke „Söldnerlos" seinem Berliner Blatte folgendes: Ein Seesoldat der Bundesmarine steht am Tore des Brooklyner Marine-Arsenales auf Posten. Eine müßige Pöbelmenge verhöhnt den Soldaten, singt ein bekanntes Spottlied auf die Marinesoldaten und klettert sogar auf das Gittertor. Der Posten droht zu schießen; die Volksmenge johlt; der Soldat schießt wirklich, und zwei Bürger werden schwer verwundet. Ein herbeigeeilter Polizeileutnant verlangt die Auslieferung des Soldaten an das bürgerliche Gericht. Der Postenkommandant verweigert dies. Hierauf folgen Berichte und Depeschen des Bürgermeisters von Brooklyn an den Marineminister und von diesem an den obersten Chef der Bundesmarine, den Präsidenten Roosevelt. Nun schreibt der Korrespondent des „Tag" folgendes wörtlich: „Als kluger Politiker läßt Roosevelt durch den Marineminister den Befehl ergehen, der Seesoldat sei an die Zivilbehörde auszuliefern." Also „als klugen Politiker" stellt Herr O. von Gottberg dem Berliner Publikum den Präsidenten Roosevelt dar, weil dieser, „dem Buchstaben des Landrechtes" (wie der Korrespondent an einer anderen Stelle seines Berichtes zugibt) gehorchend, den schießenden Soldaten den bürgerlichen Gerichten ausliefert. Der Präsident konnte dem Common Law und der Verfassung gemäß absolut nicht anders handeln. „Der Soldat untersteht in Friedenszeit wegen begangener gemeiner Verbrechen dem bürgerlichen Gerichte", so erklärt klipp und klar das Gesetz in den Vereinigten Staaten wie auch in England. Allein Herr von Gottberg kann ein derartiges Gesetz nicht verstehen und nennt Roosevelt einen klugen Politiker, während der Präsident einfach das Gesetz zur Ausführung bringt. In Preußen wäre natürlich in analogem Fall der Soldat belobigt und zum Korporal befördert worden.
Sch

Bange machen gilt nicht!

Die namhafte Verstärkung der französischen Armee durch das neue Cadregesetz vermag der Überlegenheit des deutschen Heeres in keiner Weise Abbruch zu tun. Eine statistische Gegenüberstellung der beiderseitigen Stärke in den Hauptwaffen erbringt dafür den schlagenden Beweis. Frankreich wird nach dem neuen Cadregesetz in Jahr und Tag einhundertdreiundsiebzig Infanterie-

regimenter aufweisen; das Deutsche Reich besitzt seit Jahren deren zweihundertsechzehn. Die Kavallerie der französischen Republik zählt neunundachtzig Regimenter; die an Pferdematerial, Ausbildung und Taktik weit überlegene Reiterei Deutschlands verfügt über neunundneunzig Regimenter. Die Vermehrung der Feldartillerie Frankreichs ist nach dem Sprung von vierzig auf fünfundsiebzig Regimenter allerdings sehr bedeutend; allein auf diese Hauptmacht wird erst in künftigen Jahren gerechnet werden können, während das Deutsche Reich seit langen Jahren vierundneunzig Feldartillerieregimenter mit dreitausendvierundsechzig Offizieren, elftausendneunhundertsechzehn Unteroffizieren, dreiundfünfzigtausendzweihunderteinundfünfzig Soldaten und fünfunddreißigtausenddreihundertdreiundsiebzig Pferden im Frieden in Bereitschaft hält. An Fußartillerie besitzt Frankreich achtzehn Bataillone, Deutschland achtzehn Regimenter. Im Kriegsfalle wird auch die Festungsartillerie alsbald mobilisiert werden, um in der Feldschlacht und gegen Sperrforts und feindliche Befestigungen Verwendung zu finden. Gerade auf der Artilleriewaffe beruht das enorme Übergewicht des deutschen Heeres im Vergleich mit den Armeen der anderen Mächte Europas. So vermag zum Beispiel Großbritannien Anno 1908 nur achthundertzweiundsechzig Feldgeschütze aufzubringen. An Zahl, jahrelanger Ausbildung und bewährter Organisation seiner Spezialwaffen steht Deutschland an der Spitze; es besitzt: siebenundzwanzig Pionierbataillone, drei Regimenter, ein Bataillon und zwei Kompagnien Eisenbahntruppen und zwei technische Sektionen, das heißt einhundertsiebenundsiebzig Offiziere, siebenhundertzwanzig Unteroffiziere und dreitausendsechshundertfünfundsiebzig Soldaten für den Eisenbahnbau im Felde und die Feldtelegraphen- und Luftschifferabteilungen mit einhunderteinundfünfzig Offizieren, vierhunderteinundzwanzig Unteroffizieren und zweitausendzweihundertfünfunddreißig Soldaten. Frankreichs Entwickelung seiner Spezialwaffen steckt noch in den ersten Anfängen; in seinen sechsundzwanzig Bataillonen „Génie" sind inbegriffen: ein Bataillon Telegraphentruppen, eintausendsiebenhundertsechzig Mann Sapeurs de chemin de fer, ein Bataillon Luftschiffer. Auch Frankreichs Train mit zwanzig Eskadrons steht dem deutschen mit seinen dreiundzwanzig Bataillonen, dreihundertsechsundvierzig Offizieren, eintausendsiebenhundertachtundzwanzig Unteroffizieren, sechstausendeinundfünfzig Soldaten und fünftausendsechsundneunzig Pferden um ein bedeutendes nach. Summa summarum gilt der Schluß: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" —

Spectator alter

Aschermittwoch

Die Karnevalstimmung ist vorbei. Der Mummenschanz, Paarungspolitik genannt, hat ein seliges Ende gefunden. Eine einzige Frucht der Blockpolitik, das bisher einzige greifbare Ereignis, tritt der Mitwelt vor die mehr oder minder erstaunten Augen. Es ist die Spaltung der liberalen Parteien.

Die frisch dekorierten braven „Führer" nämlich halten in der beim Freisinn üblichen „unentwegten" Art an der Blockpolitik fest. Sie warten immer noch, daß etwas dabei herausschauen möge, sie stehen wie ein Fels, wie die Angel der Welt zu ihrem Kanzler, getreue Toggenburge, bis dereinst, bald, ach wie bald: „nach dem Fenster noch das bleiche, stille Antlitz sieht." Mit krampfhaft vergnügtem, hoffnungsstrahlendem Gesichte quittieren sie über

Rippenstöße und andere Freundlichkeiten; kaum daß sie in aller Devotion hin und wieder einmal um eine etwas höflichere und der guten Freundschaft angemessenere Behandlung bitten. Und die Junker sehen zu und amüsieren sich königlich. Männerstolz vor Königsthronen!

Inzwischen übt in der Provinz der Mut in der Brust seine Spannkraft. Was da so an Resolutionen gegen die schlappen Oberbonzen und gegen die Blockpolitik losgelassen wird, registriert ja die interessierte Presse tagtäglich. Das können sich die Fischbeck und Genossen natürlich nicht bieten lassen. Sie ermannen sich zu energischer Tat und erheben ihre Stimme. Gegen Bülow natürlich. Ih, Gott bewahre! Gegen die Nörgler, gegen die unartigen Kinder, die gegen Onkel Bernhard ungezogen sind. Das sind nun freilich zu viele, und so nimmt man denn die beiden Hauptschreier heraus, und konstituiert gegen sie einen hochnotpeinlichen Ostrazismus. Der freilich lief aus wie das Hornberger Schießen. Aber Barth und Gerlach hatten genug, und gingen von selber. Und so ist denn die Krise wirklich da.

Wer eigentlich hinter dem waschlappigen sogenannten Liberalismus der Bonzen steht, ist unklar, aber die Wähler dieser Herren müssen doch ihrer wert sein. Wer aber hinter den Angegriffenen steht, weiß man schon eher, es ist die gesamte jungliberale Intelligenz, also die Zukunft.

Es scheint doch tatsächlich nötig zu sein, daß der „Freisinn" erst einmal total zusammenbricht — — — und das wird er bei den nächsten Reichstagswahlen ohne Zweifel — — — —, ehe die Wiedergeburt des Liberalismus sich vollziehen kann. Was sind das für Liberale, die innerhalb der eigenen Mauern nicht mehr ein offenes Wort vertragen können?

Was auf dem Banner der Zukunftspartei stehen soll, weiß man auch. Kampf gegen geistige Knechtung, ob von Pfaffen oder Bureaukraten, Kampf gegen autokratische Bevormundung, für Geistesfreiheit und Kultur. Die wirtschaftlichen Irrgänge sind zu ertragen, sie regulieren sich auch wieder von selbst, weil sie sich regulieren müssen. Militär- und Flottenfragen spielen heute überhaupt kaum noch eine politische Rolle. Aber was nicht länger mehr zu ertragen ist, ist die künstliche Zurückdrehung der Entwicklungsachse, die dumpfe Moderluft vergangener Jahrhunderte, in die man ein reifes und reiches Volk zurückversetzen will. Da steht der Feind! Und die Herren Abgeordneten, die das nicht begreifen wollen, die haben eben ihre politische Bedeutung darin, daß sie dem vertrockneten Freisinn das Grab graben, damit aus den Trümmern die liberale Partei der Zukunft aufblühen kann. Und die wird kommen, trotz des Blocks. Sie haben die Konjunktur des entschiedenen Liberalismus vorbeigehen lassen, sie haben dem Kanzler die Beruhigung gegeben, daß er von ihnen nichts für sich und seine Junker und Pfaffen zu besorgen hat. Sie haben den Schrei nach Geistesfreiheit nicht gehört, der durch die deutschen Lande ging. Und dafür haben sie einen bunten Vogel ins Knopfloch bekommen.

Und daß sie einen Vogel haben, scheint mir nicht ganz ohne tiefere Beziehungen zu sein.

Mieze

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Fraktionen oder Fragmente? / Von Gothus



Es wirkt melancholisch, in gewissen liberalen Blättern die stehende Rubrik „Kampf um die preußische Wahlrechtsreform" zu mustern. Welch ein Feuer, welch eine Wucht, welch ein klarer Blick in die Voraussetzungen des Sieges, welch eine Zuversicht! Wie muß dieser Kampf toben nach den aufregenden Berichten! Jeden Tag drei Zeilen mindestens über eine Protestversammlung in Posemuckel oder Schilda mit geradezu welterschütternden Resolutionen!

Man könnte das Preußens Rache nennen. Früher hieß es immer: „gut verwaltet, aber schlecht regiert!" Über das Regiment ließe sich heute noch reden; doch was durch Verwaltung überhaupt zu machen ist, das hat Preußen erreicht. Wohlstand hat sämtliche oppositionellen Zähne verstumpft. Selbst unsre Sozi sind den fremden Besuchern in Mannheim und Stuttgart wie „satte Spießbürger" vorgekommen; und vollends, welche Feistheit schmückt unsern Liberalismus; wie krachen die Sessel, wenn er, eine gute Havanna rauchend, sich niederläßt! Er wird sich nicht in Schweiß bringen, um eine Plutokratie zu verstören.

Nun gibt es ja bekanntlich unter den Liberalen eine Strömung, die wieder liberal werden will. Wird sie den Sauerteig abgeben für den konservativen Rest der Partei? Könnten die Nationalliberalen wirklich, wenn ihnen endlich eine Ahnung dämmert, mit dem Freisinn eine Phalanx bilden? Die Zeiten, da das möglich war, hat es gegeben. Während der Konfliktsjahre war der spätere Nationalliberalismus in der preußischen Fortschrittspartei latent vorhanden; aus den nach 1871 riesenhaft angewachsenen Nationalliberalen des Reichstages wiederum zweigte sich 1880 eine Sezession nach links hin ab und verstärkte 1884 den herabgekommenen Fortschritt zum „Freisinn". Solche Fluktuationen, solch ein Zusammenfassen, Sichtrennen und Wiederfinden, gehören also zur deutschen Parlamentsgeschichte.

Muß man da die Zeichen und Wunder erst noch deuten? Was konnte wohl den Reichskanzler zu seiner achtungslosen Verabschiedung der liberalen

Idee vermögen, außer der jämmerlichen Zersplitterung ihrer politischen Vertreter? Glaubt man, dieser Mann habe keinen Tastsinn für Macht? Er wird nachher von den verschiedenen Stürmen in liberalen Wassergläsern mit sardonischem Schmunzeln Kenntnis genommen haben. Seine Absage an die Stürmer hätte ebensogut, aber kürzer lauten können: „Was sind Sie überhaupt? . . . Eine Fraktion? . . . Ich sehe keine. Ich sehe höchstens ein paar Fragmente." Die Klagen, die Vorwürfe, die sich gegen diese Härte erhoben, dürften Seine Durchlaucht recht heiter gestimmt haben. Die Vexierfrage lautet: „Wo ist die Faust?"

Zwei Schwierigkeiten liegen vor: erstens den satten Nationalliberalen den Glauben zu nehmen, sie ständen tadellos da; zweitens den deutschen Radikalismus zu entpuppen, das heißt den starren Blick der Sozi von ihrem Privat-Vogesenloch, dem Marxismus mit der „Verelendung" und so weiter, abzuwenden, ihre dreieinviertel Millionen Reichswähler praktischen Aufgaben zuzukehren und mit dem Liberalismus in Sachen des freieren Staatsbürgertumes gegen Kastenwesen, Bevormundung, Privilegiensucht und sonstige üble Reste des Polizeistaates zu verbünden.

Um zu solcher Anziehung fähig zu werden, müßte freilich der nötige Kristallisationskern erst einmal fertig sein. Die Freisinnigen haben den Anfang gemacht; aber ihr Schwergewicht für sich allein ist zu gering, um die Sozi heranzubringen; das der Nationalliberalen für sich allein zu gering, um der konservativen Schwerkraft zu widerstehen.

Ist ein harter Kampf zur Erreichung des Zieles erforderlich, desto besser. Vielleicht wachen dann die um Bassermann darüber auf. Wie sagt Coriolan, als ihm die Volsker in Waffen gemeldet werden? „Das freut mich. Da gibt es Luft für unsern schimmelnden Überfluß." Solang allerdings in der hochinteressanten Rubrik vom preußischen Landtagswahlrecht auch die leiseste Andeutung eines ersten Schrittes zur Vorbereitung des Erfolges fehlt, könnte selbst ein Taschen-Bismarck die vorhandenen Parteifetzen kaum anders heimschicken als mit dem, vom Altreichskanzler schon derselben Szene des Coriolan entnommenen Zitat:

„Go, get you home, you fragments!"

Ein unveröffentlichtes Blatt aus dem Leben Francesco Crispis / Von Dr. Diomede Carito

Sechzehn Jahre lang war ich Hausarzt und Freund des größten Staatsmannes des befreiten Italiens seit Cavour. Ich kannte Crispi nicht nur während meiner Tätigkeit als Arzt bei ihm, sondern hatte den Vorzug, ihn jahrelang fast jeden Tag sehen, mit ihm über aktuelle und wichtige Fragen aus dem Gebiete der Politik, Soziologie und Hygiene sprechen und die tiefe Gelehrsamkeit, die Feinheit und den Scharfsinn seines Geistes bewundern zu können, seine schnelle und geniale Auffassung und sein Talent, die größten Aufgaben unserer Zeit zu überblicken, — Gaben, die in unseren Tagen immer seltener werden und bei ihm bis zu einem bewunderungswerten Grade entwickelt waren. Ein großes geistiges Gleichgewicht, eine unvergleichliche Harmonie aller Kräfte charakterisierte ihn.

Gerade seine tiefe Geistesbildung erklärt das vielen unfaßbare Phänomen, daß der klassische Verschwörer des Jahres 1848 nach mehr als dreißig Jahren der moderne Staatsmann im vollsten Sinne des Wortes wurde, der sich stets der größten Probleme unserer Zeit bewußt war, die immer mächtiger nach ihrer Lösung verlangen.

In der trüben Periode, welche den historischen Begebenheiten der Jahre 1848 und 1859—60 vorausging, war er einer der tätigsten Vorkämpfer für jene unvergeßlichen Tage und wirkte an erster Stelle in den Reihen jener Großen, denen das heutige Italien seine Einheit und Unabhängigkeit verdankt. —

Er war es vor allem, der das feste Band der Harmonie zwischen den in Italien wirkenden Patrioten und denen, die ins Ausland verbannt waren, stärkte. Mit seiner Genialität hielt er die Einheit des Programmes fest. — Ein intimer Freund Mazzinis und Garibaldis, des ganzen ruhmreichen Sternbildes, das im Pantheon der Helden des unabhängigen Vater-

landes leuchtet, verstand er es wie kein anderer, die Ideen, die diese Großen erfüllten, zu einem harmonischen und organischen Ganzen zusammenzufügen; mit weiser Voraussicht schaltete er alles aus, woraus eine der wunderbaren Bewegung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes hinderliche Zwietracht der Gedanken hätte entstehen können.

* * *

Aber auch sein Leben als Staatsmann wird, vor allem in Verbindung mit dem ruhmreichen Namen seines großen Freundes Bismarck, den Namen Crispis bis in die fernste Zukunft tragen.

Hier ergibt sich eine Frage, die schon oft gestellt wurde, und die nur wenige zu beantworten imstande waren.

„Warum", haben sich viele gefragt, „war dieses Sternbild von eminenten Patrioten, von berühmten Intellektuellen, das Crispi in die vorbereitende Bewegung folgte, nicht mehr auf der Höhe der Zeit, als ihre Verschwörungs- und Propagandatätigkeit beendet war?"

Warum erfüllten viele Freunde Crispis die allgemeinen Erwartungen nicht, als sie zur Macht gelangt waren?

Meiner Meinung nach deshalb, weil Crispi an sich eine bedeutend höhere politische Intelligenz besaß als alle seine Mitverschworenen. Und weil er sich während dieses langen Zeitabschnittes von 1850—60 durch ernste Studien auf die bevorstehenden Ereignisse vorbereitete.

Bei unzähligen Gelegenheiten konnte ich feststellen, daß viele seiner Kameraden von der für jene Zeit gewiß verzeihlichen Überzeugung erfüllt waren, daß es genügte, die Fremden von der Halbinsel zu verjagen und die politische Unabhängigkeit des Vaterlandes zu gründen, um das sehnlichst erwünschte Ziel zu erreichen. Die Patrioten Süditaliens besonders, die unter einer Regierung lebten, die mit Recht die „Verneinung Gottes" genannt wurde, hatten, ich wiederhole es, nur ein Ziel: die politische Einigung Italiens. Deswegen waren manche von ihnen für den glücklichen Tag der politischen Einigung unvorbereitet. Einige waren sehr erstaunt, als sie die historischen Worte Massimo d' Azeglios hörten: „Italien ist gemacht, jetzt muß man daran denken, die Italiener zu machen."

Crispi sah mit seinem geistig klaren Blick sehr bald, daß die republikanische Partei ihre Bahn vollendet hatte, nachdem sie gemeinsam mit den monarchistischen Elementen zur Auferstehung Italiens beigetragen hatte. Seine Mitverschworenen waren nicht wenig erstaunt, als er den Ruf ertönen ließ: „Die Republick würde uns trennen, die Monarchie vereinigt uns."

Einige dieser Republikaner hatten sich befremdlicherweise sogar eingebildet, Francesco Crispi, der große Freund Mazzinis und Garibaldis, werde ihre Führung übernehmen. Er aber, der einen klaren Begriff von dem wirklichen Zustand Italiens, von dessen politischer Mission und den Anforderungen der Zeit besaß, erkannte die schwere Gefahr, in die man sich durch die Proklamation der Republik und durch Unterstützung der republikanischen Partei stürzen würde. „Nur unter dem Banner des savoyischen Hauses", sagte er, „kann Italien seine Mission erfüllen, seiner historischen Bestimmung gerecht werden."

Die Zeit der Verschwörungen war vorbei. Jetzt kam, wie er damals gerne sagte, die Zeit, in der Italien, das sich durch sein vaterländisches Martyrium Unabhängigkeit und politische Einigkeit verdient hatte, sich durch gewissenhaftes und diszipliniertes Arbeiten seine Stellung unter den zivilisierten Völkern erobern sollte.

* * *

Wir sind damit zur zweiten Periode im Leben Crispis gelangt, in der sein staatsmännisches Genie glänzte. Während dieser Periode hatte ich das Glück, ihm als Arzt näherzutreten, ihn als Freund kennen zu lernen, alle Gaben seines Geistes und seines Herzens zu studieren.

Ich behalte mir vor, in einer nicht zu fernen Zukunft auf Einzelheiten im Leben dieses Mannes einzugehen, die für den Historiker der Zukunft Wert haben, die den Geist, den Charakter und die Ziele dieses Staatsmannes beleuchten werden.

Eines Tages, ich erinnere mich dessen wohl, galt die Diskussion der Politik unserer Tage: Wir sprachen von Thiers, der, wie bekannt, den eisernen Kanzler als einen „Sauvage plein de genie" bezeichnete, indem er hinzusetzte: „mais il dissimule très rarement".

Crispi hörte, ohne mit einer Wimper zu zucken, die Worte des Grafen D.... an, der des Lobes für Thiers voll war und das Betragen Bismarcks

kritisierte, das er zynisch fand und daher weit entfernt von der korrekten Diplomatie jener Zeit, in der man die größte Schlauheit unter der elegantesten Tadellosigkeit der Formen zu verbergen verstand. Als Graf D.... seinen Unwillen gegen den rohen Charakter des eisernen Kanzlers geäußert hatte, fixierte er Francesco Crispi, als erwarte er eine Bestätigung seiner Worte. Crispi bemerkte, ohne sich aufzuregen, „daß solche Vorwürfe gegen Bismarck nur den guten Glauben jener bewiesen, die ihn verläumdeten, ohne ein volles Bewußtsein von der Tragweite ihrer Worte zu haben. „Diese Meinung", fuhr er fort, „wird von allen geteilt, die für ihre Zeit kein Verständnis haben und wachend träumen, da sie glauben, in der schönen Zeit der Diplomatie des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu leben, die voll von Hofintrigen, persönlichen Empfindlichkeiten und einer Politik oft recht schlecht verstandener Interessen war. Das war eine Diplomatie, die den Kultus der Heuchelei hoch hielt und das Phrasendrechseln bevorzugte, weil es auf die beste Art und Weise mindestens den Anschein erweckte, als verbärgen sich eigene Gedanken dahinter. Heutzutage ruht die Achse der auswärtigen Politik eines Landes auf vollständig unpersönlichen Gründen, und besonders auf den historischen, geographischen, wirtschaftlichen, industriellen Verhältnissen. Daraus setzen sich die Elemente für die politische Orientierung eines Landes zusammen. Wer berufen ist, die auswärtige Politik eines Landes zu leiten, befindet sich heute in der Lage eines Mechanikers, der eine gegebene Maschine führen soll. Er muß sich gewissenhaft an die Regeln der Mechanik halten und darf nicht seinen eigenen Impulsen und noch weniger seinen Launen folgen. Gerade hier läßt sich der gewaltige Fortschritt in der Politik und der Diplomatie erkennen, daß man sich einer Sprache bedient, die der der Vergangenheit gerade entgegengesetzt ist. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die barbarischen Völker die Verstellungskunst für eine Haupttugend halten. Wer am schlauesten vorgeht und seine Ziele am besten zu verbergen weiß, den betrachteten sie als den Klügsten. Der Fortschritt schlägt einen entgegengesetzten Weg ein. Die englischen Politiker vor allen haben das Verdienst, seit der ruhmreichen fortschrittlichen Phase der Geschichte ihres Landes das durch bestimmte Linien präzisierte Programm als Drehpunkt für die Verfolgung ihrer Pläne eingeführt zu haben. Der eiserne Kanzler, der das vollste Bewußtsein und den klarsten Blick für seinen eigenen Wert und den seiner Nation besitzt

und ein rationelles, wohlbegrenztes Programm verfolgt, hat unter anderen das Verdienst, am meisten dazu beigetragen zu haben, das politische und diplomatische Wesen von den alten Überlieferungen zu befreien, die heutzutage keine Existenzberechtigung mehr haben. Es wird ihm immer zum Ruhme gereichen, daß er dazu beitrug, das formalistische Element aus der diplomatischen Welt zu verbannen, daß er es durch das rationale — man könnte sagen, durch das wissenschaftliche — ersetzte.

„Im Gegensatze zu Thiers halte ich an dem Prinzip fest, daß sich die Kulturstufe eines Landes nach der Klarheit der Sprache bestimmen läßt, die seine politischen Männer führen. Vergleichen Sie die russische mit der englischen Diplomatie! Sie werden dann auf der einen Seite ein Bild des fortschreitenden, evolutionistischen Geistes im schönsten und sympathischsten Sinne des Wortes finden, dagegen auf der anderen Seite Anhänglichkeit an veraltete Methoden und veraltete Systeme, Widerspenstigkeit gegen den wirklichen Fortschrittsgeist, der die Seele des modernen Lebens ausmacht."

In meinem Geist haben sich einige Worte unauslöschlich eingeprägt, die Crispi im Jahre 1898 zur Zeit der russischen Okkupation von Port Arthur aussprach, als das Ziel des politischen Programmes Rußlands im fernen Osten sich klar erhob; diese prophetischen Worte Crispis verdienen bekannt zu werden, da sie offenbaren, wie weit die Schärfe seines politischen Blickes ging.

Wir waren in seinem Salon: er, zwei seiner politischen Freunde und ich. Es wurde von der Besetzung Kiautschous durch Deutschland gesprochen, von der Besetzung Port Arthurs durch Rußland, von dessen fieberhafter Arbeit an dem Ausbau der transsibirischen Eisenbahn, und von dem Programm Uchtomskis (ein politisches Programm, das dazu führen sollte, die russische Fahne in Söul, Port-Lazarew, Kabul, Pendschab zu entfalten, ein Programm, das dazu führen sollte, daß „Rußland sagen" soviel wie „Asien sagen" bedeute).

Die beiden politischen Freunde Crispis teilten, wie die meisten politischen Männer jener Zeit, die allgemeinen Besorgnisse hinsichtlich der politisch-militärischen Aktion des Zarenreiches im fernen Osten und glaubten, daß der Tag nicht ferne sei, an dem die Worte Kaulbars sich erfüllen sollten: der Tag, wo der russische Adler seinen Flug von Warschau bis Kalkutta, von Moskau bis zum Persischen Golf, von Petersburg bis Konstantinopel

nehmen würde. Crispi hörte, wie gewöhnlich, leidenschaftslos und in tiefstem Schweigen alle Argumente an, ohne dazwischen zu reden. Zum Schlusse, als er wiederholt nach seiner Ansicht über die Ereignisse im fernen Osten gefragt wurde, antwortete er: „Ich glaube, daß die nördliche Grenze von Korea ein unüberwindliches Bollwerk für Rußland sein wird. Der Plan eines maritimen Übergewichtes Rußlands im fernen Osten muß ein Traum bleiben. Dieses Übergewicht könnte höchstens eines Tages den Gegenstand eines Konfliktes bilden zwischen den Vereinigten Staaten, die verhängnisvollerweise danach streben müssen, ihre wunderbare Energie im Stillen Ozean zu entwickeln, und Japan auf der andern Seite, das so viele Beweise für seinen Ernst, seine Lebensfähigkeit und ein Assimilierungsvermögen von reinster und schönster Modernität gibt. Rußland wird niemals die Übermacht im Stillen Ozean erlangen. Von allen anderen Gründen abgesehen, die sich noch anführen ließen, — Rußland ist auf allen Gebieten moderner Tätigkeit zurückgeblieben. Es hat die Geschichte und den Geist der Zeiten gegen sich."

Ich bemerkte mit Verwunderung, daß die beiden politischen Freunde die Worte des Staatsmannes wohl mit Achtung vernahmen, jedoch nicht von ihnen überzeugt wurden. Crispi bekräftigte seine Rede mit noch ein paar kurzen Sätzen, und das Thema wurde plötzlich fallen gelassen.

Als der Krieg im fernen Osten ausbrach, folgte ich mit Aufmerksamkeit der Entwicklung der blutigen Ereignisse und erinnerte mich und alle meine Freunde an die Worte, die Crispi sechs Jahre vorher gesprochen hatte, als der Telegraph die Nachricht von der Besetzung Port Arthurs brachte. Und ich erinnere mich ihrer noch heute, da der Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten immer schärfer hervortritt.

* * *

Ich will Crispis persönliche Ansicht über die wirtschaftliche Lage Italiens nicht verschweigen, die er in düsteren Tagen kundtat, da unsere Seelen niedergeschlagen waren und sogar von einem „finis Italiæ" gesprochen wurde.

Es war zur Zeit der Weinkrise, die nach dem Abbruche des Handelsvertrages mit Frankreich herrschte. Die Kritiken gegen die Regierung Crispis waren in einigen Provinzen Italiens so bitter und leidenschaftlich wie möglich. Man warf ihm Größenwahn vor und beschuldigte ihn, er richte seine Augen

zu sehr nach den Ufern der Spree und der Donau und hätte das Kriegs- und Marinebudget auf eine für Italien verderbliche Höhe gebracht. Der größte Teil unserer politischen Zeitungen prophezeite alle Tage, daß Italien unter der Rüstung, die Crispi ihm anlegen wollte, zusammenbrechen werde.

Eines Abends, als ich allein mit ihm war, fragte er mich mit jener Seelenruhe, die ihn niemals verließ, auch in den schrecklichsten Augenblicken seines Lebens nicht, was man denn nun über ihn sage.

Ich gestehe: ich konnte nicht anders, als halb im Scherze zu ihm sagen:

„Der Chor singt dasselbe Lied weiter."

„Das heißt . . . . .?" fragte er.

„Daß dieser Schritt zum Bankerott und Ruin führe."

„Und warum?" fragte Crispi wieder, beinahe lächelnd.

„Weil — ich wiederhole Ihnen genau, was man sagt — von zehn Italienern mindestens acht der Meinung sind, daß die antifranzösische Politik für Italien verhängnisvoll wäre, daß unsere besten Freunde an den Ufern der Seine und nicht der Spree wohnten, daß wir uns den Luxus solcher militärischer Ausgaben bei den traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen, denen wir entgegensteuern, nicht leisten könnten. Italien wäre arm . . . .!"

„Dies ist der traurige Irrtum, der den Geist Tausender unter meinen guten Mitbürgern verdunkelt", unterbrach mich Crispi zornig. „Diese ewige Leier, alle Tage und alle Stunden, ist zur größten Plage unseres Landes geworden, weil sie die Männer kleinlich macht und so viele prächtige Energieen lähmt! Es gibt nichts Falscheres und Wahrheitswidrigeres, als zu glauben, wir wären arm. Italien ist im Gegenteil nicht nur reich, sondern auch berufen, eine der blühendsten und reichsten Nationen nicht nur Europas, sondern der Welt zu werden. Wir haben Land, das, gut kultiviert, den freigebig belohnt, der es bebaut. Wir haben Sonne, Wasser und wohl die prächtigste geographische Lage. Außer allen diesen Reichtümern besitzen wir noch einen, den andere vielleicht erreichen, jedoch nicht überbieten können. Wir haben ein künstlerisches Genie, das wohl das glänzendste in der Welt ist. Auf dem Felde der wissenschaftlichen Erfindungen standen wir anderen niemals nach!

„Was fehlt Italien, um die höchsten politischen, industriellen und kaufmännischen Erfolge zu erreichen, zu denen es berufen ist? Nichts anderes als Initiative und ausdauernde methodische Arbeit.

„Wir Italiener sind, wie ich Bismarck sagte, die Sachsen unter den Romanen (‚sassoni della Latinita‘)!

„Doktor, den Leuten, die sagen, daß ich Italien durch eine zu stolze und zu verwegene Politik ins Unglück stürzte, antworte ich mit aller Ruhe, daß Italien reich ist, und daß sich sein glänzendes Schicksal eher erfüllen wird, als man glaubt. Die jetzige Periode der Beengung wird in wenigen Jahren vorüber sein. Unser Weg ist jetzt steil und rauh. Wir werden aber bald eine ebene und sanfte Straße erreichen.

(Schluß folgt)

Gebrüder Orgler

Erzählung von Hans von Hoffensthal



ie Geschichte aller Zeiten weiß Beispiele, daß vor dem völligen Aussterben eines Volkes, einer Sippe oder — vom Großen ins verwandte Kleine — einer Familie die ermüdete Reihe noch einmal ihre Fruchtbarkeit zu einer Tat zusammenrafft und eine sonderbare Spätblüte treibt, ein Prozeß, der einem letzten Sichregen ermatteter, in langen Jahren verbrauchter Kräfte, einem letzten Aufflackern erschöpften, zu Ruhe gehenden Lebens gleichkommt.

Dem Geschichtskundigen ist diese Erscheinung ebenso bekannt wie dem Gärtner. Der hat auch mannigfach Gelegenheit, zu beobachten, wie ein Baum, der jahrzehntelang gut und seiner Art getreu blühte, Früchte reifte und Früchte trug, in seinen alten Tagen auf einmal mit seinen jüngeren Brüdern nicht mehr viel gemein haben will, sondern fremde und seiner Sippe völlig ungewohnte Eigentümlichkeiten annimmt. Er ist einer Greisentorheit verfallen und treibt kindisches Spiel: Auf altes, schon leise morschendes Holz setzt er willkürlich und eigensinnig wunderlich geartete Triebe, sproßt junge, wild wuchernde Knospen und zeitigt dann in seinem letzten Herbste, ehe der nimmer endende Winter für ihn da ist, noch einmal Früchte, aber von einer abenteuerlichen, seltsamen Form.

„Der Baum ist alt", sagt der Gärtner, „der Baum ist krank." Und der Gärtner holt seine Axt, den Lebenserschöpften zu fällen.

Wäre in dem alten Boznerhause, das die Familie derer von Orgler bewohnte, eine Ahnengalerie vorhanden gewesen, in deren Reihe die Mitglieder der Orgler in getreuen und wohlerhaltenen Bildnissen sich befunden hätten, dann wäre es ein leichtes, in der Vergangenheit dieses alten Geschlechtes mühelos und wie in einem Buche zu lesen.

Da hinge zu Beginn der Reihe das Bild des Urahnen, eines kräftigen Bauern, der, machtvoll über seinen Kreis emporgewachsen, durch Klugheit und Glück zu Besitz, Ansehen und Namen kam. Den Söhnen nebenan, in ihren reichen, behäbigen Kleidern, sähe man schon den Stolz der Besitzenden an, den der Vater, von Kind an einfach gewöhnt, bescheiden in Sitte und Art, durch sein Emporkommen vielleicht schon besessen, sicherlich aber noch nicht gezeigt hatte. Die Leute der nächsten Generation, deren dicke und gerundete Hälse aus vielfach gefältelten Spitzenkrausen sich emporreckten, hielten mit dem Ausdrucke des Bewußtseins ihres glücklichen Lebens nicht mehr zurück. Sie blickten heiter, bequem und friedvoll gesinnt, aus weinfrohen, satten Augen. Auch die Art ihrer Frauen wäre nicht zu verkennen. Die wußten Brokate zu wählen, Seidenbänder zierlich zu knoten und Gold- und Perlenschmuck anzuschaffen und zu tragen.

In den Jahren, in denen die Bedeutung der alten Talferstadt als Handelsplatz abnahm, statt regelmäßig reichen Einkommens ein Stillstand des Erwerbes und in der Folge ein Zehren vom Vorhandenen eintrat, müßte man sich die nächsten Bilder entstanden denken. Wohl, reich und gut ausgestattet waren auch die, die den Malern dieser Zeit Modell saßen. Da fehlte nichts an Wohlhabenheit der Kleidung, nichts an Gepflegtheit der Gesichter und der zartgliedrigen, ringgeschmückten Hände, nichts an sorgsam bedachter Eleganz. Vielmehr hatte es den Anschein, als wäre des Aufwandes zu viel, als machte das alte Gesetz, daß Aufwand und Besitz wie unverträgliche Mieter stets in Fehde liegen, hier zu sehr sich geltend.

Immerhin, um die Orgler der dreißiger Jahre stand es noch gut. Sie mochten wohl so glücklich und bequem zufrieden aussehen, wie dies auf ihren Bildern zu lesen wäre. Denn ihre Zeiten waren keine übeln, der Boden der Geldtruhen war noch bedeckt und das Leben billig.

Erst Großvaters Bild hätte ein wenig schlichter und einfacher, um nicht zu sagen ärmlich, ausgesehen. Der trug statt des Jacketts einen bürgerlich glatten Rock, aus gutem Stoff zwar, doch ohne Zierat und Verbrämung. Und seine Frau hatte ein enganliegendes, dunkelfarbenes Kleid mit schmalen, billigen Besätzen und mußte über wenig Schmuck verfügt haben, da außer einer blassen, mageren Goldkette auf dem ganzen Bilde nichts glänzte und nichts gleißte.

Sie sowohl wie ihr Gatte dünkten sich um der dürftigeren Verhältnisse willen, in die sie sich fügen mußten, doch nicht minder als ihre Eltern. Denn wenn sie auch kein Vermögen besaßen, so waren sie doch von Adel und schon wegen des Namens, den sie trugen, in der Stadt angesehen und geachtet. Fast schien es, als hängten die beiden ihren ganzen Stolz, der sich auf Besitz und Reichtum nicht mehr stützen konnte, an den Adel, den sie als ihr wertvollstes Gut gegen jedermann hochhielten. Von diesem Empfinden aus regelten und führten sie ihre Lebensweise. Eine gewisse Vornehmheit war immer noch im Hause, hielt die Dienerschaft nieder, bestimmte Sitte und Gewohnheit von früh bis abend und leitete auch die Erziehung der Kinder, von denen die Eltern Festhalten an altem, adeligen Herkommen und eine Fortdauer des Geschlechtes derer von Orgler erwarteten und verlangten. Beim älteren der Söhne hatten sie damit noch Glück. Er geriet gut, wurde Militär und war als Hauptmann der Typus des feudalen österreichischen Offiziers mit allen seinen Vorzügen, ritterlichen Tugenden und lächerlichen Schwächen. Leider starb er. Nicht, wie er gehofft hatte, vor dem Feinde, sondern unrühmlich und kümmerlich in einem Bette, in das den kaum Dreißigjährigen eine gewöhnliche Krankheit gelegt hatte. Die Tochter ehrte den Wunsch ihrer adelsstolzen Eltern mit der ganzen Opferwilligkeit, deren ein Mädchen, das sonder Neigung einem gleichgültigen Manne sich zur Frau schenkt, über dieses Opfer hinaus noch fähig ist. Sie heiratete einen verarmten Grafen aus dem Trento und erlag erst dem vierten Kinde, nachdem sie mit drei blutarmen, zarten Geschöpfen und einem trägen, unvermittelt brutalen Manne sieben Jahre sich gemüht hatte.

Georg von Orgler, ihr jüngerer Bruder, blieb am Leben. Und dieser war es, der die Hoffnungen seiner Eltern auf einen Fortbestand jedes adeligen Herkommens der Orglerschen Familie gänzlich und unrettbar zerstörte.

Ein seltsam unruhiger, abenteuernd wirrer Geist trieb in diesem Kopfe seinen Spuk. Georg war begabt, aber unstet, wandelbar in seinen Neigungen, die ihn heftig und gebieterisch überfielen, aber nach kurzer Zeit, mitunter schon nach Tagen, von ihm achtlos wieder beiseite geworfen wurden. Jähen, unvermittelten Gefühlsausdrücken unterlegen, gewaltsam, körperlich unschön, aber sehnig, erinnerte er in seinem Wesen an einen jener sonderbaren Abenteurer, die, nur durch den Wechsel ihrer Schicksale verschieden, zu allen Zeiten immer wiederkehren.

Sein Leben — will man nur die äußeren Geschehnisse in harten Linien zeichnen — ist bald erzählt. Nach der Schulzeit, in der er die Sorge der Eltern und Lehrer, der unbeständige Freund einiger, der rücksichtslose Gegner der anderen Kameraden war, kam seine Studienzeit, die er, nimmer müde heißer, roher, auch blutiger Händel, in Wien begann, dann aber, von Gläubigern dort bedrängt, in Innsbruck fortsetzte. Das Kriegsjahr 59 rief ihn an die Grenze. Er schlug sich erst tapfer, tollkühn, wurde ausgezeichnet, verlor aber dann bei Sante Cypriano Auszeichnung und Charge durch eine leichtsinnige Zecherei, die ihn der Trunkenheit, den Vorposten, den er führte, dem Feinde auslieferte. Er entkam, rettete sich jedoch nicht vor der Strafe, die ihn im eigenen Lager mit der Schande empfing. —

Die Vorteile, die einen mit Verdiensten vom Kriege Heimkehrenden erwarteten, gingen an ihm vorüber. Die Kreise, die er früher besucht, waren ihm verschlossen, sein Elternhaus, aus dem der Vater, einen Fluch gegen den Ungeratenen noch auf den Lippen, gestorben war, war den Gläubigern überlassen worden, und die Mutter, deren Liebe ihm trotz allem noch geholfen hätte, hatte nichts, was sie ihm geben könnte, und darbte selbst.

Sie war in Miete in einem vielstöckigen Hause, von dem nur zwei Stübchen ihr gehörten. An die unebenen Wände hatte sie die paar Möbel gerückt, die ihr noch geblieben waren, und in den Schränken lagen auch ein paar Kleider aus der guten Zeit, von deren abgetragener Schäbigkeit sie sorgsam noch immer jedes Stäubchen wegblies. Alles Wertvolle, was sie früher besessen, auch alle Hoffnungen auf ein Glück ihrer Kinder hatte sie im alten Orglerhause zurücklassen müssen. Sie weinte jedesmal, wenn sie an ihren Ältesten dachte, weinte oft über der Erinnerung an ihre arme Tochter; und wenn ihr Georg einfiel, der noch lebte, weinte sie wieder. Meist saß sie still,

saß stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, und führte ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit, zurück in jene Tage, da über dem Orglerschen Hause, wie eine frohe Fahne, noch das Glück stand und darin Kinderlachen durch die Zimmer rief. Manchmal erwachte sie aus ihrem Dahinbrüten, als hätte ihr eine besonders lebhafte Erinnerung die Hand auf die Schulter gelegt, und begann dann, achtlos, ob jemand zuhörte oder nicht, von Längstvergangenem zu reden und zu reden.

* * *

Mit Georgs Geschichte bin ich gleich zu Ende. Ohne Erwerb, tatenlos und doch unruhig, bot er dem Tröster aller Willensschwachen keinen Widerstand. Er trank. Und als ihn einmal eine Lungenentzündung überfiel, kam mit dieser ein wildes Delirium und setzte seine Unrast und Angst in sein Gehirn. Man fand ihn, schwer verwirrt, hoch fiebernd, eine verängstigte Beute rastloser Sinnestäuschungen, in einer Schenke und hatte Mühe, den Widerstrebenden ins Krankenhaus der Stadt zu bringen. Fünf Tage hetzte ihn die Unruhe hin und her. Er sprach mit sich, gestikulierte, fluchte und hob mit übermenschlicher Anstrengung, im Schweiße ringend, Steine vom Boden auf, die nicht da waren. Er stand im Feldzuge, befehligte seinen Zug zum Sturm — dem kühle Mauern starr sich entgegenstemmten; und hatte dann wieder stundenlang damit zu tun, das Ungeziefer zu verscheuchen, dessen vielfältige Berührung ihm Ekel, Angst und ständige Mühe war. Am sechsten Tage verfiel er, war blaß, nach Luft hungernd, mit blauen schweren Lippen, die sich in irren Selbstgesprächen bewegten, und stierte aus entsetzten Augen, die schon Todesfurcht spiegelten, in die besorgten Gesichter seiner Pfleger. So ging es eine Nacht, den folgenden Tag und wieder die Nacht. Dann genas er. Er war hart am Tode vorübergekommen und hatte von dieser ängstigenden Begegnung mit dem Grauen auch Vorsätze mitgenommen. Wenigstens den Vorsatz, nicht mehr zu trinken, hielt er. Er hielt ihn mit eigener Kraft solange, bis die Novizin, die ihn gepflegt und dem Orden der Barmherzigen den breiten Rücken kehrte, um als die Frau des Genesenen das Krankenhaus zu verlassen, nun ihrerseits darauf sah, ihn vor Rückfällen zu bewahren. Es war eine junge Bauerntochter, kräftig und gesund, die nur mangels eines bestimmten Lebenszieles dem Orden beitreten wollte. Nun aber, da sich ihr

ein solches bot, besann sie sich wieder ihres eigentlichen Berufes als Weib und überlegte nicht lange, diesen gegen ein fragliches Glück einzutauschen.

Den Beruf als Frau erfüllte sie vollends. Sie leitete ihren Mann und suchte für ihn eine Stellung. Bald fand sich eine als Hausbesorger einer Pension, die ihm, eingerechnet des Verdienstes, den seine rührige Frau durch ihre Arbeit erzielte, genügend eintrug.

Dann kamen Kinder. Die ersten waren noch zart, und zwei bliesen ihren dünnen Atem gleich wieder aus. Drei weitere kamen: im ganzen lebten fünf.

Später — das jüngste Kind war eben ein Jahr — begann Georg wieder zu trinken. Die Frau wehrte, aber umsonst. Ihr bestes Mittel, das sie der Versuchung zum Schnaps bisher immer mit Erfolg entgegengehalten, war ihr mit den Jahren, die sie abgearbeitet und welk gemacht hatten, abhanden gekommen. Er kümmerte sich nicht mehr um sie, sondern ging aus und kam berauscht wieder. Manchmal schlug er sie. Sie wehrte sich und trug dann ihre Niederlage mit Tränen. Das ging zwei Jahre und darüber. Dann schlug er sie auf einmal nicht mehr, hörte auch auf, zu trinken, und ging nicht mehr aus. Zwei Wochen später konnte er nicht einmal mehr reden.

Die Frau mit ihren Kindern war allein.

* * *

Es wäre eine schöne, dankbare Aufgabe, der Lebensnot und Schaffenstugend einer solchen Frau eine freudige, gute Schilderung zu geben. Man müßte damit beginnen, von den vielen Opfern zu reden, die eine brave Mutter von fünf Knaben Tag für Tag und Jahr für Jahr selbstlos, geduldig und doch in erhabener Selbverständlichkeit lächelnd der strengen Pflicht bringt, die ihr ein hartes Schicksal aufgedrungen. Man müßte damit beginnen und mit der Verherrlichung vieler Tugenden fortfahren, und es wäre schön und angenehm, davon zu schreiben. Aber ich muß bei dem bleiben, was ich mir für diese Erzählung vorgenommen habe, und will darum meine Aufmerksamkeit nicht dem stillen Heldenleben einer Frau, sondern den seltsamen Schicksalen zweier ihrer Kinder zuwenden. Denn von diesen ist zu reden.

Bot der Lebenslauf der drei älteren Knaben in keiner Hinsicht irgendwie Besonderheiten, so lag es daran, daß diese, mittelmäßig begabt, in gesunder, offener Art ihr Leben anfaßten, ihr Handwerk für dasselbe lernten und diesem

mit den Mühen auch das bißchen Lebensgenuß abrangen, dessen sie bedurften. Der eine wurde Schreiner, arbeitete fleißig und tüchtig, und daß ihn in seinem achtundzwanzigsten Jahre, gerade als er an eine Heirat dachte, ein stürzender Balken von einem Gerüste stieß, war nicht seine Schuld, sondern schien eine Fügung des Schicksals, das mit dem Geschlecht aufräumen wollte. Denn die beiden anderen, ein Schlosser und ein Schmied, die beide ledig blieben, konnten ihr Dasein ruhig zu Ende leben.

Von ihnen weiß ich nichts, das Erwähnung verdiente. Von den zwei Jüngsten nur ist zu erzählen.

Gottlieb Orgler, der jüngste der fünf, überraschte frühzeitig Mutter und Brüder durch gewisse Besonderheiten und fiel schon körperlich nicht unerheblich auf. Das Haupthaar, das bei den Brüdern weich, wellig gelockt und — um Joseph außer acht zu lassen — von bescheidenem Blond war, stand ihm stachelig in kleinen, ungeordneten Büscheln am völlig kreisrunden Kopf und war rot, feurig rot. Die blasse, bläulich zarte Hautfärbung, die den meisten Rothaarigen eignet, war bei ihm von einer fast krankhaften Helle. Mund und Nase waren wohlgebildet, die Augen paßten in Schnitt und Größe in sein Gesicht, gaben aber durch die dünne, lichtblaue Farbe der Iriden, die in milchigweißen Skleren wie in Teichen schwammen, diesem Gesicht ein wahrhaft merkwürdiges Aussehen, dessen Besonderheit sich niemand entzog. Zu allem trug er an der rechten Schläfe, in Form eines vierblättrigen Klees, ein großes blutrotes Mal.

Diese äußeren Auffälligkeiten bestanden schon zur Zeit, ehe Gottlieb auch nur ein Wort sagen konnte. Als er zum Reden kam — er erlernte es nicht vor Ablauf des zweiten Jahres — zeigte es sich, daß den körperlichen Abweichungen eine geistige Ungewöhnlichkeit zur Seite ging.

Es ist schwer, die noch unfertige Kindesseele zu zergliedern und in dieser Jugend schon die besonderen Züge aus den allen Altersgenossen gemeinsamen herauszufinden und davon zu trennen. Wir kommen besser weg, wenn wir einige Jahre, vielleicht fünf bis zehn, vorübergehen lassen, und nun erst versuchen, die Eigenart aufzuspüren und zu verstehen. Gehen wir denn ins Haus und beobachten den Zwölfjährigen bei seiner Mutter und den Brüdern. Eine Weile sitzt er bei ihr, zu der er voll schwärmerischer Liebe aufblickt, steht dann auf, holt etwas, was sie gerade bei ihrer Arbeit brauchen könnte, und zeigt

auf jede Art sein Bestreben, ihr zu helfen und seine Anhänglichkeit stündlich zu beweisen. Das gleiche Verhalten hat er gegen seine Brüder. Er sieht jeden einzelnen, besonders Joseph, mit Bewunderung an, läßt sich von ihnen willig kommandieren, duldet Püffe und Übervorteilungen und hat auch für alle Kränkungen und alle Härte nur Freundlichkeit, nur gefügige Worte.

Man versteht wohl schon seine Art. Die Herzensgüte blickt ihm aus den Augen, ist ihm ureigen. Gegen andere gut zu sein, ist ihm ein Bedürfnis, das er auf jede Weise zu befriedigen sucht.

Aber diese Gutmütigkeit war mit anderen Eigenschaften gepaart, die seinem Wesen erst das Besondere gaben. Er war träg, von einer unendlichen Trägheit; er tat nichts. So fleißig er im Hause der Mutter und den Brüdern an die Hand ging, — zu einer geordneten Arbeit, überhaupt zu einer Beschäftigung, die nicht aus Gefälligkeit geschah, war er durch nichts zu zwingen. Die Mutter führte ihn in die Schule. Er kam weinend, verängstigt von der fremden Umgebung, wieder und versteckte sich scheu, um nicht wieder zurück zu müssen. Nach langen Kämpfen erst fügte er sich in das Unvermeidliche, lernte aber schlecht, mühsam und versaß die Schulstunden völlig anteillos und stumpf. Die Mitschüler schlugen ihn, verhöhnten ihn um seines Aussehens willen; und da er nicht zurückschlug, sich nicht wehrte, mußte der Lehrer eingreifen, um ihn vor groben Mißhandlungen zu retten. Oft flüchtete er weinend aus der Klasse und kam zitternd vor Angst wieder. — Mit der Zeit — freilich erst im letzten Schuljahre — wurde er auch darin gleichgültig.

Nun sollte er in die Lehre. Die Mutter brachte ihn zu einem Meister — es war ein guter Mann, der sich Mühe gab —, aber Gottlieb lief wieder heim. Er war vierzehn Jahre vorüber, aber er schämte sich nicht, Mutter am Rock zu fassen und wie ein kleiner Junge zu weinen. Der Versuch, ihn etwas erlernen zu lassen, wurde wiederholt; mit mehr als einem Handwerk machte man die Probe, aber alles war umsonst. Denn Gottlieb ging jeder Arbeit aus dem Wege, bis man ihn endlich gewähren ließ.

(Schluß folgt)

Briefe an eine Freundin

Von Wilhelm Busch †

Mit einer Photographie und zwei unveröffentlichten Zeichnungen von Wilhelm Busch

Wiedensahl d. 4. Sept. 1878.

Verehrteste Frau H.!

Ich sage Ihnen recht freundlichen Dank für die Photographien. Nächsten Winter, von München aus, kann ich Ihnen auch wohl eine gute von mir geben.

Manch liebes Mal hab ich doch seither an Sie und die Ihrigen, an die blumige Insel in der Nordsee und unsere schöne Heimfahrt gedenken müssen. Die Erinnrung daran ist mir in meiner Einsamkeit, in Haus und Wald und Feld, ein angenehmer Begleiter gewesen, und gar zu gern hätt' ich Ihnen das mit einer kleinen Skizze beweisen mögen, wäre nicht in letzter Zeit jener Trauerfall eingetreten, der ja schon nach Borkum hinüber drohte. So verspar ich mir das auf eine spätere Zeit, wo wieder lustigere Vögel mich umflattern.

Die Hochzeit meines Bruders ist am 4 ten October in Bremervörde. Etwa 8 Tage vorher komm ich nach Bremen. Einen meiner ersten Besuche werd ich dann ganz gewiß Contresc. 138 bei H—ns machen.

Meine herzlichsten Grüße an Herrn H. und die Kinder, besonders an „Blauauge".

Stets Ihr aufrichtig ergebener

Wilh. Busch.

Wiedensahl 7. Oct. 1878.

Meine verehrteste Frau H.!

Wie schnell vergingen mir doch die goldenen Herbsttage in der schönen Stadt Bremen! — Dann ging's weiter bei trüber Regenstimmung durch Moor und



Wilhelm Busch im Jahre 1877

(Originalaufnahme von Franz Hanfstängl in München)

Haide und unter Blitz und Donner nach Bremervörde hinein. Die nächste Umgebung des kleinen Städtchens, die Brücke, der Hafen, der Park mit den uralten Pappeln, hat mich angenehm überrascht. Meines Bruders Schwiegereltern sind gar liebenswürdige, gastfreie Menschen. Die Festlichkeiten verliefen in Hülle und Fülle, bis es mir fast zu viel wurde. Gestern, bei meiner Rückkehr, hatt ich auf dem Bremer Bahnhof nur 15 Min. Zeit. Sie können wohl denken, wie lebhaft ich da nach Contresc. 138 hinüber dachte und mich an H—ns erinnerte, die mich erst vor wenigen Tagen so herzlich aufgenommen. Abends bei Mondenschein, (es war so warm, wie in Sommernächten) bummelte ich dann gemütlich schmökend durch den Wald nach Wiedensahl.

Ich hoffe bald mal Nachricht von Ihnen zu erhalten und zu hören, daß es Ihnen Allen gut geht.

Meine besten Grüße an Herrn H., an den Georg und's Grethel; und sagen Sie den letzteren beiden: das Bilderbuch schickt' ich, so wie ich's von dem Verleger erhielte.

Stets Ihr ganz ergebenster

Wilh. Busch.



Wiedens. 6 Sept. 1878.

Ein Reisestiefel seiner Zeit drückend worden. — Schloß glücklich gelöst. — Einen bereits angeprobirt. — Sehr elegant und bequem! —

Also auf Wiedersehen so etwa in 14 Tagen.

Schöne Grüße an die lieben Reisegefährten zu Wasser und zu Lande!

Ihr W. B.

Wiedensahl, d. 10. Oct. 1878.

Lieber Georg! Lieb's Gretel!

Ich schicke euch hier das versprochene Bilderbuch, wo ich nur von wünsche, daß es euch recht viel Spaß macht. Ich denke sehr oft und sehr gern an euch, und es war sehr hübsch bei euch in dem Hause, in dem Garten, auf dem Walle und in dem Bürgerpark.

Hier sind jetzt meine drei Neffen Hermann, Adolf und Otto, welche ihr auch auf Borkum gesehen habt, und sie kriegen die letzten Aepfel und Birnen ab, und nächste Woche geht ihre Schule wieder an, und ihre Mutter geht dann auch auf einige Tage mit nach Bückeburg. Wenn sie wieder kommt, so reise ich weg nach München. Aber das könnt ihr glauben, daß ich euch Alle nicht vergessen werde; und den Papa und die Mama und Dich, mein lieber Georg, und Dich, mein lieb's Gretchen, grüßt viel tausendmal

der Onkel

Busch.

Wiedensahl Freitag 18. Oct. 78.

Lieber Georg! Lieb's Gretchen!

In dem Kästchen mit den Flaggen fand ich einen niedlichen Fingerring, in dem andern mit dem Telephon zwei nüdliche Ohrringeln, was mich sehr überrascht hat. Ja, wenn nur dieses Telephon von mir bis nach Bremen bis in eure Stube reichte, dann wollt ich hineinrufen: „Schön Dank für das gute Packet und für Alles, was drin war!!!" Aber so kann ich das bloß mit der alten, kalten, schwarzen Dinte schreiben.

Sind denn bei Euch auch so fröstrige Herbsttage, wie hier bei uns? Ich heize schon tüchtig ein; und wenn ich in dem Walde spatzieren gehe, so raschelt das Laub unter meinen Füßen. Die abgefallenen Blätter sehen aber so wunderschön aus, grade als wenn sie der Goldschmied gemacht hätte.

Morgen will ich wegreisen. Ich fahre in der Nacht von Hannover aus und denke denn Sonntag Abend so um Neun nach München zu kommen, wo ich wieder im „Europäischen Hof" wohne. Von München her werde denn auch recht bald der Mama ihren freundlichen Brief beantworten und werde Dich, mein guter Georg, und Dich, mein gut's Gretchen, auch ganz gewiß nicht vergessen.

So sagt dem Papa und der Mama einen herzlichen Gruß und vergeßt nicht

den

Onkel Busch.

München 28. Oct. 1878.

Meine liebe Frau H.!

Ich möchte Ihnen doch mit einigen Zeilen sagen, daß ich Ihren freundlichen Brief in Wiedensahl erhalten habe, daß ich seit Sonntag vor acht Tagen in München bin, wo ich bis Weihnachten bleibe, und daß ich oft und gern an Sie und die Ihrigen gedenke.

So recht eingewöhnt bin ich hier noch nicht und werd es auch wohl nie. Mit der ländlichen Einsamkeit zu lange vertraut, kommt es mir nun so vor, als wär ich auf einmal zwischen die Buden eines recht unruhigen Jahrmarktes gekommen. Die Bekannten hab ich so ziemlich alle besucht und „durchgegessen" und bin nie vor Mitternacht zu Bett gekommen. Mein Trost ist mein trauliches Arbeitszimmer, was ich hinter mir zusperre.

Waren die letzten Tage auch bei Ihnen so sonnig und gut? — Da werden die beiden Kinder wohl noch recht lustig auf dem Velociped herum gesaust sein.

Falls Sie dran denken sollten, mir demnächst mal mit einigen Worten mitzuteilen, wie's bei Ihnen geht, so würde mich das sehr freuen. Ich wohne im „Europäischen Hof".

Mit den besten Grüßen an Herrn H. und die Kinder verbleibe ich

Ihr aufrichtig ergebener

Wilh. Busch.

München d. 14. Nov. 1878.

Verehrteste Frau H.!

Ich lebe hier noch immer so hin, ohne recht eigentlich bei der Sache zu sein. Zwei Mal Mittags in der Woche esse ich bei Lenbach, sonst in der hübschgetäfelten Restauration des neuen Kunstgewerbehauses, wo zuweilen Freund Hanfstängl sich zu mir findet.

Abends bin ich bei Piloty, Fritz Kaulbach, meinem Verleger Bassermann oder in der Künstlergesellschaft. Im Theater sah und hörte ich unter andern die „Walküre", war entzückt von dem, was ich hörte, und gelangweilt von dem, was ich sah. Ginge Einer hinein, der taub wäre, dem müßt es vorkommen, wie eine peinlich in die Länge gezogene Parodie der nordischen Göttersage. — Nur einmal bis jetzt kam ich vor Mitternacht zu Haus, stehe in Folge dessen vor Acht Uhr nicht auf und begebe mich dann in mein wirklich gemütliches Versteck in der Karlstraße. Da ist denn der riesige grüne Kachelofen ein angenehmer Zimmergenosse, und wie's so draußen durch einander regnet und schneit, was wär mir wohl lieber, als den Sommer zurück zu zaubern und ein paar herzige Menschenbilder, die mir so freundlich begegnet. Die ruhelose Welle, der kühle Strand, ja selbst die tellerklappernde Table d'hote sind mir liebe Erinnerungen, und gar zu gern denk ich mir und hoff ich, daß auch im nächsten Jahr ein gut Geschick es möglich macht, mit Ihnen und den Ihrigen in frischer fröhlicher Umgebung auf einige Wochen zu verkehren. — Ob ich Weihnachten nach W. gehen werde, ist noch unbestimmt; ich weiß nicht, ob der Umzug dort ein behagliches Fest gestattet. — Mittlerweile arbeite ich an einer kleinen drolligen Geschichte so gemächlich weiter.

Leben Sie wohl, meine liebe Fr. H., und vergessen Sie nicht, daß ich mich immer drauf freue, etwas von Ihnen zu hören.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Wilhelm B.



München d. 26. Jan. 1879.

Verehrteste Frau H.!

Die Zeit wirbelt mich mit Gesellschaften, Theater und Musik so rapid dahin, daß ich mich kaum recht besinnen kann. Sonst hätt' ich Ihnen wohl längst gesagt, wie oft und gern ich mich an Sie und die Ihrigen erinnere. Hoffentlich treffen wir uns den Sommer mal alle wieder an irgend einem kühlen Strande, um behaglich mit einander zu plaudern und zu wandeln. — Zunächst (d. h. in etwa 8 Tagen) muß ich nach Wiedensahl; denn einige Freuden des Umzugs, als da sind Pumpe und Heerdsetzen, Tapezieren und so dergleichen, wünschen durchaus meine persönliche Bekanntschaft. Nun bin ich freilich nicht sehr erpicht darauf; aber dennoch hab ich so eine Ahnung, daß es mir gut tun wird, wenn ich endlich man wieder regelmäßig um zehn Uhr zu Bett gehe, was jetzt niemals vorkommt. Am 8t Febr. soll ein Künstlermaskenfest sein. Ich wäre nicht ungern dabei; will aber doch lieber schauen, daß ich mir zunächst in meinem guten Wiedensahl eine leidlich gemüthliche Ecke zurecht mache, wo ich seitab und für mich herumkramen kann.

Bitte, schreiben Sie mir doch dorthin einige Zeilen, wie's bei Ihnen geht.
An Herrn H. und die Kinder meine besten Grüße, und seien Sie selber recht freundlich gegrüßt von

Ihrem ergebensten

Wilh. Busch.

Wiedensahl 2. März 79.

Meine liebe Frau H.!

Wir hielten es für das Beste, vorläufig hier noch wohnen zu bleiben, und mußten uns deshalb, so gut es ging, ein kleines Häuschen herrichten. Da hat nun viel geputzt und geflickt werden müssen. Dazu die Kälte und der Schnee. Erst gestern sind wir eingezogen, husten allerseits, kramen in allen Ecken herum, und heute, als am Sonntag, find ich endlich meine Feder nebst Dinte wieder, um Ihnen zu sagen, wie sehr es mich freut, daß Sie diese abscheulichen Masern mit den Kindern nun glücklich überwunden haben. Gar zu gern käme ich mal nach Bremen, müßt ich mir nicht flugs ein behagliches Plätzchen herrichten, um allerlei versäumte Dinge mit möglichster Seelenruhe nachzuholen. — Also für diesmal meine herzlichsten Grüße mit der Versicherung, daß ich immer und immer gar freundlich an Sie und die Ihrigen gedenke.

Ihr Wilhelm Busch.

Wiedensahl, 6. April 1879.

Liebe Frau H.!

Der lange ungethümliche Winter scheint nun doch endlich abzuziehen; hat nur noch den einen Hinterfuß im Lande: den Nachtfrost. — Das Heulen und Sausen des Ostwindes war in den letzten Wochen auch gar zu abscheulich. Da mag's in der Eiche vor Ihrem Fenster recht gerauscht haben.

— Jetzt wird aber das Roggenfeld, was ich vom Arbeitstische aus vor Augen habe, ganz schleunig grün, in den Hecken schlängelt sich allerlei zierliches Unkraut und Geblüm herauf, die Staare flöten, die Lerchen quinqueliren.
— Heut sind die drei Neffen angekommen, um die Ferien hier zuzubringen. Der älteste, Hermann, geht so in acht Tagen nach Leipzig zur Universität. — Meinen jüngsten Bruder erwarten wir auch noch. — So wird's denn, denk ich, recht hübsch bunt im Haus.
— Und bei Ihnen? Wollen Sie die Ostereier in Bremen verstecken? — Wo Sie auch sind: ich wünsche Ihnen mit den Ihrigen ein fröhliches Fest und grüße Sie, Herrn H. und die Kinder auf das Herzlichste.

Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl 5. Mai 79.

Meine liebe Frau H.!

Haben Sie denn auch so zuwideres Osterwetter gehabt?
— Ich dachte mit Bruder Hermann und den drei Neffen in den Ferien mal lustig draußen herum zu tummeln. Es kam aber anders. Die Wind- und Wetterhexen waren in ihrer verwegensten Laune; ja eines Tages hätten wir sogar schöne Schneemänner wälzen und backen können. — Nur einmal streiften wir mit aufgekrempelten Rockkragen in den Wald, scharrten im Buchenlaub, pickten etwas aufkeimenden Waldmeister zusammen, eilten schleunigst heimwärts und feierten die glückliche Wiederkehr der lachenden Jahreszeit mit einer Maibowle hinterm warmen Ofen. — So ist denn die Festgesellschaft am Ende ziemlich unbefriedigt auseinander gereist: Bruder Hermann nach Celle, Neffe Hermann zur Universität Leipzig und die beiden kleineren Jungens nach Bückeburg. — Ich gehe morgen nach Wolfenbüttel, von da nach Celle und will in acht Tagen wieder hier sein.
Heute ist der erste wirklich milde Tag. Ich hoffe, meine lieben H—ns werden nun den Frühling recht fröhlich genießen.
Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl 17. Mai 79.

Liebe Frau H.!

Ich bin von meinem Ausfluge zurück gekehrt. Es hätten gute gemüthliche Tage sein können, wäre nicht wieder mal ein drohender Schatten herauf gestiegen, der uns alle mit drückender Besorgnis erfüllt. Unser Bruder in Frankfurt ist an einem unheilbaren Uebel erkrankt, was, wie der Arzt schreibt, seinen baldigen Tod zur Folge haben müsse. Nun beschwört man wohl solche Erscheinungen mit: Der Arzt kann sich irren! Aber vorläufig steht das Gespenst da und weicht nicht.

Den jungen Frühling in unserem Gärtchen fand ich nicht so heran gewachsen, wie ich für meine Abwesenheit gehofft hatte; Wind und Dürre sind schlimme Pfleger. —

Sehr angenehm überraschte mich Ihr Brief und das liebenswürdige Bild der beiden Kinder. Sie haben mir eine rechte Freude damit gemacht.

— Wo wollen Sie denn den Sommer hin? Auf die Berge oder ans Meer? Werd ich Sie dann Alle mal wieder sehn?

Tausend Grüße!

Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl d. 12. Juni 1879.

Lieber Georg!
Liebs Gretchen!

Es hat mich recht sehr gefreut, daß ihr mich nicht vergessen und mir so gute Briefe geschrieben habt, und daß ihr viel in dem Garten und dazu froh und gesund seid. Ich bin auch viel im Garten. Ich wußte in unserer Gartenhecke drei Vogelnester mit Jungen, die sind gestern und heute ausgeflogen, wer weiß wohin.

Wenn wir dieses Jahr nicht wieder in Borkum zusammen sein könnten, das würde mir recht leid thun. Im nächsten Monat will ich mit Adolf und

Otto wieder hin, und Hermann, dem seine Ferien erst später anfangen, will nachkommen.

Wir fahren aber jedenfalls über Bremen, und wenn ihr dann nicht gerade anderswo in der weiten Welt seid, so wollen wir euch ganz gewiß besuchen und mal nachsehen, wie es euch geht.

Nun lebt recht wohl! und grüßt mir den Papa und die Mama und seid selber recht freundlich gegrüßt von dem Onkel

Wilhelm Busch.

Wiedensahl Sonntag 29. Jun. 79.

Meine liebe Frau H.!

Den beiden Jungens ihre Ferien gehen nächsten Sonnabend an. Meine Schwester, die verreist ist, wird erst zu Ende der Woche wieder kommen und dann die Kinder gern noch ein paar Tage hier behalten. So werden wir denn wohl erst Mitte nächster Woche reisen. Es wäre doch gar hübsch, wenn wir uns in Borkum wieder träfen. Sollte sich Herr H. nicht dazu entschließen? Aber wenn Sie eher reisen, als wir, bitte, so schreiben Sie's doch, damit wir nicht in Bremen das leere Nest finden.

Meine herzlichen Grüße an Herrn H., an Georg und Gretchen.

Stets Ihr ergebenster

Wilh. Busch.

Wiedensahl 16. Aug. 1879.

Meine liebe Frau H.!

Den Dienstag Nachmittag wär ich also bei wunderschönem Wetter gar gemüthlich durch den Wald hierher spaziert. Da steh, geh und sitz ich denn nun wieder und verwundere mich, wie Kohl, Bohnen und Rüben im Gärtchen so hoch und breit gediehen, wie die Rosen bereits einen zweiten Blüthen-

anlauf nehmen, wie das Korn in goldnen Garben steht — und siehe da! schon ist der leise, ahnungsvolle Silberduft des Herbstes drüber hingeschleiert. — Das hätten wir nun bald alles mal wieder gehabt! — Ja, wenn wir unsern Husten nur auch mit unterpflügen könnten! — Denn Sie dürfen nicht glauben, daß Sie den nur allein haben. — Nein, nein! — Ich habe mir, wenn auch keinen Achundkrachhusten, so doch einen guten, hausbackenen Leerer Juden- und Pferdshusten mitgebracht. Darum: Mit Husten und mit Dankbarkeit muß ich jetzt daran zurück denken, wie Sie mir in Borkum eine so freundliche Tischnachbarin und liebenswürdige Mitbummlerin am Strande gewesen, was ich denn auch ganz und ganz gewiß nicht so bald vergessen will. — An Herrn H. meinen herzlichen Gruß! — Auch empfehl ich mich schönstens dem Georg und dem Gretchen und dem Annchen und Hannchen,

und leben'S recht wohl!
und schreiben'S a mol!
an Ihnenen
allerergebensten

Wilh. Busch.

Wiedensahl d. 11. Sept. 1879.

Liebste Frau H.!

Wie gut, daß die schwebende Verkaufsfrage nun endlich entschieden ist! Herman kam vorigen Sonnabend. Mit allseitigen Grüßen, läßt er durch mich sagen, es wäre gar nett bei Ihnen gewesen. Heut Morgen ist er fort, um seine Mutter in Uelzen abzuholen und dann mit ihr nach Schwerin zu reisen, auf acht Tage etwa.

Doch was ich eigentlich sagen wollte:

Schönsten Dank für die viellieblich e Börse!!

Sie hat sogleich ihren Platz eingenommen und ihr Amt angetreten und soll mich oft erinnern an zwei emsige Händchen und das liebenswürdige Frauchen, was dran sitzt.

Nach München geh ich wohl erst anfangs October, aber jedenfalls zur Ausstellung. Es kommt mir doch gar zu gut vor, hier in aller Stille noch ein Bissel nachzudenken.

Paul et Virginie ist bestellt; wie's wird, wer weiß das per Distanz?

I grüß und bitt,
Vergessen'S mi nit,

der ich stets bin und bleibe

Ihr ergebenster

Wilh. Busch,
welcher noch hustet.

Wiedensahl 12. Jan. 1880.

Mein lieber Georg!

In der vollen Woche vor Weihnachten fuhr ich bei sehr heftiger Kälte von München nach Leipzig, holte Hermann ab, blieb mit ihm einen Tag bei Bruder Gustav in Wolfenbüttel, und dann trafen wir Adolf und Otto in Stadthagen und kamen hierher und feierten das Weihnachtsfest zusammen. Wir waren ganz vergnügt. In der Dämmerung gingen wir immer ins Feld, wo wir auf einem Teiche zwei schöne Rutschbahnen neben einander machten, sodaß wir sehr lustig auf und ab schleifen konnten. — Den 31ten Dec. reiste ich nach Wolfenbüttel. Es war ganz abscheuliches Schlackerschneewetter. Aber als ich Abends um Neun ankam, stand die Bowle schon auf dem Tisch, Bruder Hermann aus Celle war auch da, und bald hatte sich der Reiseverdruß in Behagen umgewandelt. Ich hatte mir vorgenommen, ein paar Tage nach Ebergötzen zu gehn; indeß eben, als ich mich reisefertig machte, kam die Nachricht, daß das kleine Mädchen meines Freundes die Masern bekommen hätte. Daher bin ich seit acht Tagen schon wieder in Wiedensahl, wo ich auch vorläufig bleiben und jeden Abend rechtzeitig zu Bett gehen will, was mir, hoffe ich, gut bekommen soll. Mein Husten, der sonst mein getreuer Reisegefährte war, muß irgendwo unterwegs den Zug verpaßt haben, denn er ist bis jetzt noch nicht wieder bei mir angelangt.

Daß es der lieben Mama und Dir und dem Gretchen letzthin nicht gut gegangen, hat mir sehr leid getan. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ihr nun mal lange Zeit recht wohl und gesund bleibt.

Mit den besten Grüßen an die Mama, den Papa und unser liebs Gretel verbleibe ich

Dein getreuer

Onkel Busch.

Wiedensahl 18. Jan. 1880.

Meine liebe Frau H.!

Ich sitze so still weg in unserm Hüttchen; der grüne Kachelofen ist schön warm; die Zigarette dampft; Ihre hübsche Photographie steht vor mir auf dem Tisch. Nur vor Dämmerung schlürfe ich ein Stündchen über das Feld und durch den Wald; heute wie Gestern und Morgen wieder so. So lieb mir die Münchener Freunde sind — das Gewurl der Stadt, die Gesellschaften, Kneipereien, das nächtliche Hocken, wurden mir zuletzt immer peinlich. Rück ich dann wieder in mein gutes, einsames Wiedensahl, so fühl ich: nur hier ist meine angestammte und angewöhnte Heimstätte — um die mich freilich wenige beneiden werden. — Was schadt's? Reden nicht meine todten Freunde von den besten Dingen mit mir, wann ich will? Darf ich nicht im Federkleide der Gedanken durch den Schornstein fliegen zu den lebendigen? — oder hier und da auch in gewöhnlichen Civilkleidern per Post und Eisenbahn? — Und da dürfen Sie gewiß glauben, meine liebe Frau H., daß ich recht oft und gern auch an Sie und die Ihrigen gedenke.

Sagen Sie Herrn H. und den Kindern meinen herzlichsten Gruß!

Stets Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Wiedensahl 5. Febr. 1880.

Liebe Frau H.!

Vorige Woche, von Montag bis Sonnabend, war ich in der Ebergötzer Mühle. Es war die ganze Zeit ein diamantklares Winterwetter, die Schnee-

bahn war gut, und so konnte denn täglich eine Schlittenfahrt gemacht werden. Unter andern wurde auch ein origineller katholischer Dorfpfarrer heimgesucht, der mit Hunden, Blumen, Uhren und musikalischen Instrumenten die wunderlichste Junggesellenwirtschaft führte. — Frau L. hatte mich schon früher eingeladen; ich hatte noch nicht geantwortet. In Ebergötzen erhielt ich einen zweiten Brief. Ich schrieb darauf per Correspondenzkarte: Ich sei verhindert, hoffe aber später einmal Gelegenheit zu finden, meine Borkumer Bekannten mal wieder zu sehn. Daß ich nächstens kommen wolle, hab ich nicht geschrieben. Sie wissen ja, wie ich über Besuche und Festlichkeiten denke —

Meine Schwester ist in Bückeburg. So bin ich mit unserm guten alten Dortchen allein — ganz behaglich — an München mit der russischen Kälte denke ich vorläufig nicht. — Herzliche Grüße!

Ihr Wilh. Busch.

Wiedensahl 23. Februar 80.

Meine liebe Frau H.!

Morgen früh muß ich mal wieder in die weite Welt reisen. Abends um 6 denk ich in Leipzig anzukommen, da die Nacht ordentlich auszuschlafen und dann die folgende Nacht weiter zu fahren, sodaß ich Donnerstag Morgen in München wäre. Adr.: Europäischer Hof. Den Neffen Hermann hoff ich in Leipzig auf dem Bahnhof anzutreffen. Er geht Ostern nach Göttingen und will sehn, ob sie ihn schon als Einjährigen gebrauchen können. Adolf soll Ostern confirmiert werden; wahrscheinlich in Wiedensahl, und thut es mir leid, daß ich dann nicht da bin, denn so bis Mitte April werd ich doch wol ausbleiben.

Schreiben Sie mir doch mal nach München, wie es bei Ihnen geht. Sie wissen ja, wie sehr es mich freut, von Ihnen und den Ihrigen etwas zu hören.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Wilh. Busch.

(Fortsetzung folgt)

Rangstufen der Kunst

Von Professor Max Slevogt

Mit sechs Zeichnungen von Rudolf Wilke*)



Wir sind im allgemeinen geneigt, Künstler im Dienste der Karikatur, des Humors, der Satire und so weiter leichtlich für sehr spaßhafte, erfreuliche Lustigmacher zu halten, für außerordentlich nette, begabte Menschen, die uns zum Lachen bringen und das uns fehlende Salz vorsetzen sollen: Als Spaßmacher also sehr wohl ernst zu nehmende Zeitgenossen, aber eben doch nicht, — nein, beileibe nicht „Künstler" schlankweg! Man erstaunte, erinnere ich mich, einmal vor Jahren über Lenbachs burschikose Pose, als er gesagt haben sollte, er halte Busch und Oberländer als Zeichner für große Künstler. — (Wenn diese Äußerung fiel, so ist sie wohl wahrer, als Lenbach selbst glaubte.) Gleichviel — wir brauchen gegen eine derartige Unterscheidungsweise an sich nichts zu haben. Es ist im Grunde ganz gleich, ob man einen Karikaturisten für einen freiwilligen Narren hält oder einen noch unerkannten Künstler für einen ausgemachten unfreiwilligen. Beide dienen der Unterhaltung. Für die Erkenntnis des Wesentlichen in der Kunst sind dies aber doch schädliche Gewohnheiten. Die Zeichner des Tages (des Simplicissimus zum Beispiel) hätten also gewissermaßen den Marschallstab im Tornister, sowie sie nämlich von ihrer Begabung Gebrauch und den Sprung zur „hohen und höheren" Kunst machten! Und ohne das? Nun, betrachten wir einen, der, meines Wissens, bewußt diesen Schritt nie getan hat und doch gerade schon in seinen Karikaturen, oder wie man nur seine Einsendungen titulieren will, ein wahrhaftiger und voller Künstler ist: Rudolf Wilke. Unter seinen scheinbar entstellenden Händen blüht reine und wahre Kunst hervor. Lassen wir einmal unsere Vorurteile beiseite! Wenn ich von ihnen, den so oft geteilten, noch angekränkelt wäre, würde ich es bedauern, daß Wilke nie die Kunst als Selbstzweck betrieben hat. Ich könnte

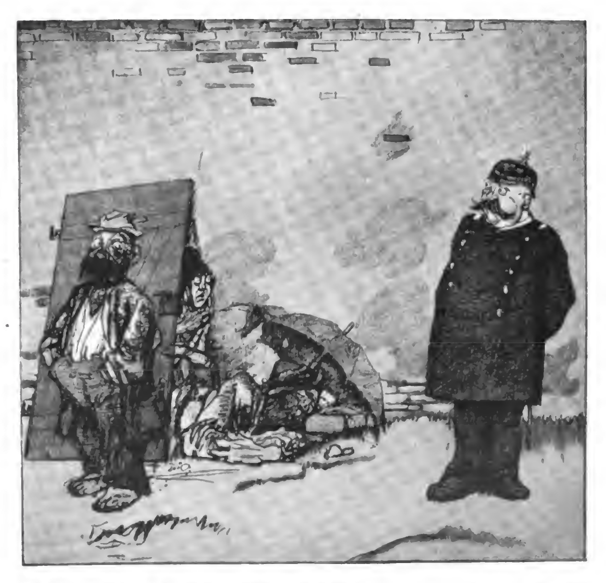
*) Aus „Gesindel", Album von Rudolf Wilke, 32 Blatt Folio in mehrfarbigem Kunstdruck, in Leinen gebunden. Verlag von Albert Langen in München.



Ein Gemütsmensch. „Herr Baron, der Johann, der neue Pferdebursche, hat sich erhängt.“ — „Verständigen Sie die Polizei und sehen Sie mal nach, ob der Kerl die Pferde noch richtig gefüttert hat!“

mir weiter denken, daß er sodann, ein Adrian Brouwer unserer Zeit, seine Gaben zwar noch immer verschwenden würde, aber doch im geheiligten Kreise der alleinigen edlen Kunst (in Öl nämlich) der unartige Liebling aller Maler und Kunstgönner wäre.

Können wir ihn nicht dazu bekehren? Würde er versagen? Nutzlose Frage! — Ich sage, ich setze solche Vorurteile voraus, bin vielleicht unbewußt darin noch befangen, — und bewundere doch unbefangen, wenn ich Wilkes Arbeiten vor Augen habe, gerade das, was mir vorliegt. Ein Grimassen-



Ein Pensionat. „Was macht das Frauenzimmer da bei euch?" — „Die lernt bei uns die Wirtschaft."



Wie das kleine Karlchen — —

schneider, ein Verzerrer, ein Lügner, eine Tages- und Witzblatterscheinung — nein, ein großes Talent und ein Künstler! den wir nicht zu messen brauchen, der Eigentümliches und Vollkommenes leistet, — der auf seine Art unserer Zeit eigenstes Gesicht zeigt! — und noch etwas anderes: unter Vergröberungen, Verzerrungen ein humorvoller Freund seiner Welt und Gestalten, ein Mensch, ein Poet. Sind sie nicht wie die Taugenichtse Eichendorffs, der Romantik jener Zeit entkleidet, — diese Vagabunden und Lumpen Wilkes, — sie lungern und lümmeln herum, Scheusäler, unglückselige Geschöpfe, die sich ihr Paradies erträumen: ein Paradies, das wir in seiner bitteren Verirrung mitempfinden müssen, wir, die wir Mitschuldige daran sind! — eine gut gekannte, ans Herz gehende Welt, die uns der Maler zu zeigen imstande ist.



— — zwei blinde Bettler sehend machte.

Das sind die Wunder der wandlungsfähigen Kunst. Und das ist der Schwerpunkt, auf den es mir ankommt: Wie gut ist alles ausgedrückt mit den einmal gewählten Mitteln seiner Kunst, der Kunst Wilkes. Wie gut, ja glänzend gezeichnet, vor uns hingestellt, voller Verstehen für das Organische, die Form, den Charakter in den Federzeichnungen: Ein ganz originales Verstehen für Ton, Stimmung, Farbe in den Gouachen! Dieser merkwürdige, eigenste Humor, der sie alle einbezieht in die unausfüllbare Arche Noahs der Kunst: Diese Exzentriks, diese grinsenden Gestalten einer Morgue, diese ekelhaften Geschöpfe, Bestien, diese ernsten Mahner! Hat sie Wilke wirklich erfunden? Und ist dies kleinere Kunst, weil sie in einem — wie nennt sich der Simplicissimus? — in einer satirischen Wochenschrift als Illustrationsgabe erscheint?



Ein Genußmensch. „In dem Roman jibt es bloß Jrafens und Barone. Det jefällt mir, Man amüsiert sich un is doch in juter Jesellschaft.“



Trost im Unglück. „We ös dat do mit de Wasserkopp?“ — „Das minge Sohn.“ — „Da — steht ehm ever got.“

Müssen wir auf den Schatten eines ganz Großen zeigen, der lange und unerschöpflich die Tagesereignisse mit seinem Stift begleitete, — des „Karikaturenzeichners“ Daumier, — eines der gewaltigsten, stolzesten Genies der ganzen Kunst, um die Torheiten unseres Einregistrierens einzusehen!

Sie sind ein so guter Spaßmacher, Herr Wilke, daß nicht nur wir Unterhaltungsbedürftige Ihnen zu danken haben — sondern auch die deutsche Kunst, sollte man meinen! Tut sie es nicht?

Das alte Haus / Von Hermann Bang



Es gibt hier in dieser neuen Stadt fünf, sechs alte Heime, die einen Duft vom Anfang des vorigen Jahrhunderts haben. Ein ganzes Säkulum ist über sie hingegangen, ohne sie zu berühren. Einer meiner besten Freunde ist der Enkel eines solchen Hauses. Man klingelt an der Türe, an einem Glockenstrang aus geflochtenen Schnüren; und in weiter Ferne, wie aus der Tiefe des Hauses, ertönt eine Eisenglocke. Das Entree ist groß und sandbestreut, mit Laufteppichen auf dem Fußboden.

Im „Saal“, in den wir geführt werden, ist eine halbe Kälte, wie in den großen Staatsstuben, die nur am Sonntag hinlänglich erwärmt werden. Die Möbel stehen dicht an den Wänden, schwer und ernst, als bewachten sie den leeren, feierlichen Fußboden. Sie haben jenes seltsame Gepräge an sich, das auf alten Familienmöbeln ruht, das Gepräge, als wären sie niemals umgestellt worden und hätten hundert Jahre auf demselben Platz gestanden.

Ein Kronleuchter, dessen Prismen zu Guirlanden geknüpft sind — ein Kronleuchter aus Juliane Mariens Zeit — hängt in der Mitte des Zimmers von der Decke herab. Und man hat die Empfindung, daß die große und einsame Krone, in der keine Kerzen stecken, nur bei besonderen Feierlichkeiten entzündet würde, wenn getauft oder konfirmiert oder getraut wird.

Das ganze Haus gleicht dieser Stube: es ist voll von alten Schatullen, die Uhren tragen, deren Zifferblatt zwischen vergoldeten Säulen ruht, und schweren Tischen, deren Mahagoniplatten ohne Decken sind; und hier und dort in den Winkeln Muscheln und weiße Korallen, all die wunderlichen Dinge, die von den Ostindienfahrern heimgebracht wurden, und von jenen, die nach China fuhren . . .

Und wenn sich jemand — selbst aus der Familie — auf die geradrückigen Stühle setzt oder an die ungeheuern, öden Tische, hat man das unbestimmbare Gefühl, daß sie hier auf Besuch wären und bald wieder aufbrechen wollten.

Marechal Niel und Bonaparte hängen über dem Rauchtisch.

Die Geselligkeit in diesem Hause ist patriarchalisch und zeremoniell wie die Vergangenheit, der es angehört.

Man hat die Gastmahlszeit aus der Mitte des Jahrhunderts beibehalten, und man geht nach dem Range zu Tisch.

Die altmodischen Schüsseln, auf denen das Gemüse in den sinnreichen Figuren angeordnet ist, worin die Kochfrauen unserer Großeltern ihre Meisterschaft zeigten, werden von gravitätischen Mädchen mit großen, weißen Hauben herumgetragen, während die Gäste die Weine aus kleinen massiven Gläsern auf hohen und schweren Füßen schlürfen und der Wirt den Gästen zutrinkt, jedem einzelnen mit einer Anrede, die ihn preist, und schließlich seinen Söhnen, die ihm ein Beistand im Hause sind.

Eine gleichmäßige und ruhige Munterkeit verbreitet sich um den Tisch, eine festliche Behaglichkeit ohne Lärm, während die vielerlei Konfitüren, die der Tag aus den mächtigen Wandschränken hervorgerufen hat, die zehn Jahrgänge mit Zahlen und Nummern bergen, in Assietten von Hand zu Hand gehen; und es wird das Wohl der Hausfrau getrunken, die weiß und klein ist und an Bilder von Frau Gyllembourg erinnert.

Man ißt langsam, wie Leute essen, die einen Ruhetag haben; und es vergeht lange Zeit, ehe man aufsteht und den Hausleuten dankt, die in der Türe den Gästen die Hand drücken, während sie Seite an Seite stehen.

. . . In einem kleinen Stübchen hinter den anderen, wo ein Damastsofa hinter dem aufgeschlagenen Klapptisch steht, sitzen am Abend die Herren bei ihren Gläsern. Sie erzählen alte Geschichten aus der Kindheit Christianias.

Der Rauch ist dicht und verdeckt schon halb ihre Gesichter . . . .

Und man denkt unwillkürlich an ein altes und halb verwischtes Bild, dessen Linien bald ganz verschwunden sein werden . . . .

Poulsens Telegraphon

Von Dr. G. Eichhorn

Mit vier Abbildungen

ine der ingeniösesten Vorrichtungen zur Aufnahme, Aufbewahrung und Wiedergabe von Tönen und Sprachlauten mit allen feinsten Nuancierungen ist das Telegraphon, eine Erfindung des dänischen Ingenieurs Valdemar Poulsen, der nebenbei jetzt auch seit etwa zwei Jahren eine neue Epoche auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie und Telephonie eingeleitet hat, durch seinen Generator für kontinuierliche elektrische Schwingungen.

Das Grundprinzip des Telegraphons wird durch Abbildung 1

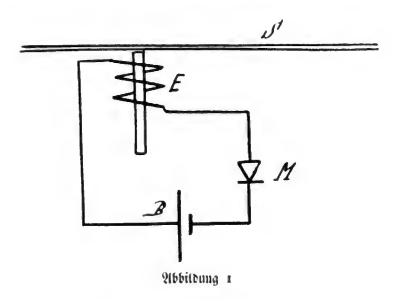


Abbildung 1

veranschaulicht. In dem Stromkreise der Batterie B befindet sich ein Mikrophon M und ein Elektromagnet, das heißt: ein Stab aus weichem Eisen, der von einer Drahtspule umgeben ist; wenn die Drahtspule von dem elektrischen Strom durchflossen wird, so wird der Stab magnetisch, und zwar

schwankt die Stärke des auftretenden Magnetismus entsprechend den verschiedenen Intensitäten des Stromes. Läßt man nun ein Stahlband S an dem Pol des Elektromagneten E vorbeistreichen und spricht man gleichzeitig gegen das Mikrophon M, so wird das Stahlband in Abhängigkeit von den variierenden Sprechströmen magnetisiert, und zwar dauernd, sodaß die Schallwellen auf dem Stahlband gewissermaßen magnetisch eingraphiert werden, ganz analog der mechanischen Eingraphierung auf einer Grammophonplatte. Wie Poulsen selbst sich zutreffend äußerte, verbleibt jetzt längs des Stahlbandes oder Stahldrahtes eine wellenförmige Magnetisierung, und die Anwesenheit dieser Lautschrift läßt sich nun sehr leicht mit Hilfe eines Telephons konstatieren, das mit dem Elektromagneten verbunden wird; wenn vor diesem, wie vorher, der Stahldraht vorbeigezogen wird, so hört man im Telephon wieder die ursprünglichen Sprachlaute. Daß die Lautschrift permanent genannt zu werden verdient, geht daraus hervor, daß man auf diese Weise die

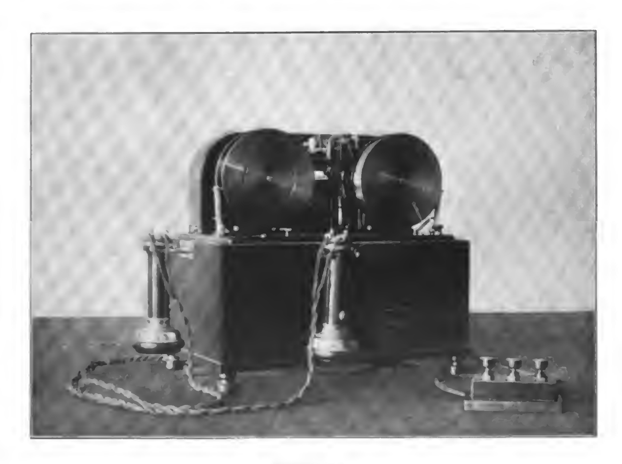


Abbildung 2

Rede ohne Abschwächung beliebig oft reproduzieren kann. Und doch läßt sich die Lautschrift im Handumdrehen vom Stahldraht entfernen, wenn man diesen kräftig magnetisiert; etwa so, daß man den Elektromagnet mit einer Batterie verbindet und den Stahldraht dann aufs neue vor ihm vorbeiführt. Die Rede ist dann vollständig ausgelöscht und der Stahldraht zur Aufnahme einer neuen Rede bereit.

Bei meiner letzten Anwesenheit in Kopenhagen führte mir Herr Poulsen die neuesten Ausführungsformen seines Telegraphons vor, auf die ich an Hand von photographischen Abbildungen noch etwas näher eingehen will.

Ein Telegraphon zur Verbindung mit dem Telephon ist in Abbildung 2 (Seite 523) gezeigt. Die vorne sichtbaren Rollen, auf welche etwa fünftausend Meter Klaviersaitendraht von ein Viertel Millimeter Dicke aufgewickelt sind, werden von einem kleinen im Innern des Kastens untergebrachten Elektromotor in Umdrehung versetzt, wobei der Gang des Apparates: Vorwärtslauf,

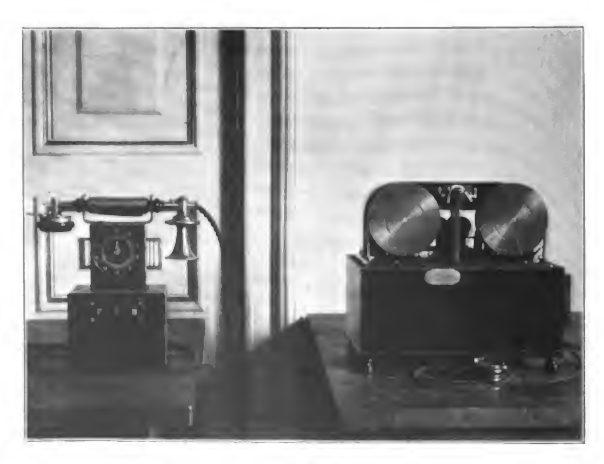


Abbildung 3

Rücklauf und Anhalten, vermittels eines Relais gesteuert wird. Sobald der Apparat benutzt werden soll, bringt man eine mit Stahldraht bewickelte Spule auf der linken Seite an und befestigt das eine Drahtende mittels einer kleinen Feder auf der rechten leeren Spule, wobei der Draht in die Magnetanordnung gelegt wird. Letztere besteht außer einer Führung für den Draht aus vier kleinen Elektromagneten; von diesen sind die beiden ersten Löschmagnete, die den Draht von etwa noch vorhandenen alten Aufzeichnungen reinigen; die beiden anderen dienen dazu, die Sprache auf den Draht niederzuschreiben und später wieder abzuhören. Wenn der Apparat dazu gebraucht werden soll, eine telephonische Mitteilung automatisch aufzunehmen, so wird an einer gewissen Stelle ein Kontaktknopf hochgezogen, während die Telephonhörer hängen bleiben. Der Apparat setzt sich dann beim Anruf in Gang und läuft ununterbrochen eine Minute lang. Durch einen neuen Anruf kann man ihn abermals in Funktion bringen; im ganzen zehnmal, da der Draht zehn Minuten braucht, um von der einen auf die andere Spule hinüberzulaufen.

Wenn man das aufgenommene Gespräch abhören will, läßt man den Draht erst zurücklaufen und hört dann mit den beiden Telephonen, während der Apparat in Gang gesetzt wird.

Die vollständige Einrichtung für den Diktatgebrauch besteht aus einem Telephon-Apparat, in den hinein diktiert wird, und von dem aus das Telegraphon, welches das Gespräch aufnimmt, bedient wird, und aus einem zweiten Telegraphonapparat, durch den das Diktat abgehört wird, um alsdann niedergeschrieben zu werden. Diktat und Abhören bleiben so vollständig unabhängig voneinander, daß keine Stockung eintritt.

Telephon und Telegraphon zur Aufgabe beziehungsweise Aufnahme des Diktats zeigt Abbildung 3; der Zeiger gibt an, an welcher Stelle des Drahtes man sich befindet. Wenn die Spule abgelaufen ist und ausgewechselt werden muß, ertönt ein Klingelzeichen.

Abbildung 4 (Seite 526) zeigt den Apparat, von dem aus das Abschreiben vor sich geht; er ist zusammen mit einer Schreibmaschine auf einem Tisch montiert. Hände und Augen bedienen die Schreibmaschine, während das Ohr das Diktat hört. Durch einen Pedalkontakt, also mit den Füßen, löst man die Vorwärtsbewegung des Apparates aus, ebenso hält man ihn durch einen



Abbildung 4

anderen Pedalkontakt an, wobei im letzteren Falle der Apparat sogar ein kleines Stück zurückläuft, sodaß man dann gleich wieder im Zusammenhang ist, falls man einmal den Faden des Diktats verloren haben sollte. Der Rücklauf des Apparates wird durch einen Kontaktknopf bewirkt, der sich auf dem Tisch befindet.

Die Schärfe und Klarheit der Wiedergabe von Tönen und Worten durch das Telegraphon ist ganz unvergleichlich; wie ich mich überzeugte, wird selbst das Atmen und Hineinhauchen deutlich reproduziert. Das ist leicht verständlich, da Poulsen durch sein ingeniöses magnetisches Prinzip alle störenden Nebengeräusche fernhält, welche den anderen mechanischen Eingraphierungs- und Reproduktions-Prinzipien notwendigerweise anhaften müssen.

Ostafrika / Von Dr. F. Martin

Mit der allerdings von geringer kolonialer Weisheit zeugenden Phrase: „Das einzige große Kolonialreich am Indischen Ozean, das Deutschland besitzt und besitzen muß bei der kolossalen Expansion seiner Bevölkerung", schloß der Verteidiger im münchener Petersprozeß die Apotheose seines Klienten. Über derartige Ausflüsse forensischer Beredsamkeit könnte man ja schließlich ruhig zur Tagesordnung übergehen, wenn für uns nicht gerade heute Ostafrika aus schwerwiegenden Gründen von eminenter Bedeutung wäre. Die Reise des neuen Kolonialsekretärs dorthin und alle die großen finanziellen Pläne und Hoffnungen, die sich daran knüpfen, lassen eine Betrachtung der bisherigen Entwicklung des genannten Schutzgebietes als wünschenswert und notwendig erscheinen. Wir müssen zuerst die Handelsbilanz in Betracht ziehen, die uns die amtliche Denkschrift für 1906/07 bietet. In ihr ist streng zwischen dem Küstenhandel und dem Binnenlandhandel zu scheiden, der durch die englische Ugandabahn zu einer gewissen Bedeutung gelangte. Für die Küste ist das Resultat wirtschaftlich recht kläglich zu nennen. Die Ausfuhr hat sich nämlich gegen das Vorjahr mit einem Betrage von 7,8 Millionen um ganze achtundachtzigtausend Mark gehoben. Und doch verlangt man gerade von einer Kolonie, daß sie in steigendem Maße Kulturwerte zum Export schaffe. Dabei ist für die wichtigsten Rohprodukte fast überall ein Rückgang zu verzeichnen. So für Tabak, Pfeffer, Hanf und fast alle Erzeugnisse der Forstwirtschaft, auch für Gummi und Elfenbein. Es würde sich sogar ein direkter Rückgang der Ausfuhr ergeben, wenn nicht der Hafen von Daressalam über eine Ausfuhr von Metallwaren im Werte von dreihundertfünfzehntausend Mark verfügte, wobei zu bemerken ist, daß die Produkte natürlich auch an diesem Platze importiert wurden, daß es sich also nur um einen Umschlagshafen handelt. Einen wirklichen Fortschritt zeigt nur die Ausfuhr von Sisalhanf, über dessen weitere Bedeutung beim Kapitel Plantagen noch zu sprechen sein wird. Den 7,8 Millionen Ausfuhr stehen 21,1 Millionen Einfuhr gegenüber, ein wirtschaftlich äußerst ungesunder Zustand, der

sich noch verschlechtert, wenn man dem Ursprung der fünfeinhalb Millionen nachgeht, um die sich der Import im letzten Jahre gehoben hat.

Eine runde Million nämlich kommt auf die Einfuhr von vegetabilischen Lebensmitteln, und das in einem Lande, dessen Fruchtbarkeit jederzeit so gerühmt wurde. Allein Reis mußte für eineinviertel Millionen importiert werden. Selbst frische Gemüse figurieren mit zweiunddreißigtausend Mark. Auch der Bedarf an Getränken außer Mineralwasser hat sich bezeichnenderweise mit sechshundertfünfzigtausend Mark bei einer Zunahme um dreihunderttausend Mark beinahe verdoppelt. Der Verbrauch an tierischen Nahrungsmitteln, die eingeführt wurden, stieg ebenfalls um einhundertfünfzigtausend Mark, und zwar auf 0,6 Millionen. Bargeld wurde infolge der Abänderung des Münzsystemes um 1,2 Millionen mehr eingeführt. Diesen Zahlen gegenüber erscheint eine Zunahme der Textilwaren und so weiter um 0,7 Millionen geringfügig, besonders wenn man berücksichtigt, daß Baumwollengewebe nur durch eine Wertsteigerung an der Zunahme beteiligt waren, während in Wirklichkeit fünfundzwanzigtausend Kilogramm weniger eingeführt wurden. Dieselbe Erscheinung bieten Eisenwaren, wo 2,6 Millionen Kilogramm weniger eingeführt wurden und sich der Einfuhrwert doch um zweihundertachtundzwanzigtausend Mark steigerte. Diese Tatsachen lassen ungünstige Rückschlüsse auf eine allgemeine Teuerung im Schutzgebiete überhaupt zu. Auffallend ist auch der Umstand, daß der Import einer großen Menge von Artikeln abgenommen hat, deren wachsender Verbrauch auf eine Steigerung der Kultur hätte hinweisen können: wie Lederwaren, Korb- und Bastwaren, Glaswaren und Bücher. Wenn wir den Rest der steigenden Einfuhr neben der Entwicklung einiger Plantagenbetriebe größtenteils dem staatlichen und staatlich gestützten Bahn- und Straßenbau zugeschrieben haben, so zeigt auch die Einfuhr über die Küstenplätze kein allzu blühendes Bild. Besser sind die Verhältnisse zum Teil an der Binnengrenze. Hier ist die Ausfuhr um eine Million und die Einfuhr um zwei gestiegen und stehen jetzt 3,1 Millionen Ausfuhr 4 Millionen Einfuhr gegenüber. Hier sind auch wirklich neue Werte geschaffen worden; so hat sich die Erdnußproduktion von 126 000 auf 376 000 und der Export von Häuten und Fellen von 1,2 auf 1,7 Millionen gehoben. Es fehlt aber auch hier nicht an Blendern. So steht der Ausfuhr von Kautschuk für 311 000 Mark ein Import des gleichen Produktes von 332 000 Mark

gegenüber. Das Land selbst hat das nicht hervorgebracht, sondern es wurde über die Kongogrenze geschmuggelt und dann zum größten Teil auf der Ugandabahn zur Küste befördert. Da die Herren vom Kongostaat, alten guten Gebräuchen treu, von nun ab Kautschukschmuggel mit dem Tode und Einziehung des Gummis bestrafen, wird hier wohl ein Nachlassen der Ziffern zu erwarten sein. Das zweifellose Aufblühen des Handels im Seegebiete ist in erster Linie auf Rechnung der englischen Ugandabahn zu setzen, die alle exportfähigen Artikel im weiten Umkreise anzieht.

Die Folge ist natürlich, daß diese Bahn deutscherseits als Vorbild dafür angeführt wird, wie man afrikanische Gebiete ertragsfähig machen könne. Die Sache liegt aber nicht so einfach. Die Engländer haben einhundertdreizehn Millionen für den Bau dieses Schienenweges ausgegeben, sein Endziel war aber kein wirtschaftliches, sondern ein strategisches. Mit Hilfe der Ugandabahn ist nämlich England in der Lage, im Notfalle, das heißt: wenn der Suezkanal gesperrt sein sollte, was in Kriegsfällen sehr leicht möglich ist, seine Truppen von Ägypten aus direkt nach den Ufern des Indischen Ozeans zu bringen und sie so zur Verschiffung nach Indien disponibel zu haben. Daß die Bahn nebenbei auch etwas rentabel wurde — sie bringt heute volle 0,7 Prozent auf — hieß für sie, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Purer Unverstand wäre es aber, wenn nun auf deutschem Gebiete, wie dies leider geplant zu sein scheint, auf eine Entfernung von einigen hundert Kilometern eine Parallelbahn von Tanger nach Bukoba am Viktoriasee als Verlängerung der bereits bestehenden immer noch unrentabeln Usambarabahn errichtet würde. Auf diese Weise würde eine völlig unnütze Konkurrenzlinie geschaffen, die das wirtschaftliche Gedeihen beider Linien selbst in kleinem Maße unmöglich machen würde. Die Ugandabahn ist ja auch für Deutschland kein Schaden, da wir die Ausfuhrzölle in Bukoba und den anderen Orten am Viktoriasee ebenso für alle Exportartikel erheben wie an der Meeresküste. Ich habe die Usambarabahn unrentabel genannt, was sich kaum bestreiten läßt, selbst wenn sie kleine Betriebsüberschüsse aufzuweisen hat, die man natürlich nicht mit Renten auf das Anlagekapital verwechseln darf. Wenn wir zudem aus dem Jahresbericht erfahren, daß den fünftausendfünfhundert Tonnen, die auf dieser Bahn landeinwärts gebracht werden, nur zweitausend Tonnen Ausfuhr entgegenstehen, so wird das Bild um so trüber, zumal die erstere

Zahl in der Hauptsache auf den Transport von Materialien für die Weiterführung der Bahn und den staatlichen Wegebau von Mombo nach Moschi zurückzuführen ist. Nicht vergessen darf man auch, daß in der Ausfuhrrichtung der Ugandabahn an erster Stelle Elfenbein mit sechsundfünfzig Prozent figuriert, also ein Exportartikel, der in absehbarer Zeit stark zurückgehen, wenn nicht auf völlige Bedeutungslosigkeit herabsinken muß. Auch die berühmten Ansiedlungsverhältnisse im Kilimandscharogebiet, dem Idealland unserer Kolonialschwärmer für deutsche, bäuerliche Einwanderung, sind noch weit davon entfernt, eine Verlängerung der Usambarabahn bis in diese Gegend zu rechtfertigen. Heute finden wir dort nur eine kleine Zahl auf niedrigster Kulturstufe stehender Deutschrussen und einige Burenfamilien, von denen ein großer Teil bereits wieder abgewandert ist. Beide also keine Elemente, die eine blühende Kultur hervorzubringen imstande sind, welche die Millionenausgabe einer Bahn rechtfertigen könnte. Für die Einwanderung deutscher Bauern werden diese Gebiete heute noch nicht als „reif" erklärt. Man darf aber annehmen, daß es wenig deutsche Bauern gibt, die über das unbedingt notwendige Kapital (zirka zehntausend Mark) verfügen und zugleich Lust haben, ihre heimischen Wohnstätten mit denen am Kilimandscharo zu vertauschen. Was also dorthin zieht, wird meist unbrauchbares Material in jeder Hinsicht sein. In Usambara selbst finden wir die meisten bis jetzt in Ostafrika existierenden Plantagen. Leider muß heute von allen Seiten zugegeben werden, daß der Kaffeebau dort als „erledigt" anzusehen ist. Viele Millionen deutschen Kapitales, die Herr Dernburg noch vor kurzem unter den „werbenden" angeführt hat, sind also unwiederbringlich in afrikanischer Erde begraben. Man hat nach Ersatz gesucht und sich dabei vor allem auf Sisalagaven und Kautschuk geworfen. Es ist nicht uninteressant, was über diese beiden Artikel Herr Doktor O. Bongard, ein Reisebegleiter des Herrn Staatssekretärs, in seinem Buch „Die Studienreise des Herrn Staatssekretärs Dernburg nach Deutschostafrika" sagt: „Gegenwärtig machen die Inhaber von Sisalagavenplantagen glänzende Geschäfte. Da man aber in allen tropischen Gegenden, wo Sisal gedeiht, eifrig bemüht ist, die günstige Kultur auszunützen, wird ein Preisrückschlag nicht mehr lange auf sich warten lassen." Also auch für Sisal ein Niedergang in absehbarer Zeit, zumal es viele Länder gibt, in denen die Produktionskosten billiger sind als gerade in Ostafrika. Selbst den Kaut-

schukplantagen stellt Herr Bongard kein allzu günstiges Prognostikon, wenn er sagt: „Auf die Dauer werden die Kautschukplantagen mit denjenigen Kolonien, in welchen die Kautschukgewinnung als Raubbau betrieben wird, und mit den ostafrikanischen Eingebornen als Kleinpflanzern von Kautschukbäumen nicht konkurrieren können.“ So spricht ein Mann, der gewiß nicht kolonialfeindlich angehaucht ist. Was werden wohl hierzu die neuen Aktionäre aller der vielen Sisal- und Kautschukgesellschaften sagen, die gerade im letzten Jahre gleich Pilzen bei uns emporgeschossen sind, und die teilweise in ihren Prospekten bereits für das dritte Betriebsjahr acht Prozent und für die folgenden fünfzehn und fünfundzwanzig Prozent und noch mehr in Aussicht gestellt haben. Zudem ist gerade bei Kautschuk bis heute noch nicht der volle Beweis geliefert, daß plantagenmäßig gepflanzte Gewächse überhaupt ein langjähriges, regelmäßiges Anzapfen aushalten!

Es bleibt neben der allzeit rentabeln Kokospalme, die aber an die Küstenstriche gebunden ist, nur noch Baumwolle. Ein so regenarmes Land wie Ostafrika wird aber auch hier Enttäuschungen bereiten. Nun spricht man heute schon von der Anlage großer Stauwerke zur künstlichen Bewässerung. Ich glaube vermuten zu dürfen, daß auch Herr Dernburg ein derartiges Projekt im Busen trägt. Man wird dann sicher auf die Werke der Engländer am Nil hinweisen. Nur vergißt man dabei, daß es sich hier nur um eine den technischen Fortschritten der Neuzeit entsprechenden Verbesserung eines Jahrtausende alten Systemes handelt!

Für unseren Fall sollten wir uns die Erfahrungen zunutze machen, welche die Engländer am Kap mit ihren Stauanlagen gemacht haben. Sie sind leider keineswegs ermutigend. Auch ist dabei zu bemerken, daß die Engländer dort erst sozusagen notgedrungen begonnen haben, solche Anlagen zu errichten, nachdem nämlich für die stetig wachsende Eingebornenbevölkerung anderes brauchbares Land nicht mehr disponibel war. Und so weit sind wir in Ostafrika meines Wissens noch lange nicht. Auf jeden Fall müssen so teure Unternehmungen der Privatinitiative überlassen werden. Wenn sie findet, daß die Sache rentabel sei, wird sie sich von selbst daran machen. Das fortwährende helfende Einspringen der Regierung kann hier gesunde Verhältnisse nicht erzeugen. Das gleiche gilt im großen ganzen auch für alle geplanten großen Eisenbahnunternehmungen.

Die Aussichten des ostafrikanischen Plantagenbetriebes sind also zumeist äußerst trübe. Der Mangel an tüchtigen Arbeitern spielt hierbei ebenfalls eine große Rolle. Die Behandlung der schwarzen Kontraktarbeiter von seiten der weißen Pflanzer, wie sie in der amtlichen Denkschrift geschildert wird, spottet übrigens jeder Beschreibung. Wer die Arbeiterverhältnisse in anderen Tropenkolonien kennt, hält sie kaum für möglich!

Eine letzte Hoffnung für das Gedeihen unseres Schutzgebietes hat man auf seinen Metallreichtum gesetzt. Wie oft, besonders um die Zeit, als der Etat in den Reichstag kommen sollte, kamen Meldungen von reichen Goldfunden, die später in nichts zerrannen. Auch in der letzten Zeit konnte man lesen: „Ein deutscher Bergingenieur bereist seit einigen Monaten im Auftrage eines deutschen Konsortiums Deutschostafrika. Die Mutungen nach abbaufähigen Metallen sollen bisher von gutem Erfolge begleitet gewesen sein." In Wirklichkeit steht die Sache so, daß einhundertdreiundvierzig Schürffeldern auf Edelmetalle kein einziges Bergbaufeld gegenübersteht. Nur aus dem Distrikt Muansa wurden acht Kilogramm Golderz ausgeführt, ferner finden wir vierunddreißig Kilogramm Granaten für einhundertvierundsiebzig Mark, gegen achtundachtzig Kilogramm im Vorjahre, und zweiundvierzig Kilogramm andere Edelsteine im Werte von ganzen vierunddreißig Mark. — Ein kleiner Lichtblick sind die Glimmerbrüche im Ulugurugebirge, die für rund siebzigtausend Mark exportierten.

In der Hauptsache sind aber auch die Bergbauverhältnisse nicht so, daß sie einen Bahnbau rechtfertigen könnten, zumal das Ulugurugebirge bereits über eine Schienenverbindung mit der Küste verfügt. Trotzdem werden wir demnächst von größeren Forderungen in dieser Hinsicht zu hören bekommen. Leider wird sich dann die staatliche Mindestforderung für Ostafrika von einer Million, die Herr Dernburg neulich in der Budgetkommission des Reichstages rühmend hervorhob, in das Gegenteil verwandeln. Wir werden vielmehr auf Jahre hinaus mit weiteren großen Zuschüssen für unsere Kolonie rechnen müssen, denn so wie die Stimmung heute ist, wird die Forderung der großen Zentralbahn von Daressalam über Tabora nach dem Tanganyika Bewilligung finden, wenn man auch vorläufig klugerweise nur die Strecke bis Tabora verlangen wird. Und wozu dieser Bau, der mit hundert Millionen kaum hergestellt werden kann? Da kommt das neue Programm un-

serer Kolonialverwaltung. Nachdem die Plantagenkultur, das eigentliche Ziel einer Tropenkultur, versagt hat, — nebenbei bemerkt, nicht nur in Ostafrika, sondern auch in Kamerun —, nachdem bedeutende Metallfunde im Laufe von zwei Dezennien eifrigen Suchens nicht gemacht wurden, soll in beiden Kolonien die Eingebornenkultur gehoben werden. Der Neger soll zum fleißigen Kleinbauern gemacht werden, der uns alle jene erwünschten Produkte hervorbringt, die ein wirkliches Aufblühen der Kolonie erwarten lassen. Ob das Gelingen dieses Planes heute schon so fest steht, daß wir neue Millionen den alten, für immer verlorenen nachsenden, sodaß sich die Gesamtausgaben für unsere Kolonien in absehbarer Zeit auf die runde Milliarde belaufen werden? Ist es nicht der Strohhalm, an dem sich der Ertrinkende vor dem Untergange zu halten sucht? Und alles dies zu einer Zeit, wo die Finanzen des Reiches sich nicht in der Lage befinden, große Spekulationsausgaben mit hohem Risiko zu gestatten! Es ist eben der letzte Versuch, die Kolonie zum wirklichen Gedeihen zu führen, für die seit Jahrzehnten eine fortgesetzte Reklame von zumeist beteiligter Seite gemacht wurde, und deren Erwerbung heute von manchen Leuten als eine große patriotische Tat hingestellt wird. Daß bis jetzt und wohl auch auf absehbare Zeit nur die ein gutes Geschäft gemacht haben, die ihren Patriotismus auf so hervorragende Weise betätigten, wird leider zumeist übersehen!

Und noch eins! Allen Respekt vor Herrn Dernburgs durchgreifendem organisatorischen Talent! Auf seinem eigensten Gebiet soll er es ja vollauf bewährt haben. Daß er ein Meister der Zahlen ist, hat er auch als Kolonialminister schon gezeigt. Nur dürfte da gar manche seiner Ziffern mit etwas Vorsicht aufzunehmen sein. Denn Zahlen sind unter der Sonne der Tropen vielleicht noch mehr dem Wechsel unterworfen als an der Börse. Eine Frage für sich aber ist es, ob Herr Dernburg à conto seiner Talente befähigt ist, heute schon, nach einigen Wochen afrikanischen Aufenthaltes, ein endgültiges Urteil über den zentralafrikanischen Neger als Kultur- und Produktionsmittel zu fällen und auf dieses Urteil, das noch dazu mit dem vieler Männer von langjähriger Tropenerfahrung in recht bedeutendem Widerspruch steht, große staatliche Millionenprojekte zu gründen? Was würde Herr Dernburg seinerseits dazu sagen, wenn ein Mann mit dem bewußten, durch keine Sachkenntnis getrübten Blick, nachdem er einige Monate in einer großen

Bank tätig war, dort auf einmal als Direktor auftreten und das betreffende Institut mit hohen Summen in gewagten neuen Spekulationen engagieren wollte? Und bei alledem glaube ich, behaupten zu können, daß die fremden Eindrücke, die auf den Neuling in dem Getriebe einer Großbank einwirken, nicht so wuchtig, ich möchte fast sagen, sinnverwirrend sind, wie jene, die so ziemlich auf jeden Europäer ohne Ausnahme beim ersten Aufenthalte in einem Tropenlande einstürmen.

Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen

Von W. Hermannsdörfer

I

Die Versuchung*)

Man hegt im allgemeinen die Ansicht, es sei das Hungern so ziemlich das schlimmste, was einen Menschen treffen kann. Ich halte das nicht für zutreffend. Ich habe als Arbeitsloser und später als ein auf die schwarze Liste Gesetzter Jahre hindurch oft mehrere Tage hintereinander absolut nichts gegessen; ich fand das, wie gesagt, nicht so schlimm, wie das gewöhnlich aufgefaßt wird. Wohl verursacht das Hungern in den ersten Stunden oder am ersten Tag bedeutende physische Schmerzen, man fühlt die Leere im Magen und in den Eingeweiden, es knurrt und rumort da drinnen, und man hat das Gefühl, als würden die Gedärme und der Magen zusammengepreßt und mit Zangen gezwickt. Es ist das nicht angenehm, jedoch es ist leidlich zu ertragen. Am zweiten Tag stellt sich in der Regel leichtes Fieber ein, der Schmerz in dem Magen und in den Gedärmen läßt nach, die Herz-

*) Ein Münchener Arbeitsloser, von Beruf Modellschreiner, sandte uns einen ganzen Stoß Erinnerungen aus seiner Arbeitslosenzeit. Wir wählten diese beiden Stücke aus, die uns besonders charakteristisch erschienen, und haben auch stilistisch nur das allernötigste geändert.

Die Redaktion

tätigkeit wird erheblich größer, rasch wird das Blut durch den Körper getrieben, auch die Gehirntätigkeit wird gesteigert, tausend Gedanken zucken blitzartig durch den Kopf. Man ist zum Träumen und Phantasieren disponiert, groteske Bilder und Pläne bilden sich im Gehirn, um im nächsten Moment wieder zu vergehen wie Seifenblasen. Die Nerven sind überspannt, man ist erregt und leicht reizbar, selbst wenn man unter gewöhnlichen Verhältnissen sich ruhig und gelassen zu benehmen pflegt.

Am dritten Tag läßt die Spannung in den Nerven nach, die Herztätigkeit ist zwar sehr unregelmäßig, aber nicht mehr so lebhaft denn am zweiten Tag. Die Gehirntätigkeit läßt nach, im Kopf fühlt man in der Regel einen dumpfen Schmerz, im Magen empfindet man nur ein leichtes Brennen, allmählich verfällt man in Gleichgültigkeit und Lethargie. So wenigstens äußerte sich der Hunger bei mir. Es ist also das Hungern an sich nicht so schlimm.

Der Forscher in der Wüste, der Soldat im Feld mag, wenn er zum Hungern gezwungen ist, sich damit trösten, daß die Sache eben nicht zu ändern ist; sie können sich schließlich sagen, daß sie einer guten oder großen Sache dienen, und daß ihnen das später das Vaterland oder die Menschheit danken wird. Dieses Bewußtsein mag ihnen Trost und Stärke verleihen und sie über die physischen Schmerzen hinweg trösten. Schließlich hungert der Soldat und der Forscher für sich allein, beide haben vielleicht das Bewußtsein, daß daheim die Ihren versorgt sind. Wie anders ist das beim Arbeitslosen, beim Ausgesperrten oder auf die schwarze Liste Gesetzten. Sie bewegen sich in der Stadt mitten zwischen gefüllten Speichern und Läden, sie gehen an Hotels und Restaurants vorbei, sie sehen andere sich satt essen und erblicken überall Luxus und Reichtum.

Er hungert nicht allein, auch seine Frau, seine Kinder hungern, er empfindet und kennt die traurigen Folgen des Hungerns und der Unterernährung, er steht demgegenüber wehrlos da, es ist ihm jede Möglichkeit, es anders zu machen, genommen. Sein bißchen Habe ist verkauft oder versetzt, seine Freunde sehen ihn ungern kommen; diese haben in der Regel selbst Mangel. Hat solch ein Unglücklicher in der Erwartung auf eine Stellung sein Domizil gewechselt und befindet er sich somit in neuen, fremden Verhältnissen und unter fremden Leuten, so ist er noch schlimmer daran. Jedem verlaufenen Hund, jedem verirrten Kätzchen oder entflogenen Kanarienvogel wird Mitleid entgegengebracht; man nimmt sie auf und gibt ihnen Nahrung und Unterkunft. Einen hungernden Arbeits-

losen meidet man, man begegnet ihm mit Mißtrauen, wenn nicht gar mit Verachtung oder Hohn und Spott. Wohltätigkeitseinrichtungen sind, ganz abgesehen davon, daß damit niemand wirklich geholfen werden kann, nur Mittel, Charakter und Selbstachtung zu vernichten. Diese seelischen Qualen und das trostlose Bewußtsein, kein Mittel zu haben, um aus dieser Lage herauszukommen, sind viel drückender, marternder und aufreibender als das Hungern an sich.

Ist es denn da nicht erklärlich, daß der Selbsterhaltungstrieb einen solchen Unglücklichen auf den Gedanken bringt, einen Ausweg zu suchen um jeden Preis, und sei es auch ein Weg, auf dem man eventuell mit der landläufigen Moral und den bestehenden Strafgesetzen kollidieren könnte.

Hat sich ein solcher Gedanke einmal, und wenn auch nur flüchtig, im gemarterten Hirn eines hungernden Arbeitslosen festgesetzt, — das trostlose Milieu, in dem sich der Unglückliche befindet, sorgt schon dafür, daß diesem Gedanken immerfort neue Nahrung zugeführt, und daß der Gedanke schließlich Entschluß wird.

Verfügt solch ein Ausgestoßener nicht doch noch über einen guten Fonds angeborenen oder anerzogenen Charakters, der im entscheidenden Moment zum Durchbruch kommt und den gewagten Schritt verhindert, dann ist es um den Armen geschehen; Polizei und Gerichte bekommen Arbeit und schwatzhafte Moralheuchler Stoff zu pharisäerischen Predigten über die Verderbtheit und Gewissenlosigkeit der heutigen Arbeiter. Ihr laßt den Armen schuldig werden und übergebt ihn dann der Pein.

Es war April, als ich den Laufpaß bekam. In all der langen Zeit — es war dann Spätherbst — war es mir noch nicht geglückt, Stellung zu bekommen, obwohl ich nicht darauf versessen war, nur in meinem Beruf zu arbeiten, und trotzdem ich gerne jede andere Beschäftigung angenommen hätte. Wie sollte das auch anders sein, mitten in der Krise, die damals in München Zehntausende zur Arbeitslosigkeit und zum Hungern zwang. An einem frühen Morgen hatte ich in den Münchner Neuesten Nachrichten gelesen, daß ein Schreiner zur Anfertigung eines großen Tierkäfigs gesucht werde. Es war in der Maximilianstraße, in einem Pensionate. Sofort machte ich mich dorthin auf den Weg; und als ich hinkam, war ich zu früh daran. Die Herrschaft hatte noch nicht Toilette gemacht; ich sollte später kommen. Ich ging ein paarmal die Maximilianstraße auf und ab und sprach gegen neun Uhr noch einmal im Pensionate vor. Es wurde mir gesagt, es seien schon eine Menge Leute dagewesen, ich solle,

wie diese, den Preis angeben und um zwölf Uhr wieder kommen. Als ich unten das Haustor verließ, wurde ich von einem Herrn angehalten, der sich als Geheimpolizist legitimierte und mich wegen Bettelns arretierte. Ich weigerte mich, mitzugehen, und verlangte, der Polizist solle mit ins Pensionat kommen; dort würde man mir bestätigen, daß ich nicht gebettelt, sondern wegen Arbeit vorgesprochen hätte. Als wir hinaufkamen, wurde mir dies natürlich bestätigt, gleichzeitig wurde mir aber auch gesagt, daß ich die Arbeit nicht erhielte und nicht mehr zu kommen brauchte. Nachdem ich dem Geheimen meine Empörung über seine Dummheit ausgedrückt hatte, mußte mich der Beamte laufen lassen. Daheim wußte ich alles leer; kein Brot, kein Brennmaterial, nichts im Hause, die Wertsachen längst versetzt und verkauft, wir alle voll Hunger, wie schon so oft in der letzten Zeit. Ich suchte und sann, ob ich nicht doch noch etwas fände, was ich zu Geld machen könnte. Es war vergebens. Da fiel mein Blick auf den kleinen Rest meiner Bibliothek. Ich nahm ein paar Bände und machte mich damit auf den Weg. Die Antiquare, die ich aufsuchte, lachten mich jedoch aus. Nun ging ich mit meinen Büchern zu Bekannten, aber leider hatten diese, wie sie wenigstens sagten, gerade die Bücher, die ich anbot, selbst. Wo dies nicht der Fall, da hieß es: ja, was soll ich mit dem Deutschen Bauernkrieg oder den alten Jahrgängen der Neuen Zeit oder gar mit Mommsens Römischer Geschichte. Eine Frau meinte sogar, sie kaufe sich lieber zu essen und zu trinken, denn Bücher; davon könne man nicht herunterbeißen.

Es war schon Abend, als ich die Neue Zeit, den Deutschen Bauernkrieg und Theodor Mommsen unterm Arm, mit leeren Taschen und leerem Magen nach Hause ging. An der Marsfeldkaserne sah ich eine Zeitlang zu, wie sich Soldaten damit amüsierten, daß sie Kommißbrotstücke in einen Haufen junger, arbeitsloser Burschen warfen. Die Soldaten lachten aus vollem Halse, wenn sich die hungrigen Arbeitslosen um die Brotbrocken am Trottoir herumrauften.

Ich war von diesem Anblick auf das tiefste empört. Mein Zorn wurde noch größer, als bald darauf von der Theresienwiese her Böllerschüsse erschollen und Raketen knatterten. Es wurde drüben ein für dreißigtausend Mark von der Stadt München gestiftetes Feuerwerk abgebrannt, das aus irgendeinem Grunde hatte verschoben werden müssen. Nun fühlte ich erst recht den Hunger wieder; und als ich daheim die blassen und trüben Gesichter meiner Kinder sah, überkam mich ein trotziger Groll; und in dieser Stunde schwor ich, unter allen

Umständen Brot und Geld zu beschaffen, gleichviel auf welche Weise und ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Brot und Geld, ein warmes Zimmer und Essen, — dieser Gedanke beherrschte nunmehr all mein Sinnen und Denken. Ich schloß mich im Schlafzimmer ein und sann und überlegte über Mittel und Wege, um meine Absicht auszuführen. In rascher Reihenfolge faßte ich hundert Pläne und verwarf diese ebenso rasch wieder; zuletzt war ich so nervös und ermüdet, daß ich unfähig war, einen klaren Gedanken zu fassen. Meine Frau und die Kinder waren längst zu Bett gegangen, ich lag noch angekleidet auf meinem Lager. Wüste Träume marterten mich bis zum frühen Morgen; und als ich erwachte, waren mir die Glieder schwer wie Blei. Wieder stand ein trostloser Tag vor mir. Wir hatten bis dahin kein Almosen beansprucht; als an diesem Morgen alsdann die größeren Kinder wieder nüchtern zur Schule mußten und die kleineren nach Brot und Milch riefen, da entschloß ich mich, es so zu machen, wie es andere Arbeitslose in der Nachbarschaft schon längst hielten, nämlich täglich am Mittag aus dem Roten Kreuz an der Nymphenburgerstraße einen Topf Suppe und ein Stück Brot zu holen. Es war ein saurer Gang, und meine Frau hatte sich überhaupt nicht entschließen können, diesen Gang zu machen. Wochenlang lebten wir fast ausschließlich von dieser Suppe, nur fand ich ab und zu noch ein Stück, das ich zum Tändler tragen konnte, und wofür wir Brennmaterial und Milch beschaffen konnten. In dieser Zeit sagte ich mir hundertmal, daß man in einer solchen Situation ohne weiteres das Recht zum Stehlen hätte; im nächsten Moment erschrak ich aber vor solchen Gedanken und wies solche Absichten weit von mir. Es kam der Erste, ich konnte keine Miete bezahlen und wurde exmittiert; nur mit Mühe gelang es mir, eine Wohnung aufzutreiben. Es war eine Mansardenwohnung, feucht und kalt, an den Wänden teilweise der Mörtel heruntergefallen, alles vernachlässigt; durch die Tünche hindurch konnte man leicht die Konturen der Fachwerkkonstruktion verfolgen, da der Mörtel längs den Balken überall Risse zeigte. An manchen Stellen war zwischen den Balken und den Backsteinen der Mörtel ganz herausgefallen, und man konnte in den Speicher hinaus sehen. Wir hatten beim Einzug unsere ganze Habe auf einem Zweiräderkarren herangefahren; unsere Dürftigkeit ist somit dem Hausherrn gleich bekannt geworden. Außerdem hatte ich beim Einziehen anstatt sieben Kinder nur drei angegeben; beim Einzug bemerkte jedoch der Hausherr, daß an der Straßenecke weitere

vier Kinder standen, die nur darauf warteten, beim Verschwinden des Hausherrn in die neue Wohnung geholt zu werden. Es wurde uns alsdann gleich wieder gekündigt. Die Kinder hatten keine Schuhe mehr, es mangelte an den Schulsachen, an Kleidern; kurz an allem. Meine Frau fing an zu kränkeln, stundenlang hustete sie. Ich wälzte mich, von Sorgen überwältigt, in schlaflosen Nächten pläneschmiedend und ruhelos auf dem Lager. An einem Morgen hatte ich auf dem nächsten Postamt zu tun. Durch das Schalterfenster erblickte ich die Geldkassette: neben Silber lagen da Hundertmarkscheine und Geldrollen; in diesem Moment durchzuckte mich ein Gedanke, den ich wochenlang nicht mehr loswerden sollte, und der mich bis ins Innerste aufwühlte. Hier wäre Aussicht, mit einem einzigen kühnen Griff aus Not und Elend zu kommen. Die moralischen Bedenken, die anfangs immer wieder in mir auftauchten, verschwanden allmählich. Ich kalkulierte: so wie seither kann es nicht mehr weitergehen, man hat doch ein Recht zum Leben; die Kinder und meine Frau verkommen in Elend, ich komme täglich weiter herunter. übrigens, wenn ich mir am Postschalter ein paar Scheine oder eine Handvoll Goldstücke nehme, so hat doch ein einzelner keinen Schaden; höchstens, daß der Schalterbeamte eine Unannehmlichkeit bekommt. Ich malte mir die Freude aus, die die Kinder haben werden, wenn sie wieder ganze Schuhe bekommen und sich satt essen können und am Sonntag wieder einen Spaziergang mit mir machen dürfen; und schließlich wird es mir dann auch wieder gelingen, eine Stellung zu finden. Diese Aussichten und Erwägungen ließen in mir die letzten Bedenken zurücktreten; und von nun an beschäftigte ich mich nur damit, wie ich den Plan am besten ausführen könne. Wiederholt kaufte ich mir am Postschalter Briefmarken, ich orientierte mich über das Verhalten der Beamten, ich berechnete die Entfernung der Geldkassette vom Schalter und kam zu dem Resultat, daß es eine Kleinigkeit sei, die Sache auszuführen. Ich beobachtete, um welche Zeit wenig oder gar keine Leute an den Schalter kommen, und war überzeugt, daß die Gefahr eines Mißlingens äußerst gering sei. Das Postamt befand sich an einer Straßenecke, das Haus stand in einem Gartendreieck, auf zwei Seiten die Straße, auf der dritten ein einsamer Fußweg. In der Zeit kurz vor Acht wollte ich mein Vorhaben ausführen. Um diese Zeit pflegte der Beamte seine Kasseneinnahme zu sortieren; es lagen da die Hundertmarkscheine neben dem zu Rollen geformten Gold. Ich würde zur Tat einen Rock an-

ziehen, den ich sonst nie trug, auch würde ich nicht wie seither einen Hut aufsetzen, sondern eine Mütze, die ich schon seit Jahren nicht mehr getragen hatte; den Hut würde ich in die Tasche stecken, den Beamten würde ich dadurch beschäftigen, daß ich ein Paket oder einen eingeschriebenen Brief aufgäbe. Nach der Ausführung der Tat würde ich über die Straße in ein Haus springen. Dort würde ich hinter mir das Tor schließen, anstatt aber die Treppen hinauf, würde ich durchs Hoftor gehen, über einen niedrigen Hofzaun würde ich ins Freie gelangen. Sollte ich von meinen Verfolgern überhaupt gesehen werden, so würden diese zweifellos erst im Hause Umschau halten. In dieser Zeit hätte ich längst einen großen Vorsprung gegen den Hirschgarten hinüber gewonnen. Auf freiem Felde würde ich die Mütze und den zweiten Rock in eine Sandgrube werfen. Am Hirschgarten würde ich das Geld vergraben und den Platz mit einem Kreidestrich an einer Planke bezeichnen. Alsdann würde ich durch die Durchfahrt bei Laim nach der Landsbergerstraße gehen und dort einen Bekannten aufsuchen; über die Hackerbrücke wollte ich später wieder heimkehren. Ein paar Tage wollten wir weiter hungern, dann wollte ich täglich von dem Geld holen und nach und nach auch Anschaffungen machen. Dies war mein Plan; ich war von dem Gelingen fest überzeugt.

Wochen waren so in fieberhafter Erregung und in aufreibenden innerlichen Kämpfen vergangen; ich sollte nun auch wieder ausziehen und hatte weder Geld noch eine andere Wohnung, zwei Kinder lagen krank darnieder. Nun wollte ich unter allen Umständen die Tat ausführen; alles war genau überlegt und vorbereitet. Nur eines hatte ich noch nicht gewagt: ich hatte meiner Frau von meinem Vorhaben noch keine Mitteilung gemacht, und doch mußte das geschehen; ich konnte nicht anders, obwohl ich davor mehr Angst hatte als vor der Ausführung der Tat sebst. Ich schämte mich; zögernd und mühsam nur konnte ich ihr meinen Plan auseinandersetzen. Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn, als ich so vor ihr stand. Sie wurde leichenblaß und antwortete nur mit einem einzigen Satz:

„Das willst du mir und den Kindern antun? Und dabei hielt ich dich für einen Sozialdemokraten und Kämpfer? Nun willst du ein Dieb werden?"

Diese Worte und dieser zu Tode erschrockene Blick aus den blauen Augen wirkten auf mich wie ein eisigkalter Wasserstrahl, wie eine bittere, aber reinigende Medizin; ich war auf das tiefste verletzt und doch wie erlöst, es war mir,

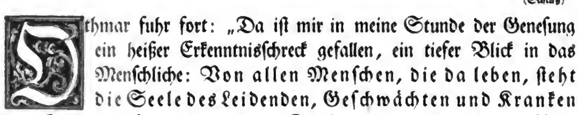
als sei ich von einer tödlichen Gefahr befreit. Ein Dieb, nicht mehr wert, mich Sozialdemokrat zu nennen, Kämpfer zu sein.

Nun, ich bin kein Dieb geworden und habe es vorgezogen, weiterzukämpfen und weiterzuhungern.

Zwölf aus der Steiermark

Roman von Rudolf Hans Bartsch

(Schluß)



Othmar fuhr fort: „Da ist mir in meine Stunde der Genesung ein heißer Erkenntnisschreck gefallen, ein tiefer Blick in das Menschliche: Von allen Menschen, die da leben, steht die Seele des Leidenden, Geschwächten und Kranken der Ewigkeit sowohl wie der Schönheit am weitesten offen; und die Seele ist am befruchtungsfähigsten, wenn es um den alten Sünderleib unvollkommen und elend steht.

Liebe, Sanftmut, Reue, Sehnsucht, Dankbarkeit, Aufmerksamkeit und Tiefe wohnen da in jeglichem Menschenkind, und keines ist verstockt.

Wißt ihr, warum die alten Priester so übermächtig dastanden? Weil sie zugleich Ärzte des Leibes waren! Sie hielten den ganzen Menschen fest.

Arzt will ich werden, um das Geheimnis des Glückes im offenstehenden Herzen auszustreuen. Arzt, weil ich tätiger Geist und tätiges Mitleid zugleich sein muß!"

Und so geschah es.

Vollrat ebnete dem Freund die Wege, und zwar, wie er gar nicht anders konnte, auch mit zu seinem eigenen Vorteil.

Er brachte das hellblaue Haus der Genesung käuflich an sich und nannte es: Doktor Vollrats Sanatorium für Licht-, Luft- und Wassertherapie. Von der veraltetsten Heilmethode bis zur naturgemäßen konnte hier jeglicher

nach seinem eigenen Vertrauen finden, was der kluge Vollrat ihm verschrieb. Der gescheite Geschäftsmann hatte bald zu wenig Raum für Aufnahmeheischende.

Kantileners Vermögen blieb als Hypothek auf dem Hause, wogegen er als Assistent Vollrats eintrat, nachdem er den Doktorgrad der Medizin erreicht hatte.

Aber niemals vergaß Kantilener seine kleinen, armen Häuser voll Not auf dem Münzgraben, am Gries und der Lend. Wurde Vollrat ein Arzt der Reichen, so wurde er ein solcher der Armen.

Doppelte Heilung brachte er in die dumpfgedrückten Stuben jener Kranken, die den Priester nicht mehr kennen wollten, und die den Trost der Weltliebe noch nicht kannten. Den durch die Sozialdemokratie in allen Tiefen aufgewühlten Gemütern, in denen offene, wunde, schmerzliche Furchen saatlos dalagen.

Hier tat er, was er konnte, zur wiederkehrenden Gesundheit auch helle, freundliche Augen zu schaffen. Bei den Berufenen gelang es ihm. Das war unsägliches Glück!

Von Liesegang war schon gesagt, daß er Doktor Urbans Sohn längst war, bevor er Gemahl der schönen Linde wurde. Der heitere alte Doktor hielt Liesegang mit sanfter Gewalt in Freundschaft mit dem (wie Liesegang schalt) verschändeten hellblauen Hause der Gesundheit durch den lächelnden Einspruch: „Sind wir froh, so viel erreicht zu haben, daß die Medizin auf uns hört und von uns lernt."

Vollrat nahm sie stets gastlich auf, und namentlich der kleine Klaus mußte oft dem hellblauen Hause dienen, da ihn Vollrat manch einem reichen, griesgrämigen Kranken als Vorleser und Ungeduldableiter beigesellte.

Im Vegetarismus jedoch blieb Petelinchen unverbesserlich. Von Monat zu Monat ging er mehr ein, und zuletzt schien er wie ein seliger Geist. Die Vegetabilien verzehrten ihn und nicht er sie.

Bald war er nur mehr ein Diapositiv. Gottes liebe Sonne schien fraisefarbig durch den kleinen Klaus, und undurchsichtig war er nur noch bei trübem Wetter und Nebel.

Dennoch brachte er durch drei Jahre das bemerkenswerte Wunder zuwege, sich immer mehr zu verflüchtigen, bis er endlich in einer lauen März-

nacht dahinschwand wie ein letztes, langverstecktes Schneeflöckchen am Wiesenrain, an dessen Stelle plötzlich feuchte Veilchen stehen, die unter ihm gewartet hatten wie ein lebendes Bild von hübschen Mädchen hinter einem Vorhang.

So erkannten tiefergriffen die Freunde des kleinen Klaus erst nach dessen Tode, wie gottesunendlich viel Poesie eigentlich hinter der stillen Jüngernatur versteckt gewesen war.

So viel Seele, die so wenig Körper bedurfte, war nicht erhört gewesen, weder vor noch nach ihm. Er war dahingegangen wie ein wanderndes Sommerwölkchen, das dem blauen Äther als ein Stückchen Zucker im Munde zerschmilzt. Und daß nicht vierundzwanzig kleine Engel dazu um sein überbliebenes geschart sangen, das war das einzig Ärgerliche an seinem Ende; denn es hätte sich gehört. — —

— —

Wir müssen noch zweier Freunde gedenken, deren Schicksal sich in denselben Novembertagen erledigte, als Kantilener von seiner todschweren Liebeslast gesundete, um die lichtgoldene geliebte Frau fortab ganz so allerinnigst im Herzen versperrt zu halten wie sie ihn.

Die beiden Freunde waren Bohnstock und Semljaritsch; und sie verloren ihr Liebstes in einem schweren, eisernen Gewitter, — dem Gewitter des deutschrücksichtslosen Graz, das wir bisher noch kaum kannten.

— —

Es ist wunderbar, wie die alten Völker ihre Naturgottheiten zu beseelen verstanden! Pan und Faune, Waldschrat und Neck, — überall die wunderlich geniale Launenhaftigkeit des Elementes. Weich und zärtlich — und schnell zur Bosheit verändert; tieffühlend schwermütig — und dann wieder gewaltig roh; Schalmeientöne und abgelassene Bergstürze; reiches Geschenk oder unheimliche Rachsucht; göttlich heitere Liebe und Sinnlichkeit, — es liegt alles in ihnen.

Und da ist nun eine Stadt, ganz in die Natur hineingewachsen! Eine Stadt, welche wahrlich ihre eigene Seele, ihren Hausgeist hat. Ist es ein Wunder, wenn der sich zu gebärden vermag, wie jene alten, aus wunderkräftigem Dichtervolksgefühl geborenen Wesenheiten — der Berghalde, des Waldes und Wasserfalles?

Im November des Jahres, von dem wir reden, verzog sich das im Schlummer lächelnde Antlitz der traumvergessensten aller Städte jäh, wie ein überschwänglich schöner Sommerhimmel zum Wetter.

In düstere, drohende Falten!

Das Gebiet deutscher, geliebter Sprache war bedroht — irgendwo weit in Böhmen. Aber die grauen steirischen Straßen mit den trotzigen Bürgerhäusern füllten sich mit Volkserregung, durch die herbstlaubüberfallnen, kahlästigen Baumgänge brüllte die deutsche Wut.

Die Behörde schlug mit der brennenden Geißel des Waffenaufgebotes in den Höllenbrodel und gebrauchte südslawische Truppen, den Aufruhr zu ersticken. Es ist nicht Aufgabe dieser ernstheiteren Erzählung, zu berichten, wie der sylvanenhafte Stadtgeist beinahe jahrzehntelang in bösartigem Grollen verstockt, giftig und unversöhnlich den militärischen Behörden und den Offizieren die grüne, stille Stadt zum Feindesland machte und den einen, beißenden Rutenstreich durch siebentausend Nadelstiche rächte.

Für die Freunde, für die elf Freunde blies jener Novembersturm wie in elf Blätter, welche einst der Frühling an einem jungen Bäumchen herausgeküßt hätte.

An einem einzigen Abend geschah es.

Denn neune waren von den elf überlebenden in einer Straße.

Das Militär stand schweigend in langen Reihen am Marktplatze, düster, grollend und verhöhnt. Vom Gries her rasselten in hastigem Anmarsch die bosnischen Kompanien, mit denen O'Brien als Offizier kam.

Vollrat, Kantilener, Petelin und Liesegang waren herbeigeflogen, den Verwundeten zu helfen, die der Straßenkampf reichlich zur Erde schleuderte. Aber Liesegang vergaß den Vorsatz; denn die Erregung des deutschen Kampfes erweckte den Fanatiker in ihm. Er rannte zu denen, die wider das Militär standen, und bei denen sogar Zimbal tobte, der in seiner Freude am großen Drama mitspielen mußte, — auf irgendeiner Seite, gleichviel, auf welcher, aber da ganz!

Arbold war heilfroh. Zum erstenmal schien diese geborne Schlägernatur das Leben wert, zu leben. Er stürzte auf den Platz bei der ersten Nachricht, Militär sei angerückt, und wünschte in brennender Sehnsucht, der Kampf möchte losbrennen. Aber die ernsten Kärntnertruppen, die dort standen, ließen

Hohn und Herausforderung ihrer tollgewordenen deutschen Landsleute im Bewußtsein ihrer eigenen schweren übermacht an sich herunterrieseln wie Sandkörnlein aus Kinderhand.

Sogar Wigram stand in der Volksmenge. Lernen, schauen und dann in seligem Hinaufschwingen zu den überlegenen Gedanken glücklich sein über aller Not des Tages! Er schaute nach den Truppen und nach den drohend geballten Volksmengen ihnen gegenüber, die bald in tiefergriffener Andacht sangen, bald tobten, schrieen und schmähten; und sein Herz zuckte vor Liebe, Hohn und Erregung der Gedanken: Das waren doch seine Süddeutschen! Toll und heilig! Diese Stadt vermag Torheit und Genie zu vermengen, wie einstmals Athen und Florenz. Würde Graz die dritte große Stadt der menschlichen Kontraste werden?

Es war Abend. In der Albrechtsgasse wüster Lärm. Sie stürmten das Lokal einer klerikalen Zeitschrift. Bohnstock half mit lustigen Studenten, das Schild abnehmen, und wie ein verzückter Cherub sang seine ganze Seele bei der törichten Handlung: Deutschland, Deutschland über alles!

Er war überglücklich. Nun durfte er kämpfen ..... Bluten vielleicht für das Volk, das ihm heilig war, und durch dieses vergossene Blut echt werden. Mit geweihter Begeisterung schlug er gerade vier oder fünf Fenster ein, als einige Männer mit der schreienden, rennenden Nachricht über den Franziskanerplatz trampelten, die bosnischen Soldaten kämen über die Murbrücke.

Da ließ kaum einer der zornig Aufschreienden das heitere Werk so schnell fahren wie der jüdische Musiker —, um sich der Gefahr entgegenzuwerfen. Was galt es ihm, daß es Torheit war? Daß er schwache Arme und keine Waffen hatte? Deutsch wollte er sich beweisen. Vor sich selber wollte er deutsch sein; und wenn auch der Gedanke nur seine letzte Stunde verklären sollte: Du bist eins mit dem Volke, das die Welt mit seinem Samen erneute und nie größer war, als wenn es in fernen Landen verrann! Du bist wie Teja in der Schlacht am Vesuv . . .

Es ist kaum zu glauben: diese Hitzköpfe rannten waffenlos gegen die Bajonette der vordringenden Truppe. Vom Hauptplatz kamen Bürger, Studenten in lichten Haufen. Junge, magere Stimmen und winkende Arme, grauköpfige Schimpf- und Gebärdenschleuderer, wütende Greise, Kaufleute,

— die in diesem Augenblick ihren Laden angezündet hätten, um nur den Feind halb zu schädigen wie sich selber! Alles, was zu Kampf, Zorn, Haß und Rauflust ein Restchen des alten, trunkenen Vorahnenfurors in den Adern fühlte, lief in groteskem Hauf zusammen, grotesk, weil sie in diesem Augenblick den ganzen heiligen Kampf des Germanen gegen verrottetes Balkanslawentum fühlten und nur leere Hände und maulgroße, wütige Schimpfworte drohend und machtlos schwingen konnten.

Arbold rannte gegen den Offizier der anrückenden Truppe, die langsam, die ganze Breite der Murbrücke einnehmend, heranklirrte. Dicht vor ihm blieb er stehen, die Hand zum Schlag erhoben und erstarrt.

„O'Brien? Pfui Teufel!" Und er spie ihn an.

Lachend aber hob der Offizier den Säbel.

O'Brien hatte sich gewöhnt, die ganze Welt, welche sich um Geld drehte, für Gesindel, und die Welt, welche um Kunst und Wissen ihr Menuett schlang, für Schwindelvolk zu halten. Nichts reizte ihn, nichts erzürnte ihn seither als die Trägheit des Soldatenstandes, der sich nicht nach römischem Muster, lachend vor Hohn, diese ganze Welt unterwarf. Er war Offizier geworden mit dem geheimen Vorsatz, zu warten ... Die Zeit sei faul und die Staatenwirtschaft furchtsam geworden. Wenn ihm das Schicksal nur drei, vier Chancen nacheinander in die Hand gab, — — für solchen Fall hätte er Napoleons Karriere nicht nur studiert, er hätte auch Talent und Laune, es auf sich zu nehmen, diesem ganzen Staat einen ungeheuren Streich zu spielen.

O'Briens waren einst trotzige Könige in Irland gewesen, dann als Soldatenblut in Österreich bis zur Weltverachtung weitergediehen. Die Welt, das Glück sind rund. Lange genug waren sie unter dem Rade. Warum soll Tom O'Brien nicht einmal Kaiser werden? In seinem Innern weiß er ohnehin schon, wie sich die Welt von oben ansieht.

Und lachend schlug er den fassungslosen Studenten über Kappe und Schädel.

Taumelnd stürzte Arbold nieder. Bohnstock hatte Ansatz gemacht, sich wie einstmals Winkelried in die Eisenspitzen zu werfen; nun aber fing er den wankenden Freund auf und zerrte ihn zurück, da einige der Soldaten aus Reih und Glied bedenklich nach dem frechen Beleidiger ihres Offiziers vorschnellten.

„Halt!" kommandierte O'Brien mitten in Wut und Hohn der entgegenbrodelnden Volksmasse.

„Schande! Bosniaken gegen Österreicher! Slawen gegen Deutsche!" schrie und tobte es ihm entgegen.

O'Brien wies höhnisch mit der Spitze des Säbels auf Arbold, der sich an der schwachen Stütze des langen Musikers aufrichtete, um augenblicklich wieder anzurennen. Immer noch lachte er: „Da seht ihr eure heilige deutsche Kraft symbolisch! Von jüdischen Armen gestützt!"

O'Brien kannte Arbold, er kannte all seine Freunde und Feinde. Aufraffend stieß Arbold mit beiden Armen gegen Bohnstocks Brust. „Was brauch' ich dich! Was bringst du mir Schande? Laß mich los, Saujud!"

„Heil!" schrillten ein paar Jungen auf! „Weg mit dem Juden — im Kampf zwischen Deutschen und Slawen!" Und der Ruf stieg weiter zurück, bis in die tiefen, grollenden Männerstimmen der Masse: „Weg mit dem Juden!" Und während die Volksmenge sich immer dichter anrannte, während eilfertig Steine herzugetragen wurden und die ersten Wurfgeschosse gegen das Militär flogen, wankte Bohnstock, in Grimm und Schande ausgestoßen, verzetert von Feind und Freund, weggejagt wie ein Hund aus dem Hause des in den Tod geliebten Herrn — davon, davon.

Durch die alten, engen Gäßchen nach dem unglaublich verwinkelten und verwölbten Franziskanerplatz. An einem Schusterladen blieb er stehen. Oft hatte er dort gestanden, die alte gotische Kirche, den gewölbten Laden, Giebelhäuser und Winkelei in Liebe beisammen, und im Herzen den entzückten Ausruf: Hans Sachs!

Jetzt starrte er auf einen geschlossenen eisernen Rolladen. Ganz wirr denkend: „Die alte kleine Schusterbude mit einem modernen Rolladen geschlossen. Ein moderner Rolladen. Ausgestoßen!" Was blieb ihm? Er war kein freudiger Jude wie die stumpfgierige Handeljudenschaft. Mußjude. Und alle edlen, intelligenten Juden mit ihm? O, o!

Und an den gotischen Kirchenpfeiler lehnte er sich und schrie: „Christengott, Christengott, der du Liebe sein sollst! Gib mir zu weinen!"

Aber es kamen keine Tränen. Gänzlich zerstört lehnte er. „Verstoßen! Ausgesperrt. Wandre, wandre, Ahasver! Du sollst nicht Ruhe finden auf Erden!"

Drüben in der Murgasse blies eine Trompete: Fronträumen!

Klar und höhnisch schallte O'Briens Kommando durch das enge, nächtige Gassengeduck: „Fertig! — An!"

Eine Salve zuckte auf. Dröhnend ratterte das Echo im trotzigen Bürgergewirr der Altstadtwinkelei umher. Und Wutschreie, Laufen flüchtiger Trupps, Nachricht und Hilferuf stoben nach allen Seiten der Stadt auseinander. Nur einer wandelte langsam fort, ohne Furcht, ohne Zorn, ohne Teilnahme.

... Wir haben zusammen den Messias gekreuzigt; die deutschen Romsöldner von der Judäalegion und wir Priesterknechte Judas. Wir haben zusammen die Welt übersiedelt und sind in alle Völker ausgesamt.

Die deutsche Saat mußte verschwinden in Spanien und England und in der Lombardei. In Sizilien, in Frankreich und der Berberei. Warum muß der ausgesäte Jude immer noch rot stehen wie die Mohnblume mitten im goldenen Feld?

Muß ich schandroter Mohn sein, so will ich es sein. In Schönheit und roter, brennender Kraft will ich blühen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage nachher schlugen sich Bohnstock und Arbold im Saale des Turnvereins mit schweren Säbeln; und der flinke, starke Arbold unterlag dem langen Gegner, der sinnlos dreinhieb mit der zerrissenen Verzweiflung, die von einst bis heute von allen Völkern nur der Punier und der Jude bewies.

Arbold hatte eine lange, schwere Kopfwunde. Das Blut lief ihm über die Augen, die vor Wut und Scham wie die eines angeschossenen Adlers funkelten. Er wollte weiter schlagen, aber Vollrat trat als Arzt dazwischen.

„Du kannst durch das Blut, das dir in die Augen läuft, nicht sehen", entschied er.

„Symbolisch", dachte Bohnstock zum zweiten Male.

Auch Bohnstock hatte zwei Hiebe. Einen heißbrennenden flachen, der als roter Striem über Brust und Flanke ging, und einen schmerzlosen scharfen am Unterarm.

„Sind da Muskeln durchschnitten zum Klavierspiel oder zur Violine?" fragte er Vollrat.

Der rüttelte ihm kopfschüttelnd seinen Unwillen zu: „Nein! Unschädlich!"

Nach Anlegung des Verbandes führten ihn seine Sekundanten hinaus. Arbold hatte ihm die versöhnende Hand verweigert. Ein jüdischer Student und Semljaritsch waren Bohnstocks Begleiter.

Schweigsam und grollend ging der Südslawe neben den beiden Fremden, mit denen er gehalten hatte, gegen den deutschen Feind. In der frischen Luft der Gassen überfiel Bohnstock der Rausch des glücklichen Kampfes mit Freuden: „Ich will mich schlagen für unser verhöhntes Volk, bis ich erschlagen werde oder alle Gegner besiegt habe", rief er mit glühenden Wangen. Schon in den letzten Tagen hatte er die Lust des Raufens erfahren, und daß Gefahr und Schmerz lachenswert klein zusammenschwänden im jubelnden Trotz des kampfheißen Mannes.

„Ein Raufer, ein Händelsucher will ich werden gegen diese schwarzrotgoldnen Prahlhänse."

Und der andere Student erzählte ihm von Wien, von den jüdischen Burschenschaftern und dem Zionismus! „National müssen wir werden!" — —

Da ging Semljaritsch einsam fort!

Die ganze Stadt dampfte rotglühend im Slawenhaß; und wo er ging, hörte er Schimpf und Hohn gegen die schwerblütigen, vielbemakelten, aber auch reichbegabten Völker südlich der Drau. Die kleinen Winkelwitzblätter hatten an seinen armen Slowenen reiche Spaltenfüllung für Wochen geerntet. Falschheit, Feigheit, Schmutz und Wasserscheu, Bestechlichkeit, Schmeichelei, Dieberei und Bosheit, — — — ist das denn wahr?

Und jeder Spott drang als Giftpfeil in sein Herz. Den Pfeil riß er aus, das Gift blieb: Haß gegen den Spötter.

Seine Prüfungen waren beendet. Nur noch die Formalität des Doktors. Vor ihm lagen Anträge, schöne Rufe, dahin und dorthin. Aber es gab nur einen mehr für ihn: als Lehrer ans slowenische Gymnasium nach Laibach.

In tiefster Seele hatte er mit der deutschen, herrlichen Kultur gerungen und hatte schon auf den Knieen gelegen vor ihr. Voll deutschen Sangs und Klangs, voll deutschernster Nachdenklichkeit war er geworden, nahe, nahe am überzeugten Renegatentum, — ein im tiefsten Herzen wunder Verzweiflungskämpfer gegen das eigene Volk.

Goethe und Gottfried Keller und Hans Sachs, Dürer und Holbein, Beethoven und Wagner hatten ihn übermächtig zu dem reichen, herrlichen

Volke gerissen. — Die Ungerechtigkeit und der blinde Haß des Knüppeldeutschtums stießen ihn wieder zurück.

Er ging zu seinem Volk. Ist es so elend, so verworfen und trübselig, wie unsere übermütigen Feinde sagen, so braucht es gegen Not und Tod befreite, sanft tröstende, liebende Männer. Wir wollen die unkrautbewucherte slawische Seele reinigen und herrliche Gärten bauen. Wir wollen das Volk aufrichten und solange streben, ihm als große Männer zu gehören, bis es seine großen Männer hat und durch sie eine unbezwingliche Herzensmacht geworden ist.

Da kehrte er zu den Strohhütten des weithügeligen Rebenlandes zurück und brachte Erweckung, Mut, Trost und starkes Vertrauen einem schwerträumenden Volk. In Laibach fand er dann werdenden Wohlstand, aufkeimende Hochbildung und glaubte an sich und die kleine Nation zwischen dem rauhgewaltigen Nordvolk und dem feinbewegten Süden.

Bei den Deutschen hatte er gelernt, für die Deutschen war er verloren. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bohnstock aber kämpfte noch immer. Die Kunst hielt ihn fest. Seine Oper freilich verschwand ungesehen. Wie hätte das Theater in den politisch erregten Zeitläuften die Oper des jüdischen Konzertmeisters aufführen sollen, der durch seinen Zweikampf mit einem Studenten mißliebig geworden und zu unliebsamem Aufsehen gediehen war.

Dem treuen Nachsinner deutscher Volksseele hatten sich die Herzen der Freunde geöffnet. Vor dem Makkabäer verschloß sich Hart und Weich. — Sogar Frau von Karminell, der er — ihr allein auf der ganzen Welt — in wildem Schmerz seine Kämpfe klagte, warnte ihn: „Das aggressive Judentum ist ein Unding. Schon die zähe Stammgemeinschaft der unintelligenten Orthodoxen erweckt den dumpfen Groll der umlebenden Völker; und der einzige Schutz des gelobten Volkes ist, daß es unerschöpflich seine Intelligenzen an die große Weltbürgerschaft abgibt. Wie einst das Opfer seines schönsten Mädchens an den Perserkönig seine Rettung war, so muß es heute Blüten über Blüten in fremde Gärten schenken, als Tribut, daß es fremd unter Fremden bleiben will. Das ist euer Leben und eure Kraft. Wie kann die Schlingpflanze stammlos in die Luft wachsen wollen?"

Und sie überlegte klug, wie sie den gefährlichen Verfall des Talentes, dem der Boden entzogen ward, begegnen könnte. Da fiel ihr Wien ein; Wien, die Stadt der sechzehn Völker. Und sie schrieb und bat und lobte an mächtige Freunde, bis der talentvolle Musiker in das Orchester der Hofoper gerufen wurde.

Dann atmete sie tief in Erlösung; und es geschah, was sie vorausgesehen hatte. Dort, in der Weltstadt, wo über dem dumpfen Haß des unteren Volksgrundes die breite Schicht derer alle Stöße abgeschwächt hat, die, oft selbst aus dem Völkergemisch entstanden, gleichmütig gegen die Zufälligkeit der Sprache und des Stammes sind, — dort fand er, was ihn versöhnte.

Er riß sich aus der deutschen Erde wie Semljaritsch; und er ging fort wie dieser, aber viel weiter fort: in das unermeßliche Reich derer, die keine Nation haben und dennoch eine stille Nation sind über den ganzen Erdboden hin.

Die, welche sich bis zu dem tiefen Gefühl neigten, Gäste und Wanderer zu sein für dreißig, fünfzig, siebzig sonnige oder trübe Jahre ... Was lohnt es, diese Jahre wegen kleiner Ungleichheiten mit einem Kampf zu erschüttern, als ob dies ewige Dinge wären?

Glücklich wurde Bohnstock nicht; denn es war ihm allzuviel von der wunderschönen Ausstattung und Mitgift seines Glückes zerschlagen worden, — selbst den Becher, aus dem er sich seligsten Rausch getrunken, hatten sie ihm höhnend aus der Hand geschlagen: sein Kunstwerk!

Aber auch unglücklich war er nicht. Er wurde es nicht, durch die Gnade des Wohllautes seiner Geige und seiner Seele. In leise schmerzlichem Vibrieren seiner Nerven lebte dieser feine, tiefgestörte Mensch dahin, außer wenn allabendlich die geliebten Akkorde Auflösung brachten.

An das süßeste in seinem Leben, an die helle Erscheinung der Frau von Karminell, dachte er in reiner Trauer. Sie hatte ihn aus dem Hades des Völkerhasses mit kühlen, schönen, milden Händen emporgehoben und ihm schweigend den Weg nach der Asphodeloswiese des Weltgastes gezeigt, auf der es nicht Jubel gibt noch Trauer. Er kam sich wahrhaftig wie ein Abgeschiedener vor.

Was blieb ihm auch übrig trotz der Stadt der Lieder, in der er lebte, als stille Resignation?

Graz lebte in seinem Herzen nur mehr als eine Erinnerung, die wehtat.

Stadt und Frau, — er litt an ihnen, und sah sie dennoch niemals wieder.

O'Brien blieb, wie er bisher geblieben war. Reichblühend und beglückt durch hundert prächtige romantische Träume und Vorsätze, von denen er kaum einen jemals ausführte.

Auch Kaiser wurde er nicht.

Dagegen machte ihn das Alter nur noch wunderlicher und grilliger, weil er da auch immer noch wie eine arme verdammte Seele nach dem poetischen Leben suchte.

So waren glücklich durch sich selber und aufmerksam auf jede verwehende Stunde nur Wigram und Kantilener geblieben, beide mit der gleichen Erkenntnis innerer, ewig lernender Freiheit.

Nur, daß Wigram sich in sein Glück einschloß, Kantilener aber sich mitteilte.

So gedieh Wigrams Leben zu trotzigem Ernst, Kantileners Leben zu quellender Heiterkeit und Menschenliebe.

Beide aber blieben beruhigt und ohne Störung von der Menschenwirrnis durch die Gunst einer Stadt, so naturverloren, so still, so aufhorchend und doch voll leiser Eindringlichkeit wie keine zweite.

Sie, die grüne, die baumrauschende, die vor allen großen Städten beseelte, blieb ihnen Göttin, Geliebte und Kind. Sie ist auch die Heldin dieser Geschichte ohne Helden gewesen, von der jedes Blatt ein Votivgeschenk der Erinnerung und Sehnsucht nach ihr ist.

Schluß

Die achtzigtausend Heubündel

Von Anatole France

(Fortsetzung)

3

Der Graf Maubec de la Dentdulynx



Die Sitten der kleinen jüdischen Harpyen waren nicht immer rein, meistens wiesen sie kein Laster der christlichen Zivilisation von sich; aber sie behielten vom patriarchalischen Zeitalter her die Anerkennung der Familienbande bei und die Anhänglichkeit an die Interessen der Gemeinde. Die Brüder, Stiefbrüder, Onkel, Großonkel, Vettern und Geschwisterkinder, Neffen und Großneffen, Verwandten und Seitenverwandten Pyrots, siebenhundert an der Zahl, waren zuerst niedergeschmettert durch den Schlag, der einen der Ihrigen getroffen hatte, schlossen sich in ihre Häuser ein; sie bedeckten sich mit Asche und segneten die Hand, die sie züchtigte, und hielten vierzig Tage lang ein strenges Fasten. Dann nahmen sie ein Bad und beschlossen ohne Rast und Ruh, jeder Ermüdung zu trotzen und über jede Gefahr hinweg eine Unschuld ans Licht zu bringen, an der sie nicht zweifelten. Und wie hätten sie daran zweifeln sollen? Die Unschuld Pyrots war ihnen geoffenbart, wie sein Verbrechen dem christlichen Pinguinien geoffenbart war; denn diese noch verborgenen Dinge kleideten sich in einen mystischen Charakter und bekamen die Autorität von religiösen Wahrheiten. Die siebenhundert Pyrots gingen mit ebensoviel Eifer wie Klugheit ans Werk; sie betrieben heimlich vertiefte Nachforschungen. Sie waren überall. Man sah sie nirgends. Man hätte sagen mögen, daß sie wie der Steuermann des Odysseus frei unter der Erde ihren Weg fänden. Sie drangen in die Amtsräume des Kriegsministeriums ein, näherten sich unter Verkleidungen den Richtern, den Gerichtsschreibern und den Zeugen in dieser Sache. Da nun zeigte sich die Weisheit Greataufs deutlich: die Zeugen wußten nichts, die Richter wußten nichts, und die Schreiber

wußten auch nichts. Boten gelangten bis zu Pyrot und befragten ihn voll Angst in seinem Käfig, unter dem langen Rauschen des Meeres und unter dem rauhen Krächzen der Raben. Es war vergeblich: der Verurteilte wußte nichts. Die siebenhundert Pyrots konnten die Beweise der Anklage nicht widerlegen, weil sie sie überhaupt nicht erfahren konnten; und sie erfuhren nichts davon, weil es keine gab. Die Schuld Pyrots blieb unumstößlich, gerade, weil sie nicht bestand. Und mit berechtigtem Stolz sagte eines Tages Greatauk — er drückte sich dabei wie ein wahrhaftiger Künstler aus — zum General Panther: „Dieser Prozeß ist ein Meisterwerk; er ist aus nichts gemacht." Die siebenhundert Pyrots verzweifelten daran, in diese dunkle Sache jemals Licht zu bringen, als sie plötzlich durch einen gestohlenen Brief entdeckten, daß die achtzigtausend Heubündel niemals existiert hatten, daß ein Adliger aus vornehmster Familie, der Graf Maubec, sie an den Staat verkauft, daß er den Preis dafür erhalten, aber sie niemals geliefert hatte, weil er als Abkömmling einer der reichsten Grundbesitzerfamilien des alten Pinguiniens, als Erbe der Maubecs de la Dentdülynx, als weiland Besitzer von vier Herzogtümern, sechzig Grafschaften, sechshundertzwölf Marquisaten und Freiherrnschaften, nicht eine Handbreit Grund besaß, und es ihm also wohl unmöglich gewesen wäre, auch nur ein Tagwerk Futter auf seinen Besitztümern zu schneiden. Es wäre ihm auch ganz und gar unmöglich gewesen, sich auch nur ein Hälmchen von einem Grundbesitzer oder Händler liefern zu lassen, weil jedermann — ausgenommen natürlich die Staatsminister und die Beamten der Regierung — wußte, daß es leichter war, Öl aus einem Kieselstein zu ziehen als einen Heller aus Maubec.

Die siebenhundert Pyrots schritten zu einer genauen Untersuchung der Finanzquellen des Grafen Maubec de la Dentdülynx und stellten fest, daß dieser Edelmann seine Haupteinnahmen aus einem Hause bezog, wo edle Damen jedem, der nur des Weges kam, liebenswürdig begegneten. Sie bezichtigten ihn öffentlich, er wäre der Dieb der achtzigtausend Heubündel, für die ein Unschuldiger verurteilt und in den Käfig gesperrt worden wäre.

Maubec gehörte der Kaste der Einhörner an und stammte von den Drakoniden ab. Nichts schätzen die Demokratieen höher als den Adel der Geburt. Maubec hatte in der pinguinischen Armee gedient, und die Pinguiner liebten, seit sie alle Soldaten sein mußten, ihre Armee bis zur Vergötterung.

Maubec hatte auf dem Schlachtfelde das Kreuz erhalten, das bei den Pinguinern das höchste Ehrenabzeichen ist, und das sie sogar dem Bett ihrer Gattinnen vorziehen. Ganz Pinguinien erklärte sich für Maubec, und die Stimme des Volkes, das zu grollen begann, verlangte strenge Strafen für die siebenhundert verläumderischen Pyrots.

Maubec war Edelmann: er forderte die siebenhundert Pyrots auf Degen, Säbel, Pistolen, Gewehre und Knüppel.

„Ihr dreckigen Bengel," schrieb er ihnen in einem berühmten Brief, „ihr habt meinen Gott gekreuzigt, und ihr verlangt mein Fell: ich tue euch zu wissen, daß ich mich nicht so leicht kriegen lasse wie er, und daß ich euch eure vierzehnhundert Ohren abschneiden werde. Siebenhundert Fußtritte auf eure siebenhundert Hinterteile!"

Der Leiter des Staates war damals ein Bauer, namens Robin Mielleux, ein Mann, der mild war gegen die Reichen und Mächtigen und hart gegen die armen Leute, nicht sehr mutig und nur auf sein Interesse bedacht. Durch eine öffentliche Erklärung verbürgte er sich für die Unschuld Maubecs und brachte die siebenhundert Pyrots vor Gericht, wo sie als Verläumder zu empfindlichen Strafen, ungeheuern Geldbußen und zu jedem Schadenersatz verurteilt wurden, den ihr unschuldiges Opfer verlangte.

Es schien, als ob Pyrot auf immer in seinem Käfig eingesperrt bleiben sollte, auf dem die Raben saßen. Indessen, da alle wissen und beweisen wollten, daß der Jude schuldig sei, gerieten die Beweise, die man vorbrachte, nicht alle nach der guten Seite, und es fanden sich Widersprüche darin. Jedermann im Kriegsministerium legte Eifer an den Tag; manche Leute ermangelten der Klugheit. Während Greatauk ein bewunderungswürdiges Stillschweigen bewahrte, verbreitete sich der General Panther in unzähligen Reden und wies jeden Morgen in den Zeitungen die Schuld des Verurteilten nach. Er hätte vielleicht besser getan, nichts davon zu sagen: die Schuld war ja evident; und was evident ist, braucht nicht erwiesen zu werden.

So viele Tüfteleien verwirrten die Geister; der Glaube wurde, wenn er auch immer noch lebhaft war, weniger zuversichtlich. Je mehr Beweise man der Masse lieferte, desto mehr verlangte sie.

Indessen wäre die Gefahr, zu viel zu beweisen, nicht so groß gewesen, wenn sich nicht in Pinguinien Geister gefunden hätten, wie sich deren auch

sonst überall finden: Geister, die für eine vorurteilslose Untersuchung geeignet waren, fähig, eine schwierige Frage zu studieren, philosophischem Zweifel nicht abgeneigt. Es gab deren wenige; sie waren nicht alle geneigt, zu sprechen; die Öffentlichkeit war in keiner Weise vorbereitet, auf sie zu hören. Dennoch sollten sie nicht nur tauben Ohren begegnen. Die großen jüdischen Harpyen, alle Milliardäre von Alca, sagten, wenn man ihnen von Pyrot sprach: „Wir kennen diesen Mann nicht.“ Aber sie waren darauf bedacht, ihn zu retten. Sie bewahrten die Vorsicht, zu der ihr Vermögen sie verpflichtete, und wünschten, daß andere weniger furchtsam wären.

Ihr Wunsch sollte in Erfüllung gehen.

4
Colomban

Etliche Wochen nach der Verurteilung der siebenhundert Pyrots verließ eines Morgens ein kleiner, kurzsichtiger, stirnrunzelnder und sehr bösartiger Mann sein Haus, bewaffnet mit einem Topf Kleister, einer Leiter und einem Packen Plakatpapier; er wanderte durch die Straßen dahin und schlug Plakate an die Mauern, auf denen mit dicken Buchstaben zu lesen stand: Pyrot ist unschuldig. Maubec ist schuldig. Es war nicht sein Beruf, den Ankleber zu machen; er hieß Colomban; als Verfasser von einhundertsechzig Büchern über die pinguinische Soziologie zählte er unter die arbeitsamsten und geschätztesten Schriftsteller von Alka. Nachdem er genugsam überlegt hatte und nicht mehr an der Unschuld Pyrots zweifelte, veröffentlichte er sie auf die Weise, die ihm am auffälligsten schien. In wenig belebten Straßen schlug er, ohne daß ihn jemand daran gehindert hätte, einige Plakate an. Aber als er in bevölkertere Viertel gekommen war, waren die Neugierigen, die sich um ihn sammelten, jedesmal, wenn er auf seine Leiter stieg, stumm vor Überraschung und Empörung und warfen ihm drohende Blicke zu, die er mit der Ruhe des Mutes und der Kurzsichtigkeit ertrug.

Während gleich hinter ihm die Hausmeister und die Ladenbesitzer seine Anschläge wieder wegrissen, schleppte er seine Gerätschaften weiter, gefolgt von

den kleinen Jungen, die es, mit ihrem Frühstücksbrod unterm Arm und ihrem Ranzen auf dem Rücken, eilig hatten, zur Schule zu kommen; und er schlug emsig Plakate an. Zur stillen Entrüstung fügten sich jetzt Proteste, und es erhob sich ein Murren gegen ihn. Aber Colomban geruhte nicht, etwas davon zu hören und zu sehen. Als er am Eingang der Straße St. Orberose einen seiner viereckigen Zettel mit der Aufschrift „Pyrot ist unschuldig, Maubec ist schuldig" anschlug, äußerte die aufgeregte Menge Zeichen des heftigsten Zornes. „Verräter, Dieb, Verbrecher, Kanaille!" schrie man ihm zu; eine Wirtschafterin öffnete das Fenster und goß ihm einen Topf voll Kot auf den Kopf, ein Droschkenkutscher schlug ihm unter dem Beifall der gerechten Menge durch einen Peitschenhieb den Hut herunter, der dann auf die andere Seite der Straße flog; ein Metzgergeselle warf ihn um, da er sechs Sprossen hoch auf der Leiter stand; und so stürzte er samt seiner Leiter, seinem Kleister und seinen verstreuten Zetteln in die Gosse. Von Stolz geschwellt, fühlten da die Pinguiner die Größe ihres Vaterlandes. Colomban erhob sich, glänzend von schmierigem Kot, gelähmt an Armen und Beinen, ruhig und entschlossen. — „Rohes Viehzeug!" murmelte er achselzuckend.

Dann schickte er sich an, auf allen Vieren im Rinnstein nach seinem Kneifer zu suchen, den er im Fallen verloren hatte. Es zeigte sich dabei, daß sein Gewand vom Hals bis zu den Rockschößen zerrissen und seine Hose gänzlich in Unordnung war. Die Gehässigkeit der Menge gegen ihn war im Wachsen.

An der anderen Seite der Straße lag die Spezereiwarenhandlung St. Orberose. Patrioten ergriffen aufs Geratewohl alles, was ihnen unter die Hände kam, und warfen es auf Colomban: Orangen, Zitronen, Töpfe mit Konfitüren, Schokoladetafeln, Likörflaschen, Sardinenbüchsen, Schüsseln voll roher Leber, Schinken, Geflügel, Ölflaschen und Erbsensäcke. Bedeckt mit Resten von Nahrungsmitteln, verwirrt und zerrissen, hinkend, blind, ergriff er die Flucht, verfolgt von den Ladenschwengeln, von Pfaffen, von Lumpen, von Bürgern und Gassenjungen, deren Zahl mit jeder Minute zunahm, und die hinter ihm herbrüllten: „Schmeißt ihn ins Wasser! Tod dem Verräter! Schmeißt ihn ins Wasser!" Dieser Sturzbach von menschlicher Gemeinheit rollte die ganzen Boulevards hinunter und ergoß sich in die St. Maelstraße. Die Polizei tat ihre Pflicht; aus allen anliegenden Seitenstraßen tauchten Schutzleute auf, welche, die linke Hand auf ihrer Säbelscheide, im

Laufschritt die Führung der Verfolger übernahmen. Sie streckten schon unzählige Arme nach Colomban aus, als er ihnen plötzlich entkam: durch ein Loch, das in die Tiefe eines Abwassers führte.

Dort verbrachte er die Nacht. Er saß in der Dunkelheit am Rande des kotigen Wassers und unter fetten, nassen Ratten. Er dachte an seine Aufgabe; sein Herz wurde weit und erfüllte sich mit Mut und Mitleid. Und als der anbrechende Tag einen schmalen Strahl an den Rand des Loches warf, erhob er sich und sprach zu sich selber:

„Ich halte dafür, daß es einen harten Kampf geben wird."

Unverweilt verfaßte er eine Denkschrift, in der er klar auseinandersetzte, daß Pyrot dem Kriegsministerium nicht hätte achtzigtausend Heubündel stehlen können, die dort niemals eingekommen wären, da sie ja Maubec niemals geliefert hätte, obwohl er sich dafür hätte bezahlen lassen. Colomban ließ dieses Faktum drucken und in den Straßen Alkas verteilen. Das Volk weigerte sich, es zu lesen, und zerriß es voller Zorn. Die Ladenbesitzer zeigten den Verteilern die Faust, und die rissen dann aus, mit Besen von Hausfurien verfolgt. Die Köpfe erhitzten sich, und die Erregung dauerte den ganzen Tag. Abends durchzogen Banden von wilden und zerlumpten Männern die Straßen und heulten: „Tod dem Colomban!" Patrioten entrissen den Austrägern ganze Pakete des „Faktums", und verbrannten sie auf den öffentlichen Plätzen; und sie tanzten in rasenden Wirbeln um diese Freudenfeuer, mit Mädchen, die nackt waren bis auf den Bauch hinunter.

Die Begeistertsten gingen hin und warfen die Fenster des Hauses ein, in dem Colomban seit vierzig Arbeitsjahren in süßem und tiefem Frieden wohnte

Die Kammern gerieten in Aufruhr und fragten den Chef des Ministeriums, welche Maßregeln er zu ergreifen gedenke, um die gehässigen Attentate zu unterdrücken, die Colomban gegen die Ehre der Armee und die Sicherheit in Pinguinien unternommen hätte. Robin Mielleux geißelte die ruchlose Verwegenheit Colombans und kündigte unter dem Beifall der Gesetzgeber an, daß dieser Mensch vor Gericht gezogen würde, sich dort wegen seiner schamlosen Schrift zu verantworten.

Der Kriegsminister wurde auf die Rednertribüne gerufen und erschien dort wie verwandelt. Er hatte nicht mehr, wie ehedem, das Aussehen einer heiligen Gans vom pinguinischen Kapitol. Gesträubt, schlumpig, mit gestrecktem Hals

und gebogenem Schnabel, glich er einem symbolischen Adler, der auf die Lebern der Vaterlandsfeinde loshackt.

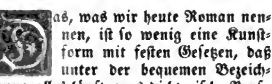
In das erhabene Schweigen der Versammlung hinein sprach er nur diese Worte:

„Ich schwöre, daß Pyrot ein Verbrecher ist.“ Dieses Wort Greatauks wurde in ganz Pinguinien verbreitet und beruhigte das öffentliche Gewissen.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau

Neue Erzähler

as, was wir heute Roman nennen, ist so wenig eine Kunstform mit festen Gesetzen, daß unter der bequemen Bezeichnung alles läuft, was dichterische Prosa ist und nicht gerade als Novelle bezeichnet werden kann, von der einfachen Erzählung bis zur psychologischen Studie. So ist denn auf diesem Felde ungefähr alles erlaubt und möglich, und unsre Romanproduktion umfaßt alle Variationen, vom ernsten Kunstwerk bis zum Schund und bis zur rührenden Dilettantensünde, da es hier leider strenge, die Müssigen abschreckende Formgesetze nicht gibt. Desto reicher ist freilich auch die Mannigfaltigkeit, und desto ausschlaggebender die Persönlichkeit des Autors — denn wie soll man Romane einschätzen, wenn nicht nach den persönlichen Qualitäten der Dichter, sei es nun, daß man Wucht und Weite der Lebensauffassung und Lebenskenntnis, oder Ernst und Delikatesse der formalen Arbeit zum Maßstab nehme? Es gibt eben auch keine klassischen Romane, die als Muster dienen könnten. Wenn Goethe, Keller und verwandte Erzähler den klassischen Roman repräsentieren, — wo bleiben dann Flaubert, Turgenjeff, und wo will man mit Originalen wie Jean Paul hin, deren Kometenwesen einzig in der dämmerigen Unform des Romans gedeihen konnte, und die an eigentümlicher Schönheit und Wirkung doch als große Künstler sich dartun?

Wenn ich im „März“ je und je einige Erzählungsbücher anzeige, die mir beim Lesen wertvoll schienen und Eindruck machten, so tue ich's mit dem leidigen Bewußtsein, daß fast alle diese schönen Bücher doch zu einer Gattung zweiten Ranges gehören, und mit einem Bedauern darüber, daß unser Volk trotz des vielen eiteln Kulturgeredes nicht Kultur genug hat, auch reinere Kunstformen zu schätzen und durch sein Bedürfnis danach die Dichter auf andere Wege zu weisen, soweit diese das Zeug dazu hätten. Wenn man daran denkt, daß Zeiten, auf die der „Gebildete“ kraft einer merkwürdigen evolutionistischen Geschichtsauffassung fast mitleidig herabsieht, ihre Lust an epischen Dichtungen von tausend Versen fanden, so tun einem die heutigen Dichter und Leser leid.

Desto erfreulicher ist es, daß unsre Romanliteratur, soweit sie nicht aus der Fabrik stammt, also in ihrem besten Hundertstel, sich eine gewissenhafte Pflege

der Prosa zum Gesetz machte, um der sonstigen Ungebundenheit ihrer Form doch irgendwie ein Gegengewicht zu geben.

Aber genug der Einleitung! In den kurzen Bücheranzeigen, die hier folgen und nach Bedarf je und je fortgesetzt werden sollen, wird keine Kritik getrieben werden als die der Auswahl, so daß allmählich eine Liste von Titeln entsteht, die dem Interesse der Leser empfohlen sein sollen.

* * *

Um mit einem Namen zu beginnen, der den Märzlesern schon bekannt ist, nenne ich zuerst Jakob Schaffner. Sein neues Buch heißt „Die Laterne" und enthält eine Anzahl kurzer Erzählungen, von denen die Titelnovelle und das gewaltige Nachtbild „Der Kilometerstein" mir die wertvollsten scheinen. Schaffner begann mit behaglichen, fast naiven Darstellungen aus dem Volks- und Handwerkerleben, von denen sein Buch zwei schöne Proben enthält; aber mit dem Blick für andere Lebensgebiete und Stoffe fand er auch eine neue Sprache und Vortragsart. Sein Vermögen, eine Situation durch ein grell beleuchtetes Detail blitzhaft herauszuheben und dem Leser unverlierbar einzuprägen, ist zurzeit in Deutschland wohl einzig. Diese Beobachtungskunst und zwingende Ausdruckskraft ergötzt sich aber nicht, wie bei ähnlichen, kleineren Begabungen, an einem blendenden Mosaik von frappierend wirksamen Einzelbildern, sondern dient einem besonnenen, etwas grüblerischen Kopf, dem es nicht ums Momentbild, sondern um ein sehr ernsthaftes Umfassen und Begreifen zu tun ist. Mit einer zähen Spannung geht er Problemen nach, menschlichen und künstlerischen; und so unpersönlich sein allen Erscheinungen mit gleicher Teilnahme zugewandtes Interesse scheint, so persönlich, beweglich und schöpferisch ist seine Wortkunst, die mit fast grimmiger Ironie über allem Konventionellen steht und immer wieder mit einer taghellen Sicherheit den Nagel auf den Kopf trifft. Man kann nichts Hoffnungsvolleres, Lebendigeres lesen als die knappen, wie unter hohem Druck geprägten Lebensbilder Schaffners.

* * *

Ein Verkünder einer mannhaft bescheidenen, heiteren Resignation ist Franz Karl Ginzkey, dessen schöne Gedichte ich früher hier anzeigte. Jetzt ist von ihm, der nimmer zu den Jünglingen gehört, ein erstes Prosabuch gekommen: „Jakobus und die Frauen", die Jugendgeschichte eines armen österreichischen Offiziers, jedoch keines Modeleutnants, sondern eines schüchternen Träumers, der ein Kinderherz unterm Waffenrock trägt und doch früh eine stille Lebensweisheit findet. Das kleine Leben ist mit einer einfachen, harmlosen, fast altmodischen Prosa erzählt, deren Scheu vor dem Heftigen und Auffallenden an den alten Saar erinnert, und ist von einer Lauterkeit und milden Herzlichkeit wie von warmem Abendschein erfüllt und durchleuchtet. Mit diesem Dichter müßte es schön sein, einen Abendgang ins Grüne zu tun und plaudernd über die wunderliche Schönheit des Lebens zu reden.

* * *

Ebenfalls ein Gläubiger der Lehre vom Guten und seiner geheimen Macht ist der Schweizer Albert Steffen. Sein Roman heißt „Ott, Alois und Werelsche" und handelt in der Hauptsache von der Bekehrung eines blasierten Jünglings zu eben jenem Glauben und damit zu einem bewußten, tätigen Leben. Im übrigen hat Steffen wenig mit

Ginzkey gemein: seine Sprache ist blühend und farbig, ganz auf malerische Wirkungen zielend und bewußt aus dem Quell der Volkssprache gesättigt. Der Stoff bleibt unkomponiert und wird nicht eigentlich aufgelöst, sondern in Ausschnitten episodenhaft beleuchtet. Dadurch bleibt er etwas schwer und fordert am Schluß stark zum Ergänzen und Fortspinnen heraus. Aber die bildhaften Episoden haben eine feine, tiefe Glut und Innigkeit der Stimmung, dabei eine heiter klare Anschaulichkeit und wohlige Fülle, sodaß das Buch dem Leser schön und reich wie eine Reihe köstlicher Ferientage im Gedächtnis bleibt.

* * *

„Die Verhüllte" heißt ein Bändchen Erzählungen von Robert Michel. Die kleinen, merkwürdigen Geschichten und Bilder aus Bosnien und der Herzegowina klingen seltsam exotisch und haben etwas resigniert Klagendes wie die Hirtenlieder und wie die steinige Karstheide jenes Landes. Eine bescheidene, sachliche, auf allen Schmuck verzichtende Sprache, die fast unbeholfen scheint, es aber nicht ist, tut hier — vielleicht ungewollt — ihre starke Wirkung, ergibt eine trockene, getreue Lebenswahrheit und regt doch wunderlich auf, eben weil ihre Einfachheit und Diskretion neben und hinter dem Gesagten so viel ahnen läßt. Diese Wirkung ist gewiß nicht das Resultat stilistischer Überlegung und Absicht, sondern die natürliche Suggestionskraft des intensiv Gesehenen und Erlebten. Man hat nicht das Gefühl, einen Autor, sondern die Dinge selbst reden zu hören, ein Gefühl, das von tausend Büchern nicht zwei zu erwecken vermögen. Die Welt dieser Erzählungen ist klein, abgeschlossen und eng, aber sie ist mit der vollkommenen Sicherheit des Naiven dargestellt, darum fesselt und erquickt sie wie eine Naturerscheinung.

* * *

Ein Erziehungsroman ist „Ödipus" von Willi Speier, ein jugendliches, aber ernstes und bedeutendes Buch, das, abgesehen von seinem dichterischen Wert, hoffentlich unter Eltern und Lehrern empfängliche Leser finden wird. In keinem modernen Roman weiß ich den eigentümlichen Zustand des begabten, denkenden Knaben, dem das ganze träge und gespreizte Wesen der Erwachsenen bedrückend töricht scheinen muß, so schön und so präzis geschildert. Im „Ödipus" ist die Knabenwelt nicht in der üblichen spielzeughaften Art, sondern mit eindringlichem Ernst als ein Stück Leben dargestellt, das seine eigene Schönheit und Trauer, seine eigene Gemütswelt und seine eigenen sittlichen Probleme hat. Für die, denen Erziehungsfragen am Herzen liegen, sei noch angedeutet, daß die Geschichte zum Teil in einem Landerziehungsheim mit Koedukation spielt — nicht als ob das an sich ein Vorzug wäre; aber vielleicht ist es für manche doch ein Anreiz zum Lesen, und den möchte ich gerne geben.

H. Hesse

Titel und Verleger:

Schaffner, Die Laterne,
S. Fischer, Verlag, Berlin

Ginzkey, Jakobus und die Frauen,
L. Staackmann, Leipzig

Steffen, Ott, Alois und Werelsche,
S. Fischer, Verlag, Berlin

Michel, die Verhüllte,
S. Fischer, Verlag, Berlin

Speier, Ödipus,
B. Cassirer, Berlin

Magyarische Barbarei



Ich ersuche folgendes Beispiel zu veröffentlichen. Es ist die wörtliche Wiedergabe eines Artikels in „Groß-Österreich“, — wörtlich, damit die Leser lernen können, wie die Flut der Empörung bei den Nachbarvölkern steigt und steigt.

Asiatische Justiz

Was in Ungarn vorgeht, ist einfach unerhört. In keinem anderen europäischen Staate gibt es eine solche schamlose Gewaltherrschaft. Hier ein neues Beispiel.

Die Gendarmerie von Arad hat am dreizehnten August 1907 den rumänischen Bauer Ilie Hantiu aus Comlausch und den Ioan Ardeleanu aus Simand unter dem Verdachte des Diebstahles arretiert. Durch den Urteilsspruch Nr. 11908/907 B des Arader Gerichtshofes wurden sie als unschuldig freigesprochen. Nun aber stellt es sich heraus, daß diese Leute seitens der Gendarmerie die ganze Zeit hindurch in der empörendsten Weise mißhandelt wurden. Es wurde ein Protokoll aufgenommen, in welchem der Arzt Doktor Kocsics Géza konstatiert, daß Hantiu schauerlich geprügelt wurde, daß sein ganzer Körper von den Schlägen der Gendarmen wund ist und voll blauer Flecken und Brandwunden, daß sein rechtes Auge blutig unterlaufen, daß die Stirne blutig, daß die Brust bis zur Magengegend zerschunden, daß seine Fußsohlen voll Blasen sind von den beigebrachten Stockschlägen.

Auch Ioan Ardeleanu, ein Bauer im Alter von zweiundsiebzig Jahren, hatte, als er verhaftet wurde, keinerlei Wunden am Körper. Nach der Untersuchungshaft konstatiert der Gerichtsarzt: Zahlreiche Wunden infolge des Herausreißens seines Schnurrbartes und seiner Kopfhaare; die Lippe zerschnitten; am Halse Abdrücke von Fingernägeln; am Brustkorb zahlreiche Quetschwunden infolge von Stockhieben und Fersenhieben, vielleicht von Gewehrkolben; die Handgelenke ödematös geschwollen infolge der zu starken Fesseln; die Fußsohlen zeigen sich ebenfalls blasig aufgerieben und ganz wund infolge von Stockschlägen.

Unter der Nr. 7895/907 B wird konstatiert, daß drei rumänische Bauern aus Siria (Vilagosch) fünfzehn Tage lang bei den Gendarmen in Haft behalten wurden. Als sie verhaftet wurden, hatten sie keinerlei Wunden; als sie zum Untersuchungsrichter gebracht wurden, hatte jeder fünfzehn bis dreißig Wunden am Körper, darunter Bajonettstichwunden! Zwei von diesen Bauern wurden vom Gericht unschuldig befunden und freigesprochen.

Unter Nr. 14223/907 B desselben Gerichtshofes wird ebenfalls offiziell festgestellt, daß der vornehme Bauer Petru Sferdeanu, fünfundsechzig Jahre alt, unter der Beschuldigung, ein Diebeshehler zu sein, von den Gendarmen verhaftet, dann auf den Boden geworfen und mit den Füßen getreten wurde. Da die Gemeindevorstehung von Simand in ihrem Gemeindehaus keine Mißhandlungen duldet, führten ihn die Gendarmen in das Gemeindehaus von Nadab, dort banden sie ihn und schlugen ihn furchtbar. Das Gericht befand ihn unschuldig und sprach ihn frei!

Der Bauer Flore Curtea aus Zarand wurde am dreißigsten Juli von den Gendarmen arretiert. Sie hielten und prügelten ihn blutig, dann schleppten sie ihn durch mehrere Dörfer bis zum achten August, als er ihnen entkam und nach Arad zum Advokaten Doktor Marsieu ging, mit diesem zum Untersuchungsrichter. Hier wurde er einvernommen und freigelassen. Er aber wollte nicht in sein Dorf zurückkehren, vor lauter Angst vor den Henkern des Grafen Andrassy. Da gab ihm der Untersuchungsrichter einen Schutzbrief. Trotzdem, sobald er in seiner Gemeinde ankam, wurde er von den Gendarmen neuerdings verhaftet und schrecklich geschlagen. Und obwohl am sechzehnten August der Staatsanwalt selbst, unter Nr. 13187, den Gendarmen befohlen hatte, ihn freizulassen, hielten sie ihn in ihrer Gewalt, führten ihn nach Sant-Ana, von dort nach Boroß-Jenö, schlugen ihn, und erst nach einer neuerlichen Telephonade des Staatsanwaltes gaben sie ihn frei!

Der Bauer Flore Brancu wurde sieben Tage lang von den Gendarmen greulich gemartert, und da er unschuldig war, wurde er unter Nr. 20278 freigesprochen!

Der Advokat Doktor Justin Marsieu, der alle diese haarsträubenden, nur noch in der Türkei vorkommenden Greueltaten bekannt gemacht, wurde vom Gendarmeriekommandanten Szederkényi als „Agitator“ angezeigt! Da heißt es im Berichte Szederkényis an das Ministerium: „Gegenüber einem solchen Volke (dem rumänischen) wäre es ein Fehler, schonungs-

voll vorzugehen .... Folglich verdient die Gendarmerie alle Anerkennung, daß sie diesen Elementen gegenüber ihr Recht vollinhaltlich ausgeübt hat! Was den Rechtsanwalt Doktor Justin Marsieu betrifft, so verbreitet er seine schamlosen Anklagen nicht als Advokat, sondern gewiß als Ausfluß seiner walachischen Gefühle."

Nun aber sind alle die Infamien dieser asiatischen Henkersknechte mit offiziellen Akten bewiesen! Aber was hilft das im „Nationalstaate" dieser Baschibozuks? So sieht es aus in einem Lande, das mitten unter christlichen und gesitteten Staaten von einer wilden Horde von Fanatikern zu einer blutrünstigen Paschawirtschaft „entwickelt" wurde. Und dieses Janitscharenregime, diese Kanaillen werden in Wien gestützt, von Wien aufgepäppelt, von Wien allein gehalten!

Die Engländer machen solche Greueltaten, wenn sie in der Türkei vorkommen, zum Gegenstand von Interpellationen. Kann das Völkerparlament Österreichs zu diesen Schindereien schweigen? Kann es dulden, daß in einer Hälfte dieser Monarchie, die von allen Nationen derselben gemeinsam verteidigt wird, solcher Vandalismus ungestraft sein Wesen treibt? Ist es nicht seine Pflicht, diese asiatischen Zustände zur Kenntnis Europas zu bringen? Dürfen wir einen Staat dulden, der seine primitivste Aufgabe, die Justiz, in so schändlicher Weise erfüllt? Haben wir nicht recht, wenn wir behaupten, der magyarische Staat der kleinen Despoten und großen Schurken muß fallen? Sein weiterer Bestand ist ja eine Schmach und Schande für die europäische Gesittung, eine Gefahr für alle Völker dieses Reiches. Ganz Österreich muß sich zusammentun, um die magyarischen Satrapen niederzuringen, um unseren deutschen, slavischen und romanischen Stammesgenossen in Ungarn zur Freiheit zu verhelfen.

Björnstjerne Björnson

Was geht im Mittelmeer vor?



Kaum waren am sechzehnten Mai 1907 die Verträge zwischen England, Spanien und Frankreich abgeschlossen worden, als sofort eine geschäftige Bewegung auf Malta, Zypern und in Ägypten begann. Das britische Weltreich schuf sich für den Ostteil des Mittelländischen Meeres eine neue Organisation seiner Streitkräfte.

Da für Gibraltar nichts mehr zu fürchten ist, hatte die Seefestung unterm Affenberg das Kommando an Malta abzugeben. Malta schaut gen Sonnenaufgang: der Piräus, Kreta, Saloniki, Smyrna, Zypern und Alexandria sind innerhalb kürzester Zeit erreichbar. In den Dardanellen und vor Konstantinopel kann das englische Mittelmeergeschwader innerhalb nicht ganz dreier Tage erscheinen. Maltas Garnison ist auf viertausendsiebenhundertsechsundfünfzig Mann Infanterie, eintausendfünfhundertzweiundsechzig Mann Festungsartilleristen und vierhundertachtundvierzig Mann Kolonialtruppen, insgesamt auf siebentausendsechshundertsechzehn Mann gebracht. Von diesem Kommando sind abhängig: die Garnisonen von Gibraltar mit dreitausendachthundertachtundsiebzig Mann, von Ägypten mit fünftausendachthundertsieben, von Zypern und Kreta mit eintausendeinhundert und die des Sudan und Ostafrikas, englische und eingeborene Truppen mit zirka achtzehntausend Kombattanten. Im Hafen von La Valette liegen zwei große Truppentransportdampfer, desgleichen je einer in Gibraltar, in Alexandria und Port Said.

Die Befehlshaber der englischen Truppen in Ägypten und im Sudan erfreuten sich bisher in Beurteilung der afrikanischen Angelegenheiten und Geschehnisse einer gewissen Unabhängigkeit; die Streitkräfte in West- und Ostafrika mit rund vierzigtausend Mann waren dem Marineministerium unterstellt. Das alles aber hat sich noch vor Neujahr 1908 geändert. Jetzt haben die Minister der Marine, der Kolonien und der auswärtigen Angelegenheiten in London regelmäßig vor jeder Entscheidung über Vorkommnisse im Orient

den Oberbefehlshaber von Malta zu befragen, dem die fortgesetzte Beobachtung und Prüfung der Verhältnisse und Probleme im Ostteil des Mittelmeeres obliegt. Hier handelt es sich um eine militärische Organisation und um eine Mobilisierung der in weitem Aktionsradius von Malta liegenden Streitkräfte Großbritanniens zu dem Zweck, sich unter keinerlei Umständen von Ereignissen auf dem Balkan, in Kleinasien oder Syrien überraschen zu lassen. Diese Kriegsmacht von zirka fünfundvierzigtausend Mann Landungs- und Marinetruppen im Schutz eines starken Panzergeschwaders ist darum nicht zu unterschätzen, weil sie blitzschnell an jedem beliebigen Punkte des Mittelländischen Meeres erscheinen und in Wirksamkeit treten kann.

Der großbritannische Imperialismus liebt es, hin und wieder den germanischen zu kopieren. In derselben Art, wie vor Jahren Kaiser Wilhelm II seinen Bruder Heinrich in die chinesischen Gewässer sandte, so hat jetzt King Edward alsbald an seinen Bruder gedacht, als das wichtige Vertrauensamt auf Malta zu vergeben war: Der Generalinspektor des englischen Heeres, Prinz Arthur William Patrick Albert, Herzog von Connaught und Strathearn, ist zum Oberbefehlshaber auf Malta ernannt worden. Allerdings fehlte bei Übertragung dieser Würde die Mahnung, „mit gepanzerter Faust drein zu fahren.“ King Edward liebt es nicht, seine Politik in Reden niederzulegen und seine Pläne mit tönenden Worten zu offenbaren; gleichwohl leitet the most gracious majesty King Edward mit seinen Räten Sir Edward Grey, Lord Edm. Fitzmaurice, Earl of Crewe, Lord Lansdowne, Counte d'Elgin, Lord Tweedmouth und Sir Charles Hardinge die internationale Politik Großbritanniens mit einigem Geschick und läßt keinen einzigen der zahllosen dicken und dünnen Fäden, womit britische Erbweisheit den Erdball umspann, aus seinen fetten Fingern fallen.

Der neue Oberbefehlshaber von Malta hat alsbald seine Aufwartung bei seines Bruders Vertrauensmann im Mittelmeer, dem klugen und stillen König Viktor Emanuel III in Rom gemacht. Fünf Tage lang währte der Besuch in der ewigen Stadt. „Wegen Überhäufung mit Geschäften“ wurde der dem englischen Herzog nahegelegte Besuch im Vatikan abgelehnt. Als vor drei Jahren derselbe Herzog von Norfolk, der Gatte der Prinzessin Luise Margarete von Preußen, auf seiner Yacht in der Kieler Bucht kreuzte, hatte er nicht einmal fünf Minuten übrig zur Begrüßung des deutschen Kaisers; allein Wilhelm II enterte mit freundschaftlicher Überrumpelung das englische Schifflein an der Holtenauer Schleuse, um seine Base zu begrüßen. Zärtliche Verwandte! Im Quirinalpalast zu Rom dagegen saßen King Edwards Bruder und Italiens König tagelang zur Abwickelung der Geschäfte beisammen, die schon anfangs 1907 und früher angesponnen worden waren. Die Reisen nach Athen, nach Kartagena, Gaeta und Paris gehörten nämlich zu einem politischen Plan, dessen Folgen erst jetzt ans Tageslicht kommen werden.

König Viktor Emanuel III ist anfangs 1907 mit vier Ministern und großem Gefolge, mit sechs Panzerschiffen und viertausend Mann nach Athen gefahren. Warum? „Politisch belanglose Erwiderung eines Höflichkeitsbesuches.“ Auch nicht übel! Das Jahr zuvor war der hagere Herr aus Kopenhagen, der seit 1863 Georgios I, König der Hellenen heißt, mit einem Adjutanten in Rom erschienen, und der ganze Pomp seines Aufzuges bestand in dem wehenden Federbusch seines Käppis. Die Machtentfaltung Italiens jedoch vor dem Auge der Orientalen bedeutete zweierlei: Anmeldung der Ansprüche auf Albanien und

die Adriaküste von Antivari bis Vallona bei dem schwerhörigen Österreich und offizielle Auffrischung und Sicherung der alten Sympathien in Griechenland, für deren Erwerb die Legion der italienischen Freiwilligen in der Schlacht von Domokos gegen Abdul Hamid ihr Blut vergossen hat. Gleichzeitig erfuhr der Großtürke am Goldenen Horn durch diesen Besuch Viktor Emanuels III beim Schwager King Edwards und Oheim des Zaren Nicolai Alexandrowitsch, daß der Italiener nicht zu seinen Freunden, sondern zu seinen Bedrängern gehöre. Stillschweigende Liquidation der Dreibundmasse?

Beinahe gleichzeitig hatte Englands König in London den Herzog der Abruzzen als den „Vertreter der uns befreundeten und verbündeten Nation" gefeiert, weil dieser mit englischer Unterstützung den Ruwenzori erklettert hatte. Am achtzehnten April 1907 kam er selber eilends von Kartagena, wo er das spanische Geschäft abgeschlossen, mit zwei Panzerkreuzern und Sir Charles Hardinge nach Gaeta und unterhielt sich zwei Stunden lang mit Viktor Emanuel III. „Das war die Antwort auf Rapallo", orakelte der Secolo.

Es folgte die Friedenskonferenz im Haag. Dort hat Großbritanniens Vertreter, Sir E. Fry, in richtiger Arbeitsteilung die bukolische Schalmei für progressive Abrüstung mit Virtuosität geblasen, während gleichzeitig sein Vaterland fortfuhr, selber zu rüsten und seine Freunde zum Rüsten anzuspornen. Die Armee-Reform des Kriegsministers R. B. Haldane, privy Councillor, verleiht mit einem Male dem vordem viel belächelten Heere Old Englands eine rasche Mobilisation, einheitliche Zusammenfassung der verschiedenartigen Bestände und eine bedeutend erhöhte Schlagfertigkeit auch in einem Angriffskriege. Spaniens Cortes bewilligten einstimmig unter dem Jubelgeschrei: „Guerra con todos y paz con Inglaterra" zweihundert Millionen Franken als erste Anzahlung für den Neubau seiner Kriegsflotte. Die verbündeten Westmächte haben es in St. Petersburg durchgesetzt, daß Rußland mit größter Schnelligkeit seine Kriegsmarine erneuert. Zweitausendeinhundertsechzig Millionen Rubel bewilligt das aus tausend Wunden blutende Reich Nikolaus II, um baldmöglichst mit dreißig Panzereinheiten in der Ostsee erscheinen zu können. Die französische Republik will dabei mit Rat und Tat dem nordischen Verbündeten beispringen und entsendet darum ihren tüchtigsten Fachmann im Flottenwesen, den Admiral Touchard, als Botschafter an die Newa, um außerdem, und zwar nebensächlich, darzutun, „daß das französisch-russische Bündnis einen militärischen Charakter besitze" (Temps). Man ersieht aus dieser auftrumpfenden Notiz, daß die allzu sichtbare Geschäftigkeit des Botschaftsrats Dr. von Miquel in St. Petersburg allarmierend wirkte. — Frankreichs Rüstungen sind mit dem neuen Cadresgesetz noch nicht abgeschlossen. Der Ausspruch des Abgeordneten August Bebel im deutschen Reichstag, daß die französische Republik längst an der Grenze ihres militärtüchtigen Menschenmaterials angelangt sei, trifft nicht den Kern der Frage. Richtig ist nur soviel, daß la belle France en Europe mit ihren siebenunddreißigundeinhalb Millionen Franzosen die relativ höchste Aushebungsziffer unter den Großmächten aufweist. Aber dem europäischen Frankreich steht ein französisches Kolonialreich von elf Millionen Quadratkilometern mit über fünfundvierzig Millionen Einwohnern gegenüber. Die Kolonialtruppen führt die Militärverwaltung Frankreichs mit Ausnahme der drei in Paris, Brest und Toulon stehenden Divisionen in ihrer liste théorique de paix nicht auf; es befinden sich darunter allein drei-

undfünfzig Bataillone eingeborner Infanterie: Tonkinesen, Annamiten, Madagaschen und Jäger von Senegal. Diese Bestände können ohne die mindeste Anstrengung verdoppelt und verdreifacht werden. Der in Kolonialsachen sachverständige Abgeordnete für Oran, der frühere Minister Etienne, will durch Anwerbung von dreißigtausend Arabern das neunzehnte Armeekorps auf fünf Divisionen mit siebenundachtzigtausend Mann bringen. Die Militärtechniker im Kriegs- und Marineministerium zu Paris dagegen planen die Errichtung zweier neuer Armeekorps Kolonialtruppen, deren Cadres sie — wie beim neunzehnten in Algier — zu einem Drittel mit europäischen Franzosen und zu zwei Dritteln mit Eingeborenen füllen wollen. —

„Wir stehen am Vorabend historischer Ereignisse von großer Tragweite" —, sagte der Marquis Baquehem, der ausgezeichnete Kenner der internationalen Politik und Berichterstatter in der Delegation Österreichs. —

Spectator alter

Lebendige Kraft im Türkentum



er in Scherz und Ernst landläufige Schlager von der *kranken Türkei* ist für den Kenner des wahren Türkentums bedeutungslos. *Krank* ist im Reiche des Halbmonds nur die rückständige, korrupte Regierung, *krank* der Handel und Unternehmungsgeist, der durchaus nichttürkisch ist, da er ausschließlich von Armeniern, Juden, Griechen oder von Mischlingen, den Levantinern, die alle kaufmännische Moral auf den Kopf stellen, gehandhabt wird, als *krank* kann noch ein großer Teil der abendländischen Fremden in der Türkei angesprochen werden, die sich die fatalistische Flauheit der Mohammedaner zunutze machen, um unsauberen Raubbau auf allen Gebieten zu treiben, — aber das Türkentum selbst ist *gesund, kerngesund*.

Das europäische Urteil über das türkische Element setzt gewöhnlich entweder an den Erscheinungen von Verweichlichung, Verderbtheit, Listigkeit und Geldgier an, wie sie Konstantinopel unter dem Druck eines zentralistischen, persönlichen, auf Mißtrauen und Angeberei beruhenden Regiments aufweist, oder aber an die Wildheit und Brutalität der türkischen Wehr gegen die nicht minder wilden und brutalen Abbröcklungsversuche der nichttürkischen Rassen und Völker in den Provinzen des Reiches. Dabei wird nicht bedacht, daß das reine Türkentum in der Hauptstadt fast ganz verdrängt ist, und daß die dort verbliebenen Türken zumeist nur Spekulanten auf die Mißwirtschaft der Regierung sind, Leute von Eintagsmoral, die heute in Ansehung unsicheren Morgens zusammenraffen müssen, was ihnen nur unter die Hände kommt. Und ebensowenig wird bedacht, daß die Provinz in kultureller Vernachlässigung, ohne das Knochenrückgrat einer gesunden Regierung und einer geregelten Justiz seit Jahrhunderten teils mit Absicht, teils aus Indolenz auf diesem Tiefstand niedergehalten wird, und daß sie die Ausschreitungen, welche die öffentliche Meinung des Abendlandes zu der Sentenz bringen, die Türken müßten aus Europa hinaus, immer nur auf Parole aus Konstantinopel begangen hat und begeht. Wieder mit einem Schlager, dessen Berechtigung bei einigermaßen tieferem Studium des reinen Türkentums sofort hinfällig wird mit dem Wort vom Giaur, der Minderschätzung des Menschenwertes eines Nichtmoslims in türkischer Anschauung, will man beweisen, daß es vergeblich sei, ein Zusammenleben in friedlicher

Arbeit und Gemeinsamkeit zwischen Türken und Christen zu erhoffen. Die Legende, daß Türken nur in der alten Herrenrolle gegenüber den Andersgläubigen, den „Christenhunden", denkbar seien, wird, wenn man sich der Mühe unterzieht, das Nebeneinanderwirken friedsamer Agrarier verschiedener Religion und Rasse in der türkischen Provinz zu studieren, wenn keine politische Agitation dazwischentritt, bald in ihr Nichts zusammenbrechen. Auch der oft ins Treffen geführte Umstand, daß das türkische Element in einem Lande mit christlicher Spitze nicht leben könne und wolle, wobei auf die Rückwanderung der Türken aus Kreta und aus Bosnien und der Herzegowina hingewiesen wird, muß hinfällig werden, wenn man die wahren Gründe dieses Zurückströmens der Mohammedaner aufdeckt. Immer wieder ist es das herrschende türkische Regierungssystem, welches das Losungswort dafür ausgibt, in der Tendenz, den Glauben an die geheime, für die politische und kulturelle Außenwelt unheimliche, weil nicht zu verifizierende Macht des schlummernden, aber zu gegebener Zeit zu erweckenden islamitischen Fanatismus aufrechtzuerhalten. Dahin gehört auch die von Konstantinopel aus sorgsam behütete Wildheit und Abgeschlossenheit Albaniens, des Tigers an der Kette, der äußerstenfalls gegen das Abendland losgelassen werden sollte. Wer aber Albanien kennt, weiß auch, daß der Tag gar nicht ferne ist, an dem die Arnauten, die weder Islam- noch Sultansfanatiker, sondern schlaue Rechner sind, ihren Vorteil nicht mehr darin erblicken werden, die Drohbestie des Yildiz zu spielen.

Die Absichten des herrschenden türkischen Regiments, die Außenwelt glauben zu lassen, daß die latente Kraft des Türkentums in jener nur mühsam niedergehaltenen Wildheit und in dem fanatischen Grundhaß liege, die eines schönen Tages zu einem fürchterlichen Ausbruch kommen könnten, sind durchsichtig. Tatsächlich liegt die lebendige Kraft, die dem ganz gesunden Türkentum innewohnt, auf wesentlich anderen, die Interessen und Moral des Abendlandes nicht bedrohendem Gebiete. Es handelt sich hier nicht darum, dem türkischen Volkselement ein Loblied zu singen, obwohl es den Vergleich mit allen anderen Rassen und Nationen, welche die Balkanhalbinsel bevölkern, siegreich bestehen könnte, — es soll nur auf Grund vieljähriger Beobachtungen ein richtiges Bild des großen Gegensatzes zwischen dem kranken Regime am Bosporus und dem gesunden Türkentum vorführen, das längst in seiner Mehrheit mit den verrotteten Ansichten einer islamitischen Vorherrschaft und ihrer unzeitgemäßen Herren- oder Begmoral abgerechnet hat.

Daß das Türkentum im Grunde gar nicht intolerant ist, läßt sich zum Beispiel leicht aus der nationalen und politischen, sehr selbstständigen Entwicklung der bulgarischen, griechischen, serbischen Bevölkerung in Makedonien erweisen, die, obwohl lange im Hörigkeitsverhältnis stehend, sich ganz unbeirrt zu Nationalitäts- und Glaubensinseln zusammenschlossen, ohne daß eine islamitische Einsprengung auch nur versucht wurde. Im Gegenteil, der Türke räumte in den meisten Fällen den Platz und ließ sich christliche Mehrheiten bilden. Man löse den fleißigen, genügsamen, friedfertigen türkischen Agrarier, den ehrlichen, vertrauensvollen, sein Wort und seine Verpflichtungen stets einhaltenden türkischen Kaufmann ab von dem verderblichen Einflusse der Konstantinopler Macht, von der Verhetzung durch die in Regierungsabhängigkeit stehende islamitische Geistlichkeit, und verhindere die fortgesetzten nationalen und politischen Agressionen der christ-

lichen Balkanvölker, — und das friedlichste Nebeneinander von Türken und Andersgläubigen ist gewährleistet. Als ein vollgültiger Beweis für die ganz bedeutende, im Türkentum steckende lebendige Kraft kann wohl gelten, daß es weder dem korrupten Regierungssystem nach dem oft demoralisierenden Wettbewerb der die Türkei ausbeutenden Fremden gelungen ist, die Grundzüge des Volkscharakters, Einfachheit, Nüchternheit, Arbeitsfähigkeit, Mildtätigkeit, Ehrlichkeit zu verderben.

Daß der Islam das Türkentum hindere, ein in der europäischen Staatengemeine lebensfähiges, wenn auch unter einer eigenen Moral, die aber durchaus den Grundsätzen der Menschlichkeit nicht widerspricht, stehendes Element zu werden, ist ein Ammenmärchen. Abgesehen davon, daß der religiöse Fanatismus der rein türkischen Bevölkerung durch die Reibungen im täglichen, öffentlichen und Handelsleben fast allseitig zurückgedrängt ist, die Exzesse religiöser Unduldsamkeit überhaupt nur auf Anstiftung des herrschenden Systems zurückzuführen sind, welches die türkische Welt unter keinen anderen Feldruf für seine Sache engagieren konnte, als unter dem der angeblich gefährdeten Religion, weil es die politische und nationale Erziehung zur Zusammengehörigkeit aus anderen Gründen vernachlässigte, dringt Kultur und Aufklärung immer mehr in das Volk. Und der Aufnahmeboden ist gut, weil das Türkentum gesund ist.

Was sich bisher in Konstantinopel oder im Ausland als Reformtürken gab, war allerdings nicht ernst zu nehmen. Im Yildiz hat man bei der Einschätzung der Mehrheit dieser Neuerer mehr Menschenkenntnis gezeigt als das kluge Abendland, das den Programmen dieser Leute gläubig lauschte. Dort bot man ihnen hiegegen Rückkaufssummen — kleine grünseidene Beutelchen mit türkischen Goldfüchsen an — und erreichte fast immer sein Ziel.

Dennoch ist das Türkentum reformfähig.

Nur müssen die Reformmacher die Bauernregel befolgen: alles schickt sich nicht für einen.

Die konstitutionellen, westeuropäischen Doktrinen haben, einfach ohne Anpassung nach Rußland übertragen, ein Fiasko erlebt. Die abendländische Moral, ohne weiteres als Zwangsjacke nach der Türkei importiert und angewendet, würde den gleichen Mißerfolg ernten. Wenn die Chinesen sich weigern, die schwarze Farbe als Zeichen der Trauer anzunehmen und behaupten, daß weiß ihren Anschauungen über diese Empfindungen besser entspräche, ist damit noch nicht gesagt, daß China reformunfähig sei. Andere Kultur, andere Grundanschauungen, andere Moral, andere Empfänglichkeit wollen ihren Anteil an dieser Arbeit, erheischen alle Berücksichtigung. Und das muß natürlich auch für das Türkentum gelten. Seine lebendige Kraft ist keine Drohung gegen Europa, sie ist die Basis für die Zukunft dieses gesunden Volkes.

N. Freiherr von Stetten

Primaneraufklärung



Jeder Akademiker, überhaupt jeder Mensch, dem es am Herzen liegt, daß die deutschen Jünglinge möglichst vor den mannigfachen Gefahren sexueller Natur geschützt werden, begrüßt es mit Freuden, daß die Abiturienten der höheren Schulen nach dieser Richtung hin offiziell aufgeklärt werden sollen.

Freilich, meine persönliche Ansicht geht dahin, daß eine soziale Aufklärung, besonders in Geldsachen und Geldverwaltungssachen, viel nötiger wäre.

Wenn ich dies so schlechthin behaupte, so klingt es aus dem Munde eines Mediziners, besonders eines solchen, der in seinem Spezialberufe so oft die schweren, schweren Folgen geschlechtlicher Erkrankung und Verirrung zu sehen bekommt, etwas absonderlich.

Die Primaner sind in sexuellen und sexualpathologischen Dingen gar nicht so unaufgeklärt, wie dies als Voraussetzung für jene Aufklärungsbemühungen hingestellt wird. Ich weiß, daß in den oberen Klassen der höheren Schulen genug Bücher, auch solche mit wirkungsvollen Illustrationen, stets in heimlichem Umlauf waren und sind, aus denen die Schüler viel eingehendere und drastischere Aufklärung schöpfen, als sie ihnen der Lehrer in wohlgesetzter Rede zu geben vermag. Wenn die günstige, die abschreckende Wirkung dieser Bücher auf der Universität nicht lange anhält, so kommt dies daher, weil die gelehrten pharmazeutischen und medizinischen Freunde alsdann in ihrer Weisheit der Vorsicht und der Angst der Kommilitonen aus den anderen Fakultäten mit dem Hinweis begegnen, daß ja alle die möglichen Krankheiten mit diesen und jenen Mitteln unfehlbar — sie sind stolz auf ihre bereits gesammelte wissenschaftliche Erfahrung und auf das bereits erlernte Können — zu „heilen" seien. Wie leicht sind da im Nu alle noch so wohlgemeinten und noch so gut begründeten Ratschläge der gelesenen Bücher oder gar erst der früheren Lehrer in den Wind geschlagen!

Anders hinsichtlich des Soziologischen. Es ist geradezu erschreckend und der Öffentlichkeit nicht genügend bekannt, wie der deutsche Jüngling, besonders der Student, auf sozialem Gebiete so ganz und gar nicht erudiert ist. Er ist und bleibt so lange ein reines Kind in diesen Dingen, bis er durch Schaden am eigenen Leibe klug geworden ist.

Der Abiturient hat keine Ahnung davon, was zum Leben gehört, was das Leben kostet, wie die Werte entstehen und vergehen, was die Begriffe „Erwerb", „Besitz", „Geld", „Geldeswert" bedeuten, welche sozialen Faktoren voneinander abhängig sind, und wie andere wieder ineinander greifen, was mein und dein ist. Ich sage dies wohlüberlegt. Denn es ist gerade in letzterer Hinsicht fürchterlich, wieviel Kassenverwalter in den studentischen Korporationen Veruntreuungen begehen, gesammelte und abzuführende Gelder bei vorliegendem Eigenbedarf „einstweilen" für sich verwenden, wie unordentlich die Kassenbuchführungen sind, wie soviele Studenten es beim gegenseitigen Geldleihen mit der Bestimmung und dem Innehalten der Rückzahlungstermine nicht genau nehmen, welcher Unfug mit Wechseln getrieben wird, mit welcher Leichtlebigkeit Schulden gemacht werden, mit welcher Forschheit die Eltern in Geldsachen hintergangen werden. Und dies alles meist nicht aus angeborener oder erworbener Schlechtigkeit, sondern tatsächlich aus völliger Unkenntnis über die bestehenden Rechts- und Moralbegriffe und die soziale Ordnung. Wie mancher ist an dieser Ignoranz zugrunde gegangen!

Hier vor allem müßte die Aufklärung einsetzen, und zwar in offizieller Lehrstunde schon von Obersekunda an. Das auf diesem Wege Erreichte läuft nicht Gefahr, später paralysiert zu werden. Hier verdirbt kein „fachmännisches Obergutachten" die bereits erzielte gute Wirkung. Auf diesem Gebiete könnte eine erfolgreiche Reform respektive eine Ergänzung des Schulunterrichtes Segen stiften zum Wohle des einzelnen, zum Wohle der akademischen Berufsstände, zum Wohle aber auch der — res publica.

Dr. med. Wiedeburg

Glossen

Politische Physik

Wer die Tätigkeit unserer Parlamente auf ihren Nutzeffekt hin prüft, findet besorgten Herzens ein auffälliges Mißverhältnis zwischen sit venia verbo Geschrei und Wolle. Dem Resultat gegenüber fragt man sich grübelnd: wohin sind die aufgewandten Kräfte verflogen? Gilt nicht mehr, was Julius Robert Mayer im Jahre 1842 aussprach: „Kräfte sind unzerstörliche, wandelbare, imponderable Objekte?" Wo bleibt die Äquivalenz von „Wärme" und Arbeit? Muß das Gesetz von der Konstanz der Energie vor den Toren des Reichstags demütig und bescheiden Halt machen? Existiert es überhaupt noch? Oder ist es abgeschafft, ist es enteignet worden?

Eben zur rechten Zeit lesen wir in einer württembergischen Zeitung folgende Notiz, dazu angetan, die bange Frage zu klären:

> Heilbronn, 18. Februar. In der Presse ist hier in letzter Zeit mehrfach angeregt worden, das Wohn- und Sterbehaus des berühmtesten Sohnes unserer Stadt, Robert Mayer, des Entdeckers des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, das jetzt im Besitz des Weingärtners Winter ist, anzukaufen, und so weiter.

... So also stehen die Dinge!

Freier Betätigung, freiem Wettbewerb entzogen, fristet das „Prinzip" bei Weingärtner Winter — in der guten Stube wohl und unter Glas und Rahmen — ein stilles, kleinbürgerliches Dasein!

Was sagt der Herr Reichskanzler dazu? Möchte er nicht naheliegende Folgerungen ziehen? Möchte er nicht, bevor es zum äußersten kommt, dem gegebenen Mann, D. Naumann, Mitglied des Reichstags für Heilbronn, die Einleitung von Recherchen und Verhandlungen zwecks Wiedergewinnung und Wiedereinführung des kostbaren Gutes nahelegen, selbst auf diese und jene Gefahr hin?

O

Männer mit Armbändern

Wann normwidriges Empfinden strafbar ist, — das mögen die Staatsanwälte und die sogenannten Gesetzgeber herausknobeln.

Fest steht aber, daß ein Mann nicht tun soll, wie wenn er ein Weib wäre.

Weiberart ist es, goldene Armspangen zu tragen.

In den Tagen des Alten Bundes haben junge Weiber sogar goldene Spangen über den Knöcheln mit kurzen, von einem zum andern Fuß reichenden Kettchen getragen, um die Schrittchen zu verkleinern.

In Europa, in Deutschland und in Berlin haben seit etlichen Jahren die Mannsbilder angefangen, Weiberketten am Handgelenk zu tragen. Halb ist es Sport, halb ist es Flirt; kokett rutscht die Kette unter der bunten Manschette über das Handgelenk, und die goldenen Kettenglieder glitzern am Spieltisch und im Ballsaal, auf dem Rennplatz und im Theater. Der Kavallerist und der Korpsstudent, der Commis interessé und der feudale Gutsbesitzer, der begnadete Künstler und sein Mäzen, kurz vieles, was sich nobel dünkt, läßt die goldenen Spange blitzen.

Die neue Mode ist hoffähig. Ich habe bei Prinzen und Fürsten und selbst bei Herrschern von Gottes Gnaden die Kettenringe klirren hören.

Der goldene Schmuck ist ein Element der Handpflege geworden. Wo die Glasur langer Nägel mit Stolz verkündet, daß die Finger nur zu feudalen Bewegungen und Griffen benutzt werden, da wird diese feminine Vermutung durch das feminine Goldplakat feierlich bestätigt.

Ich sah in Rom eine alte römische Metallspange; darauf war eingegraben: Fugi. Tene me. Si revocaveris dominae Zoninae, accipis solidum. Das heißt: Ich bin entlaufen. Halte mich. Wenn du mich der Frau Zonina wiederbringst, bekommst du einen Taler. Das angeschmiedete Band war das Erkennungszeichen des Sklaven.

Ich lese diesen Spruch auf jedem männlichen Goldband und frage mich immer, wer die Zonina des Spangenträgers ist.

Man tauscht das Armband meist mit einer Dame. Faute de mieux on change avec sa femme. Der Hauch von Illegitimität, der aber meist von dem Gold ausströmt, geniert mich nicht sonderlich. Doch das Parfüm der Weibernachäffung ist zuwider. Und ein richtiges Gschpusi will keinen Gscherten mit einer Spangen.

Die Kriegsminister reden von dem ausgezeichneten Geist des Offizierskorps, und sie wollen, wo sich ein femininer normwidriger Zug in das männliche Charakterbild der Armee einschleicht, auf der Wacht stehen und einschreiten.

Der Generalleutnant Staats- und Kriegsminister von Einem und sein französischer Kollege sollten korrespektive Ordres erlassen des Inhalts:

> „Weiberketten dürfen in der
> „Armee nicht getragen werden."

Auf daß wenigstens am Kriegsvolk die Verheißung erfüllet werde:

„Der HERR wird ihr geschmeide wegnehmen, die kettlein und die armspangen."

(Jes. 3, 17, 19)

Gilt das Geschmeide erst als unkriegerisch, so gilt es bald als unmännlich. Ist es unmännlich, so werden auch die Zivilisten diesen Firlefanz den Homosexuellen allein überlassen.

Dr. phil. et jur. Heinrich Hutter

Ein Albdrücken

Ich ging mit Heinrich Heine in Hamburg auf dem Jungfernstieg spazieren.

Bei Kempinski begegneten wir einem Haufen lärmender Menschen mit geröteten Gesichtern. Sie hatten etwas Erfrischendes an sich. Eine Frische, die nur reine Gemüter auszuströmen vermögen, die noch nicht durch allzuvieles Denken verdorben sind.

„Wer mag das sein?" fragte ich Heinrich Heine.

„Nun, wer wird's sein," sagte er, „eine Handvoll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenkünste."

Das haben sie gehört, und tatkräftig, wie sie sind, haben sie mich erwischt. Heinrich Heine war ein Geist, der saß mit einem Satz wieder auf dem Montmartre und lachte.

Zur Strafe haben sie mich in ihre Obotritenheimat geschleppt und dort zum Schulmeister gemacht.

Ich mußte die Jugend lehren.

Das heißt: das war eigentlich mehr Nebensache. Vor allen Dingen mußte ich den Kirchhof harken, die Glocken schmieren und die Gräber graben, vor dem Pastor mit dem Schweife wedeln und vor dem Patronate auf dem Bauch kriechen.

Auch läuten mußte ich die Kirchenglocken.

Und da ich läutete und die vollen Töne die Fluren füllten und über Wälder und Hügel dahinsangen, legte

ich alles hinein, was mir das Herz bedrückte, und ich glaubte, es würde jemand kommen und mir helfen. Ihm wollte ich erzählen, wie ich die Glocken schmieren und läuten, wie ich den Kirchhof harken und die Gräber graben, wie ich mit dem Schweife wedeln und auf dem Bauche kriechen muß, und wie sie mich zwingen, die Jugend verdummen zu lassen, diese „Handvoll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenkünste."

Ich habe lange geläutet, aber es ist niemand gekommen. Dann bin ich in Schweiß gebadet erwacht.

Dem großen Manitu sei Dank, ich bin doch kein Schulmeister in Mecklenburg.

Ad. Wittmaack

Das neudeutsche Straßburg

Die Elsässer stehen mitten im Kampfe um eine Verfassung. Die Antwort, die sie auf ihre Bitte um völlige Gleichberechtigung mit den übrigen Deutschen erhalten haben, war der nicht unähnlich, die den Preußen auf ihre Wahlrechtsinterpellation geworden ist. Man gewöhnt sich an alles, — an alles.

Nun sprach ich vor einiger Zeit mit einem Bekannten über die ungerechte Behandlung, die den doch auch deutschen Elsässern zuteil wird, und erhielt auch eine Antwort. Nämlich die: „Die Elsässer können zufrieden sein, daß sie deutsch werden konnten. Was wäre denn Straßburg? Was war es denn vor 1870?"

Diese Antwort entspringt einer ganz allgemeinen Ansicht. Straßburg, so glaubt man, sei erst durch die Deutschen wieder zu dem gemacht worden, was es heute ist. Diese lächerliche Selbstüberhebung ist ein preußischer Importartikel bei uns im Süden.

Sehen wir einmal von dem Verfassungskampf der Elsässer und ihrer Zurücksetzung im Reiche ab, und betrachten wir einmal das neudeutsche Straßburg. Schauen wir einmal nach, was die Deutschen aus der Illstadt gemacht haben, vor allem, was sie gebaut haben. Denn wenn wir in Süddeutschland von Straßburg als einer hervorragend schönen Stadt reden, denken wir an ihre architektonischen und malerischen Vorzüge.

Die Altstadt. Sie hat ihren eigenartig heimeligen Charakter behalten. Das heißt, man hat ihn ihr nicht rauben können. Das Schloß, in dem das Museum Aufstellung gefunden hat, das Lyzeum, das Theater, das nach alten Plänen so aufgeführt wurde, wie es vor seiner Einäscherung durch die Beschießung 1870 ausgesehen hatte, sind Bauten, die architektonisch sehr wirkungsvoll und malerisch sind. An diese reihen sich das Statthalterpalais, das Stadthaus, das heutige Generalkommando und eine große Zahl Privathäuser im Renaissancestil. Sie alle sind unter französischer Regierung entstanden und geben Straßburg den Grundton seines wunderbaren Stadtbildes. Die architektonischen Schönheiten der Renaissancebauten in der Brandgasse und ihr bewegungsreicher Skulpturenschmuck zeigen die vollendete Kunst ihrer Erbauer und Schöpfer.

Und nun gehe man nach der Vorstadt hinaus und suche die neudeutschen Bauten auf. Da steht plump und überladen der Kaiserpalast. Er hat den einzigen Vorzug, daß er viel Geld gekostet hat. Und es hätte doch wahrlich an Beispielen für einen schönen Palastbau nicht gefehlt. Und wie der Kaiserpalast, so sind alle anderen neuen Bauten architektonisch gleichgültige Werke. Man wird kaum eine Ausnahme finden. Das Landesausschußgebäude, die Universität

und ihre Bauten und, um allem die Krone aufzusetzen, die Oberpostdirektion. Auch an den alten französischen Kasernen haben die deutschen Architekten nichts gelernt. Man kann auch eine Kaserne schön bauen. Das zeigen uns die Napoleonskasernen in ihrer gediegenen Einfachheit. Aber sie müssen den gelben Backsteinhäusern, die man unseren Soldaten baut, Platz machen.

Zusammenfassend dürfte die deutsche Bautätigkeit in Straßburg seit 1870 auch nicht im geringsten mit der französischen zu vergleichen sein. Es ist jedem, der einen lieben Eindruck von Straßburg mitnehmen will, anzuraten, auf der Fahrt nach der Orangerie mit ihren eigenartigen Meisterwerken, die neben vielem schlechten Neuen erhalten blieben, die Augen zuzumachen, sobald er die Altstadt verläßt.

So sieht es im neudeutschen Straßburg aus. So ehrt man das Vermächtnis des großen Erwin von Steinbach und seines Erweckers Goethe.

Otto Ernst Sutter

Der Antiklerikalismus als Exportartikel

„Le cléricalisme c'est l'ennemi!" sagte Gambetta, als er der französischen Geistlichkeit den Fehdehandschuh hinwarf, aber er fügte hinzu: „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation." Diese Moral mit doppeltem Boden ist für die französische Politik lange Jahre maßgebend gewesen. Frankreich hatte das Protektorat über die Katholiken im nahen und fernen Orient, und es schien, als ob zum mindesten dort die katholischen Missionen überall mit demselben Eifer dem atheistischen Frankreich wie der alleinseligmachenden Kirche dienten. Seitdem aber die älteste Tochter der Kirche von dieser gar nichts mehr wissen will und alle Beziehungen zu ihr abgebrochen hat, muß sich die französische Diplomatie im Auslande wohl oder übel ohne klerikale Krücken zurechtfinden. Hier schien nun das modernste Frankreich seine Achillesferse zu haben. Die Freunde der von den Staatskrippen verstoßenen Geistlichkeit stimmten schauerliche Klagelieder über den Anfang vom Ende französischen Ansehens und Einflusses im Auslande an. Nach ihnen ist der große Zauberer auf dem Throne Englands der eigentliche Urheber des Trennungswerkes. England stehen die katholischen Missionen im Wege; deshalb mußte Frankreich, das schützend seine Hand über sie hielt, entweder vernichtet oder dazu gebracht werden, aufzuhören, katholisch zu sein. Diesen Gedanken enthält die Schrift des ehemaligen französischen auswärtigen Ministers Flourens: „La France conquise" in allen möglichen Variationen. Die Männer des neuen Kurses haben jedoch schon bewiesen, daß es auch in der äußeren Politik ohne den Klerikalismus geht. Ja, sie zeigen sogar, daß hier gerade mit dem Antiklerikalismus viel anzufangen ist. „Mission laïque française" nennt sich die Gesellschaft, die sich gleichsam mit dem Export französischen Antiklerikalismus befaßt. Ihr Präsident, Mr. Aulard, Professor an der Pariser Universität, kehrte kürzlich von einer langen Reise zurück, die er im Auftrage der Regierung nach dem Orient unternahm. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen legte er in einem Vortrage auf der Generalversammlung der Gesellschaft dar, die in diesen Tagen in Paris abgehalten wurde. Die katholischen Schulen, meint Aulard, übten nur über einige hunderttausend römische Katholiken Einfluß aus; mehrere tausend Griechen und viele Millionen Muselmanen blieben davon ganz unberührt. „Die Kongregationisten können unsere Sprache lehren, nicht aber unsere

moderne Kultur, nicht unsere moderne Kunst, noch den Geist unserer Institutionen. Unter den Lehrern der Missionsschulen mag es Leute von gutem Willen geben, die nichts lieber täten als den Geist ihres Unterrichts modernisieren; aber sie sind nicht frei, sind ohnmächtig, sind gezwungen, Rom zu gehorchen." Überall, wo weltlicher Unterricht ernsthaft eingerichtet sei, erziele man vorzügliche Wirkungen. Das bewiesen die in Konstantinopel und Saloniki bestehenden stark besuchten französischen Gymnasien. In einer glänzenden Rede verteidigte der Kammerpräsident Henri Brisson bei derselben Gelegenheit die Sache französischen weltlichen Unterrichts im Orient. Gerade dort, wo sich Religion und Nationalität zu decken pflegten, verschaffe man sich Feinde statt Freunde durch alle Proselytenmacherei. Und dann lehrten die Konfessionsschulen nicht das moderne Frankreich kennen. „Das Frankreich von heute ist es, das in unsern Kolonien und anderwärts im Auslande dargestellt werden muß .... Es ist nicht nur seine Sprache, es ist sein Geist, der in diese Regionen getragen werden sollte; und dem Geist des jetzigen Frankreich entspricht es gewiß nicht, eine fremde Religion anzugreifen; er gebietet vielmehr, solche zu achten und jene verschiedenen Nationen erkennen zu lehren, was uns mit ihnen verbinden kann, statt ihnen etwas darzustellen, was uns unvermeidlich von ihnen trennen muß." Daß die Verquickung von auswärtiger Politik und Missionstätigkeit keinen wahren Segen bringt, darin sind sich alle unparteiischen Kenner überseeischer Verhältnisse einig. Frankreich hat mit einer weltlichen Kulturpolitik im Auslande den Anfang gemacht, wodurch auch die wissenschaftliche Lehrtätigkeit der Missionen überflüssig wird. Es marschiert also heute wirklich an der Spitze der Zivilisation.

Otto Corbach

Patriarchalisches

Gelegentlich einer Gerichtsverhandlung wurde festgestellt, daß ein Fabrikant in Gräfental mit zweiundsechzig seiner Arbeiterinnen intim verkehrt und fünfzig Kinder von ihnen hatte.

Das erinnert an die patriarchalischen Verhältnisse der grauen Vorzeit, als man noch nicht wußte, daß der Angelpunkt des Lebens Sünde ist, und nicht einmal hinter den Busch ging deswegen.

Das Vorkommnis sei ein Zeichen der Zeit, sagt die Zeitung, der ich die Mitteilung entnehme.

Irrtum.

Der selige Priamos, Salomo, Karl der Große und unzählige andere, alle hatten viele Weiber.

Wo immer ein Vollmensch genügend Macht besitzt, scheint er sich zum Pascha auszubilden.

Karl der Große war sogar ein guter Christ dabei, und seine Gebeine wurden heilig gesprochen. Es ist augenscheinlich leichter, ein Heiliger zu werden, wenn man Karl der Große ist, als wenn man Gottlieb Friedrich Meier heißt.

Die freie Vermischung der Urmenschen liegt uns noch zu sehr im Blute; deshalb haben wir die vielen Kalamitäten mit der ehelichen Treue.

Am besten scheinen sich die Engländer damit abzufinden. Aber die Engländer dürfen auch nicht „Magen" sagen, und doch bildet dieses Organ einen wichtigen Bestandteil ihres Menschen; wer weiß, wieviel Begehren sie uns hinter ihrer steifleinenen Hemdbrust verbergen.

Der Amerikaner nähert sich der Polyandrie. Wenn ein Mann nicht mehr so viel verdienen kann, wie die Amerikanerin gebraucht, wird sie deren zwei haben müssen, das ist evident. Die Amerikanerin scheint den punctus puncti in der Ehe als quantité negligeable anzusehen. Sie erblickt den Beruf des Weibes im Geldausgeben.

Der Franzose hat etwas von der patriarchalischen Ungeniertheit seiner Vorväter beibehalten, und der Deutsche schwebt zwischen angelsächsischer Prüderie und gallischer Offenherzigkeit.

Im Grunde genommen zerfallen sie aber alle in nur zwei Kategorien, nämlich die, die es wagen, und die, die es nicht wagen, ihrem inneren Menschen ins Gesicht zu sehen und daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Die es nicht wagen, das sind die guten, die anderen sind die verlorenen Schafe.

Der verlorenen Schafe werden immer mehr. Eines Tages wird wieder aus der Sünde eine Tugend werden.

Dann brauchen wir nicht mehr hinter den Busch zu gehen.

Adow

Neue Gedichte von Ricarda Huch

Ein Bändchen „Neue Gedichte" von Ricarda Huch (Leipzig, Inselverlag) hat mich gestern ein paar Abendstunden lang beschäftigt und froh gemacht. Es sind sechzig Gedichte, der Ertrag aus fast fünfzehn Jahren; denn seit ihrem ersten Band Gedichte (Leipzig, H. Häffel 1894) hat die Dichterin nur Prosa veröffentlicht. Beim Lesen dieser Prosa hatte man stets den Eindruck eines zuweilen beinah quälenden Ringens nach Form, nach Gebundenheit, nach freiwillig gewähltem, erschwerendem Zwang. So sind auch diese Liebesgedichte entstanden, aus einem tiefen Künstlerbedürfnis nach Bändigung des Wildgewachsenen, Formung des Erlebten, Kristallisierung des Fließenden An schönen Versen ist zurzeit bei uns kein Mangel, eher ein beängstigender Überfluß. Hier ist aber mehr als Wohllaut, hier ist Glut und Drang, in strenger Selbstbeschränkung zur Form geprägt. Daher sind auch diese Gedichte nicht weichlich und leichtflüssig, sondern herb und kraftvoll. Namentlich die Sonette sind nicht von jener widerstandslos gleitenden, scheinbar vollkommenen wohlfeilen Schönheit, die sonst deutschen Sonetten oft eigen ist. Sie haben vielmehr ganz den Zauber der geharnischten Form, der herben Verschränkung und Gedrungenheit, ohne den die Sonettform stets eine Spielerei bleibt. Es ist für diese Kunst kein großer Genießerkreis vorhanden, desto lebhafter wird die Anerkennung und Freude der wenigen sein.

H H

Jonny Reiff

Der Kulturprediger und Schriftsteller Denketief ist plötzlich wahnsinnig geworden. Und das kam so. Er wollte ausrechnen, wie viel Zeilen er schreiben müsse, um hunderttausend Mark einstreichen zu können. In blühendem Optimismus fingierte er zehn Pfennige für die Zeile und bekam so eine Million. Eine Million Zeilen zu fünfzehn Silben, fünfzehn Millionen Silben zu drei Buchstaben, fünfundvierzig Millionen Buchstaben — oder: dreihundert Faß Tinte und drei Eisenbahnzüge Papier! Nach dieser fürchterlichen Feststellung hatte sich Denketief mit dem vollen Eifer des Glücksjägers in die Arbeit gestürzt. Er wollte schaffen; und wenn es Jahre, wenn es Jahrzehnte, Jahrhunderte währen sollte, ob sein Haar auch bleichen, die Zähne wackeln und das Gehirn gleich einer gebackenen Pflaume im Schädel herumtorkeln würde. Er wollte schaffen, schaffen, schöpferisch schaffen, um hunderttausend Mark zu ergattern, die hunderttausend Mark, die der Jockey Jonny Reiff sein Jahreseinkommen nennt. Jahres-

einkommen! O Götter! schenkt mir Pferdeverstand. O Deutschland! heil, daß du die Vermenschlichung deiner Existenzminima im Stall beginnst. Nun hat das perfide Albion vor uns nichts mehr voraus, nun haben auch wir einen Heiligen des Totalisators, eine kostbare Mißgeburt, vor der anbetend in geistiger Umhalsung Gardekavalier und Droschkenkutscher, Komtessen und Dreier-Rentiers knieen und um den Sieg flehen werden. Wer wagt es fortan zu bezweifeln, daß Deutschlands Kultursonne im Mittag steht, jetzt, da der wundervolle Pferderückenmasseur für seinen zauberhaften Schenkeldruck ein doppeltes Ministergehalt bekommt . . .

Es soll aber diesem gewaltigen Fortschritte zum Trotz noch vorkommen, daß irgendwo im Osten die Lehrer in Schweinekoben wohnen, daß die Witwen preußischer Gymnasialprofessoren, die doppelt so solide gelebt haben, wie diese Propheten des Jägerhemdes und der Bilzbrause zu leben pflegen, der Armenkasse anheimfallen; daß für Klöppelspitzen (wie man sie beim letzten Derby trug) zwei, ja: zwei Pfennige Stundenlohn gezahlt werden. Es soll vorkommen, daß . . . Schon gut, verschluck dein Miserere. Du kurzsichtiger Nörgler. Bedenke: erstens wird sich im glorreichen Wettstreit mit dem Sattelblitz mancher Hohlkopf und Monokleheld das Genick brechen; und das ist schön. Zweitens werden die stalldurchdufteten Konzile zu Ehren des Allsiegenden eine unerschöpfliche Ausbeute geben — den Witzblattzeichnern. Und wir werden lachen.

Übrigens war der Schriftsteller Denketief wohl sowieso nahe daran, verrückt zu werden. Denn sonst hätte er soviel Einsicht haben müssen, um zu begreifen, daß die Druckwarenhändler es gut mit ihm meinten: die fünf und siebeneinhalb Pfennige für die Zeile sollten ihn trainieren, daß er bald das Gewicht bekäme, um Jonny Reiff aus den Steigbügeln zu heben.

Lucian

Von der Staatsbibliothek

In der Kgl. Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek wird Ibsen nicht mehr ausgeliehen.

Denn die Staatsbibliothek soll wissenschaftlichen Zwecken dienen. Darum erhält man keine Unterhaltungslektüre mehr.

Auch Ibsen nicht.

Ist denn nun wirklich Ibsen nur Unterhaltungslektüre? Und auf gleiche Stufe zu stellen mit Gerstäcker und Cooper?

Man wird also wohl auch Hebbel nicht erhalten!? Auch Shakespeare nicht!?

Droben aber stehen unter fingerdicker Staubschicht die Bände. Lange, lange Reihen. Hier führt die Bücherlaus ein beschaulich Dasein und nährt sich von den Ideen unserer Geistesriesen.

Und die fühlende Staatsbibliothek stört sie nicht.

Denn auch die Bücherlaus will leben.

Ypsilon

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15


Digitized by Google

